This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

MELPOMENE

C. F. Gellerts
sämmtliche
Schriften.

Dritter Theil.

Neue verbesserte Auflage.

Mit Römisch-Kaiserl. Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächs. allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
und Caspar Fritsch. 1784.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede.

Man kann nicht viel von seinen Schriften sagen, wenn man sich nicht zugleich selber loben oder tadeln will. Ich werde daher den Leser mit keiner langen Vorrede zu diesem Bande Comödien aufhalten, damit ich nicht wider meinen Willen in einen von diesen beiden Fehlern verfalle. Der Autor hat ja auch bey dem Gerichte über seine Werke keine Stimme. Er muß es die Welt, insonderheit die Welt der Kenner, ausmachen lassen, ob seine Schriften gut sind oder nicht. Und wenn er sonst ein gut Gewissen hat: so kann er sicher auf die Billigkeit der Critik hoffen. Sie wird ihm über lang oder kurz Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ohne daß er sich selber ins Spiel mengt. Die Welt muß ohnedieß etlichemal aussterben, ehe eine Schrift das gewisse und untrügliche Siegel ihrer Güte und Schönheit erhält. Und das größte Lob der gegenwärtigen Zeit wird unsern Werken, wenn sie bloß mittelmäßig sind, nichts helfen, als daß man sie zehen oder zwanzig Jahre in den Bücherschränken bestäubt stehen und endlich vom Staube verzehrt werden sieht. Mein Trost ist, daß einige von meinen Lustspielen schon so glücklich gewesen sind, den Beyfall der Kenner zu erhalten, und daß ich bey den übrigen keine kleinere Absicht gehabt habe, als

ihn noch einmal zu verdienen. Wie ruhig wollte ich seyn, wenn ich nicht noch zweifeln müßte, ob ich meine Absicht erreicht hätte!

Ich muß nunmehr einige Erinnerungen über etliche von den nachstehenden Comödien machen. Die erste betrifft einen Vorwurf, den man der Betschwester in der Regensburger gelehrten Zeitung gemacht hat; nicht denjenigen, daß sie keine Verwickelung hätte; nein, die gelehrten Herren Schweizer sind schon so gütig gewesen und haben mich besser vertheidiget, als ich mirs hätte wünschen können. *) Und ich würde sehr undankbar seyn, wenn ich die Rechte, die ich durch ihre Vertheidigung erhalten habe, noch höher treiben wollte. Gesetzt, der Vorwurf der Regensburger Zeitung wäre auch gegründet; so würde ich zwar darüber schamroth werden, mich aber gar nicht vertheidigen. Man spreche mir den Witz ab. Es ist mir gar nicht lieb, ich wollte tausendmal lieber gefallen. Aber das weis ich gewiß, daß ich den Ruhm des Witzes nie durch Streitschriften zu erzwingen suchen werde. Die Welt ist klüger, als der Autor und Gegner. Sie ist auch billiger, als beide: Also wird sie die Sache schon ausmachen, ohne erst unsere Eigenliebe in einer Vertheidigungsschrift kennen zu lernen. Allein es steht in der Regensburger Recension eine Stelle, die nicht bloß meinen Witz, sondern mein Herz beleidiget. Sie

*) Freymüth. Nachrichten von neuen Büchern x. 4. Zürich 1746. Bl. 276. u. f.

Sie heißt, „der gemeine Mann würde nicht wis-
„sen, ob man die Betschwester, oder den König
„David lächerlich machen wollte.“ Ich dächte,
dieses heftige Urtheil hätte ich nicht verdienet.
Welcher gemeine Mann, der die gesunde Ver-
nunft besitzt, und einige Stellen aus der Schrift
weis, sollte auf diesen unseligen Zweifel verfallen
können? Sollte er niemals in der Schrift, aus
der er die Andacht des Davids kennet, sollte er
da nicht auch von gewissen Leuten gelesen haben,
welche den Schein der Religion hatten und ihre
Kraft verleugneten? welche lange Gebete machten,
sauer aussahen, mit großer Strenge fasteten;
kurz, welche die Religion in äußerlichen Dingen,
in Geberden und Mienen, in Kleidern, in der
Enthaltung von Speisen, in Gebetsformeln, in
kläglichen Tönen, in gefaltnen Händen, in ver-
zagten Schritten suchten, und bey ihrer heiligen
Gestalt ein boshaft Herz hatten und behielten.
Wenn er von Leuten gehört hat, die zu den Zei-
ten unsers Erlösers und nach denselben gern einen
Vertrag zwischen der Natur und Religion stiften
wollten; die das Leichteste aus dem Gesetze nah-
men und das Schwere Andern überließen; welche
die Pflichten sorgfältig beobachteten, die ihren na-
türlichen Neigungen am meisten gemäß oder am
wenigsten zuwider waren; welche die Figur der
Gottseligkeit und die Form zu wissen hatten, und
was Recht war im Gesetze; die als fromme Kin-
der Till und Kümmel verzehndeten, und doch als

Phantaſten vor ſich her poſaunen ließen, wenn ſie den Armen etliche Groſchen austheilen wollten; die durch ihre langen Gebete ſich zu Heiligen machten, und die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit vor und nach ihren Gebeten ſchändeten? Sollte, ſage ich, ein gemeiner Mann, der dieſes weis, noch zweifeln können, ob ich den König David, das heißt, die vernünftige Andacht eines frommen Herzens, oder die Betſchweſter, das heißt, die abergläubiſche Andacht eines ungebeſſerten und liebloſen Herzens, lächerlich machen wolle? Wie weh ſollte mirs thun, wenn ich dieſen guten Leuten die Religion verdächtig machte! Doch nein, ich mache mir keine Sorge. Die Ungelehrten machen weit ſeltner falſche Auslegung, als die Halbgelehrten. Der Witz ſey verdammt, den ich mit Vorſatz, oder auch wider meinen Willen, gegen die Religion anwende! Ja, ich traue in dieſem Stücke meinem Herzen ſo ſehr, daß ich gar nicht glaube, daß es mich bey einer ſo wichtigen und heiligen Sache unvorſichtig denken und ſcherzen laſſen ſollte. Wer mit der Religion ſpottet; wer es auch nur merken läßt, daß er damit ſpotten will, iſt der unverſchämteſte und frechſte Menſch, wenn er auch tauſendmal die Religion nicht für göttlich hielte. Kann man mit einer Sache, die dem größten Theile der Welt, ſo viel tauſend klugen und großen Seelen, ehrwürdig und ſchätzbar geweſen iſt, und noch iſt, verächtlich umgehen, ohne die Vernunft zu beſchimpfen? Iſt

die

die Religion aber das einzige Mittel, wodurch die Menschen tugendhaft und zufrieden werden können; (und sie ist es gewiß;) wehe demselben, der die Welt in dem Gebrauche dieses Mittels nur einen Augenblick durch seine Spöttereyen störet. Ich sage dieses gewissen muntern Köpfen zum Besten, die man wegen ihrer Geschicklichkeit hoch halten, und wegen ihrer geringen Achtung, die sie gegen die Religion in ihren Schriften blicken lassen, mit Mitleiden und Entsetzen ansehen muß. Ihr Eifer für die Vernunft sey schön; ihr Witz sey gut und fein; er wird dennoch ihre Schande und das Unglück der Menschen werden, wenn sie ihn nicht wider den Aberglauben, sondern für den Unglauben und wider die Majestät der Religion brauchen.

In den zärtlichen Schwestern kömmt ein kleiner Pedant vor, der weiter keinen Fehler hat, als daß er zur Unzeit gelehrt und in seine Art der Gelehrsamkeit, mit Verachtung der übrigen Arten, verliebt ist. Dieser Charakter herrscht so allgemein unter den Gelehrten und Künstlern, daß ich nicht geglaubt hätte, daß man das Original dazu in dieser oder jener einzelnen Person suchen würde. Allein kaum waren die zärtlichen Schwestern gedruckt: so mußte ich den schrecklichen Vorwurf hören, als ob ich diesen oder jenen wackern Mann in der Person des Magisters gemeynt hätte. Und warum glaubten sie dieß? etlicher Worte wegen, die doch hundert Andre auch

brauchen; und vielleicht aus keiner andern Urſache, als weil er auch ein Magiſter war. Alle, die mich kennen, werden wiſſen, daß ich einen Abſcheu vor allen perſönlichen Beleidigungen habe, und theils zu träge, theils nicht boshaft genug dazu bin. Ich liebe den Frieden von Natur, und denke ſelten an die Fehler der Andern, ohne mich wegen meiner eigenen zu ſchämen. Ich bitte alſo meine Leſer, wenn ſie ein Original zu dem Magiſter ſuchen, daß ſie ſich tauſend Perſonen in Gedanken vorſtellen und hie und da einen Zug entlehnen mögen, bis ein Geſichte daraus wird, das dieſem Charakter gleicht. Wenn ſie ihn ſo ſuchen: ſo werden ſie ſehen, daß mein Pedant unter allen Gattungen der Gelehrten herrſcht, und daß ich dieſen Charakter bloß darum einem Philoſophen angedichtet habe, weil ich ihn nicht allen Arten der Gelehrten zugleich andichten konnte.

- - Poeta tabulas cum cepit ſibi,
Quaerit, quod nusquam eſt gentium, reperit tamen.
Facit illud veriſimile, quod mendacium eſt.
Plaut.

Das Singſpiel, welches der Leſer in dieſem Bande findet, iſt durchgehends aus einem franzöſiſchen proſaiſchen Nachſpiele *) genommen. Ich würde in meinem Leben an keins gedacht haben, wenn ich nicht auf einen hohen Befehl eins hätte verfertigen ſollen; nicht deswegen, weil ich dieſe Art

*) Nouveau Recueil choiſi et mêlé des meilleures pieces du Theatre François et Italien. Tom. VIII.

Art der Gedichte für unnatürlich hielte; nein, sondern weil ich sie für sehr schwer halte, wenn sie schön seyn sollen. Und wer weis, ob ich an dem so schönen Nachspiele des Herrn von Saintfoix nicht den Vorwurf im Terenz verdienet habe:

Graecis bonis latinas fecit non bonas.

Sollten einige an der Betschwester, dem Loose in der Lotterie und den zärtlichen Schwestern überhaupt tadeln, daß sie eher mitleidige Thränen, als freudige Gelächter erregten: so danke ich ihnen zum voraus für einen so schönen Vorwurf. Doch ich habe meinen Lesern im Anfange versprochen, wenig oder nichts von den gegenwärtigen Stücken zu sagen; und gleichwohl sehe ich, daß es mir, wie den Liebhabern, geht, die, indem sie ihren Schönen noch schwören, nichts mehr von der Liebe zu erwähnen, auch diesen Schwur unvermerkt brechen. Es mag also genug seyn. Leipzig, im Monat September, 1747.

Innhalt

des dritten Theils.

Luſtſpiele.

Die zärtlichen Schweſtern. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. S. 1

Das Orakel. Ein Singſpiel in zween Aufzügen. 111

Die Betſchweſter. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. 145

Das Loos in der Lotterie. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 221

Sylvia. Ein Schäferſpiel in einem Aufzuge. 343

Die kranke Frau. Ein Nachſpiel in einem Aufzuge. 383

Das Band. Ein Schäferſpiel in einem Aufzuge. Nebſt einem Vorberichte. 431

Die zärtlichen Schwestern.

Ein Lustspiel von drey Aufzügen.

Personen.

Cleon.

Der Magister, sein Bruder.

Lottchen, Cleons älteste Tochter.

Julchen, dessen jüngste Tochter.

Siegmund, Lottchens Liebhaber.

Damis, Julchens Liebhaber.

Simon, Damis Vormund.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen.

Lieber Papa, Herr Damis iſt zugegen. Der Thee iſt ſchon in dem Garten, wenn Sie ſo gut ſeyn und hinunter gehen wollen.

Cleon. Wo iſt Herr Damis?

Lottchen. Er redt mit Julchen.

Cleon. Meine Tochter, iſt dirs auch zuwider, daß ich den Herrn Damis auf eine Taſſe Thee zu mir gebeten habe? Du merkſt doch wohl ſeine Abſicht. Geht dirs auch nahe? Du gutes Kind, du dauerſt mich. Freylich biſt du älter, als deine Schweſter, und ſollteſt auch eher einen Mann haben. Aber ...

Lottchen. Papa, warum bedauren Sie mich? Muß ich denn nothwendig eher heirathen, als Julchen? Es iſt wahr, ich bin etliche Jahre älter; aber Julchen iſt auch weit ſchöner, als ich. Ein Mann, der ſo vernünftig, ſo reich, und ſo galant iſt, als Herr Damis, und doch ein armes Frauenzimmer heirathet, kann in ſeiner Wahl mit Recht auf diejenige ſehen, die die meiſten Annehmlichkeiten hat. Ich mache mir eine Ehre daraus, mich an dem günſtigen Schickſale meiner Schweſter aufrichtig zu vergnügen, und mit dem meinigen zufrieden zu ſeyn.

Cleon. Kind, wenn das alles dein Ernſt iſt: ſo verdienſt du zehn Männer. Du redſt faſt ſo klug, als mein Bruder, und haſt doch nicht ſtudirt.

Lottchen. Loben Sie mich nicht, Papa. Ich bin mir in meinen Augen ſo geringe, daß ich ſo gar das Lob eines Vaters für eine Schmeicheley halten muß.

Cleon. Nun, nun, ich muß wiſſen, was an dir iſt. Du haſt ein Herz, deſſen ſich die Tugend ſelbſt nicht ſchämen dürfte. Höre nur ...

Lottchen. O wie demüthigen Sie mich! Ein Lobſpruch, den ich mir wegen ſeiner Größe nicht zueignen kann, thut mir weher, als ein verdienter Verweis.

Cleon. So bin ich nicht geſinnt. Ich halte viel auf ein billiges Lob, und ich weigere mich keinen Augenblick, es anzunehmen, wenn ichs verdiene. Das Lob iſt ein Lohn der Tugend, und den verdienten Lohn muß man annehmen. Höre nur, du biſt verſtändiger, als deine Schweſter, wenn jene gleich ſchöner iſt. Rede ihr doch zu, daß ſie ihren Eigenſinn fahren läßt, und ſich endlich zu einem feſten Bündniſſe mit dem Herrn Damis entſchließt, ehe ich als Vater ein Machtwort rede. Ich weis nicht, wer ihr den wunderlichen Gedanken von der Freyheit in den Kopf geſetzet hat.

Lottchen. Mich deucht, Herr Damis iſt Julchen nicht zuwider. Und ich hoffe, daß er ihren kleinen Eigenſinn leicht in eine beſtändige Liebe verwandeln kann. Ich will ihm dazu behülflich ſeyn.

Cleon. Ja, thue es, meine Goldtochter. Sage Julchen, daß ich nicht ruhig sterben würde, wenn ich sie nicht bey meinem Leben versorgt wüßte.

Lottchen. Nein, lieber Papa, solche Bewegungsgründe zur Ehe sind wohl nicht viel besser, als die Zwangsmittel. Julchen hat Ursachen genug in ihrem eignen Herzen und in dem Werthe ihres Geliebten, die sie zur Liebe bewegen können; diese will ich wider ihren Eigensinn erregen, und sie durch sich selbst und durch ihren Liebhaber besiegt werden lassen.

Cleon. Gut, wie du denkst. Nur nicht gar zu lange nachgesonnen! Rühme den Herrn Damis. Sage Julchen, daß er funfzig tausend Thaler baares Geld hätte, und ... Arme Tochter! es mag dir wohl weh thun, daß deine Schwester so reich heirathet. Je nun, du bist freylich nicht die Schönste, aber du wirst gewiß auch versorget werden. Betrübe dich nicht.

Lottchen. Sorgen Sie nicht! ich müßte mich bloß deswegen betrüben, weil sie mein Herz für so niedrig halten, daß es meiner Schwester ihr Glück nicht gönnen sollte. Dazu gehört ja gar keine Tugend, einer Person etwas zu gönnen, für welche das Blut in mir spricht. Kommen Sie, Papa, der Thee möchte kalt werden.

Cleon. Du brichst mit Fleiß ab, weil du dich fühlst. Sey gutes Muths, mein Kind. Ich kann dir freylich nichts mitgeben. Aber so lange ich lebe, will ich alles an dich wagen. Nimm dir wieder einen

Phantaſten vor ſich her poſaunen ließen, wenn ſie den Armen etliche Groſchen austheilen wollten; die durch ihre langen Gebete ſich zu Heiligen machten, und die Gerechtigkeit und die Barmherzigkeit vor und nach ihren Gebeten ſchändeten; Sollte, ſage ich, ein gemeiner Mann, der dieſes weis, noch zweifeln können, ob ich den König David, das heißt, die vernünftige Andacht eines frommen Herzens, oder die Betſchweſter, das heißt, die abergläubiſche Andacht eines ungebeſſerten und liebloſen Herzens, lächerlich machen wolle? Wie weh ſollte mirs thun, wenn ich dieſen guten Leuten die Religion verdächtig machte! Doch nein, ich mache mir keine Sorge. Die Ungelehrten machen weit ſeltner falſche Auslegung, als die Halbgelehrten. Der Witz ſey verdammt, den ich mit Vorſatz, oder auch wider meinen Willen, gegen die Religion anwende! Ja, ich traue in dieſem Stücke meinem Herzen ſo ſehr, daß ich gar nicht glaube, daß es mich bey einer ſo wichtigen und heiligen Sache unvorſichtig denken und ſcherzen laſſen ſollte. Wer mit der Religion ſpottet; wer es auch nur merken läßt, daß er damit ſpotten will, iſt der unverſchämteſte und frechſte Menſch, wenn er auch tauſendmal die Religion nicht für göttlich hielte. Kann man mit einer Sache, die dem größten Theile der Welt, ſo viel tauſend klugen und großen Seelen, ehrwürdig und ſchätzbar geweſen iſt, und noch iſt, verächtlich umgehen, ohne die Vernunft zu beſchimpfen? Iſt

die

die Religion aber das einzige Mittel, wodurch die Menschen tugendhaft und zufrieden werden können; (und sie ist es gewiß;) wehe demselben, der die Welt in dem Gebrauche dieses Mittels nur einen Augenblick durch seine Spöttereyen störet. Ich sage dieses gewissen muntern Köpfen zum Besten, die man wegen ihrer Geschicklichkeit hoch halten, und wegen ihrer geringen Achtung, die sie gegen die Religion in ihren Schriften blicken lassen, mit Mitleiden und Entsetzen ansehen muß. Ihr Eifer für die Vernunft sey schön; ihr Witz sey gut und fein; er wird dennoch ihre Schande und das Unglück der Menschen werden, wenn sie ihn nicht wider den Aberglauben, sondern für den Unglauben und wider die Majestät der Religion brauchen.

In den zärtlichen Schwestern kömmt ein kleiner Pedant vor, der weiter keinen Fehler hat, als daß er zur Unzeit gelehrt und in seine Art der Gelehrsamkeit, mit Verachtung der übrigen Arten, verliebt ist. Dieser Charakter herrscht so allgemein unter den Gelehrten und Künstlern, daß ich nicht geglaubt hätte, daß man das Original dazu in dieser oder jener einzelnen Person suchen würde. Allein kaum waren die zärtlichen Schwestern gedruckt: so mußte ich den schrecklichen Vorwurf hören, als ob ich diesen oder jenen wackern Mann in der Person des Magisters gemeynt hätte. Und warum glaubten sie dieß? etlicher Worte wegen, die doch hundert Andre auch

brauchen; und vielleicht aus keiner andern Urſache, als weil er auch ein Magiſter war. Alle, die mich kennen, werden wiſſen, daß ich einen Abſcheu vor allen perſönlichen Beleidigungen habe, und theils zu träge, theils nicht boshaft genug dazu bin. Ich liebe den Frieden von Natur, und denke ſelten an die Fehler der Andern, ohne mich wegen meiner eigenen zu ſchämen. Ich bitte alſo meine Leſer, wenn ſie ein Original zu dem Magiſter ſuchen, daß ſie ſich tauſend Perſonen in Gedanken vorſtellen und hie und da einen Zug entlehnen mögen, bis ein Geſichte daraus wird, das dieſem Charakter gleicht. Wenn ſie ihn ſo ſuchen: ſo werden ſie ſehen, daß mein Pedant unter allen Gattungen der Gelehrten herrſcht, und daß ich dieſen Charakter bloß darum einem Philoſophen angedichtet habe, weil ich ihn nicht allen Arten der Gelehrten zugleich andichten konnte.

- - Poeta tabulas cum cepit ſibi,
Quaerit, quod nusquam eſt gentium, reperit tamen.
Facit illud veriſimile, quod mendacium eſt.
Plaut.

Das Singſpiel, welches der Leſer in dieſem Bande findet, iſt durchgehends aus einem franzöſiſchen proſaiſchen Nachſpiele *) genommen. Ich würde in meinem Leben an keins gedacht haben, wenn ich nicht auf einen hohen Befehl eins hätte verfertigen ſollen; nicht deswegen, weil ich dieſe Art

*) Nouveau Recueil choiſi et mêlé des meilleures pieces du Theatre François et Italien. Tom. VIII.

Art der Gedichte für unnatürlich hielte; nein, sondern weil ich sie für sehr schwer halte, wenn sie schön seyn sollen. Und wer weis, ob ich an dem so schönen Nachspiele des Herrn von Saintfoix nicht den Vorwurf im Terenz verdienet habe:

Graecis bonis latinas fecit non bonas.

Sollten einige an der Betschwester, dem Loose in der Lotterie und den zärtlichen Schwestern überhaupt tadeln, daß sie eher mitleidige Thränen, als freudige Gelächter erregten: so danke ich ihnen zum voraus für einen so schönen Vorwurf. Doch ich habe meinen Lesern im Anfange versprochen, wenig oder nichts von den gegenwärtigen Stücken zu sagen; und gleichwohl sehe ich, daß es mir, wie den Liebhabern, geht, die, indem sie ihren Schönen noch schwören, nichts mehr von der Liebe zu erwähnen, auch diesen Schwur unvermerkt brechen. Es mag also genug seyn. Leipzig, im Monat September, 1747.

Innhalt

des dritten Theils.

Luſtſpiele.

Die zärtlichen Schweſtern. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. S. 1

Das Orakel. Ein Singſpiel in zwey Aufzügen. 111

Die Betſchweſter. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. 145

Das Loos in der Lotterie. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 281

Sylvia. Ein Schäferſpiel in einem Aufzuge. 343

Die kranke Frau. Ein Nachſpiel in einem Aufzuge. 383

Das Band. Ein Schäferſpiel in einem Aufzuge. Nebſt einem Vorberichte. 431

Die zärtlichen Schwestern.

Ein Lustspiel von drey Aufzügen.

Personen.

Cleon.

Der Magister, sein Bruder.

Lottchen, Cleons älteste Tochter.

Julchen, dessen jüngste Tochter.

Siegmund, Lottchens Liebhaber.

Damis, Julchens Liebhaber.

Simon, Damis Vormund.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen.

Lieber Papa, Herr Damis ist zugegen. Der Thee ist schon in dem Garten, wenn Sie so gut seyn und hinunter gehen wollen.

Cleon. Wo ist Herr Damis?

Lottchen. Er redt mit Julchen.

Cleon. Meine Tochter, ist dirs auch zuwider, daß ich den Herrn Damis auf eine Tasse Thee zu mir gebeten habe? Du merkst doch wohl seine Absicht. Gehts dirs auch nahe? Du gutes Kind, du dauerst mich. Freylich bist du älter, als deine Schwester, und solltest auch eher einen Mann haben. Aber ...

Lottchen. Papa, warum bedauren Sie mich? Muß ich denn nothwendig eher heirathen, als Julchen? Es ist wahr, ich bin etliche Jahre älter; aber Julchen ist auch weit schöner, als ich. Ein Mann, der so vernünftig, so reich, und so galant ist, als Herr Damis, und doch ein armes Frauenzimmer heirathet, kann in seiner Wahl mit Recht auf diejenige sehen, die die meisten Annehmlichkeiten hat. Ich mache mir eine Ehre daraus, mich an dem günstigen Schicksale meiner Schwester aufrichtig zu vergnügen, und mit dem meinigen zufrieden zu seyn.

Cleon. Kind, wenn das alles dein Ernſt iſt: ſo verdienſt du zehn Männer. Du redſt faſt ſo klug, als mein Bruder, und haſt doch nicht ſtudirt.

Lottchen. Loben Sie mich nicht, Papa. Ich bin mir in meinen Augen ſo geringe, daß ich ſo gar das Lob eines Vaters für eine Schmeicheley halten muß.

Cleon. Nun, nun, ich muß wiſſen, was an dir iſt. Du haſt ein Herz, deſſen ſich die Tugend ſelbſt nicht ſchämen dürfte. Höre nur ...

Lottchen. O wie demüthigen Sie mich! Ein Lobſpruch, den ich mir wegen ſeiner Größe nicht zueignen kann, thut mir weher, als ein verdienter Verweis.

Cleon. So bin ich nicht geſinnt. Ich halte viel auf ein billiges Lob, und ich weigere mich keinen Augenblick, es anzunehmen, wenn ichs verdiene. Das Lob iſt ein Lohn der Tugend, und den verdienten Lohn muß man annehmen. Höre nur, du biſt verſtändiger, als deine Schweſter, wenn jene gleich ſchöner iſt. Rede ihr doch zu, daß ſie ihren Eigenſinn fahren läßt, und ſich endlich zu einem feſten Bündniſſe mit dem Herrn Damis entſchließt, ehe ich als Vater ein Machtwort rede. Ich weis nicht, wer ihr den wunderlichen Gedanken von der Freyheit in den Kopf geſetzet hat.

Lottchen. Mich deucht, Herr Damis iſt Julchen nicht zuwider. Und ich hoffe, daß er ihren kleinen Eigenſinn leicht in eine beſtändige Liebe verwandeln kann. Ich will ihm dazu behülflich ſeyn.

Cleon. Ja, thue es, meine Goldtochter. Sage Julchen, daß ich nicht ruhig sterben würde, wenn ich sie nicht bey meinem Leben versorgt wüßte.

Lottchen. Nein, lieber Papa, solche Bewegungsgründe zur Ehe sind wohl nicht viel besser, als die Zwangsmittel. Julchen hat Ursachen genug in ihrem eignen Herzen und in dem Werthe ihres Geliebten, die sie zur Liebe bewegen können; diese will ich wider ihren Eigensinn erregen, und sie durch sich selbst und durch ihren Liebhaber besiegt werden lassen.

Cleon. Gut, wie du denkst. Nur nicht gar zu lange nachgesonnen! Rühme den Herrn Damis. Sage Julchen, daß er funfzig tausend Thaler baares Geld hätte, und ... Arme Tochter! es mag dir wohl weh thun, daß deine Schwester so reich heirathet. Je nun, du bist freylich nicht die Schönste, aber du wirst gewiß auch versorget werden. Betrübe dich nicht.

Lottchen. Sorgen Sie nicht! ich müßte mich bloß deswegen betrüben, weil sie mein Herz für so niedrig halten, daß es meiner Schwester ihr Glück nicht gönnen sollte. Dazu gehört ja gar keine Tugend, einer Person etwas zu gönnen, für welche das Blut in mir spricht. Kommen Sie, Papa, der Thee möchte kalt werden.

Cleon. Du brichst mit Fleiß ab, weil du dich fühlst. Sey gutes Muths, mein Kind. Ich kann dir freylich nichts mitgeben. Aber so lange ich lebe, will ich alles an dich wagen. Nimm dir wieder einen

Innhalt

des dritten Theils.

Luſtſpiele.

Die zärtlichen Schweſtern. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. S. 1

Das Orakel. Ein Singſpiel in zween Aufzügen. 111

Die Betſchweſter. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen. 145

Das Loos in der Lotterie. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. 221

Sylvia. Ein Schäferſpiel in einem Aufzuge. 343

Die kranke Frau. Ein Nachſpiel in einem Aufzuge. 383

Das Band. Ein Schäferſpiel in einem Aufzuge. Nebſt einem Vorberichte. 431

Die zärtlichen Schwestern.

Ein Lustspiel von drey Aufzügen.

Personen.

Cleon.

Der Magister, sein Bruder.

Lottchen, Cleons älteste Tochter.

Julchen, dessen jüngste Tochter.

Siegmund, Lottchens Liebhaber.

Damis, Julchens Liebhaber.

Simon, Damis Vormund.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen.

Lieber Papa, Herr Damis iſt zugegen. Der Thee iſt ſchon in dem Garten, wenn Sie ſo gut ſeyn und hinunter gehen wollen.

Cleon. Wo iſt Herr Damis?

Lottchen. Er redt mit Julchen.

Cleon. Meine Tochter, iſt dirs auch zuwider, daß ich den Herrn Damis auf eine Taſſe Thee zu mir gebeten habe? Du merkſt doch wohl ſeine Abſicht. Geht dirs auch nahe? Du gutes Kind, du dauerſt mich. Freylich biſt du älter, als deine Schweſter, und ſollteſt auch eher einen Mann haben. Aber ...

Lottchen. Papa, warum bedauren Sie mich? Muß ich denn nothwendig eher heirathen, als Julchen? Es iſt wahr, ich bin etliche Jahre älter; aber Julchen iſt auch weit ſchöner, als ich. Ein Mann, der ſo vernünftig, ſo reich, und ſo galant iſt, als Herr Damis, und doch ein armes Frauenzimmer heirathet, kann in ſeiner Wahl mit Recht auf diejenige ſehen, die die meiſten Annehmlichkeiten hat. Ich mache mir eine Ehre daraus, mich an dem günſtigen Schickſale meiner Schweſter aufrichtig zu vergnügen, und mit dem meinigen zufrieden zu ſeyn.

Cleon. Kind, wenn das alles dein Ernſt iſt: ſo verdienſt du zehn Männer. Du redſt faſt ſo klug, als mein Bruder, und haſt doch nicht ſtudirt.

Lottchen. Loben Sie mich nicht, Papa; Ich bin mir in meinen Augen ſo geringe, daß ich ſo gar das Lob eines Vaters für eine Schmeicheley halten muß.

Cleon. Nun, nun, ich muß wiſſen, was an dir iſt. Du haſt ein Herz, deſſen ſich die Tugend ſelbſt nicht ſchämen dürfte. Höre nur ...

Lottchen. O wie demüthigen Sie mich! Ein Lobſpruch, den ich mir wegen ſeiner Größe nicht zueignen kann, thut mir weher, als ein verdienter Verweis.

Cleon. So bin ich nicht geſinnt. Ich halte viel auf ein billiges Lob, und ich weigere mich keinen Augenblick, es anzunehmen, wenn ichs verdiene. Das Lob iſt ein Lohn der Tugend, und den verdienten Lohn muß man annehmen. Höre nur, du biſt verſtändiger, als deine Schweſter, wenn jene gleich ſchöner iſt. Rede ihr doch zu, daß ſie ihren Eigenſinn fahren läßt, und ſich endlich zu einem feſten Bündniſſe mit dem Herrn Damis entſchließt, ehe ich als Vater ein Machtwort rede. Ich weis nicht, wer ihr den wunderlichen Gedanken von der Freyheit in den Kopf geſetzet hat.

Lottchen. Mich deucht, Herr Damis iſt Julchen nicht zuwider. Und ich hoffe, daß er ihren kleinen Eigenſinn leicht in eine beſtändige Liebe verwandeln kann. Ich will ihm dazu behülflich ſeyn.

Cleon. Ja, thue es, meine Goldtochter. Sage Julchen, daß ich nicht ruhig sterben würde, wenn ich sie nicht bey meinem Leben versorgt wüßte.

Lottchen. Nein, lieber Papa, solche Bewegungsgründe zur Ehe sind wohl nicht viel besser, als die Zwangsmittel. Julchen hat Ursachen genug in ihrem eignen Herzen und in dem Werthe ihres Geliebten, die sie zur Liebe bewegen können; diese will ich wider ihren Eigensinn erregen, und sie durch sich selbst und durch ihren Liebhaber besiegt werden lassen.

Cleon. Gut, wie du denkst. Nur nicht gar zu lange nachgesonnen! Rühme den Herrn Damis. Sage Julchen, daß er funfzig tausend Thaler baares Geld hätte, und ... Arme Tochter! es mag dir wohl weh thun, daß deine Schwester so reich heirathet. Je nun, du bist freylich nicht die Schönste, aber du wirst gewiß auch versorget werden. Betrübe dich nicht.

Lottchen. Sorgen Sie nicht! ich müßte mich bloß deswegen betrüben, weil sie mein Herz für so niedrig halten, daß es meiner Schwester ihr Glück nicht gönnen sollte. Dazu gehört ja gar keine Tugend, einer Person etwas zu gönnen, für welche das Blut in mir spricht. Kommen Sie, Papa, der Thee möchte kalt werden.

Cleon. Du brichst mit Fleiß ab, weil du dich fühlst. Sey gutes Muths, mein Kind. Ich kann dir freylich nichts mitgeben. Aber so lange ich lebe, will ich alles an dich wagen. Nimm dir wieder einen

Sprachmeiſter, einen Zeichenmeiſter, einen Clavie
meiſter, und alles an. Ich bezahle, und wenn nie
der Monat funfzig Thaler käme. Du biſt es werth
Und höre nur, dein Siegmund, dein guter Freund
oder wenn du es lieber hörſt, dein Liebhaber, i
freylich durch den unglücklichen Proceß ſeines ve
ſtorbenen Vaters um ſein Vermögen gekommen
aber er hat etwas gelernt, und wird ſein Glück un
das deine gewiß machen.

Lottchen. Ach lieber Papa, Herr Siegmund i
mir itzt noch eben ſo ſchätzbar, als vor einem Jahre
da er viel Vermögen hatte. Ich weis, daß Sie un
ſere Liebe billigen. Ich will für die Verdienſte eine
Frau ſorgen, er wird ſchon auf die Ruhe derſelben
bedacht ſeyn. Er hat ſo viel Vorzüge in meinen
Augen, daß er ſich keiner Untreue von mir befürchten
darf, und wenn ich auch noch zehn Jahre auf ſeine
Hand warten ſollte. Wollen Sie mir eine Bitte
erlauben, ſo laſſen Sie ihn heute mit uns ſpeiſen.

Cleon. Gutes Kind, du wirſt doch denken, daß
ich ihn zu deinem Vergnügen habe herbitten laſſen.
Er wird nicht lange ſeyn. (Siegmund tritt herein,
ohne daß ihn Lottchen gewahr wird.)

Lottchen. Wenn ihn der Bediente nur auch an-
getroffen hat. Ich will ſelber ein paar Zeilen an
ihn ſchreiben. Ich kann ihm und mir keine größere
Freude machen. Er wird gewiß kommen, und den
größten Antheil an Julchens Glücke nehmen. Er
hat das redlichſte und zärtlichſte Herz. Vergeben
Sie mir, daß ich ſo viel von ihm rede.

Cleon.

Cleon. Also hast du ihn recht herzlich lieb?

Lottchen. Ja, Papa, so lieb, daß, wenn ich die Wahl hätte, ob ich ihn, mit einem geringen Auskommen, oder den Vornehmsten, mit allem Ueberflusse, zum Manne haben wollte, ich ihn allemal wählen würde.

Cleon. Ists möglich? Hätte ich doch nicht gedacht, daß du so verliebt wärest.

Lottchen. Zärtlich, wollen Sie sagen. Ich würde unruhig seyn, wenn ich nicht so zärtlich liebte; denn dieß ist es alles, wodurch ich die Zuneigung belohnen kann, die mir Herr Siegmund vor so vielen andern Frauenzimmern geschenkt hat. Bedenken Sie nur, ich bin nicht schön, nicht reich, ich habe sonst keine Vorzüge, als meine Unschuld; und er liebt mich doch so vollkommen, als wenn ich die liebenswürdigste Person von der Welt wäre.

Cleon. Aber sagst dus ihm denn selbst, daß du ihn so ausnehmend liebst?

Lottchen. Nein, so deutlich habe ich es ihm nie gesagt. Er ist so bescheiden, daß er kein ordentliches Bekenntniß der Liebe von mir verlangt. Und ich habe tausendmal gewünscht, daß er mich nöthigen möchte, ihm eine Liebe zu entdecken, die er so sehr verdienet.

Cleon. Du wirst diesen Wunsch bald erfüllt sehen. Siehe dich um, mein liebes Lottchen.

Zweyter Auftritt.

Cleon. Lottchen. Siegmund.

Lottchen. Wie? Sie haben mich reden hören?

Siegmund. Vergeben Sie mir, mein liebes Lottchen. Ich habe in meinem Leben nichts vortheilhafters für mich gehört. Ich bin vor Vergnügen ganz trunken, und ich weis meine Verwegenheit mit nichts, als mit meiner Liebe zu entschuldigen.

Lottchen. Eine bessere Fürsprecherinn hätten Sie nicht finden können. Haben Sie alles gehört? Ich habe es nicht gewußt, daß Sie zugegen wären; um desto aufrichtiger ist mein Bekenntniß. Aber wenn ich ja auf den Antrieb meines Papas einen Fehler habe begehen sollen: so will ich ihn nun mehr für mich allein begehen: Ich liebe Sie. Sind Sie mit dieser Ausschweifung zufrieden?

Siegmund. Liebstes Lottchen, meine Bestürzung mag Ihnen ein Beweis von der Empfindung meines Herzens seyn. Sie lieben mich? Sie sagen mir's zu, in der Gegenwart Ihres Papas? Sie? mein Lottchen! Verdiene ich dieß? Soll ich Ihnen antworten? und wie? O lassen Sie mich gehen und zu mir selber kommen!

Cleon. Sie sind ganz bestürzt, Herr Siegmund. Vielleicht thut Ihnen meine Gegenwart einigen Zwang an. Lebt wohl, meine Kinder, und sorgt für Julchen. Ich will mit dem Herrn Damis reden.

Dritter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Wird es Sie bald reuen, meine Geliebte, daß ich so viel zu meinem Vortheile gehört habe?

Lottchen. Sagen Sie mir erst, ob Sie so viel zu hören gewünscht haben?

Siegmund. Gewünscht habe ichs tausendmal; allein verdiene ich so viele Zärtlichkeit?

Lottchen. Wenn mein Herz den Ausspruch thun darf: so verdienen Sie ihrer weit mehr.

Siegmund. Nein, ich verdiene Ihr Herz noch nicht; allein ich will mich zeitlebens bemühen, Sie zu überführen, daß Sie es keinem Unwürdigen geschenkt haben. Wie edelgesinnt ist Ihre Seele! Ich verlor, als Ihr Liebhaber, mein ganzes Vermögen, und mein Unglück hat mir nicht den geringsten Theil von Ihrer Liebe entzogen. Sie haben Ihre Gewogenheit gegen mich vermehrt, und mir durch sie den Verlust meines Glücks erträglich gemacht. Diese standhafte Zärtlichkeit ist ein Ruhm für Sie, den nur ein erhabnes Herz zu schätzen weis. Und ich würde des Hasses der ganzen Welt werth seyn, wenn ich jemals aufhören könnte, Sie zu lieben.

Lottchen. Ich habe einen Fehler begangen, daß ich Sie so viel zu meinem Ruhme habe sagen lassen. Aber Ihr Beyfall ist mir gar zu kostbar, als daß ihn meine Eigenliebe nicht mit Vergnügen anhören sollte. Sie können es seit zwey Jahren schon wissen, ob ich ein redliches Herz habe. Welche Zufrie-

denheit ist es für mich, daß ich ohne den geringsten Vorwurf in alle die vergnügten Tage und Stunden zurück sehen kann, die ich mit Ihnen, mit der Liebe und der Tugend, zugebracht habe!

Siegmund. Also sind Sie vollkommen mit mir zufrieden, meine Schöne? O warum kann ich Sie nicht glücklich machen? Welche Freude müßte es seyn, ein Herz, wie das Ihrige ist, zu belohnen, das mir die bloße Vorstellung davon schon so viel Vergnügen giebt! Ach, liebstes Kind, Julchen wird glücklicher, weit glücklicher als Sie, und ...

Lottchen. Sie beleidigen mich, wenn Sie mehr reden. Und Sie beleidigen mich auch schon, wenn Sie es denken. Julchen ist nicht glücklicher, als ich bin. Sie habe ihrem künftigen Bräutigam noch so viel zu danken: so bin ich Ihnen doch eben so viel schuldig. Durch Ihren Umgang, durch Ihr Beyspiel bin ich zärtlich, ruhig, und mit der ganzen Welt zufrieden worden. Ist dieses kein Glück: so muß gar keins in der Welt seyn. Aber, mein liebster Freund, wir wollen heute zu Julchens Glücke etwas beytragen. Sie liebt den Herrn Damis, und weis es nicht, daß sie ihn liebt. Ihr ganzes Betragen versichert mich, daß der prächtige Gedanke, den sie von der Freyheit mit sich herum trägt, nichts als eine Frucht der Liebe sey. Sie liebt; aber die verdrießliche Gestalt, die sie sich vielleicht von der Ehe gemacht hat, umnebelt ihre Liebe. Wir wollen diese kleinen Nebel vertreiben.

Sieg-

Siegmund. Und wir? mein liebes Kind. Ich gehorche Ihnen ohne Ausnahme. Herr Damis verdient Julchen; und sie wird eine recht liebenswürdige Frau werden.

Lottchen. Hören Sie nur. Doch hier kömmt Herr Damis.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Damis.

Lottchen. Sie sehen sehr traurig aus, mein Herr Damis.

Damis. Ich habe Ursache dazu. Anstatt, daß ich glaubte, Julchen heute als meine Braut zu sehen: so merke ich, daß noch ganze Jahre zu diesem Glücke nöthig sind. Je mehr ich ihr von der Liebe vorsage, desto unempfindlicher wird sie. Und je mehr sie sieht, daß meine Absichten ernstlich sind, desto mehr mißfallen sie ihr. Ich Unglücklicher! Wie gut wäre es für mich, wenn ich Julchen weniger liebte!

Lottchen. Lassen Sie sich ihre kleine Halsstarrigkeit lieb seyn. Es ist nichts, als Liebe. Eben weil sie fühlt, daß ihr Herz überwunden ist: so wendet sie noch die letzte Bemühung an, der Liebe den Sieg sauer zu machen. Wir brauchen nichts, als sie dahin zu bringen, daß sie sieht, was in ihrem Herzen vorgeht.

Damis. Wenn sie es aber nicht sehen will?

Lottchen. Wir müssen sie überraschen, und sie, ohne daß sie es vermuthet, dazu nöthigen. Der heu-

ige Tag ist ja nicht nothwendig Ihr Brautta
Glückt es uns heute nicht: so wird es ein anderm
glücken. Es kömmt bloß darauf an, meine Herre
ob Sie sich meinen Vorschlag wollen gefallen lasse

Siegmund. Wenn ich zu des Herrn Dam
Glücke etwas beytragen kann.

Damis. Ich weis, daß sie beyde großmüth
genug dazu sind. Und mir wird nichts in d
Welt zu schwer seyn, daß ich nicht für Julchen w
gen sollte.

Lottchen. Herr Damis, verändern Sie d
Sprache bey Julchen etwas. Fangen Sie nach un
nach an, ihr in den Gedanken von der Freyhe
Recht zu geben. Diese Uebereinstimmung wird ih
Anfangs gefallen, und sie sicher machen. Sie wir
denken, als ob sie Ihnen deswegen erst gewoge
würde, da sie es doch lange aus weit schönern U
sachen gewesen ist; und in diesem Selbstbetrug
wird Sie Ihnen ihr ganzes Herz sehen lassen.

Damis. Wollte die Liebe, daß ihr Rath sein
Wirkung thäte. Wie glücklich würde ich mich schätzen

Lottchen. (zu Siegmunden.) Und Sie müssen den
Herrn Damis zum Besten einen kleinen Betrug spie
len, und sich gegen Julchen zärtlich stellen. Diese
wird ihr Herz in Unordnung bringen. Sie wird bös
auf Sie werden. Und mitten in dem Zorne wird
die Liebe gegen den Herrn Damis hervorbrechen.
Thun Sie es auf meine Verantwortung.

Siegmund. Diese Rolle wird mir sehr sauer
werden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Julchen.

Julchen. Da ſind Sie ja alle beyſammen. Der Papa wollte gern wiſſen, wo Sie wären, und ich kann ihm nunmehr die Antwort ſagen. (Sie will wieder gehen)

Lottchen. Mein liebes Julchen, warum gehſt du ſo geſchwind? Weißt du eine beſſere Geſellſchaft, als die unſrige?

Julchen. Ach nein, meine Schweſter. Aber wo Ihr und Herr Siegmund ſeyd, da wird gewiß von der Liebe geſprochen. Und ich finde heute keinen Beruf, einer ſolchen Verſammlung beyzuwohnen.

Lottchen. Warum rechneſt du denn nur mich und Herr Siegmunden zu den Verliebten? Was hat dir denn Herr Damis gethan, daß du ihm dieſe Ehre nicht auch erweiſeſt?

Julchen. Herr Damis iſt ſo gütig geweſen und hat mir verſprochen, lange nicht wieder von der Liebe zu reden; und er iſt viel zu billig, als daß er mir ſein Wort nicht halten ſollte.

Damis. Ich habe es Ihnen verſprochen, meine liebe Mamſell, und ich verſpreche es Ihnen vor dieſer Geſellſchaft zum andernmale. Erlauben Sie mir, daß ich meine Zärtlichkeit in Hochachtung verwandeln darf. Die Liebe können Sie mir mit Recht verbieten; aber die Hochachtung kömmt nicht auf meinen Willen, ſondern auf Ihre Verdienſte an. Scheuen Sie ſich nicht mehr vor mir. Ich bin gar

nicht mehr Ihr Liebhaber. Aber darf ich denn au nicht Ihr guter Freund seyn?

Julchen. Von Herzen gern. Dieses ist eb mein Wunsch, viele Freunde und keinen Liebhab zu haben; mich an einem vertrauten Umgange z vergnügen, aber mich nicht durch die Vertraulic keit zu binden und zu fesseln. Wenn Sie mir nicht mehr von der Liebe sagen wollen: so will ich ganz Tage mit Ihnen umgehen.

Lottchen. Kommen Sie, Herr Siegmund. Be diesen frostigen Leuten sind wir nichts nütze. Ob wi ihr kaltsinniges Gespräch von der Freundschaft hören oder nicht. Wir wollen zu dem Papa gehen.

Sechster Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. Ich bin meiner Schwester recht herz lich gut: aber ich würde es noch mehr seyn, wenn sie weniger auf die Liebe hielte. Es kann seyn, daß die Liebe viel Annehmlichkeiten hat; aber das trau rige und eingeschränkte Wesen, das man dabey an nimmt, verderbt ihren Werth, und wenn er noch so groß wäre. Ich habe ein lebendiges Beyspiel an meiner Schwester. Sie war sonst viel munte rer, viel ungezwungener.

Damis. Ich habe Ihnen versprochen, nicht von der Liebe zu reden, und ich halte mein Wort. Die Freundschaft scheint mir in der That besser.

Jalchen. Ja. Die Freundschaft iſt das frohe Vergnügen der Menſchen, und die Liebe das traurige. Man will einander recht genießen, darum liebt man; und man eilt doch nur, einander ſatt zu werden. Habe ich nicht Recht, Herr Damis?

Damis. Ich werde die Liebe in Ihrer Geſellſchaft gar nicht mehr erwähnen. Sie möchten mir ſonſt dabey einfallen. Und wie würde es alsdann um mein Verſprechen ſtehen?

Jalchen. Sie könnten es vielleicht für einen Eigenſinn, oder ich weis ſelbſt nicht für was für ein Unrichen halten, daß ich die Liebe ſo fliehe. Aber nein. Ich ſage es Ihnen, es gehört zu meiner Ruhe, ohne Liebe zu ſeyn. Laſſen Sie mir doch dieſe Freyheit. Muß man denn dieſe traurige Plage fühlen? Nein, meine Schweſter irrt; es geht an, ſie nicht zu empfinden. Ich ſehe es an mir. Aber warum ſchweigen Sie ſo ſtille? Ich rede ja faſt ganz allein. Sie ſind verdrießlich? O wie gut iſts, daß Sie nicht mehr mein Liebhaber ſind! ſonſt hätte ich Urſache, Ihnen zu Gefallen auch verdrießlich zu werden.

Damis. O nein, ich bin gar nicht verdrießlich.

Jalchen. Und wenn Sie es auch wären, und zwar deswegen, weil ich nicht mehr von der Liebe reden will: ſo würde mir doch dieſes gar nicht nahe gehen. Es iſt mir nicht lieb, daß ich Sie ſo verdrießlich ſehe; aber als Ihre gute Freundinn werde ich darüber gar nicht unruhig. O nein! Ich bin ja auch nicht jede Stunde zufrieden. Sie können ja etwas

zu überlegen haben. Ich argwohne gar nichts. I
mag es auch nicht wissen ... Doch, mein He
Sie stellen einen sehr stummen Freund vor. We
bin ich Ihnen denn so gleichgültig geworden?

Damis. Nehmen Sie es nicht übel, meine schö
Freundinn, daß ich einige Augenblicke ganz fühll
geschienen habe. Ich habe, um Ihren Befehl zu
fällen, die letzten Bemühungen angewandt, die äng
lichen Regungen der Liebe völlig zu ersticken, u
den Charakter eines aufrichtigen Freundes anzune
men. Die Vernunft hat nunmehr über mein H
gesiegt. Die Liebe war mir sonst angenehm, weil i
sie Ihrem Werthe zu danken hatte. Nunmehr schei
mir auch die Unempfindlichkeit schön und reizend
seyn, weil sie durch die Ihrige in mir erwecket wo
den ist. Verlassen Sie sich darauf, ich will mir a
Gewalt anthun; aber vergeben Sie mir nur, wen
ich zuweilen wider meinen Willen in den vorig
Charakter verfalle. Ich liebe Sie nicht mehr; ab
ach sollten Sie doch wissen, wie hoch ich Sie schät
meine englische Freundinn!

Julchen. Aber warum schlagen Sie denn
Augen nieder? Darf man in der Freundschaft ei
ander auch nicht ansehen?

Damis. Es gehört zu meinem Siege. Wer ka
Sie sehen, und Sie doch nicht lieben?

Julchen. Sagten Sie mir nicht wieder, daß S
mich liebten? O das ist traurig! Ich werde üb
Ihr Bezeigen recht unruhig. Einmal reden sie
verliebt, daß man erschrickt, und das andremal

glei

gleichgültig, als wenn ſie mich zum erſtenmale ſähen. Nein, ſchweifen Sie doch nicht aus. Sie widerſprechen mir ja ſtets. Iſt dieß die Eigenſchaft eines guten Freundes? Wir brauchen ja nicht zu lieben. Iſt denn die Freyheit nicht ſo edel, als die Liebe?

Damis. O es gehört weit mehr Stärke des Geiſtes zu der Freyheit, als zu der Liebe.

Julchen. Das ſage ich auch. Warum halten Sie mirs denn für übel, daß ich die Freyheit hochſchätze? daß ich ſtatt eines Liebhabers lieber zehn Freunde; ſtatt eines einfachen lieber ein vielfaches Vergnügen haben will? Sind denn meine Gründe ſo ſchlecht, daß ich darüber Ihre Hochachtung verlieren ſollte? Thun Sie den Ausſpruch, ob ich bloß aus Eigenſinn rede. (Damis ſieht ſie zärtlich an.) Aber warum ſehen Sie mich ſo ängſtlich an, als ob Sie mich bedauerten? Was wollen mir Ihre Augen durch dieſe Sprache ſagen? Ich kann mich gar nicht mehr in Ihr Betragen finden. Sie ſcheinen mir das Amt eines Aufſehers, und nicht eines Freundes, über ſich genommen zu haben. Warum geben Sie auf meine kleinſte Miene Achtung, und nicht auf meine Worte? Mein Herr, ich wollte, daß Sie nunmehr . . .

Damis. Daß Sie giengen, wollten Sie ſagen. Auch dieſen Befehl nehme ich an, ſo ſauer er mir auch wird. Sie mögen mich nun noch ſo ſehr haſſen: ſo werde ich mich doch in Ihrer Gegenwart nie über mein Schickſal beklagen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Julchen. Haſſen? Wenn habe ich denn geſagt daß ich Sie haſſe? Ich verſtehe dieſe Sprache. Wenn Sie mich nicht lieben ſollen, ſo wollen Sie mich haſſen. Dieß iſt ſehr großmüthig. Das ſind die Früchte der berühmten Zärtlichkeit. Ich werde aber nicht aus meiner Gelaſſenheit kommen, und wenn Sie auch mit dem kaltſinnigſten Stolze noch einmal zu mir ſagen ſollten: Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Das iſt ja eine rechte Hofſprache.

Damis. Es iſt die Sprache der Ehrerbietung.

(Er geht ab.

Siebenter Auftritt.

Julchen allein.

Wie? Er geht? Aber warum bin ich ſo unruhig? Ich liebe ihn ja nicht ... Nein, ich bin ihm nur gewogen. Es iſt doch ein unerträglicher Stolz, daß er mich verläßt. Aber habe ich ihn etwan beleidigt? Er iſt ja ſonſt ſo vernünftig und ſo großmüthig ... Nein, nein, er liebt mich nicht. Es muß Verſtellung geweſen ſeyn. Ich habe heute ein recht mürriſches Weſen. (Lottchen tritt unvermerkt herein.) Wenn ich nur meine Laute hier hätte, ich wollte...

Achter Auftritt.

Julchen. Lottchen.

Lottchen. Ich will ſie gleich holen wenn du es haben willſt. Aber, mein Kind was haſt du mit dir

allein

allein zu reden? Es ist ja sonst deine Art nicht, daß du mit der Einsamkeit sprichst!

Julchen. Wenn hätte ich denn mit mir allein geredt? Ich weis nicht, warum ich heute allen so verdächtig vorkomme.

Lottchen. Aber woher wüßte ichs, daß du die Laute hättest haben wollen, wenn du nicht geredt hättest? Mich hast du nicht gesehen, liebes Kind, und also mußt du wohl mit dir selbst geredt haben. Ich dächte es wenigstens, oder bist du anderer Meynung?

Julchen. Ihr müßt euch alle beredt haben, mir zu widersprechen.

Lottchen. Wie so? Ich habe dir nicht widersprochen. Und wenn es Herr Damis gethan hat, so kann ich nichts dafür. Warum ziehst du deine guten Freunde nicht besser? Er sagte mir, im Vorbeygehen, du wärest recht böse geworden, weil er sich etlichemal versehen, und wider sein Versprechen an die Liebe gedacht hätte.

Julchen. Schwester, ich glaube, Ihr kommt, um Rechenschaft von mir zu fordern. Ihr hört es ja, daß ich mich nicht zur Liebe zwingen lasse.

Lottchen. Recht, Julchen, wenn dir Herr Damis zuwider ist: so bitte ich dich selber, liebe ihn nicht.

Julchen. Was das für ein weiser Spruch ist! Wenn er dir zuwider ist... Muß man denn einander hassen, wenn man nicht lieben will? Ich habe ja noch nicht gefragt, ob dir dein Herr Siegmund zuwider ist.

Lottchen. Nein, du hast mich noch nicht gefragt. Aber wenn du mich fragen solltest: so würde ich dir antworten, daß ich ihn recht sehr, recht von Herzen liebe, und mich meiner Zärtlichkeit nicht einen Augenblick schäme. Es gehört weit mehr Hoheit des Gemüths dazu, die Liebe vernünftig zu fühlen, als die Freyheit zu behaupten.

Julchen. Ich möchte vor Verdruß vergehen. Herr Damis hat gleich vorhin das Gegentheil behauptet. Wem soll man nun glauben? Nehmt mirs nicht übel, meine Schwester, ich weis, daß Ihr mehr Einsicht habt, als ich; aber erlaubt mir, daß ich meinen Einfall dem Eurigen vorziehe. Und warum kann Herr Damis nicht so gut Recht haben, als Ihr? Ihr habt ja immer gesagt, daß er ein vernünftiger und artiger Mann wäre.

Lottchen. Das Beywort artig hätte nicht eben nothwendig zu unserer Streitfrage gehört. Aber vielleicht gehört diese Vorstellung sonst in die Reihe deiner Empfindungen. Herr Damis ist ganz gewiß verständiger, als ich; aber er ist auch ein Mensch, wie ich; und der beste Verstand hat seine schwache Seite.

Julchen. Lottchen, also seyd Ihr hieher gekommen, um mir zu demonstriren, daß Herr Damis ein Mensch, und kein Engel am Verstande ist? Das glaube ich. Aber, mein liebes Lottchen, Eure Spöttereyen sind mir sehr erträglich. Ich könnte Euch leicht die Antwort zurück geben, daß Euer Herr Siegmund auch unter die armen Sterblichen gehörte;

x; aber ich will es nicht thun. Ihr würdet nur denken, daß ich aus Eigensinn den Herrn Damis vertheidigen wollte. Nein, er soll nicht den gröſten Verstand haben; er soll nicht so galant, nicht so liebenswürdig seyn, als Euer Siegmund. So habe ich noch eine Ursache mehr, meine Freyheit zu behaupten, und ihn nicht zu lieben.

Lottchen. Mein liebes Kind, du kömmst recht in die Hitze. Du schmähst auf mich und meinen Geliebten, und ich bleibe dir doch gut. Man kann dich nicht hassen. Du trägst dein gutes Herz in den Augen und auf der Zunge, ohne daß du daran denkst. Du bist meine liebe schöne Schwester. Deine kleinen Fehler sind fast eben so gut, als Schönheiten. Wenigstens kann man sie nicht begehen, wenn man nicht so aufrichtig ist, wie du bist. Kind, ich habe diese Nacht einen merkwürdigen Traum von einer jungen angenehmen Braut gehabt, und ich ...

Julchen. Ich bitte dich, liebe Schwester, laß mich allein. Ich bin verdrießlich, recht sehr verdrießlich, und ich werde es nur mehr, je mehr ich rede.

Lottchen. Bist du etwan darüber verdrießlich, daß ich in der Heftigkeit ein Wort wider den Herrn Damis ...

Julchen. O warum denkst du wieder an ihn? Willst du mich noch mehr zu Fehlern bringen? Laß ihm doch seinen schwachen Verstand, und mir meinen verdrießlichen Geist, und das Glück, einige Augenblicke allein zu seyn. Die ältern Schwestern ha-

ben doch immer etwas an den Fingern ausza
sehen.

Lottchen. Ich höre es wohl, ich soll gehen
Gut. Komm bald nach, sonst mußt du wieder m
dir allein reden.

Neunter Auftritt.

Julchen. Der Magister.

Julchen. Ist es nicht möglich, daß ich allei
seyn kann? Müssen Sie mich nothwendig störer
Herr Magister? Sagen Sie mirs nur kurz, wa
zu Ihren Diensten ist.

Der Magister. Jungfer Muhme, ich will ei
was mit Ihnen überlegen. Vielleicht bin ich we
gen meiner Jahre und meiner Erfahrung nicht un
geschickt dazu. Ich liebe Sie, und Sie wissen, wa
der Verstand für eine unentbehrliche Sache bey al
len unsern Handlungen ist.

Julchen. Ja, das weis ich. Dem ungeachte
wollte ich wünschen, daß ich heute gar keinen hätte
vielleicht wäre ich ruhiger.

Der Magister. Sie übereilen sich. Wer wür
de uns das Wahre von dem Falschen, das Schein
gut von dem wahren Gute unterscheiden helfen
Wer würde unsern Willen zu festen und glücklichen
Entschließungen bringen, wenn es nicht der Ver
stand thäte? Und würden Sie wohl so liebens
würdig geworden seyn, wenn sie nicht immer ver
ständig gewesen wären?

Julchen.

Julchen. Herr Magiſter, Sie ſind ja nicht auf Ihrer Studierſtube. Was quälen Sie mich mit Ihrer Gelehrſamkeit? Ich mag ja nicht ſo weiſe ſeyn, als Sie. Ich kann es auch nicht ſeyn, weil ich nicht ſo viel Geſchicklichkeit beſitze.

Der Magiſter. Zu eben der Zeit, da Sie wünſchen, daß Sie keine Vernunft haben möchten, beweiſen Sie durch Ihre Beſcheidenheit, daß Sie ihrer ſehr viel haben. Ich fordere keine Gelehrſamkeit von Ihnen. Ich will ſogar die meinige vergeſſen, indem ich mit Ihnen ſpreche. Sie ſollen heute den Schritt zu ihrem Glücke thun. Es ſcheint aber nicht, daß Sie dazu entſchloſſen ſind. Gleichwohl wünſcht es Ihr Herr Vater herzlich. Ich habe ihm verſprochen, Ihnen einige kleine Vorſtellungen zu thun. Und ich wünſchte, daß Sie ſolche anhören, und mir Einwürfe dagegen machen möchten. Dieß kann ich, ſo alt ich bin, doch wohl leiden. Die Liebe iſt eine der ſchönſten, aber auch der gefährlichſten Leidenſchaften. Sie rächt ſich an uns, wenn wir ſie verſchmähen; und ſie rächt ſich auch, wenn wir uns in unſerm Gehorſame übereilen.

Julchen. Sie ſind etwas weitläuftig in Ihren Vorſtellungen. Allein Sie ſollen ohne Einwurf Recht haben. Laſſen Sie mich nur in Ruhe. Mein Verſtand iſt freylich nicht ſo ſtark an Gründen, als eine Philoſophie. Dennoch iſt er noch immer ſtark genug für mein Herz geweſen.

Der Magiſter. Wiſſen Sie nicht, daß uns unſere Leidenſchaften am erſten beſiegen, wenn ſie am ruhig-

ſten zu ſeyn ſcheinen? Das Herz der Menſchen iſt der gröſte Betrüger. Und der Klügſte weis oft ſelbſt nicht, was in ihm vorgeht. Wir lieben, und werden es zuweilen nicht eher gewahr, als bis wir nicht mehr geliebt werden. Dieſes alles ſollen Sie nicht glauben, weil ichs ſage. Nein, weil es die gröſten Kenner des menſchlichen Herzens, ein Sokrates, ein Plato, ein Seneka, und viele von den neuern Philoſophen geſagt haben.

Julchen. Ich kenne alle dieſe Männer nicht, und verlange ſie nicht zu kennen. Aber wenn ſie ſo weiſe geweſen ſind, wie Sie behaupten, ſo werden ſie wohl auch geſagt haben, daß man ein unruhiges Herz durch viele Vorſtellungen nicht noch unruhiger machen ſoll. Und ich traue dem Plato und Seneka, und wie ſie alle heiſſen, ſo viel Einſicht und Höflichkeit zu, daß ſie Sie bitten würden, mich zu verlaſſen, wenn ſie zugegen wären. So bald ich die Leidenſchaften, und inſonderheit die Liebe nicht mehr regieren kann: ſo will ich Ihre Philoſophie um Beyſtand anſprechen.

Der Magiſter. Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir, ob ſie mir gleich zu widerſprechen ſcheint. Aber ich würde mich für ſehr unphiloſophiſch halten, wenn ich den Widerſpruch nicht gelaſſen anhören könnte. Sie ſollen mich nicht beleidiget haben. Nein! Aber Sie ſagen, Sie ſind unruhig. Sollte es itzt nicht Zeit ſeyn, dieſe Unruhe durch Ueberlegung zu dämpfen? Was verurſacht ihre Unruhe? Iſts der Affect der Liebe, oder des Abſcheus? Der Furcht, oder

des

des Verlangens? Ich wollte wünſchen, daß Sie ein anſchauendes Erkenntniß davon hätten. Wenn man die Urſache eines moraliſchen Uebels weis: ſo weis man auch das moraliſche Gegenmittel. Ich meyne es gut mit Ihnen. Ich rede begreiflich, und ich wollte, daß ich noch deutlicher reden könnte.

Julchen. Ich ſehe nicht das geringſte Mißtrauen, weder in Ihre Aufrichtigkeit, noch in Ihre Gelehrſamkeit. Aber ich bin verdrießlich. Ich weis nicht, was mir fehlt, und mag es auch zu meiner Ruhe nicht wiſſen. Verlaſſen Sie mich. Sie ſind mir viel zu ſcharfſinnig.

Der Magiſter. Warum loben Sie mich? Wenn Sie ſo viele Jahre der Wahrheit nachgedacht hätten, als ich: ſo würden Sie vielleicht eben ſo helle denken. Unterdrücken Sie Ihre Unruhe, und überlegen Sie das Glück, das ſich Ihnen heute auf Ihr ganzes Leben anbietet. Herr Damis verlangt Ihr Herz, und ſcheint es auch zu verdienen. Was ſagt Ihr Verſtand dazu? Auf die Wahl in der Liebe kömmt das ganze Glück der Ehe an; und kein Irrthum beſtraft uns ſo ſehr, als der, den wir in der Liebe begehen. Allein wenn kann man ſich leichter irren, als bey dieſer Gelegenheit?

Julchen. Ich glaube, daß dieſer Unterricht recht gut iſt. Aber was wird er mir nützen, da ich nicht lieben will?

Der Magiſter. Sie reden ſehr hitzig. Dennoch werde ich nicht aus meiner Gelaſſenheit kommen. Sie wollen nicht lieben, nicht heirathen? Aber wiſſen

Sie denn auch, daß Sie dazu verbunden sind? Sol
ich Ihnen den Beweis aus meinem Rechte der Natu
vorlegen? Sie wollen doch, daß das menschliche Ge
schlecht erhalten werden soll? Dieses ist ein Zweck
den uns die Natur lehrt. Das Mittel dazu ist di
Liebe. Wer den Zweck will, der muß auch da
Mittel wollen, wenn er anders verständig ist. Seh
Sie denn nicht, daß Sie zur Ehe verbunden sind
Sagen Sie mir nur, ob Sie die Kraft dieser Grün
de nicht fühlen?

Julchen. Ich fühle sie in der That nicht. Un
wenn die Liebe nichts ist, als eine Pflicht: so wun
dert michs, wie sie so viele Herzen an sich ziehen kann
Ich will ungelehrt lieben. Ich will warten; bi
mich die Liebe durch ihren Reiz bezaubern wird.

Der Magister. Jungfer Muhme, das heißt hals
starrig seyn, wenn man die Augen vor den klärste
Beweisen zuschließt. Wenn Sie erkennen, da
Sie zur Ehe verbunden sind, wie könnte denn Ih
Wille unbeterminirt bleiben? Ist denn der Beyfa
im Verstande und der Entschluß im Willen nich
Eine und eben dieselbe Handlung unserer Seele
Warum wollen Sie sich denn nicht zur Heirath m
dem Herrn Damis entschließen, da Sie sehen, da
Sie eine Pflicht dazu haben?

Julchen. Nehmen Sie mirs nicht übel, Her
Magister, daß ich Sie verlasse, ohne von Ihrer Si
tenlehre überzeugt zu seyn. Was kann ich arme
Mädchen dafür, daß ich nicht so viel Einsicht hab
als Plato, Seneka, und Ihre andern weisen Mä
ner

er? Machen Sie es mit diesen Leuten aus, warum ich keine Lust zur Heirath habe, da ich doch durch Ihren Beweis dazu verbunden bin. Ich habe noch einige Anstalten in der Küche zu machen.

Zehnter Auftritt.

Der Magister. Cleon.

Der Magister. Ich habe deiner Tochter Julchen alle mögliche Vorstellungen gethan. Ich habe mit der größten Selbstverleugnung mit ihr gesprochen. Ich habe ihr die stärksten Beweise angeführt; aber ...

Cleon. O hättest du ihr lieber ein par Exempel von glücklich verheiratheten Mädchen angeführt!

Der Magister. Sie widersprach mir mehr, als Einmal; aber ich kam nicht aus meiner Gelassenheit. Ich erwies ihr, daß sie verbunden wäre, zu heirathen.

Cleon. Du hast dir viel Mühe gegeben. Ich denke, wenn ein Mädchen achtzehn Jahre ist: so wird sie nicht viel wider diesen Beweis einwenden können.

Der Magister. Julchen sah alles ein. Ich machte es ihr sehr deutlich. Denn wenn man mit Ungelehrten zu thun hat, die nicht abstract denken können: so muß man sich herunter lassen, und das Ingenium zuweilen zu Hülfe nehmen.

Cleon. Aber wie weit hast du Julchen durch deine Gründe gebracht? Will sie den Herrn Damitz heirathen? Hat sie denn ihre Herzensmeynung nicht verrathen? Ich kann ja den rechtschaffenen Mann

nicht

nicht länger aufhalten. Er meynt es so redlich, und hat so viele Verdienste.

Der Magister. Sie sagte, sie wäre unruhig. Und das war eben schlimm; denn die Gründe der Philosophie fordern ein ruhiges Herz, wenn sie die Ueberzeugung wirken sollen. Wenn der Verstand durch die Triebe des Willens bestürmt wird: so ist er nicht aufmerksam; und ohne Aufmerksamkeit sind die schärfsten Beweise nichts, als stumpfe Pfeile.

Cleon. Rede nicht so tiefsinnig. Du hättest sie eben sollen ruhig machen: so sähe ich den Nutzen von deiner Geschicklichkeit.

Der Magister. Ich versuchte alles. Ich zeigte ihr die schönen Seiten der Liebe. Ich sagte ihr erstlich, daß eine glückliche Ehe das größte Vergnügen wäre.

Cleon. Ja, die glücklichen Ehen sind etwas sehr Schönes. Aber du hättest ihr sagen sollen, daß ihre Ehe wahrscheinlicher Weise sehr glücklich werden würde. Das ist meine Absicht gewesen, warum ich dich zu ihr geschickt habe.

Der Magister. Kurz und gut, durch Lehrsätze und Erweise ist sie nicht zu gewinnen, das sehe ich wohl. Sie versteht wohl die einzelnen Sätze; aber wenn sie dieselben in Gedanken zusammen verbinden und dem Schlusse das Leben geben soll: so weicht ihr Verstand zurück, und sie wird ungehalten, daß er sie verläßt.

Cleon. Also kannst du mir weiter nicht helfen, und sie nicht überreden?

Der Magister. Es giebt noch gewisse witzige Beweise zur Ueberredung, die man Beweise κατ' ἄνθρωπον

nennen

nnen könnte. Dergleichen ſind bey den alten Römern die Fabeln und Allegorien, oder Parabeln. Leuten, die nicht ſcharf denken können, thun dieſe nigen Blendwerke oft gute Dienſte. Ich will ſehen, ob ich durch mein Ingenium das ausrichten kann, was ſie meinem Verſtande verſagt hat. Vielleicht macht ihr eine Fabel mehr Luſt zur Heyrath, als eine Demonſtration. Ich will eine machen, und ſie ihr vorleſen und thun, als ob ich ſie in dem Fabelbuche eines jungen Menſchen in Leipzig gefunden hätte, der ſich durch ſeine Fabeln und Erzählungen bey der Schuljugend ſo beliebt gemacht hat.

Cleon. Ich ja, das thue doch, damit wir alles verſuchen. Wenn die Fabel hübſch iſt: ſo kannſt du ſie gleich auf meiner Tochter Hochzeit der Welt mittheilen. Mache nur nicht gar zu lange darüber. Eine Fabel iſt ja keine Lobrede. Es muß ja nicht alles ſo accurat ſeyn. Meine Tochter wird dich nicht verrathen. Mache, daß ſie Ja ſpricht: ſo will ich dir ohne Fabel, aber recht aufrichtig danken. (Der Magiſter geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen. Papa, der Herr Vormund des Herrn Damis hat durch ſeinen Bedienten dieſes Zettelchen an Sie geſchickt.

Cleon. (Er lieſt.) „Weil Sie es verlangen: ſo „werde ich die Ehre haben, gegen die Caffeezeit zu „Ihnen zu kommen. Ich laſſe mir die Wahl des „Herrn Damis, meines Mündels, ſehr wohl gefallen.

»fallen. Er hätte nicht glücklicher wählen können. »Kurz, ich will mich diesen Nachmittag mit Ihnen »und Ihren Jungfern Töchtern recht vergnügen, »weil ich ohnedieß heute eine angenehme Nachricht »vom Hofe erhalten habe. Zugleich muß ich Ih»nen melden, daß heute oder morgen das Testa»ment ihrer verstorbenen Frau Muhme, der Frau »Stephan, geöffnet werden soll. Ich glaube ge»wiß, daß sie Ihnen etwas vermacht hat. Viel»leicht kann ich Ihnen die Gewißheit davon um vier »Uhr mitbringen. Ich bin ꝛc.«

Das geht ja recht gut, meine liebe Tochter. Ich dachte immer, der Herr Vormund würde seine Einwilligung nicht zur Heirath geben, weil meine Tochter kein Vermögen hat.

Lottchen. Das habe ich gar nicht befürchtet. Der Herr Vormund ist ja die Leutseligkeit und Dienstfertigkeit selbst, und macht sich gewiß eine Freude daraus, zu dem Glücke eines Frauenzimmers etwas beyzutragen, der man keinen größern Vorwurf machen kann, als daß sie nicht reich ist.

Cleon. Tochter, du hast sehr Recht. Es ist ein lieber Mann. Ich habe nur gedacht, daß er einen gewissen Fehler haben müßte, weil er schon nahe an vierzig ist, und noch kein Amt hat. Aber was hilft uns das alles, wenn Julchen den Herrn Damis nicht haben will?

Lottchen. Machen Sie sich keine Sorge, lieber Papa. Julchen ist so gut, als besiegt; und ich denke, es könnte ihr kein größer Unglück widerfahren,

als wenn man ihr ihren Schatz, die sogenannte Freyheit, ungeraubt ließe. Ich habe die sichersten Merkmale, daß sie den Herrn Damis liebt.

Cleon. Sollte es möglich seyn? Ich dürfte es bald selbst glauben. Ihr losen Mädchen thut immer, als wenn euch nichts an den Männern läge, und heimlich habt ihr doch eine herzliche Freude an ihnen. Je nun, die Liebe ist auch nöthig in der Welt.

Lottchen. Papa, diese Satyre auf die losen Mädchen trifft mich nicht. Ich dächte, ich machte kein Geheimniß aus meiner Liebe. Wenigstens halte ich die vernünftige Liebe für kein größer Verbrechen, als die vernünftige Freundschaft.

Cleon. Mein Kind, wenn mir die Frau Muhme Stephan etwas vermacht haben sollte: so sähe ichs sehr gerne, wenn ich euch, meine Töchter, auf Einen Tag versprechen, und euch in kurzem auf Einen Tag die Hochzeit ausrichten könnte. Ich wollte gern das ganze Vermächtniß dazu hergeben.

Lottchen. Sie sind ein liebreicher Vater. Meinen wenn Sie auch durch das Testament etwas bekommen sollten: so würde es doch ungerecht seyn, wenn wir Sie durch unsere Heirathen gleich um alles brächten. Nein, lieber Papa, ich kann noch lange warten. Und mein Geliebter wird sich ohnedieß nicht zur Ehe entschließen, bis er nicht eine hinlängliche Versorgung hat.

Cleon. Thue dein möglichstes, daß Julchen heute noch Ja spricht. Die Mädchen müssen wohl ein

wenig

wenig spröde thun; aber sie müssen es den Junggesellen auch nicht so gar sauer machen.

Lottchen. Papa, unsre liebe Mamma sagte nicht so.

Cleon. Loses Kind, ein Vater darf ja wohl ein Wort reden. Ich bin ja auch jung gewesen, und meine Jugend reut mich gar nicht. Ich und deine liebe Mutter haben uns ein Jahr vor der Ehe, und sechzehn Jahr in der Ehe, wie die Kinder vertragen. Sie hat mir tausend vergnügte Stunden gemacht, und ich wills ihr noch im Grabe danken. Sie hat auch euch, meine Kinder, ohne Ruhm zu melden, recht gut gezogen. Es wird dir gewiß wohl gehen. Verlasse dich darauf. Du thust mir viel Gutes. Du führst meine ganze Haushaltung. Sey zufrieden mit deinem Schicksale. Ich lasse dir nach meinem Tode einen ehrlichen Namen und eine gute Auferziehung. Laß mich ja zu meiner lieben Frau ins Grab legen. Ich will schlafen, wo sie schläft.

Lottchen. Ach Papa, warum machen Sie mich weichmüthig? Sie werden, wenn es nach meinem Wunsche geht, noch lange leben, und erfahren, daß ich meinen Ruhm in der Pflicht Ihnen zu dienen suche. Und wenn ich Sie hundert Jahre versorge: so habe ich nichts mehr gethan, als was mir meine Schuldigkeit befiehlt. — Heute müssen Sie vergnügt seyn. Doch vielleicht ist die traurige Empfindung, die in Ihnen entstanden ist, die angenehmste, die nur ein rechtschaffener Vater fühlen kann. Aber, lieber Papa, es ist kein Wein mehr im Keller, als das gute Faß, das Sie in meinem Geburtsjahre eingelegt haben.

ben. Was werden wir heute unſern Gäſten für Wein vorſetzen?

Cleon. Tochter, zapfe das Faß an. Und wenn es Nectar wäre: ſo iſt er für den heutigen Tag nicht zu gut. Es wird bald Mittagszeit ſeyn. Ich will immer gehen, und die Forellen aus dem Fiſchhälter langen. Wenn ich Julchen ſehe: ſo will ich dir ſie wohl wieder herſchicken, wenn du noch einmal mit ihr reden willſt.

Lottchen. Recht gut, Papa, ich will noch einige Augenblicke hier warten.

Zwölfter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Ich habe ſchon einen Augenblick mit Julchen geſprochen. Sie iſt ungehalten auf den Herrn Damis; aber ihre ganze Anklage ſcheint mir nichts, als eine Liebeserklärung in einer fremden Sprache zu ſeyn. Ich hätte nicht gedacht, daß ſie ſo zärtlich wäre. Die Liebe und Freundſchaft reden zugleich aus ihren Augen und aus ihrem Munde, je mehr ſie nach ihrer Meynung die erſte verbergen will.

Lottchen. Ey, ey, mein lieber Herr Siegmund! Ich könnte bald einige Minuten eiferſüchtig werden. Nicht wahr, meine Schweſter iſt reizender, als ich? Aber dennoch lieben Sie mich.

Siegmund. Wer kann Sie einmal lieben und nicht beſtändig lieben? Ihre Jungfer Schweſter hat viele Verdienſte; aber Sie haben ihrer weit mehr.

ſten zu ſeyn ſcheinen? Das Herz der Menſchen iſt der gröſßte Betrüger. Und der Klügſte weis oft ſelbſt nicht, was in ihm vorgeht. Wir lieben, und werden es zuweilen nicht eher gewahr, als bis wir nicht mehr geliebt werden. Dieſes alles ſollen Sie nicht glauben, weil ichs ſage. Nein, weil es die gröſßten Kenner des menſchlichen Herzens, ein Sokrates, ein Plato, ein Seneka, und viele von den neuern Philoſophen geſagt haben.

Julchen. Ich kenne alle dieſe Männer nicht, und verlange ſie nicht zu kennen. Aber wenn ſie ſo weiſe geweſen ſind, wie Sie behaupten, ſo werden ſie wohl auch geſagt haben, daß man ein unruhiges Herz durch viele Vorſtellungen nicht noch unruhiger machen ſoll. Und ich traue dem Plato und Seneka, und wie ſie alle heißen, ſo viel Einſicht und Höflichkeit zu, daß ſie Sie bitten würden, mich zu verlaſſen, wenn ſie zugegen wären. So bald ich die Leidenſchaften, und inſonderheit die Liebe nicht mehr regieren kann: ſo will ich Ihre Philoſophie um Beyſtand anſprechen.

Der Magiſter. Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir, ob ſie mir gleich zu widerſprechen ſcheint. Aber ich würde mich für ſehr unphiloſophiſch halten, wenn ich den Widerſpruch nicht gelaſſen anhören könnte. Sie ſollen mich nicht beleidiget haben. Nein! Aber Sie ſagen, Sie ſind unruhig. Sollte es itzt nicht Zeit ſeyn, dieſe Unruhe durch Ueberlegung zu dämpfen? Was verurſacht ihre Unruhe? Iſts der Affect der Liebe, oder des Abſcheus? Der Furcht, oder

des

des Verlangens? Ich wollte wünschen, daß Sie ein anschauendes Erkenntniß davon hätten. Wenn man die Ursache eines moralischen Uebels weis: so weis man auch das moralische Gegenmittel. Ich meyne es gut mit Ihnen. Ich rede begreiflich, und ich wollte, daß ich noch deutlicher reden könnte.

Julchen. Ich setze nicht das geringste Mißtrauen, weder in Ihre Aufrichtigkeit, noch in Ihre Gelehrsamkeit. Aber ich bin verdrießlich. Ich weis nicht, was mir fehlt, und mag es auch zu meiner Ruhe nicht wissen. Verlassen Sie mich. Sie sind mir viel zu scharfsinnig.

Der Magister. Warum loben Sie mich? Wenn Sie so viele Jahre der Wahrheit nachgedacht hätten, als ich: so würden Sie vielleicht eben so helle denken. Unterdrücken Sie Ihre Unruhe, und überlegen Sie das Glück, das sich Ihnen heute auf Ihr ganzes Leben anbietet. Herr Damis verlangt Ihr Herz, und scheint es auch zu verdienen. Was sagt Ihr Verstand dazu? Auf die Wahl in der Liebe kömmt das ganze Glück der Ehe an; und kein Irrthum bestraft uns so sehr, als der, den wir in der Liebe begehen. Allein wenn kann man sich leichter irren, als bey dieser Gelegenheit?

Julchen. Ich glaube, daß dieser Unterricht recht gut ist. Aber was wird er mir nützen, da ich nicht lieben will?

Der Magister. Sie reden sehr hitzig. Demnoch werde ich nicht aus meiner Gelassenheit kommen. Sie wollen nicht lieben, nicht heirathen? Aber wissen

Sie denn auch, daß Sie dazu verbunden sind? Soll ich Ihnen den Beweis aus meinem Rechte der Natur vorlegen? Sie wollen doch, daß das menschliche Geschlecht erhalten werden soll? Dieses ist ein Zweck, den uns die Natur lehrt. Das Mittel dazu ist die Liebe. Wer den Zweck will, der muß auch das Mittel wollen, wenn er anders verständig ist. Sehn Sie denn nicht, daß Sie zur Ehe verbunden sind? Sagen Sie mir nur, ob Sie die Kraft dieser Gründe nicht fühlen?

Julchen. Ich fühle sie in der That nicht. Und wenn die Liebe nichts ist, als eine Pflicht: so wundert michs, wie sie so viele Herzen an sich ziehen kann. Ich will ungelehrt lieben. Ich will warten; bis mich die Liebe durch ihren Reiz bezaubern wird.

Der Magister. Jungfer Muhme, das heißt halsstarrig seyn, wenn man die Augen vor den klärsten Beweisen zuschließt. Wenn Sie erkennen, daß Sie zur Ehe verbunden sind, wie könnte denn Ihr Wille undeterminirt bleiben? Ist denn der Beyfall im Verstande und der Entschluß im Willen nicht Eine und eben dieselbe Handlung unserer Seele? Warum wollen Sie sich denn nicht zur Heirath mit dem Herrn Damis entschließen, da Sie sehen, daß Sie eine Pflicht dazu haben?

Julchen. Nehmen Sie mirs nicht übel, Herr Magister, daß ich Sie verlasse, ohne von Ihrer Sittenlehre überzeugt zu seyn. Was kann ich armes Mädchen dafür, daß ich nicht so viel Einsicht habe, als Plato, Seneka, und Ihre andern weisen Männer?

ter? Machen Sie es mit diesen Leuten aus, warum ich keine Lust zur Heirath habe, da ich doch durch Ihren Beweis dazu verbunden bin. Ich habe noch etliche Anstalten in der Küche zu machen.

Zehnter Auftritt.

Der Magister. Cleon.

Der Magister. Ich habe deiner Tochter Julchen alle mögliche Vorstellungen gethan. Ich habe mit der größten Selbstverleugnung mit ihr gesprochen. Ich habe ihr die stärksten Beweise angeführt; aber ...

Cleon. O hättest du ihr lieber ein par Exempel von glücklich verheiratheten Mädchen angeführt!

Der Magister. Sie widersprach mir mehr, als Einmal; aber ich kam nicht aus meiner Gelassenheit. Ich erwies ihr, daß sie verbunden wäre, zu heirathen.

Cleon. Du hast dir viel Mühe gegeben. Ich denke, wenn ein Mädchen achtzehn Jahre ist: so wird sie nicht viel wider diesen Beweis einwenden können.

Der Magister. Julchen sah alles ein. Ich machte es ihr sehr deutlich. Denn wenn man mit Ungelehrten zu thun hat, die nicht abstract denken können: so muß man sich herunter lassen, und das Ingenium zuweilen zu Hülfe nehmen.

Cleon. Aber wie weit hast du Julchen durch deine Gründe gebracht? Will sie den Herrn Damis heirathen? Hat sie denn ihre Herzensmeynung nicht verrathen? Ich kann ja den rechtschaffenen Mann

nicht

nicht länger aufhalten. Er meynt es so redlich, und hat so viele Verdienste.

Der Magister. Sie sagte, sie wäre unruhig. Und das war eben schlimm; denn die Gründe der Philosophie fordern ein ruhiges Herz, wenn sie die Ueberzeugung wirken sollen. Wenn der Verstand durch die Triebe des Willens bestürmt wird: so ist er nicht aufmerksam; und ohne Aufmerksamkeit sind die schärfsten Beweise nichts, als stumpfe Pfeile.

Cleon. Rede nicht so tiefsinnig. Du hättest sie eben sollen ruhig machen: so sähe ich den Nutzen von deiner Geschicklichkeit.

Der Magister. Ich versuchte alles. Ich zeigte ihr die schönen Seiten der Liebe. Ich sagte ihr erstlich, daß eine glückliche Ehe das gröſste Vergnügen wäre.

Cleon. Ja, die glücklichen Ehen sind etwas sehr Schönes. Aber du hättest ihr sagen sollen, daß ihre Ehe wahrscheinlicher Weise sehr glücklich werden würde. Das ist meine Absicht gewesen, warum ich dich zu ihr geschickt habe.

Der Magister. Kurz und gut, durch Lehrsätze und Erweise ist sie nicht zu gewinnen, das sehe ich wohl. Sie versteht wohl die einzelnen Sätze; aber wenn sie dieselben in Gedanken zusammen verbinden und dem Schlusse das Leben geben soll: so weicht ihr Verstand zurück, und sie wird ungehalten, daß er sie verläßt.

Cleon. Also kannst du mir weiter nicht helfen, und sie nicht überreden?

Der Magister. Es giebt noch gewisse witzige Beweise zur Ueberredung, die man Beweise κατ' ἄνθρωπον

nennen

nennen könnte. Dergleichen sind bey den alten Römern die Fabeln und Allegorien, oder Parabeln. Leute, die nicht scharf denken können, thun diese nämlichen Blendwerke oft gute Dienste. Ich will sehen, ob ich durch mein Ingenium das ausrichten kann, was sie meinem Verstande versagt hat. Vielleicht macht ihr eine Fabel mehr Lust zur Heyrath, als eine Demonstration. Ich will eine machen, und sie ihr vorlesen und thun, als ob ich sie in dem Fabelbuche eines jungen Menschen in Leipzig gefunden hätte, der sich durch seine Fabeln und Erzählungen bey der Schuljugend so beliebt gemacht hat.

Cleon. Ich ja, das thue doch, damit wir alles versuchen. Wenn die Fabel hübsch ist: so kannst du sie gleich auf meiner Tochter Hochzeit der Welt mittheilen. Mache nur nicht gar zu lange darüber. Eine Fabel ist ja keine Lobrede. Es muß ja nicht alles so accurat seyn. Meine Tochter wird dich nicht verrathen. Mache, daß sie Ja spricht: so will ich dir ohne Fabel, aber recht aufrichtig danken. (Der Magister geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen. Papa, der Herr Vormund des Herrn Damis hat durch seinen Bedienten dieses Zettelchen an Sie geschickt.

Cleon. (Er liest.) „Weil Sie es verlangen: so „werde ich die Ehre haben, gegen die Coffeezeit zu „Ihnen zu kommen. Ich lasse mir die Wahl des „Herrn Damis, meines Mündels, sehr wohl gefallen.

»fallen. Er hätte nicht glücklicher wählen können. »Kurz, ich will mich diesen Nachmittag mit Ihnen »und Ihren Jungfern Töchtern recht vergnügen, »weil ich ohnedieß heute eine angenehme Nachricht »vom Hofe erhalten habe. Zugleich muß ich Ih»nen melden, daß heute oder morgen das Testa»ment ihrer verstorbenen Frau Muhme, der Frau »Stephan, geöffnet werden soll. Ich glaube ge»wiß, daß sie Ihnen etwas vermacht hat. Viel»leicht kann ich Ihnen die Gewißheit davon um vier »Uhr mitbringen. Ich bin ꝛc.«

Das geht ja recht gut, meine liebe Tochter. Ich dachte immer, der Herr Vormund würde seine Einwilligung nicht zur Heirath geben, weil meine Tochter kein Vermögen hat.

Lottchen. Das habe ich gar nicht befürchtet. Der Herr Vormund ist ja die Leutseligkeit und Dienstfertigkeit selbst, und macht sich gewiß eine Freude daraus, zu dem Glücke eines Frauenzimmers etwas beyzutragen, der man keinen größern Vorwurf machen kann, als daß sie nicht reich ist.

Cleon. Tochter, du hast sehr Recht. Es ist ein lieber Mann. Ich habe nur gedacht, daß er einen gewissen Fehler haben müßte, weil er schon nahe an vierzig ist, und noch kein Amt hat. Aber was hilft uns das alles, wenn Julchen den Herrn Damis nicht haben will?

Lottchen. Machen Sie sich keine Sorge, lieber Papa. Julchen ist so gut, als besiegt; und ich denke, es könnte ihr kein größer Unglück widerfahren,

als wenn man ihr ihren Schatz, die sogenannte Freyheit, ungeraubt ließe. Ich habe die sichersten Merkmale, daß sie den Herrn Damis liebt.

Cleon. Sollte es möglich seyn? Ich dürfte es bald selbst glauben. Ihr losen Mädchen thut immer, als wenn euch nichts an den Männern läge, und heimlich habt ihr doch eine herzliche Freude an ihnen. Je nun, die Liebe ist auch nöthig in der Welt.

Lottchen. Papa, diese Satyre auf die losen Mädchen trifft mich nicht. Ich dächte, ich machte kein Geheimniß aus meiner Liebe. Wenigstens halte ich die vernünftige Liebe für kein größer Verbrechen, als die vernünftige Freundschaft.

Cleon. Mein Kind, wenn mir die Frau Muhme Stephan etwas vermacht haben sollte: so sähe ichs sehr gerne, wenn ich euch, meine Töchter, auf Einen Tag versprechen, und euch in kurzem auf Einen Tag die Hochzeit ausrichten könnte. Ich wollte gern das ganze Vermächtniß dazu hergeben.

Lottchen. Sie sind ein liebreicher Vater. Wenn wenn Sie auch durch das Testament etwas bekommen sollten: so würde es doch ungerecht seyn, wenn wir Sie durch unsere Heirathen gleich um alles brächten. Nein, lieber Papa, ich kann noch lange warten. Und mein Geliebter wird sich ohnedieß nicht zur Ehe entschließen, bis er nicht eine hinlängliche Versorgung hat.

Cleon. Thue dein möglichstes, daß Julchen heute noch Ja spricht. Die Mädchen müssen wohl ein

wenig

wenig Herbe thun; aber ſie müſſen es den Junggeſellen auch nicht ſo gar ſauer machen.

Lottchen. Papa, unſre liebe Mamma ſagte nicht ſo.

Cleon. Loſes Kind, ein Vater darf ja wohl ein Wort reden. Ich bin ja auch jung geweſen, und meine Jugend reut mich gar nicht. Ich und deine liebe Mutter haben uns ein Jahr vor der Ehe, und ſechzehn Jahr in der Ehe, wie die Kinder vertragen. Sie hat mir tauſend vergnügte Stunden gemacht, und ich wills ihr noch im Grabe danken. Sie hat auch euch, meine Kinder, ohne Ruhm zu melden, recht gut gezogen. Es wird dir gewiß wohl gehen. Verlaſſe dich darauf. Du thuſt mir viel Gutes. Du führſt meine ganze Haushaltung. Sey zufrieden mit deinem Schickſale. Ich laſſe dir nach meinem Tode einen ehrlichen Namen und eine gute Auferziehung. Laß mich ja zu meiner lieben Frau ins Grab legen. Ich will ſchlafen, wo ſie ſchläft.

Lottchen. Ach Papa, warum machen Sie mich weichmüthig? Sie werden, wenn es nach meinem Wunſche geht, noch lange leben, und erfahren, daß ich meinen Ruhm in der Pflicht Ihnen zu dienen ſuche. Und wenn ich Sie hundert Jahre verſorge: ſo habe ich nichts mehr gethan, als was mir meine Schuldigkeit befiehlt. — Heute müſſen Sie vergnügt ſeyn. Doch vielleicht iſt die traurige Empfindung, die in Ihnen entſtanden iſt, die angenehmſte, die nur ein rechtſchaffener Vater fühlen kann. Aber, lieber Papa, es iſt kein Wein mehr im Keller, als das gute Faß, das Sie in meinem Geburtsjahre eingelegt haben.

ben. Was werden wir heute unſern Gäſten für Wein vorſetzen?

Cleon. Tochter, zapfe das Faß an. Und wenn es Nectar wäre: ſo iſt er für den heutigen Tag nicht zu gut. Es wird bald Mittagszeit ſeyn. Ich will immer gehen, und die Forellen aus dem Fiſchhälter langen. Wenn ich Julchen ſehe: ſo will ich dir ſie wohl wieder herſchicken, wenn du noch einmal mit ihr reden willſt.

Lottchen. Recht gut, Papa, ich will noch einige Augenblicke hier warten.

Zwölfter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Ich habe ſchon einen Augenblick mit Julchen geſprochen. Sie iſt ungehalten auf den Herrn Damis; aber ihre ganze Anklage ſcheint mir nichts, als eine Liebeserklärung in einer fremden Sprache zu ſeyn. Ich hätte nicht gedacht, daß ſie ſo zärtlich wäre. Die Liebe und Freundſchaft reden zugleich aus ihren Augen und aus ihrem Munde, je mehr ſie nach ihrer Meynung die erſte verbergen will.

Lottchen. Ey, ey, mein lieber Herr Siegmund! Ich könnte bald einige Minuten eiferſüchtig werden. Nicht wahr, meine Schweſter iſt reizender, als ich? Aber dennoch lieben Sie mich.

Siegmund. Wer kann Sie einmal lieben und nicht beſtändig lieben? Ihre Jungfer Schweſter hat viele Verdienſte; aber Sie haben ihrer weit mehr.

Sie kennen mein Herz. Dieſes muß Ihnen für meine Treue der ſicherſte Bürge ſeyn.

Lottchen. Ja, ich kenne es, und bin ſtolz darauf. Ach mein liebſter Freund! ich muß Ihnen ſagen, daß uns vielleicht ein kleines Glück bevorſteht. Möchte es doch zu Ihrer Beruhigung etwas beytragen! Der Herr Vormund des Herrn Damis hat dem Papa in einem Billete gemeldet, daß heute das Teſtament der Frau Muhme Stephan geöffnet werden würde, und daß er glaubte, ſie würde den Papa darinne bedacht haben. O wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Umſtände zu verbeſſern vermögend wäre!

Siegmund. Machen Sie mich nicht unruhig. Sie lieben mich mehr, als ich verdiene. Gedulden Sie ſich, es wird noch alles gut werden, und . . . .

Lottchen. Sie ſind unruhig? Was fehlt Ihnen? Sagen Sie mirs. Mein Leben iſt mir nicht lieber, als Ihre Ruhe.

Siegmund. Ach, mein ſchönes Kind! es fehlt mir nichts, nichts als das Glück, Sie ewig zu beſitzen. Ich bin etwas zerſtreut. Ich habe dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen.

Lottchen. O kommen Sie, und werden Sie mir zu Liebe munter. Wir wollen erſt zu Julchen auf ihre Stube, und dann gleich zur Mahlzeit gehen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. Du wirſt doch wiſſen, ob du ihm gut biſt.

Julchen. Lieber Papa, woher ſoll ichs denn wiſſen? Ich will Ihnen gern gehorchen; aber laſſen Sie mir nur meine Freyheit.

Cleon. Ich will Ihnen gern gehorchen; aber laſſen Sie mir nur meine Freyheit. Kleiner Affe, was redſt du denn? Wenn ich dir deine Freyheit laſſen ſoll: ſo brauchſt du mir ja nicht zu gehorchen. Ich will dich gar nicht zwingen. Ich bin dir viel zu gut. Nein, ſage mir nur, ob er dir gefällt.

Julchen. Ob mir Herr Damis gefällt? Vielleicht, Papa. Ich weis es nicht gewiß.

Cleon. Tochter, ſchäme dich nicht, mit deinem Vater aufrichtig zu reden. Du biſt ja erwachſen, und die Liebe iſt ja nichts verbotnes. Gefällt dir ſeine Perſon, ſeine Bildung?

Julchen. Sie mißfällt mir nicht. Vielleicht, ... gefällt Sie mir gar.

Cleon. Mädchen, was willſt du mit deinem Vielleicht? Wir reden ja nicht von verborgnen Sachen; du darf ja nur dein Herz fragen.

Julchen. Aber wenn nun mein Herz ſo untreu iſt, und mir nicht aufrichtig antwortet?

Cleon. Rede nicht ſo poetiſch. Dein Herz biſt du; und du wirſt doch wiſſen, was in dir vorgeht. Wenn du einen jungen, wohlgebildeten, geſchickten,

vernünftigen und reichen Menſchen ſiehſt, der dich zur Frau haben will; ſo wirſt du doch leicht von dir erfahren können, ob du ihn zum Manne haben möchteſt.

Julchen. Zum Manne? .. Ach Papa! laſſen Sie mir Zeit. Ich bin heute unruhig, und in der Unruhe könnte ich mich übereilen. Ich glaube in der That nicht, daß ich ihn liebe, ſonſt würde ich munter und zufrieden ſeyn. Wer weis auch, ob ich ihm gefalle?

Cleon. Wenn du darüber unruhig biſt: ſo hat es gute Wege. Biſt du nicht ein albernes Kind! Wenn du ihm nicht gefielſt: ſo würde er ſich nicht ſo viel Mühe um dich geben. Er kennt dich vielleicht beſſer, als du dich ſelbſt kennſt. Stelle dir einmal vor, ob ich deine gute Mutter, da ſie noch Jungfer war, zur Ehe begehrt haben würde, wenn ſie mir nicht gefallen hätte. Indem er dir geſagt: Jungfer Julchen, oder wie er dich nennt ... Du kannſt mirs ja ſagen, wie er dich heißt.

Julchen. Er heißt mich Mamſell.

Cleon. Kind, du betrügſt mich. Er ſpräche ſchlechtweg, Mamſell? Das kann nicht ſeyn.

Julchen. Zuweilen ſpricht er auch, liebe Mamſell.

Cleon. Tochter, du verſtellſt dich. Ich bin ja dein Vater. Im Ernſte, wie heißt er dich, wenn ers recht gut meynt?

Julchen. Ich kann mich ſelbſt nicht beſinnen. Er ſpricht .. er ſpricht .. mein Julchen ..

Cleon. Warum ſprichſt du das Wort ſo kläglich aus? Seufzeſt du über deinen Namen? Dein Name

iſt

ist schön. Also spricht er zu dir: Mein Julchen? Gut, hat er dich nie anders geheißen?

Julchen. Ach ja, lieber Papa. Er heißt mich auch zuweilen, mein schönes Julchen. Warum fragen Sie mich denn so aus?

Cleon. Laß mir doch meine Freude, du kleiner Narr. Ein rechtschaffner Vater hat seine Töchter lieb, wenn sie wohlgezogen sind. Ich bin ja stets freundlich mit euch umgegangen. Aber daß ich wieder auf das Hauptwerk komme. Ja, indem Herr Damis z. E. zu dir spricht: Mein schönes Julchen, ich habe dich . . .

Julchen. O! Er heißt mich Sie. Er würde nicht Du sprechen. Das wäre sehr vertraut, oder doch wenigstens unhöflich.

Cleon. Nun, nun, wenn er dich auch einmal Du hieße, deswegen verlörst du nichts von deiner Ehre. Hat mich doch die selige Frau, als Braut, mehr als einmal Du geheißen, und es klang mir immer schön. Indem er also zu dir spricht: Mein schönes Julchen, ich bin Ihnen gut: so sagt er auch zugleich, Sie gefallen mir; denn sonst würde er das erste nicht sagen.

Julchen. Das sagt er niemals zu mir.

Cleon. Du machst mich böse. Ich habe es ja mehr, als einmal, selber gehört.

Julchen. Daß er zu mir gesagt hätte: Ich bin Ihnen gut?

Cleon. Ja wohl!

Julchen. Mit Ihrer Erlaubniß, Papa, das hat Herr Damis in seinem Leben nicht zu mir gesagt.

Ich liebe Sie von Herzen, das spricht er wohl; aber niemals, ich bin Ihnen gut.

Cleon. Bist du nicht ein zänkisches Mädchen? Wir streiten ja nicht um die Worte.

Julchen. Aber das klingt doch allemal besser: Ich liebe Sie von Herzen, als das andere.

Cleon. Das mag seyn. Ich habe das letzte immer zu meiner Liebsten gesagt, und es gefiel ihr ganz wohl. Daß die Welt die Sprache ändert, dafür kann ich nicht. Ihr Mädchen gebt heut zu Tag auf ein Wort Achtung, wie ein Rechenmeister auf eine Ziffer. Es gefällt dir also, wenn er so zu dir spricht? Gut, meine Tochter, so nimm ihn doch! Was wegerst du dich denn? Ich gehe nach der Grube zu. Worauf willst du denn warten? Kind, ich sage dirs, es dürfte sich keine Gräfinn deines Bräutigams schämen. Herr Damis möchte heute gern die völlige Gewißheit haben, ob er ...

Julchen. Papa!

Cleon. Nun, was willst du? Nur nicht so verzagt. Ich bin ja dein Vater. Ich gehe ja mit dir, wie mit einer Schwester, um.

Julchen. Papa, darf ich etwas bitten?

Cleon. Herzlich gern. Du bist mir so lieb, als Lottchen, wenn jene gleich etwas gelehrter ist. Bitte! was willst du?

Julchen. Ich? Ich bin sehr unentschlossen, sehr verdrießlich.

Cleon. Das ist ja keine Bitte. Rede offenherzig.

Julchen. Ich wollte bitten, daß Sie . . . mir meine Freyheit ließen.

Cleon. Mit deiner ewigen Freyheit! Ich dachte, du wolltest schon um das Brautkleid bitten. Ich laße dir ja deine Freyheit. Du sollst ja aus freyem Willen lieben, gar nicht gezwungen. Bedenke dich noch eine Stunde. Ueberlege es hier allein. Ich will dich nicht länger stören.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Damis. Darf ich mit Ihnen reden? mein schönes Kind?

Julchen. Es ist gut, daß Sie kommen. Die Gesundheit, die Sie mir über Tische von der Liebe zubrachten, hat mich recht gekränkt. Meine Schwester lachte darüber; aber das kann ich nicht. Sie hat heute überhaupt eine widerwärtige Gemüthsart, die sich so gar bis auf Sie, mein Herr, erstreckt.

Damis. Bis auf mich? Darf ich weiter fragen?

Julchen. Ich sagte ihr, daß sie meiner Meynung wären, und behauptet hätten, daß mehr Hoheit der Seele zur Freyheit, als zur Liebe, gehörte. Darüber spottete sie, und sagte dreist, Sie hätten Unrecht, wo sie nicht gar noch mehr sagte. Aber lassen Sie sich nichts gegen sie merken: sie möchte sonst denken, ich wollte eine Feindschaft anrichten.

Damis. Lottchen wird es nicht so böse gemeynt haben. Sie ist ja die Gutheit und Unschuld selbst.

Julchen. Das konnte ich mir einbilden, daß Sie mir widersprechen würden. Und ich will es Ihnen nur gestehen, daß ichs zu dem Ende gesagt habe. Freylich hat meine Schwester mehr Gutheit, als ich. Sie redt von der Liebe, und so gütig bin ich nicht.

Damis. Vergeben Sie es ihr, wenn sie auch etwas von mir gesagt hat. Ich bin ja nicht ohne Fehler. Und vielleicht würde ich Ihnen mehr gefallen, wenn ich ihrer weniger hätte.

Julchen. Wozu soll diese Erniedrigung? Wollen Sie mich mit dem Worte Fehler demüthigen?

Damis. Ach liebstes Kind! werden Sie es denn niemals glauben, wie gut ichs mit Ihnen meyne?

Julchen. Daran zweifle ich gar nicht. Sie sind ja meiner Schwester gewogen; und also wird es Ihnen nicht sauer ankommen, mir Ihre Gewogenheit in eben dem Grade zu schenken.

Damis. Ja, ich versichere Sie, daß ich Lottchen allen Schönen vorziehen würde, wenn ich Julchen nicht kennte.

Julchen. Ich sehe, die Gefahr, mich hochmüthig zu machen, ist zu wenig, Sie von einer Schmeicheley abzuschrecken.

Damis. Meine liebe Freundinn, ich verliere mein Glück, wenn dieses eine Schmeicheley war. Warum halten Sie mich nicht für aufrichtig?

Julchen. (zerstreut) Ich . . ich habe die beste Meynung von Ihnen.

Damis. Warum sprechen Sie diesen Lobspruch mit einem so traurigen Tone aus? Kostet er Sie so viel?

nicht? In Wahrheit, ich bin recht unglücklich. Je länger ich die Ehre habe, Sie zu sehen, und zu sprechen, desto unzufriedner werden Sie. Sagen Sie mir nur, was Sie beunruhigt? Ich will Ihnen ja Ihre Freyheit nicht rauben. Nein, ich will nicht den geringsten Anspruch auf Ihr Herz machen. Ich will Sie ohne alle Belohnung, ohne alle Hoffnung, lieben. Wollen Sie mir denn auch dieses Vergnügen nicht gönnen?

Julchen. Sie sind wirklich großmüthiger, als ich geglaubt habe. Wenn Sie mich lieben wollen, ohne mich zu fesseln: so wird mir Ihr Beyfall sehr angenehm seyn. Aber dieß ist es auch alles, was ich Ihnen sagen kann. Werfen Sie mir mein verdrießliches Wesen nicht mehr vor. Ich will gleich so billig seyn, und Sie verlassen.

Damis. Aber was fehlt Ihnen denn? mein Engel.

Julchen. (unruhig.) Ich weis es in Wahrheit nicht. Es ist mir alles so ängstlich, und es scheint recht, als ob ich das Aengstliche heute suchte, und liebte. Ich bitte Sie recht sehr, lassen Sie deswegen nichts von Ihrer Hochachtung gegen mich fallen. Es ist unhöflich von mir, daß ich Sie nicht muntrer unterhalte, da Sie unser Gast sind. Aber auf mein Gewissen! ich kann nichts dafür. Ich will mir eine Tasse Caffee machen lassen. Vielleicht kann ich mein verdrießliches Wesen zerstreuen. Aber gehn Sie nicht gleich mit mir. Lottchen möchte mir sonst einige kleine Spöttereyen sagen. Wollen Sie so gütig seyn?

Dritter Auftritt.

Damis. Lottchen.

Lottchen. Nun, Herr Damis, wie weit sind Sie in Ihrer Liebe? Sie weinen? Ist das möglich?

Damis. O gönnen Sie mir dieses Glück! Es sind Thränen der Erkenntlichkeit, die meine ganze Seele vergnügen. Wenn Sie nur das liebenswürdige Kind hätten sollen reden hören! Wenn Sie nur die Gewalt hätten sehen sollen, die sie ihrem Herzen anthat, um es nicht sehen zu lassen! Sie sagte endlich aufrichtig, sie wäre unruhig. Ach! mit welcher Annehmlichkeit, mit welcher Unschuld sagte sie dieß! Sie liebt mich wohl, ohne es recht zu wissen. Bedenken Sie nur, mein liebstes Lottchen, o bedenken Sie nur! wie ...

Lottchen. Warum reden Sie nicht weiter?

Damis. Lassen Sie mich doch mein Glück erst recht überdenken. Sie nannte ihre Unruhe ein verdrießliches Wesen. Sie bat mich, daß ich deswegen nichts von der Hochachtung gegen sie sollte fahren lassen. Und das Wort Hochachtung drückte sie mit einem Tone aus, der ihm die Bedeutung der Liebe gab. Sie sagte endlich in aller Unschuld, sie wollte sich eine Tasse Caffee machen lassen, um den Nebel in ihrem Gemüthe dadurch zu zerstreuen.

Lottchen. Das gute Mädchen! Wenn der Caffee eine Arzney für die Unruhen des Herzens wäre: so würden wir wenig Gemüthskrankheiten haben. Nunmehr wird sie bald empfinden, was Liebe und Frey-

heit

heit ist. Das Traurige, das sich in ihrem Bezeigen meldet, scheint mir ein Beweis zu seyn, daß sie ihre Freyheit nicht mehr zu beschützen weis. Verwandeln Sie sich nunmehr nach und nach wieder in den Liebhaber, damit Julchen nicht gar zu sehr bestraft wird.

Damis. Diese Verwandlung wird mir sehr natürlich seyn. Aber ich fürchte, wenn Julchen in Gegenwart so vieler Zeugen mir ihre Liebe wird bestätigen sollen: so wird ihr Herz wieder scheu werden. Sie bat mich, da sie mich verließ, daß ich ihr nicht gleich nachfolgen sollte, damit Ihr Lottchen nicht einige Spöttereyen sagen möchte. Wie furchtsam klingt dieses!

Lottchen. Ja, es heißt aber vielleicht nichts anders, wenn man es in seine Sprache übersetzt, als: Gehen Sie nicht mit mir, damit Lottchen nicht so deutlich sieht, daß ich Sie liebe. Ihre Braut scheut sich nicht vor der Liebe, sondern nur vor dem Namen derselben. Wenn sie weniger natürliche Schamhaftigkeit hätte, so würde ihre Liebe sich in einem gröſsern Lichte sehen lassen; aber vielleicht würde sie nicht so reizend erscheinen. Vielleicht geht es mit der Zärtlichkeit eines Frauenzimmers wie mit ihren äuſserlichen Reizungen, wenn sie gefallen sollen.

Damis. Was meynen Sie, meine liebe Jungfer Schwester, soll ich ... Aber wie? Ich nenne Sie schon Jungfer Schwester, und ich scheue mich doch zugleich, Sie deswegen um Vergebung zu bitten?

Lottchen. Ich will den Fehler gleich wieder gut machen,

machen, mein lieber Herr Bruder. Ich habe Ihnen nun nichts vorzuwerfen. Aber was wollten Sie sagen?

Damis. Fragen Sie mich nicht. Ich habe es wieder vergessen. Ich kann gar nicht mehr zu meinen eignen Gedanken kommen. Julchen denkt und sinnt und redt in mir. Und seitdem ich sie traurig gesehen habe, habe ich große Lust, es auch zu seyn. Was für ein Geheimniß hat nicht ein Herz mit dem andern! Ich sehe, daß ich glücklich bin, und sollte vergnügt seyn. Ich sehe, daß mich Julchen liebt, und indem ich dieses sehe, werde ich traurig, weil sie es ist. Welche neue Entdeckung in meinem Herzen!

Lottchen. Ich weis Ihnen keinen bessern Rath zu geben, als den, folgen Sie Ihrer Neigung, und vertreiben Sie sich die Traurigkeit nicht, sonst werden Sie zerstreut werden. Sie wird Ihres Platzes von sich selber müde werden, und ihn bald dem Vergnügen von neuem einräumen.

Damis. Ich werde recht furchtsam. Und ich glaube, wenn ich Julchen wieder sehe, daß ich gar stumm werde.

Lottchen. Das kann leicht kommen. Vielleicht geht es Julchen auch also. Ich möchte Sie beide itzt beysammen sehen, ohne von Ihnen bemerkt zu werden. Sie würden beyde tiefsinnig thun. Sie würden reden wollen, und statt dessen seufzen. Sie würden die verrätherischen Seufzer durch gleichgültige Mienen entkräften wollen, und ihnen nur mehr Bedeutung geben. Sie würden einander wechselsweise

weiſe bitten, ſich zu verlaſſen, und einander Gelegenheit geben, zu bleiben. Und vielleicht würde Ihre beiderſeitige Wehmuth zuletzt in etliche ſehr freundſchaftliche Küſſe ausbrechen. Aber ich höre meine Schweſter kommen. Ich will Sie nicht ſtören.

(Sie geht, und bleibt in der Scene verſteckt ſtehen.)

Vierter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. War nicht meine Schweſter bey Ihnen? Wo iſt ſie?

Damis. (in tiefen Gedanken.) Sie gieng, und ſagte, ſie wollte uns nicht ſtören.

Julchen. Nicht ſtören? Was ſoll das bedeuten?

Damis. Vergeben Sie mir. Ich habe mich übereilet. Ach Juliane!

Julchen. Sie haben ſich übereilet, und woher? Aber .. Ja .. Ich will Sie verlaſſen. Sie ſind tiefſinnig.

Damis. Sie wollen mich verlaſſen? meine Juliane! Mich ..?

Julchen. Meine Juliane! ſo haben Sie mich ja ſonſt nicht geheißen? Sie vergeſſen ſich. Ich will Sie verlaſſen.

Damis. O gehen Sie noch nicht! Ich habe Ihnen recht viel zu ſagen. Ach viel!

Julchen. Und was denn? Sie halten mich wider meinen Willen zurück. Iſt Ihnen etwas begegnet? Was wollen Sie ſagen? Reden Sie doch.

Damis. (bange.) Meine Juliane!

Julchen. (mit beweglicher Stimme.) Juliane! den

Namen

Namen höre ich zum dritten male. Sie schweigen wieder? Ich muß nur gehen. Sie geht. Er sieht ihr traurig nach, und sie sieht sich um.) Wahrhaftig, es muß Ihnen etwas großes begegnet seyn. Darf ichs nicht wissen? (Er kömmt auf sie zu.)

Damis. Wenn Sie mirs vergeben wollten: so wollte ich Ihnen sagen: Aber nein .. Ich würde Ihre Gewogenheit darüber verlieren, und ... (Er küßt ihr die Hand, und hält sie dabey.) Nein, ich habe Ihnen nichts zu sagen. Ach Sie sind verdrießlich, meine Juliane!

Julchen. (ganz betroffen.) Nein, ich bin nicht traurig. Aber ich erschrecke, daß ich Sie so bestürzt sehe. Ja .. ich bin nicht traurig. Ich bin ganz gelassen, und ich wollte, daß Sie auch so wären. Halten Sie mich nicht bey der Hand. Ich will Sie verlassen. Ich wollte meine Schwester suchen und ihr sagen ..

Damis. Was wollen Sie ihr denn sagen, mein schönes Kind?

Julchen. Ich wollte ihr sagen .. daß der Papa nach ihr gefragt hätte und ..

Damis. Der Papa? mein Engel!

Julchen. Nein, ich irre mich, Herr Siegmund hat nach ihr gefragt, und meine Schwester sprechen wollen, und mich gebeten .. (Sie sieht ihn an.) In Wahrheit, Sie sehen so traurig aus, daß man sich des Mitleidens ..

(Sie wendet das Gesicht bey Seite.)

Damis. Meine Juliane! Ihr Mitleiden ... Sie bringen mich zur äußersten Wehmuth.

Julchen.

Julchen. Und Sie machen mich auch traurig. Warum hielten Sie mich zurück? Warum weinen Sie denn? (Sie will ihre Thränen verbergen.) Was fehlt Ihnen? Verlaſſen Sie mich, wenn ich bitten darf.

Damis. Ja.

Julchen. (für ſich) Er geht?

Damis. (indem er wieder zurück kehrt.) Aber darf ich nicht wiſſen, meine Schöne, was Ihnen begegnet iſt? Sie waren ja Vormittage nicht ſo traurig.

Julchen. Ich weis es nicht. Sie wollen ja gehen. Iſt Ihnen meine Unruhe beſchwerlich? Sagen Sie mir nur, warum Sie ... Sie reden ja nicht.

Damis. Ich?

Julchen. Ja.

Damis. O wie verſchönert die Wehmuth Ihre Wangen! Ach Juliane!

Julchen. Was ſeufzen Sie? Sie vergeſſen ſich. Wenn doch Lottchen wieder käme! Bedenken Sie, wenn ſie Sie ſo betrübt ſähe und mich ... Was würde ſie ſagen?

(Lottchen tritt aus der Scene hervor.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Lottchen. Ich würde ſagen, daß man einander durch bekümmerte Fragen und Thränen die ſtärkſte Liebeserklärung machen kann, ohne das Wort Liebe zu nennen. Mehr würde ich nicht ſagen.

Julchen. O wie ſpöttiſch! Ich muß nur gehen.

Lottchen.

Lottchen. O ich habe es wohl eher gesehen, daß du hast gehen wollen, und doch . . .

Julchen. Das wüßte ich in der That nicht.

(Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Damis. Lottchen.

Lottchen. Es dauert mich, daß ich Sie beide gestöret habe. Ich hätte es nicht thun sollen: aber ich konnte mich vor Freuden nicht länger halten. Kann wohl ein schönerer Anblick seyn, als wenn man zwey unschuldig Zärtliche siehe, die es vor Liebe nicht wagen wollen, einander die Liebe zu gestehen? Mein lieber Herr Damis, habe ich den Plan Ihres zärtlichen Schicksals nicht gut entworfen gehabt? Hätte ich mich noch einige Augenblicke halten können: so würde Ihre beiderseitige Wehmuth gewiß noch bis zu etlichen vertraulichen Liebkosungen gestiegen seyn.

Damis. Daran zweifle ich sehr. Ich war in Wahrheit recht traurig, und bins noch.

Lottchen. Ja, ich sehe es. Und es wird Ihnen sehr sauer werden, mit mir allein zu reden. Holen Sie unmaaßgeblich Ihre betrübte Freundinn wieder zurück. Ich will Sie mit einander aufrichten.

Damis. Ja, das will ich thun.

Siebenter Auftritt.

Lottchen. Simon.

Simon. Ich bitte Sie um Vergebung, Mamsell, daß ich unangemeldet hereintrete. Das Vergnügen

macht

macht mich unhöflich. Sind Sie nicht die liebenswürdige Braut meines Herrn Mündels?

Lottchen. Und wenn ich nun seine Braut wäre, das . .

Simon. So habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß Ihnen Ihre verstorbene Frau Muhme in ihrem Testamente ihr ganzes Rittergut vermacht hat. Sie werden die Gewißheit davon noch heute vom Rathhause erhalten. Das Testament ist geöffnet; und Ihr Herr Pathe, der Herr Hofrath, der bey der Eröffnung zugegen gewesen, hat mir aufgetragen, Ihrem Herrn Vater diese angenehme Zeitung zum voraus zu hinterbringen, ehe er noch die gerichtliche Insinuation erhält.

Lottchen. Ist das möglich? Die Frau Muhme hat ihr Versprechen zehnfach erfüllt. Wie glücklich ist meine Schwester! Sie verdient es in der That. Das ist eine sonderbare Schickung. Mein Herr, Sie setzen mich in das empfindlichste Vergnügen. Ich bin nicht die Braut Ihres Herrn Mündels. Aber die Nachricht würde mich kaum so sehr erfreuen, wenn sie mich selbst angienge.

Simon. Kurz, Mamsell, ich weis nicht, welche von Ihnen meinen Mündel glücklich machen will. Allein genug, die jüngste Tochter des Herrn Cleon ist die Erbinn des ganzen Ritterguts, und also eines Vermögens von mehr als funfzig tausend Thalern.

Lottchen. Das ist meine Schwester. Wie erfreue ich mich!

Simon. Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht

eben dieſe Nachricht bringen kann. Ich wollte es mit tauſend Freuden thun. Wo iſt Ihr lieber Herr Vater?

Lottchen. Ich habe gleich die Ehre, Sie zu ihm zu führen. Aber, ich will Sie erſt um etwas bitten. Können Sie mir doch das Vergnügen, daß ich meiner Schweſter und Ihrem Herrn Mündel die erſte Nachricht von dieſer glücklichen Erbſchaft bringen darf. Es iſt meine größte Wolluſt, die Regungen des Vergnügens bey Andern ausbrechen zu ſehen. Und wenn ich viel hätte, ich glaube, ich verſchenkte alles, nur um die Welt froh zu ſehen. Laſſen Sie mir immer das Glück, meiner Schweſter das ihrige anzukündigen.

Simon. Von Herzen gern. Eine ſo edle Liebe habe ich nicht leicht unter zwo Schweſtern gefunden. Ich erſtaune ganz. Ich wußte wohl, Mamſell, daß Sie die Braut meines Mündels nicht waren; allein ich wollte mir meinen Antrag durch eine verſtellte Ungewißheit leichter machen. Ich glaubte, Sie würden erſchrecken, und über die Vortheile Ihrer Jungfer Schweſter unruhig werden. Aber ich ſehe das Gegentheil, und fange an zu wünſchen, daß Sie ſelbſt die Braut meines lieben Mündels und die glückliche Erbinn der Frau Stephan ſeyn möchten.

Lottchen. Wenn man Ihren Beyfall dadurch gewinnen kann, daß man frey vom Neide, und zur Menſchenliebe geneigt iſt: ſo hoffe ich mir Ihr Wohlwollen zeitlebens zu erhalten. Alſo wollen Sie Julchen und dem Herrn Damis nichts von der Erb-

schaft sagen, sondern es mir überlassen? Sie sind sehr gütig.

Simon. Ich will sogar dem Herrn Vater nichts davon sagen, wenn Sie es ihm selber hinterbringen wollen. Hier kömmt er.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Cleon. Herr Siegmund.

Cleon. Mein wertheſter Herr, ich habe Sie mit dem Herrn Siegmund ſchon im Garten geſucht. Ich ſahe ſie in das Haus hereintreten, und ich glaubte, Sie würden den Caffee im Garten trinken wollen. Ich erfreue mich über die Ehre Ihrer Gegenwart. Ich erfreue mich recht von Herzen.

Simon. Und ich erfreue mich, Sie wohl zu ſehen, und heute einen Zeugen von Ihrem Vergnügen abzugeben.

Lottchen. Ach lieber Papa! Ach lieber Herr Siegmund! Soll ichs ſagen? Herr Simon!

Simon. Wenn Sie es erzählen, wird mirs ſo neu klingen, als ob ichs ſelbſt noch nicht wüßte.

Cleon. Nun, was iſt es denn? meine Tochter! Wem willſt du es erſt ſagen, mir, oder meinem lieben Nachbar? Welcher iſt dir lieber, du loſes Kind?

Lottchen. Wenn ich die Liebe der Ehrfurcht frage: ſo ſind Sies. Und wenn ich die Liebe der Freundſchaft höre: ſo iſt es Ihr lieber Nachbar. Ich wills Ihnen beyden zugleich ſagen, was mir Herr Simon itzt erzählt hat. Die verſtorbene Frau Muhme hat Julchen in ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut

vermacht. Das Teſtament iſt geöffnet, und mein Herr Pathe, der Herr Hofrath, läßt Ihnen durch den Herrn Simon dieſe Nachricht bringen.

Cleon. Welch Entzücken für einen Vater! Das Gut iſt doch Weiberlehn? Ja! Ich erſchrecke ganz vor Freuden. Das hätte ich nimmermehr gedacht. O ſie war dem Mädchen ſehr gut! Das ganze Rittergut?

Siegmund. Das iſt vortrefflich. Die rechtſchaffene Frau!

Simon. (zu Cleon.) Ich habe mir in Ihrem Namen die Abſchrift von dem Teſtamente ſchon ausgebeten, und ich hoffe ſie gegen Abend zu erhalten. Sie werden auch bald eine gerichtliche Verordnung bekommen.

Cleon. Das iſt ja ganz was außerordentliches. Ich wills die Armen gewiß genießen laſſen. Aber du, meine liebe Tochter, du kömmſt dabey zu kurz.

Lottchen. Ich? Papa. Nein. Wer weis, ob ich ein ſolches Glück ertragen könnte! Ich habe ſchon Glück genug. Nicht wahr? Herr Siegmund! Was meynen Sie?

Siegmund. Daß Sie es eben ſo würdig ſind, als Ihre Jungfer Schweſter.

Cleon. Herr Simon, Sie haben mir ja in Ihrem Billette gemeldet, daß auch Sie eine erfreuliche Nachricht erhalten hätten. Kommen Sie doch mit mir in den Garten, und vertrauen Sie mirs. Dieſe beyden feindſeligen Gemüther werden ſich ſchon allein vertragen, oder uns nachkommen.

Neunter

Neunter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Lottchen. Wenn ich Ihre Größe nicht kennte; ſo würde ich gezittert haben, Ihnen die Nachricht von dem großen Glücke meiner Schweſter zu hinterbringen. Aber ich weis, Sie ſchätzen mich deswegen nicht einen Augenblick geringer. Unſer Schickſal ſteht in den Händen der Vorſicht. Dieſe theilen allemal weiſe aus, und ſie werden ſich auch noch zu unſerm Vortheile öffnen, wenn gleich nicht in dem Augenblicke, da wir es wünſchen.

Siegmund. Mein liebes Lottchen, es wird mir ſehr leicht, über Ihrem Herzen das Glück zu vergeſſen. Wir wollen hoffen. Vergeben Sie mir nur, daß ich noch immer den Zerſtreuten vorſtelle. Ich habe lange mit Ihrem Papa geſprochen, und ich weis in Wahrheit nicht was.

Lottchen. Wenn Sie mich ſo lieben, wie ich Sie, ſo wundert michs nicht, daß Ihnen ein Tag, wie der heutige iſt, wo ſolche Anſtalten gemacht werden, einige Wünſche und Unruhen abnöthiget. Trauen Sie doch der Vorſehung! Es iſt eben heute ein Jahr, da Sie durch den unglücklichen Proceß Ihres Herrn Vaters Ihr Vermögen verloren. Vielleicht beunruhiget Sie dieſer Gedanke; aber vielleicht haben Sie auch alles heute über ein Jahr wieder. Haben Sie mit Julchen geſprochen, und dem Herrn Damis zum Beſten ſich etwas zärtlich geſtellt?

Siegmund. Nein, weil ich ſo zerſtreut bin, ſo ..

Lottchen. Gut. Sie werden dieſe kleine Mühe faſt erſparen können. Ihr Herz ſcheint keinen großen Antrieb mehr nöthig zu haben. Aber ſagen Sie ihr noch nichts von der Erbſchaft. Ich will ſie holen, und es ihr in Ihrer Gegenwart entdecken, und ihrem Geliebten zugleich.

Zehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Welche entſetzliche Nachricht! .. Julchen .. Ein ganzes Rittergut! Julchen .. die ſo viel Reizungen, ſo viel Schönheit und Anmuth beſitzt! Kennte ich Lottchens Werth nicht: ſo würde Julchen .. Aber iſt Julchen nicht auch tugendhaft .. großmüthig .. klug, unſchuldig ..? Iſt ſie nicht die Sittſamkeit ſelbſt? Iſt Lottchen ſo ſchamhaft? oder .. Verdammte Liebe, wie quälſt du mich! Muß man auch wider ſeinen Willen untreu werden? .. Warum konnte jene nicht die reiche Erbſchaft bekommen? Sahe die Muhme auch, daß die jüngſte mehr Verdienſte hatte? .. Ich Elender! Ich bin ohne meine Schuld um das größte Vermögen gekommen ... Aber habe ich weniger Vorzüge, als Damis? Julchen widerſteht ja ſeiner Liebe. .. Iſt es ein Verbrechen? .. Was kann ich dafür, daß ſie mich rührt? Sind meine Wünſche ungerecht, wenn ſie mit Julchens Wünſchen vielleicht übereinſtimmen? Sie kömmt allein.

Eilfter Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. Meine Schweſter hat geſagt, ich ſoll ſie hier in Ihrer Geſellſchaft erwarten. Sie ſucht den Herrn Damis, und will alsdann hieher kommen, und uns etwas angenehmes erzählen.

Siegmund. Wird Ihnen unterdeſſen die Zeit in meiner Geſellſchaft nicht verdrießlich werden?

Julchen. Mir? Bey Ihnen? Gewiß nicht. Sie ſind heute am freundſchaftlichſten mit mir umgegangen. Und es wird Ihnen auch wohl kein Geheimniß ſeyn, daß ich Ihnen gut bin, wenn gleich nicht ſo, wie meine Schweſter.

Siegmund. (Er küßt ihr die Hand.) Sie ſagen mir viel ſchönes, angenehme Braut.

Julchen. Bin ich denn eine Braut? Das hat mir noch kein Menſch geſagt. Nein, mein Herr, heißen Sie mich nicht ſo. Es kann ſeyn, daß ich dem Herrn Damis gewogen bin; aber muß ich darum ſeine Braut ſeyn? Nein, er iſt ſo gütig, und ſagt mir faſt gar nichts mehr von der Liebe.

Siegmund. Aber wenn ich Ihnen etwas von der Liebe ſagte, würden Sie auch zürnen? Sie wiſſen es wohl nicht, wie hoch ich Sie .. doch ..

Julchen. Bey Ihnen bin ich ſehr ſicher. So lange ein Lottchen in der Welt iſt, werden Ihre Liebeserklärungen nicht viel zu bedeuten haben. Sie wollen mich vielleicht ausforſchen; aber Sie werden nichts erfahren.

Siegmund. Meine Schöne, ich wollte wünschen, daß ich aus Verstellung redte; aber ach nein! Denken Sie denn, daß man ..

Julchen. Und was?

Siegmund. Daß man Sie sehen, und doch unempfindlich bleiben kann?

Julchen. Sie spielen die Rolle des Herrn Damis, wie ich sehe.

Siegmund. So werde ich sehr unglücklich seyn, weil Sie mit seiner Rolle nicht zufrieden sind.

Julchen. Was verlieren denn Sie und meine Schwester, wenn ich seine Wünsche nicht erfülle?

Siegmund. Vielleicht gewönne ich. Vielleicht würden Sie die Absichten des aufrichtigsten Herzens sehen. Ich verehre Sie; doch .. wie kann ich Ihnen das sagen, was ich empfinde!

Julchen. Sie könnten eine fremde Person vortrefflich annehmen. Aber auch die Liebe im Scherze beunruhigt mich. Ich weis nicht, wo meine Schwester bleibt. Ich möchte doch wissen, was sie mir zu sagen hätte; sie küßte mich vor Freuden. Es muß etwas wichtiges seyn. Ich muß sie nur suchen. Verziehn Sie einen Augenblick.

Zwölfter Auftritt.

Siegmund allein.

Ich Abscheu! Was hab ich gethan? Ich werde der redlichsten Seele untreu, die mich mit Entzückung liebt? Ich? .. Aber wie schön, wie reizend ist Julchen! Sie liebt ihn noch nicht .. Und mir, mir

ist

ist sie gewogen? Aber die Vernunft . .? Sie soll schweigen . . Mein Herz mag die Sache ausführen. . . Mißlingt mir meine Absicht: so bleibt mir Lottchen noch gewiß. . . Hat sie mir nicht selbst befohlen, mich verliebt in Julchen zu stellen? Werde ich ihr darum untreu? Wie? sie kömmt noch einmal? Sucht sie mich mit Fleiß?

Dreyzehnter Auftritt.

Siegmund. Julchen. Der Magister.

Julchen. (zu Siegmund.) Lottchen will mir nichts eher sagen, bis Herr Damis wieder kömmt. Er ist eine halbe Stunde nach Hause gegangen, und Sie sollen so gütig seyn, und zu dem Papa kommen.

Siegmund. Nach Ihrem Befehle. Aber darf ich hoffen?

Julchen. Weil Sie in der Sprache der Liebhaber reden: so muß ich Ihnen in der Sprache der Schönen antworten: Sie müssen mit meinem Papa davon sprechen.

Der Magister. Ja, Herr Siegmund, mein Bruder wartet auf Sie, und ich möchte gern ein Wort mit Jungfer Julchen allein sprechen.

Vierzehnter Auftritt.

Der Magister. Julchen.

Julchen. Herr Magister, wollen Sie mir etwa sagen, was mir Lottchen neues erzählen will?

Der Magister. Nein, ich habe sie gar nicht gesehen. Ich komme aus meiner Studierstube, und

habe zum Zeitvertreibe in einem deutschen Fabelbuche geleſen. Wenn Sie mir zuhören wollten: ſo wollte ich Ihnen eine Fabel daraus vorleſen, die mir ganz artig geſchienen hat. Ich weis, Sie hören gern witzige Sachen.

Julchen. Ja, aber nur heute nicht, weil ich gar zu unruhig bin. Sie leſen mir ja ſonſt keine Fabeln vor. Wie kommen Sie denn heute auf dieſen Einfall? Ja, ich weis wohl eher, daß Sie mir eine ziemliche finſtere Miene gemacht haben, wenn Sie mich in des la Fontaine, oder Hagedorns Fabeln haben leſen ſehen.

Der Magiſter. Sie haben Recht. Ich halte mehr auf gründliche Schriften. Und das Solide iſt für die Welt allemal beſſer, als das Witzige. Aber wie man den Verſtand nicht immer anſtrengen kann: ſo iſt es auch erlaubt, zuweilen etwas Leichtes zu leſen. Wollen Sie die Fabel hören? Sie heißt die Sonne.

Julchen. O ich habe ſchon viele Fabeln von der Sonne geleſen! Ich will es Ihnen auf Ihr Wort glauben, daß ſie artig iſt. Leſen Sie mir ſie nur nicht vor.

Der Magiſter. Jungfer Ruhme, ich weis nicht, was Sie heute für eine verdrießliche Gemüthsart haben. Ihnen zu gefallen verderbe ich mir etliche koſtbare Stunden. Ich arbeite für ihr Glück, für Ihre Beruhigung. Und Sie ſind ſo unerkenntlich und beleidigen mich alle Augenblicke dafür? Bin ich Ihnen denn ſo geringe? Verdienen meine Abſichten

nicht

nicht wenigſtens Ihre Aufmerkſamkeit? Sind denn Ihre Pflichten gegen mich durch die Blutsverwandtſchaft nicht deutlich genug beſtimmt? Warum widerſprechen Sie mir denn? Kann ich etwas dafür, daß Sie nach der Vernunft verbunden ſind, zu heurathen? Habe ich den Gehorſam, den Sie Ihrem Herrn Vater und mir ſchuldig ſind, etwa erdacht? Iſt er nicht in dem Geſetze der Vernunft enthalten?

Jalchen. Sie ſchmählen auf mich, Herr Magiſter; aber Sie ſchmählen doch gelehrt, und deswegen will ich mich zufrieden geben. Darf ich bitten: ſo leſen Sie mir die Fabel vor, damit ich wieder zu meiner Schweſter gehen kann. Sie wiſſen nicht, wie hoch ich Sie ſchätze.

Der Magiſter. Warum ſollte ichs nicht wiſſen? Wenn Sie gleich nicht den ſchärfſten Verſtand haben: ſo haben Sie doch ein gutes Herz. Und ich wollte wetten, wenn Sie ſtatt der Bremiſchen Beyträge und anderer ſolchen leichten Schriften, eine ſyſtematiſche Moralphiloſophie läſen, daß Sie bald anders ſollten denken lernen. Wenn Sie die Triebe des Willens und ihre Natur philoſophiſch kennen ſollten: ſo würden Sie ſehen, daß der Trieb der Liebe ein Grundtrieb wäre, und alſo . .

Jalchen. Sie reden mir ſo viel von der Liebe vor. Haben Sie denn in Ihrer Jugend auch geliebt? Kennen Sie denn die Liebe recht genau? Was iſt ſie denn? Ein Räthſel, das niemand auflöſen kann . .

Der Magiſter. Als wer Verſtand genug hat, in die Natur der Dinge zu dringen. Die Liebe iſt eine

Uebercin-

Uebereinstimmung zweener Willen zu gleichen Zwecken. Mich deucht, dieß ist sehr adäquat. Oder soll ich Ihnen eine andere Beschreibung geben?

Julchen. Nein, ich habe mit dieser genug zu thun. Sagen Sie mir lieber die Fabel. Ich muß zu meiner Schwester.

Der Magister. Ja, ja, die Fabel ist freylich nicht so schwer zu verstehen, als eine Causaldefinition. Sie ist kurz, und sie scheint mir mehr eine Allegorie, als eine Fabel zu seyn. Sie klingt also:

Die Sonne verliebte sich, wie man erzählt, einsmals in den Mond. Sie entdeckte ihm ihre Wünsche auf das zärtlichste; allein der Mond blieb seiner Natur nach kalt und unempfindlich. Er verlachte alle die Gründe, womit ihn einige benachbarte Planeten zur Zärtlichkeit gegen die Sonne bewegen wollten. Ein heimlicher Stolz hieß ihn spröde thun, ob ihm die Liebe der Sonne gleich angenehm war. Er trotzte auf sein schönes und reines Gesicht, bis es eine Gottheit auf das Bitten der Sonne mit Flecken verunstaltete. Und dieß sind die Flecken, die wir noch heut zu Tage in dem Gesichte des Mondes finden.

Dieß ist die Fabel. Was empfinden Sie dabey?

Julchen. Ich empfinde, daß sie mir nicht gefällt, und daß der Verfasser ihrer noch viel machen wird. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie diese Erzählung im Ernst für artig halten.

Der Magister. Freylich kann der Verstand bey witzigen Sachen seine Stärke nicht sehen lassen.

Aber wie, wenn ich die Fabel selbst gemacht hätte?

Julchen. So würde ich glauben müssen, daß die Schuld an mir läge, warum sie mir nicht schön vorkömmt.

Der Magister. Sie wissen sich gut herauszuwickeln. Ich will es Ihnen gestehen, es ist meine Arbeit. Ich will mich eben nicht groß damit machen; denn Witz kann auch ein Ungelehrter haben. Aber wollten Sie diese Fabel wohl auflösen? Was soll die Moral seyn?

Julchen. Das werden Sie mir am besten sagen können.

Der Magister. Die Moral soll etwan diese seyn: Ein schönes Frauenzimmer, die gegen den Liebhaber gar zu lange spröde thut, steht in der Gefahr, daß das Alter ihr schönes Gesicht endlich verwüstet.

Julchen. Sie sind heute recht sinnreich, Herr Magister. Ich merke, die Fabel geht auf mich. Ich bin der Mond; Herr Damis wird die Sonne seyn, und die Planeten werden auf Sie und meine Schwester zielen. Habe ich nicht alles errathen?

Der Magister. Ich sehe wohl, wenn man Ihnen seine Gedanken unter Bildern vorträgt: so machen sie einen großen Eindruck bey Ihnen. Jungfer Ruhme, denken Sie unmaaßgeblich an die Fabel, und widerstehen Sie der Liebe des Herrn Damis nicht länger. Was soll ich Ihrem Papa für eine Antwort bringen?

Julchen. Sagen Sie ihm nur, daß ich über Ihre

Fabel

Fabel hätte lachen müssen, so verdrießlich ich auch gewesen wäre. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Funfzehnter Auftritt.

Der Magister. Cleon. Siegmund.

Cleon. Nun, mein lieber Magister, was spricht Julchen? Ich denke, sie wird sich wohl ohne deine Fabel zur Liebe entschlossen haben.

Der Magister. Sie bleibt unbeweglich. Ich weis nicht, warum ich mir des eigensinnigen Mädchens wegen so viel Mühe gebe. Wer weder durch philosophische noch durch sinnliche Beweise zu bewegen ist, den muß man seinem Wahne zur Strafe überlassen. Ich sage ihr kein Wort mehr. So geht es, wenn man seinen Kindern nicht bey Zeiten ein gründliches Erkenntniß von der Moral beybringen läßt. Ich habe mich zehnmal erboten, deine Töchter denken zu lehren, und ihnen die Grundursachen der Dinge zu zeigen. Aber nein, sie sollten witzig, und nicht vernünftig werden.

Siegmund. Mein Herr, dieß war ein verwegner Ausspruch. Ist Julchen nicht vernünftig genug?

Der Magister. Warum denn nur Julchen? Ich verstehe Sie. Ich habe ein andermal die Ehre Ihnen zu antworten. Itzt warten meine Zuhörer auf mich.

Sechzehnter Auftritt.

Cleon. Siegmund.

Cleon. Ich weis nicht, wem ich glauben soll, ob dem Magister, oder Lottchen? Diese spricht, Julchen

liebt

lieb den Herrn Damis, und jener ſpricht nein. Er hat ja Verſtand. Sollte er denn die Sache nicht anſehen? Sagen Sie mir doch Ihre aufrichtige Meynung, Herr Siegmund.

Siegmund. Ich komme faſt ſelbſt auf die Gedanken, daß Julchen den Herrn Damis nicht wohl laiden kann.

Cleon. Aber was ſoll denn daraus werden? Wenn ſie ſchon etwas von der Erbſchaft wüßte: ſo dächte ich, das Rittergut machte ſie ſtolz. Herr Damis iſt ſo redlich geweſen, und hat ſie zur Frau verlangt, da ſie arm war; nun ſoll ſie ihn, da ſie reich iſt, zur Dankbarkeit heirathen. Sie wird ſich wohl noch geben.

Siegmund. Aber Sie wiſſen wohl, daß der Zwang in der Ehe üble Früchte bringt.

Cleon. Es wird ſchon gehen. Ich verlaſſe mich auf die Zeit. Und ich wollte wohl wünſchen, Herr Siegmund, wenn Sie anders noch Willens ſind, meine Tochter Lottchen zu ehelichen, daß ich heute ein doppeltes Verlöbniß ausrichten könnte.

Siegmund. Ja, wenn nur meine Umſtände ... Ich habe einige hundert Thaler Schulden ..

Cleon. Gut. Julchen ſoll Ihre Schulden von ihrer Erbſchaft bezahlen, und Ihnen auch noch tauſend Thaler zum Anfange in der Ehe geben.

Siegmund. Das iſt ſehr ſchön; aber ..

Cleon. Sie kriegen an Lottchen gewiß eine verſtändige Frau. Das Mädchen hat faſt gar keinen Fehler, und ihr Geſichte iſt auch nicht ſchlecht. Ich

darfs

darfs ihr nur nicht sagen, aber sie sieht eine Sache manchmal besser ein, als ich. Wenn doch die Abschrift von dem Testamente bald käme! Also wollen Sie Lottchen haben?

Siegmund. Ja, ich wünschte mir Lottchen. Ich gehorche Ihnen, als meinem Vater. Aber darf ich Ihnen sagen, daß es scheint, daß mir Julchen gewogner ist, als dem Herrn Damis; und daß Lottchen hingegen mit diesem sehr zufrieden zu seyn scheint? Darf ich Ihnen wohl sagen, daß mir Julchen nur itzt noch befohlen hat, bey Ihnen um sie anzuhalten und ..

Cleon. Was höre ich? nun errathe ich, warum das Mädchen sich so geweigert hat. Lieber Herr Siegmund, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, was bey der Sache anzufangen ist. Ich vergehe, ich .. Ja doch. Julchen kann Ihnen gewogen seyn, aber Lottchen ist Ihnen noch gewogner.

Siegmund. Sie haben vollkommen Recht, lieber Papa.

Cleon. Also will Lottchen zween Männer, und Herr Damis zwo Weiber haben? Das ist ja unsinnig.

Siegmund. Es ist eine verwirrte Sache, bey der ich eine sehr ungewisse Person spiele. Das Beste wird seyn, daß Sie alles so geheim halten, als es möglich ist, und die Verlobung mit dem Herrn Damis etwa noch acht Tage anstehen lassen. Vielleicht besinnt sich Julchen anders.

Cleon. O zu wem wollte ich davon reden, als zu Ihnen? Ich müßte mich ja schämen.

Sieg-

Siegmund. Wenn Lottchen den Herrn Damis freywillig wählen sollte: so bin ich viel zu redlich, als daß ich ihr einen Mann mit so großem Vermögen entziehen will.

Cleon. Sie sind die Großmuth selbst. Ich kann alles zufrieden seyn. Ich wollte Ihnen Julchens Vermögen eben sowohl gönnen, als dem Herrn Damis. Freylich wäre die Eintheilung nicht mehr eben. Lottchen wäre durch Herrn Damis Vermögen, und Ihnen durch Julchens Erbschaft geholfen. Ich weis nicht, was ich anfangen soll.

Siegmund. Also wollten Sie mir, wenn es so weit kommen sollte, Julchen versprechen?

Cleon. Aber Lottchen hat Sie so lieb, lieber als mich. Und ich dächte, es wäre unbillig, daß Sie sie vergäßen. Ich kann mir nicht einbilden, daß meine Tochter so unbeständig seyn sollte. Nein. Sie irren sich wohl.

Siegmund. Eben deswegen wollen wir die Sache noch geheim halten. Ich liebe Lottchen, wie meine Seele, und ich werde sie auf alle Art zu erhalten suchen.

Cleon. Wir wollen heute zusehen. Wir wollen genau auf alles Acht geben. Ich denke gewiß, es soll bey der ersten Einrichtung bleiben. Ich will Ihnen Lottchen mit einer guten Art herschicken. Sagen Sie ihr nur recht viel zärtliches vor. Sie hört es gern. Julchen will ich selber noch einmal ausforschen, aber ganz schlau. Ich habe mich lange aufgehalten, und den Herrn Simon alleine gelassen.

Wenn es nur der rechtschaffene Mann nicht übel nimmt.

Siebzehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Das geht gut. Julchen wird noch meine .. Sie ist schön, reich, und wohlgesittet, aufrichtig, edelgesinnt .. Aber wie? wenn Lottchen mein Vorhaben erfahren sollte! Würde sie mein Herz nicht verabscheuen? .. Doch nein. Sie ist sicher. Sie liebt mich .. Aber was quält mich? Sind es die Schwüre, die ich ihr .. Unkräftige Schwüre der Treue, die uns die Leidenschaft entreißt .. O Julchen, wie reizend bist du! Dich zu besitzen, ist dieß kein gerechter Wunsch?

Achtzehnter Auftritt.

Siegmund. Lottchen.

Lottchen. Itzt kommen sie beyde. Nun wollen wirs ihnen entdecken. Wie wird sich Julchen erfreuen, o wie wird sie sich erfreuen! Und Sie, mein Freund, Sie haben mich doch noch lieb? Vergeben Sie mir diese überflüßige Frage.

Siegmund. Ja, meine Schöne, ich liebe Sie ewig und bin durch Ihre Liebe für meine Treue unendlich belohnet. O könnte ich Sie doch vollkommen glücklich machen! (Er küßt sie.) Um dieß Vergnügen muß mich ein Prinz beneiden. Hier kommen sie. Erlauben Sie, meine Schöne, der Papa wartet mit dem Caffee auf mich. Er möchte ungehalten werden.

Neun-

Neunzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen. Damis.

Lottchen. (zum Damis.) Ich wollte Ihnen ein schönes, junges, liebenswürdiges Frauenzimmer mit einem Rittergute anbieten, wenn Sie Julchen wollten fahren lassen.

Julchen. Ist das die Neuigkeit?

Damis. Und wenn Ihr Frauenzimmer zehn Rittergüter hätte: so würde mir Julchen auch in einer Schäferhütte besser gefallen.

Julchen. Was reden Sie? Hören Sie doch Lottchen an. Wer weis, wie glücklich Sie werden! Ich gönne es Ihnen und der andern Person. Lottchen, wer ist sie denn?

Lottchen. Es ist ein artiges Kind. Sie hat ein Rittergut für funfzig tausend Thaler. Sie ist wohl erzogen.

Julchen. So? Aber, wo ... Wie heißt sie denn?

Lottchen. Sie ist fast so schön, wie du.

Julchen. Das mag ich ja nicht wissen. Wenn ich schön bin: so wird mirs der Spiegel sagen. So muß keine Schwester mit der andern reden. Sage es dem Herrn Damis allein. Ich werde wohl nicht dabey nöthig seyn. (Sie will gehen.)

Damis. Ach liebe Mamsell, gehn Sie noch nicht. Ich gehe mit Ihnen.

Julchen. Das wird sich nicht schicken. Das Frauenzimmer mit dem Rittergute, das sich in Sie verliebt hat, würde es sehr übel nehmen. Es ist

gut, daß Sie sich bey mir in den Liebeserklärungen geübt haben: nunmehr werden Sie Ihnen wenig Mühe machen.

Lottchen. Höre nur, meine Schwester. Es kömmt erst darauf an, ob das Frauenzimmer dem Herrn Damis gefallen wird. Sie hat freylich schöne große blaue Augen, fast wie du; eine gefällige Bildung, und eine recht erobernde Miene; kleine volle runde Hände. (Julchen sieht Ihre Hände an.) Sie ist dem Herrn Damis gut; aber sie liebt auch die Freyheit.

Julchen. O ich weis gar nicht, was du haben willst. Kurz, wie heißt denn das Frauenzimmer, die den Herrn Damis liebt?

Lottchen. Sie heißt ebenfalls, wie du, Julchen.

Julchn. O! du willst mich zum Kinde machen.

Lottchen. Nein, Julchen, ich kündige hiermit dir und deinem Liebhaber ein ansehnliches Glück an. Die verstorbene Frau Muhme hat dir in ihrem Testamente ihr ganzes Rittergut vermacht. Herr Simon hat uns die Nachricht nur itzt gegeben, und ich habe ihn gebeten, daß er mir die Freude gönnen möchte, sie Euch beiden zuerst zu hinterbringen. Meine liebe Schwester, ich wünsche dir tausend Glück zu deiner Erbschaft, und Ihnen, mein Freund, wünsche ich meine Schwester. Wie glücklich bin ich heute!

Julchen. Was? Das ganze Rittergut? Und dir nichts? Hätte sie es denn nicht theilen können? Ist es denn auch gewiß? Kann es nicht ein Mißverstand seyn? Warum hat sie denn dir nichts vermacht?

Lottchen. Wenn sie dich nun lieber gehabt hat,

als mich. Genug, die Erbschaft ist dein, und für dich bestimmt gewesen. Ich habe genug, wenn ich künftig ohne Kummer mit meinem Geliebten leben kann. Ach Julchen! ich weis, daß dem Papa ein jeder Augenblick zu lang wird, bis er dir seinen Glückwunsch abstatten kann. Ich habe ihn gebeten, dich nichts merken zu lassen, bis ich mit dir geredt hätte.

Damis. Ich erstaune ganz. Vielleicht wäre es ein Glück für mich, wenn kein Testament wäre. Ach mein liebes Julchen, soll ich Sie verlieren?

Julchen. Lottchen, ich theile das Gut mit dir und dem Papa. Nein, ganz wünsche ich mir es nicht. Ich verdiene es auch nicht. Traurige Erbschaft! .. Ich war unruhig vor dieser Nachricht, und ich bin noch nicht vergnügt. (Sie sieht den Damis an.) Und Sie, mein Herr ..

Damis. Und Sie, meine Schöne ..?

Lottchen. Kommt, sonst geht die traurige Scene wieder an. Ich weis, daß der Papa schon ein wenig geschmählet haben wird.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Cleon.

Cleon. Ihr losen Kinder, wo bleibt ihr denn? Soll sich der Caffee selber einschenken?

Lottchen. Schmählen Sie nicht, lieber Papa. Ihre Töchter sind in guten Händen. Wir waren gleich im Begriffe, zu Ihnen zu kommen.

Julchen. Ach lieber Papa ..

Cleon. Nun, was willst du? Sag ich dir zu dei-

nem Glücke gratuliren? Ich habe vor Freuden schon darüber geweint. Du gutes Kind. Ach Lottchen, geh doch, und unterhalte den Herrn Simon noch einen Augenblick. Er will alsdann gehen, und sich um die Abschrift des Testamentes bemühen. Sie, Herr Damis, sollen so gütig seyn und ihm Gesellschaft leisten.

Damis. Von Herzen gern. (Er geht mit Lottchen und Julchen, und der Vater winkt Julchen.)

Ein und zwanzigster Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. Nun, meine Tochter, wie steht es mit deinem Herzen? Es muß dir doch lieb seyn, daß du ein Rittergut hast.

Julchen. Ja, deswegen, damit ichs Ihnen und meiner Schwester anbieten kann.

Cleon. Du gutes Kind! Behalte, was dein ist. Willst du deiner Schwester etwas geben; wohl gut. Ich werde schon, so lange ich lebe, Brodt in meinem kleinen Hause haben. Aber, was spricht Herr Damis? Hat auch der eine Freude über deine Erbschaft?

Julchen. Meine Erbschaft scheint ihm sehr gleichgültig zu seyn.

Cleon. Ja, ja, er hat freylich selber genug Vermögen. Aber du mußt auch bedenken, daß er dich gewählt hat, da du noch ein armes Mädchen warst. Ach wenn du wissen solltest, wie viel gutes mir der Herr Vormund itzt von ihm erzählet hat, du würdest ihn gewiß lieben! Ich habe immer gedacht, er wäre nicht gar zu gelehrt, weil er nicht so hoch redt, wie

mein

mein Bruder, der Magiſter; allein, ſein Vormund hat mich verſichert, daß er ein rechter ſcharfſinniger Menſch wäre, und mehr gute Bücher geleſen hätte, als Stunden im Jahre wären. Wer hätte das denken ſollen?

Julchen. Daß er gelehrt iſt, habe ich lange gewußt; allein daß ichs nicht bin, weis ich leider auch. Vielleicht ſucht er die Gelehrſamkeit bey einem Frauenzimmer, und nicht ein Rittergut.

Cleon. Du redeſt artig. Da werden die Töchter ſtudiren können, wie die Söhne. Du kannſt ja auf der Laute ſpielen. Du kannſt ſchön ſingen. Du kannſt dein Bißchen Franzöſiſch. Du ſchreibſt einen feinen Brief und eine gute Hand. Du kannſt gut tanzen, verſtehſt die Wirthſchaft, und ſiehſt ganz fein aus; biſt ehrlicher Geburt, geſittet und fromm, und nunmehr auch ziemlich reich. Was will denn ein Mann mehr haben? Herr Damis liebt dich gewiß. Mache, daß ich ihn bald Herr Sohn, und dich Braut heißen kann.

Julchen. Braut? Das weis ich nicht. Sollte er mich lieben? Papa, Sie haben mich wohl zu ſehr gelobt. Meine Schweſter kann ja eben ſo viel und noch mehr, als ich.

Cleon. Es iſt itzt die Rede nicht von deiner Schweſter. Sie hat ihren Herrn Siegmund und verlangt kein großes Glück. Gieb ihr etwas von deinem Vermögen: ſo wird ſie vollkommen zufrieden ſeyn; und ſo will ich ſie gleich heute verloben. Oder möchteſt du Herr Siegmunden lieber zum Manne haben?

Julchen. Ich? Papa. Herr Siegmunden? Wie kommen Sie auf die Gedanken? Wenn ich lieben wollte, warum sollte ich nicht den Herrn Damis lieben? Hat er nicht vielleicht noch mehr Verdienste, als jener? Und wenn auch dieser liebenswürdiger wäre, da er es doch nicht ist, wie könnte ich ohne Verbrechen an ihn denken, da ihn meine Schwester, und er sie so zärtlich liebt?

Cleon. So gefällst du mir. Ich bin ein rechter glücklicher Vater. (Er klopft sie auf die Backen.) Meine liebe schöne Tochter, bleibe bey den Gedanken. Du wirst wohl dabey fahren. Nicht wahr, du hast den Herrn Damis viel lieber, als Herr Siegmunden? Dieser scheint mir zuweilen ein bißchen leichtsinnig zu seyn, oder doch lose. Ich habe alleweile mit dem Herrn Simon von ihm gesprochen und allerhand - -

Julchen. Papa, wenn ich mich zur Liebe entschließe: so gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich einen Mann wähle, wie Herr Damis ist. Wenn ich nur nicht meine Freyheit dabey verlöre! Wenn ich nur wüßte, ob ich ihn etwa schon gar liebte! Nein, Papa, ich liebe ihn noch nicht. Ich habe eine so reiche Erbschaft gethan, und gleichwohl bin ich nicht zufriedner. Ob ich etwa gar krank werde?

Cleon. Ja wohl kann man vor Liebe krank werden. Aber die Gegenliebe macht wieder gesund. Ich spräche Ja, wenn ich wie du wäre, damit ich der Krankheit zuvor käme.

Julchen. Ach! Papa.

Cleon. Ach! Du sollst nicht Ach, du sollst Ja sprechen.

ſprechen. Du gefällſt ihm ganz ausnehmend. Er wird dich wie ſein Kind lieben.

Julchen. Aber werde ich ihm ſtets gefallen?

Cleon. Das kannſt du denken. Woran ſtößt ſich denn dein Herz noch? Befürchteſt du denn gar, daß er dir künftig untreu werden möchte? Nimmermehr! Der Herr Vormund hat mir geſagt, daß dein Liebſter oft zu ſagen pflegte, daß er kein Menſch ſeyn möchte, wenn er nicht zugleich fromm ſeyn ſollte. Er wird dich gewiß zeitlebens für gut halten. Er wird ſeine Schwüre nicht brechen.

Julchen. Ich höre keine Schwüre von ihm. Würde er ſeine Liebe nicht betheuern, wenn er mich ...

Cleon. Das iſt ſchön, daß er nicht ſchwört. Um deſto mehr kannſt du auf ſein Wort bauen. Das öffentliche Verſprechen iſt eben der Schwur in der Liebe; und dieſen Schwur will er heute thun, wenn du ihn zugleich thun willſt.

Julchen. Papa, ich bin unentſchloſſen und ungeſchickt, die Sache recht zu überlegen. Laſſen Sie mir noch Zeit.

Cleon. Bis auf den Abend bey Tiſche ſollſt du Zeit haben. Alsdann ſprich Ja oder Nein. Die Sache iſt ernſtlich gemeynt. Ich habe dir mein Herz entdeckt. Du haſt meine Einwilligung. Mache es, wie du willſt. Komm, dein Liebſter wird ſich ſchon recht nach dir umgeſehen haben. Komm und führe mich bey der Hand; ich möchte gern einmal von einer Braut geführet werden.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. Was sagen Sie mir? Das glaube ich in Ewigkeit nicht.

Siegmund. Ich aber glaube es.

Julchen. (bestürzt.) Hat er es Ihnen denn selbst gesagt? Ich Unglückliche!

Siegmund. Er hat mirs nicht mit deutlichen Worten gesagt: aber es ist gewiß, daß er Ihnen Lottchen weit vorzieht. Ich wollte ihm diese Beleidigung, so groß sie auch ist, gern vergeben, wenn er nur Sie nicht zugleich beleidigte. Ich bedaure Sie, mein Engel. Ich weis, Sie meynen es aufrichtig, und werden meine Redlichkeit dadurch belohnen, daß Sie dem Unbeständigen wenigstens meinen Namen verschweigen.

Julchen. War dieß die Ursache seiner Traurigkeit? Der Treulose! Was hat er für Vortheil davon, ein unerfahrnes Herz zu betrügen? Wenn er mir aus Rache das Leben hätte nehmen wollen: so würde ich ihn noch nicht hassen. Aber daß er mich unter der Maske der Liebe und Aufrichtigkeit hintergeht, ist die schandbarste That.

Siegmund. Er wird es leugnen, denken Sie an mich.

Julchen. Der Verräther! Ja, er soll es leugnen. Ich mag dieses Verbrechen nie aus seinem Munde erfahren. Ich will ihn nicht bestrafen. Nein! Sein Gewissen wird mich rächen. . Wie? Er? dem ich

heute

heute mein Herz schenken - - doch nein, ich habe ihn nicht geliebt. Aber hat er nicht tausendmal gesagt, daß er mich liebte? Hält man sein Wort unter den Männern nicht besser?

Siegmund. O, meine Freundinn! lassen Sie das Verbrechen eines einzigen nicht auf unser ganzes Geschlecht fallen. Sollten Sie mein Herz sehen! Ja - - auch der Zorn macht Sie noch liebenswürdiger.

Julchen. Verlassen Sie mich, liebster Freund. Ich will - - Und du, meine Schwester, du schweigst? Und alles dieß thust du, o Liebe, du Pest der Menschen! - - Verlassen Sie mich. Ich verspreche Ihnen bey meiner Ehre, Ihren Namen nicht zu entdecken, und Ihre Aufrichtigkeit zeitlebens zu belohnen. Aber kommen Sie bald wieder hieher.

Siegmund. So bald, als ich glaube, daß sich Ihre Hitze etwas gelegt haben wird.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. (die ihn in der Hitze nicht kommen sieht.) Eben zu der Zeit, da er mir die theuersten Versicherungen der Liebe giebt, wird er auch unteu - -? Und ich, ich kann ihn noch nicht hassen? Bin ich bezaubert?

Damis. Allerliebstes Kind, sehen Sie mich denn nicht? Mit wem reden Sie?

Julchen. Mit einem Betrüger, den ich geliebt haben würde, wenn ich weniger von ihm erfahren hätte. (gelinder.) Ist es Ihnen möglich gewesen, mich zu hintergehen? Mich? die ich schon anfieng, Sie im Herzen allen Personen Ihres Geschlechts vorzuziehen?

ziehen? Warum handeln Sie so grausam, und erwecken eine Neigung in mir, die ich verabscheuen muß, nachdem ich sie gefühlt habe? Doch um Ihnen zu zeigen, was Sie für ein Herz hintergangen haben: so sage ich Ihnen, daß ich Sie niemals hassen, daß ich mich vielmehr bemühen werde, Ihren Fehler vor mir selbst zu verbergen.

Damis. Ich Unglücklicher! Ist der Betrüger der Name, den ich verdiene? Ich entschuldige mich nicht einen Augenblick, erzürnte Freundinn. Ich sage Ihnen vielmehr mit dem Stolze eines guten Gewissens, daß mein Herz gar keines Betrugs fähig ist. Ich verlange es auch nicht zu wissen, wer Ihnen die üble Meynung beygebracht hat. Die Zeit wird mich schon rechtfertigen.

Julchen. Und Sie sprechen noch mit so vielem Stolze?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Damis. (zu Lottchen.) Kommen Sie, meine Freundinn, und fangen Sie an, mich zu hassen. Ich soll meine Juliane hintergangen haben.

Lottchen. Haben Sie sich beide schon ein wenig gezankt? Vermuthlich über die ersten Küsse.

Damis. (zu Julchen.) Verklagen Sie mich doch bey Ihrer Jungfer Schwester. Sagen Sie ihr doch mein Verbrechen.

Julchen. Vielleicht fände ich da die wenigste Hülfe.

Lottchen. Ach Julchen, wenn die verstorbene Frau Muhme es hätte wissen sollen, daß du dich an dem

Tage

Lage deiner Verlobung mit deinem Bräutigam zanken würdest: sie hätte dir nicht einen Ziegel von ihrem Rittergute vermacht. Ich habe die gute Hoffnung, daß der Krieg nicht lange dauern wird. Dein Herz ist von Natur friedfertig, wenn gleich die Liebe etwas zänkisch ist.

Julchen. O scherze nicht.

Lottchen. (zu Damis.) Sehn Sie nur ihre liebe Braut recht an. Haben Sie sie durch eine kleine Liebkosung erbittert gemacht: so wollte ich Ihnen den Rath geben, sie durch zwo neue zu besänftigen. Julchen, rede wenigstens mit mir, wenn es Herr Damis nicht verdient. Oder wenn er dich ja beleidigt hat, so laß dir den Kuß wieder geben: so seyd ihr geschiedene Leute. Was habt ihr denn mit einander?

Julchen. Was wir mit einander haben? Das werde ich in deiner Gegenwart nicht sagen können. Ich glaube zwar gar nicht, daß du ihm Gelegenheit gegeben hast. Und was kann er dafür, daß du liebenswürdiger bist, als ich? Auch sein Vergehen ist noch ein Verdienst. Er würde dich nicht lieben, wenn er nicht die größten Vorzüge zu lieben gewohnt wäre. Ich entschuldige ihn selbst.

Lottchen. Du gutes Kind! Also bin ich deine Nebenbuhlerinn? Du dauerst mich in Wahrheit. Ich will dir das ganze Geheimniß eröffnen. Kommen nicht die Beschuldigungen wider deinen Liebhaber von Herr Siegmunden her? Ich kann mirs leicht einbilden. Er hat sich in dich verliebt stellen sollen, um dich zu überführen, daß du vielleicht schon liebtest.

Wenn es nur der rechtschaffene Mann nicht übel nimmt.

Siebzehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Das geht gut. Julchen wird noch meine .. Sie ist schön, reich, und wohlgesittet, aufrichtig, edelgesinnt .. Aber wie? wenn Lottchen mein Vorhaben erfahren sollte! Würde sie mein Herz nicht verabscheuen? .. Doch nein. Sie ist sicher. Sie liebt mich .. Aber was quält mich? Sind es die Schwüre, die ich ihr .. Unkräftige Schwüre der Treue, die uns die Leidenschaft entreißt .. O Julchen, wie reizend bist du! Dich zu besitzen, ist dieß kein gerechter Wunsch?

Achtzehnter Auftritt.

Siegmund. Lottchen.

Lottchen. Itzt kommen sie beyde. Nun wollen wirs ihnen entdecken. Wie wird sich Julchen erfreuen, o wie wird sie sich erfreuen! Und Sie, mein Freund, Sie haben mich doch noch lieb? Vergeben Sie mir diese überflüßige Frage.

Siegmund. Ja, meine Schöne, ich liebe Sie ewig und bin durch Ihre Liebe für meine Treue unendlich belohnet. O könnte ich Sie doch vollkommen glücklich machen! (Er küßt sie.) Um dieß Vergnügen muß mich ein Prinz beneiden. Hier kommen sie. Erlauben Sie, meine Schöne, der Papa wartet mit dem Caffee auf mich. Er möchte ungehalten werden.

Neun-

Neunzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen. Damis.

Lottchen. (zum Damis.) Ich wollte Ihnen ein schönes, junges, liebenswürdiges Frauenzimmer mit einem Rittergute anbieten, wenn Sie Julchen wollten fahren lassen.

Julchen. Ist das die Neuigkeit?

Damis. Und wenn Ihr Frauenzimmer zehn Rittergüter hätte: so würde mir Julchen auch in einer Schäferhütte besser gefallen.

Julchen. Was reden Sie? Hören Sie doch Lottchen an. Wer weis, wie glücklich Sie werden! Ich gönne es Ihnen und der andern Person. Lottchen, wer ist sie denn?

Lottchen. Es ist ein artiges Kind. Sie hat ein Rittergut für funfzig tausend Thaler. Sie ist wohl erzogen.

Julchen. So? Aber, wo ... Wie heißt sie denn?

Lottchen. Sie ist fast so schön, wie du.

Julchen. Das mag ich ja nicht wissen. Wenn ich schön bin: so wird mirs der Spiegel sagen. So muß keine Schwester mit der andern reden. Sage es dem Herrn Damis allein. Ich werde wohl nicht dabey nöthig seyn. (Sie will gehen.)

Damis. Ach liebe Mamsell, gehn Sie noch nicht. Ich gehe mit Ihnen.

Julchen. Das wird sich nicht schicken. Das Frauenzimmer mit dem Rittergute, das sich in Sie verliebt hat, würde es sehr übel nehmen. Es ist

gut, daß Sie ſich bey mir in den Liebeserklärungen geübt haben: nunmehr werden Sie Ihnen wenig Mühe machen.

Lottchen. Höre nur, meine Schweſter. Es kömmt erſt darauf an, ob das Frauenzimmer dem Herrn Damis gefallen wird. Sie hat freylich ſchöne große blaue Augen, faſt wie du; eine gefällige Bildung, und eine recht erobernde Miene; kleine volle runde Hände. (Julchen ſieht Ihre Hände an.) Sie iſt dem Herrn Damis gut; aber ſie liebt auch die Freyheit.

Julchen. O ich weis gar nicht, was du haben willſt. Kurz, wie heißt denn das Frauenzimmer, die den Herrn Damis liebt?

Lottchen. Sie heißt ebenfalls, wie du, Julchen.

Julchn. O! du willſt mich zum Kinde machen.

Lottchen. Nein, Julchen, ich kündige hiermit dir und deinem Liebhaber ein anſehnliches Glück an. Die verſtorbene Frau Muhme hat dir in ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut vermacht. Herr Simon hat uns die Nachricht nur itzt gegeben, und ich habe ihn gebeten, daß er mir die Freude gönnen möchte, ſie Euch beiden zuerſt zu hinterbringen. Meine liebe Schweſter, ich wünſche dir tauſend Glück zu deiner Erbſchaft, und Ihnen, mein Freund, wünſche ich meine Schweſter. Wie glücklich bin ich heute!

Julchen. Was? Das ganze Rittergut? Und dir nichts? Hätte ſie es denn nicht theilen können? Iſt es denn auch gewiß? Kann es nicht ein Mißverſtand ſeyn? Warum hat ſie denn dir nichts vermacht?

Lottchen. Wenn ſie dich nun lieber gehabt hat,

als mich. Genug, die Erbſchaft iſt dein, und für dich beſtimmt geweſen. Ich habe genug, wenn ich künftig ohne Kummer mit meinem Geliebten leben kann. Ach Julchen! ich weis, daß dem Papa ein jeder Augenblick zu lang wird, bis er dir ſeinen Glückwunſch abſtatten kann. Ich habe ihn gebeten, dich nichts merken zu laſſen, bis ich mit dir geredt hätte.

Damis. Ich erſtaune ganz. Vielleicht wäre es ein Glück für mich, wenn kein Teſtament wäre. Ach mein liebes Julchen, ſoll ich Sie verlieren?

Julchen. Lottchen, ich theile das Gut mit dir und dem Papa. Nein, ganz wünſche ich mir es nicht. Ich verdiene es auch nicht. Traurige Erbſchaft! — Ich war unruhig vor dieſer Nachricht, und ich bin noch nicht vergnügt. (Sie ſieht den Damis an.) Und Sie, mein Herr — —

Damis. Und Sie, meine Schöne — —?

Lottchen. Kommt, ſonſt geht die traurige Scene wieder an. Ich weis, daß der Papa ſchon ein wenig geſchmählet haben wird.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Cleon.

Cleon. Ihr loſen Kinder, wo bleibt ihr denn? Soll ſich der Caffee ſelber einſchenken?

Lottchen. Schmählen Sie nicht, lieber Papa. Ihre Töchter ſind in guten Händen. Wir waren gleich im Begriffe, zu Ihnen zu kommen.

Julchen. Ach lieber Papa — —

Cleon. Nun, was willſt du? Soll ich dir zu dei-

nem Glücke gratuliren? Ich habe vor Freuden schon darüber geweint. Du gutes Kind. Ach Lottchen, geh doch, und unterhalte den Herrn Simon noch einen Augenblick. Er will alsdann gehen, und sich um die Abschrift des Testamentes bemühen. Sie, Herr Damis, sollen so gütig seyn und ihm Gesellschaft leisten.

Damis. Von Herzen gern. (Er geht mit Lottchen und Julchen, und der Vater winkt Julchen.)

Ein und zwanzigster Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. Nun, meine Tochter, wie steht es mit deinem Herzen? Es muß dir doch lieb seyn, da ß du ein Rittergut hast.

Julchen. Ja, deswegen, damit ichs Ihnen und meiner Schwester anbieten kann.

Cleon. Du gutes Kind! Behalte, was dein ist. Willst du deiner Schwester etwas geben; wohl gut. Ich werde schon, so lange ich lebe, Brodt in meinem kleinen Hause haben. Aber, was spricht Herr Damis? Hat auch der eine Freude über deine Erbschaft?

Julchen. Meine Erbschaft scheint ihm sehr gleichgültig zu seyn.

Cleon. Ja, ja, er hat freylich selber genug Vermögen. Aber du mußt auch bedenken, daß er dich gewählt hat, da du noch ein armes Mädchen warst. Ach wenn du wissen solltest, wie viel gutes mir der Herr Vormund itzt von ihm erzählet hat, du würdest ihn gewiß lieben! Ich habe immer gedacht, er wäre nicht gar zu gelehrt, weil er nicht so hoch redt, wie

mein Bruder, der Magiſter; allein, ſein Vormund hat mich verſichert, daß er ein rechter ſcharfſinniger Menſch wäre, und mehr gute Bücher geleſen hätte, als Stunden im Jahre wären. Wer hätte das denken ſollen?

Julchen. Daß er gelehrt iſt, habe ich lange gewußt; allein daß ichs nicht bin, weis ich leider auch. Vielleicht ſucht er die Gelehrſamkeit bey einem Frauenzimmer, und nicht ein Rittergut.

Cleon. Du redeſt artig. Da werden die Töchter ſtudiren können, wie die Söhne. Du kannſt ja auf der Laute ſpielen. Du kannſt ſchön ſingen. Du kannſt dein Bißchen Franzöſiſch. Du ſchreibſt einen feinen Brief und eine gute Hand. Du kannſt gut tanzen, verſtehſt die Wirthſchaft, und ſiehſt ganz fein aus; biſt ehrlicher Geburt, geſittet und fromm, und nunmehr auch ziemlich reich. Was will denn ein Mann mehr haben? Herr Damis liebt dich gewiß. Mache, daß ich ihn bald Herr Sohn, und dich Braut heißen kann.

Julchen. Braut? Das weis ich nicht. Sollte er mich lieben? Papa, Sie haben mich wohl zu ſehr gelobt. Meine Schweſter kann ja eben ſo viel und noch mehr, als ich.

Cleon. Es iſt itzt die Rede nicht von deiner Schweſter. Sie hat ihren Herrn Siegmund und verlangt kein großes Glück. Gieb ihr etwas von deinem Vermögen: ſo wird ſie vollkommen zufrieden ſeyn; und ſo will ich ſie gleich heute verloben. Oder möchteſt du Herr Siegmunden lieber zum Manne haben?

Julchen. Ich? Papa. Herr Siegmunden? Wie kommen Sie auf die Gedanken? Wenn ich lieben wollte, warum sollte ich nicht den Herrn Damis lieben? Hat er nicht vielleicht noch mehr Verdienste, als jener? Und wenn auch dieser liebenswürdiger wäre, da er es doch nicht ist, wie könnte ich ohne Verbrechen an ihn denken, da ihn meine Schwester, und er sie so zärtlich liebt?

Cleon. So gefällst du mir. Ich bin ein rechter glücklicher Vater. (Er klopft sie auf die Backen.) Meine liebe schöne Tochter, bleibe bey den Gedanken. Du wirst wohl dabey fahren. Nicht wahr, du hast den Herrn Damis viel lieber, als Herr Siegmunden? Dieser scheint mir zuweilen ein bißchen leichtsinnig zu seyn, oder doch lose. Ich habe alleweile mit dem Herrn Simon von ihm gesprochen und allerhand - -

Julchen. Papa, wenn ich mich zur Liebe entschließe: so gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich einen Mann wähle, wie Herr Damis ist. Wenn ich nur nicht meine Freyheit dabey verlöre! Wenn ich nur wüßte, ob ich ihn etwa schon gar liebte! Nein, Papa, ich liebe ihn noch nicht. Ich habe eine so reiche Erbschaft gethan, und gleichwohl bin ich nicht zufriedner. Ob ich etwa gar krank werde?

Cleon. Ja wohl kann man vor Liebe krank werden. Aber die Gegenliebe macht wieder gesund. Ich spräche Ja, wenn ich wie du wäre, damit ich der Krankheit zuvor käme.

Julchen. Ach! Papa.

Cleon. Ach! Du sollst nicht Ach, du sollst Ja sprechen.

ſprechen. Du gefällſt ihm ganz ausnehmend. Er wird dich wie ſein Kind lieben.

Julchen. Aber werde ich ihm ſtets gefallen?

Cleon. Das kannſt du denken. Woran ſtößt ſich denn dein Herz noch? Befürchteſt du denn gar, daß er dir künftig untreu werden möchte? Nimmermehr! Der Herr Vormund hat mir geſagt, daß dein Liebſter oft zu ſagen pflegte, daß er kein Menſch ſeyn möchte, wenn er nicht zugleich fromm ſeyn ſollte. Er wird dich gewiß zeitlebens für gut halten. Er wird ſeine Schwüre nicht brechen.

Julchen. Ich höre keine Schwüre von ihm. Würde er ſeine Liebe nicht betheuern, wenn er mich ...

Cleon. Das iſt ſchön, daß er nicht ſchwört. Um deſto mehr kannſt du auf ſein Wort bauen. Das öffentliche Verſprechen iſt eben der Schwur in der Liebe; und dieſen Schwur will er heute thun, wenn du ihn zugleich thun willſt.

Julchen. Papa, ich bin unentſchloſſen und ungeſchickt, die Sache recht zu überlegen. Laſſen Sie mir noch Zeit.

Cleon. Bis auf den Abend bey Tiſche ſollſt du Zeit haben. Alsdann ſprich Ja oder Nein. Die Sache iſt ernſtlich gemeynt. Ich habe dir mein Herz entdeckt. Du haſt meine Einwilligung. Mache es, wie du willſt. Komm, dein Liebſter wird ſich ſchon recht nach dir umgeſehen haben. Komm und führe mich bey der Hand; ich möchte gern einmal von einer Braut geführet werden.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. Was sagen Sie mir? Das glaube ich in Ewigkeit nicht.

Siegmund. Ich aber glaube es.

Julchen. (bestürzt.) Hat er es Ihnen denn selbst gesagt? Ich Unglückliche!

Siegmund. Er hat mirs nicht mit deutlichen Worten gesagt: aber es ist gewiß, daß er Ihnen Lottchen weit vorzieht. Ich wollte ihm diese Beleidigung, so groß sie auch ist, gern vergeben, wenn er nur Sie nicht zugleich beleidigte. Ich bedaure Sie, mein Engel. Ich weis, Sie meynen es aufrichtig, und werden meine Redlichkeit dadurch belohnen, daß Sie dem Unbeständigen wenigstens meinen Namen verschweigen.

Julchen. War dieß die Ursache seiner Traurigkeit? Der Treulose! Was hat er für Vortheil davon, ein unerfahrnes Herz zu betrügen? Wenn er mir aus Rache das Leben hätte nehmen wollen: so würde ich ihn noch nicht hassen. Aber daß er mich unter der Maske der Liebe und Aufrichtigkeit hintergeht, ist die schandbarste That.

Siegmund. Er wird es leugnen, denken Sie an mich.

Julchen. Der Verräther! Ja, er soll es leugnen. Ich mag dieses Verbrechen nie aus seinem Munde erfahren. Ich will ihn nicht bestrafen. Nein! Sein Gewissen wird mich rächen. . Wie? Er? dem ich

heute

heute mein Herz schenken ... doch nein, ich habe ihn nicht geliebt. Aber hat er nicht tausendmal gesagt, daß er mich liebte? Hält man sein Wort unter den Männern nicht besser?

Siegmund. O, meine Freundinn! lassen Sie das Verbrechen eines einzigen nicht auf unser ganzes Geschlecht fallen. Sollten Sie mein Herz sehen! Ja ... auch der Zorn macht Sie noch liebenswürdiger.

Julchen. Verlassen Sie mich, liebster Freund. Ich will ... Und du, meine Schwester, du schweigst? Und alles dieß thust du, o Liebe, du Pest der Menschen! ... Verlassen Sie mich. Ich verspreche Ihnen bey meiner Ehre, Ihren Namen nicht zu entdecken, und Ihre Aufrichtigkeit zeitlebens zu belohnen. Aber kommen Sie bald wieder hieher.

Siegmund. So bald, als ich glaube, daß sich Ihre Hitze etwas gelegt haben wird.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. (die ihn in der Hitze nicht kommen sieht.) Eben zu der Zeit, da er mir die theuersten Versicherungen der Liebe giebt, wird er auch untreu ...? Und ich, ich kann ihn noch nicht hassen? Bin ich bezaubert?

Damis. Allerliebstes Kind, sehen Sie mich denn nicht? Mit wem reden Sie?

Julchen. Mit einem Betrüger, den ich geliebt haben würde, wenn ich weniger von ihm erfahren hätte. (gelinder.) Ist es Ihnen möglich gewesen, mich zu hintergehen? Mich? die ich schon anfieng, Sie im Herzen allen Personen Ihres Geschlechts vorzuziehen?

ziehen? Warum handeln Sie so grausam, und erwecken eine Neigung in mir, die ich verabscheuen muß, nachdem ich sie gefühlt habe? Doch um Ihnen zu zeigen, was Sie für ein Herz hintergangen haben: so sage ich Ihnen, daß ich Sie niemals hassen, daß ich mich vielmehr bemühen werde, Ihren Fehler vor mir selbst zu verbergen.

Damis. Ich Unglücklicher! Ist der Betrüger der Name, den ich verdiene? Ich entschuldige mich nicht einen Augenblick, erzürnte Freundinn. Ich sage Ihnen vielmehr mit dem Stolze eines guten Gewissens, daß mein Herz gar keines Betrugs fähig ist. Ich verlange es auch nicht zu wissen, wer Ihnen die üble Meynung beygebracht hat. Die Zeit wird mich schon rechtfertigen.

Julchen. Und Sie sprechen noch mit so vielem Stolze?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Damis. (zu Lottchen.) Kommen Sie, meine Freundinn, und fangen Sie an, mich zu hassen. Ich soll meine Juliane hintergangen haben.

Lottchen. Haben Sie sich beide schon ein wenig gezankt? Vermuthlich über die ersten Küsse.

Damis. (zu Julchen.) Verklagen Sie mich doch bey Ihrer Jungfer Schwester. Sagen Sie ihr doch mein Verbrechen.

Julchen. Vielleicht fände ich da die wenigste Hülfe.

Lottchen. Ach Julchen, wenn die verstorbene Frau Muhme es hätte wissen sollen, daß du dich an dem

Tage

Lage deiner Verlobung mit deinem Bräutigam zanken würdest: sie hätte dir nicht einen Ziegel von ihrem Rittergute vermacht. Ich habe die gute Hoffnung, daß der Krieg nicht lange dauern wird. Dein Herz ist von Natur friedfertig, wenn gleich die Liebe etwas zänkisch ist.

Julchen. O scherze nicht.

Lottchen. (zu Damis.) Sehn Sie nur ihre liebe Braut recht an. Haben Sie sie durch eine kleine Liebkosung erbittert gemacht: so wollte ich Ihnen den Rath geben, sie durch zwo neue zu besänftigen. Julchen, rede wenigstens mit mir, wenn es Herr Damis nicht verdient. Oder wenn er dich ja beleidigt hat, so laß dir den Kuß wieder geben: so seyd ihr geschiedene Leute. Was habt ihr denn mit einander?

Julchen. Was wir mit einander haben? Das werde ich in deiner Gegenwart nicht sagen können. Ich glaube zwar gar nicht, daß du ihm Gelegenheit gegeben hast. Und was kann er dafür, daß du liebenswürdiger bist, als ich? Auch sein Vergehen ist noch ein Verdienst. Er würde dich nicht lieben, wenn er nicht die größten Vorzüge zu lieben gewohnt wäre. Ich entschuldige ihn selbst.

Lottchen. Du gutes Kind! Also bin ich deine Nebenbuhlerinn? Du dauerst mich in Wahrheit. Ich will dir das ganze Geheimniß eröffnen. Kommen nicht die Beschuldigungen wider deinen Liebhaber von Herr Siegmunden her? Ich kann mirs leicht einbilden. Er hat sich in dich verliebt stellen sollen, um dich zu überführen, daß du vielleicht schon liebtest.

Lottchen. (Sie lieſt.) Wie? Ich bin die Erbinn des Ritterguts? Ich?

Simon. Ja, Sie ſind es, Mamſell, und nicht Ihre Jungfer Schweſter. Der Herr Hofrath, der mir die erſte Nachricht gegeben, muß ſich entweder geirret, oder dieſe kleine Verwirrung mit Fleiß angerichtet haben, um ſeiner Jungfer Pathe eine deſto größere Freude zu machen. Genug, es iſt nunmehr gewiß, daß Sie die Erbinn des Ritterguts ſind, und kein Menſch kann Ihnen dieſes Glück aufrichtiger gönnen, als ich thue. Sie verdienen noch weit mehr.

Lottchen. O das iſt ein trauriges Glück! Wird nicht meine liebe Schweſter darüber betrübt werden? Wird nicht Ihr Herr Mündel . .

Simon. Waren Sie doch viel zufriedner, da ich Ihnen die erſte und nunmehr falſche Nachricht brachte. Leſen Sie doch nur weiter. Sie ſind die Erbinn des Ritterguts, aber Sie ſollen Jungfer Julchen zehn tauſend Thaler abgeben, ſo bald ſie heirathen wird.

Lottchen. Nun bin ich zufrieden. Sie ſoll noch mehr haben, als zehn tauſend Thaler, wenn ſie ſich nur nicht über ihren Verluſt kränkt. O was für Bewegung fühle ich in meiner Seele! Und was werde ich erſt da empfinden, wenn ich meinen Geliebten vor Freuden über mein Glück erſchrecken ſehe? O wie ſchön wird er erſchrecken! Wie glücklich bin ich! Wenn nur meine liebe Schweſter nicht unruhig wird.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund.

Siegmund. Jungfer Julchen hat, wie ich gleich gehört, endlich ihr Ja von sich gegeben? Ist es gewiß? Das ist mir sehr angenehm.

Lottchen. (zu Simon.) Ja, sie hat sich nach dem Wunsche Ihres Herrn Mündels erklärt, und wird die Ehre haben, Sie um einen Bräutigam zu bitten, der unter Ihren Händen so liebenswürdig geworden ist... (zu Siegmund.) Aber, mein Liebster, hier ist die Abschrift von dem Testament. Geht es Ihnen nicht ein wenig nahe, daß die Frau Muhme uns beyde vergessen hat?

Siegmund. Nein, nicht einen Augenblick. Sie sind mehr, als ein reiches Testament.

Lottchen. Aber wenn uns Julchen etwas von ihrer Erbschaft anbieten sollte, wollen wirs annehmen?

Siegmund. Da sie nicht mehr über ihr Herz zu gebieten hat: so hat sie auch nicht über ihr Vermögen zu befehlen.

Simon. O mein Herr, Sie können versichert seyn, daß ihr mein Mündel die völlige Freyheit lassen wird, freygebig und erkenntlich zu seyn. Er sucht seinen Reichthum nicht in dem Ueberflusse, sondern in dem Gebrauche desselben. Er würde Julchen gewählt haben, wenn sie auch keine Erbschaft gethan hätte. Und vielleicht wäre es ihm gar lieber, wenn er ihr Glück durch sich allein hätte machen können.

Wir wollen wünſchen, daß alle Liebhaber ſo edelgeſinnt ſeyn mögen, als er.

Lottchen. Hören Sie, Herr Siegmund, was wir für einen großmüthigen Bruder bekommen haben?

Siegmund. Er macht ſeinem Herrn Vormunde, und uns die größte Ehre.

Simon. Ja ich bin in der That ſtolz auf ihn. Er iſt, von ſeinem zehnten Jahre an, in meinem Hauſe geweſen, und hat bis auf dieſe Stunde alle meine Sorgfalt für ihn ſo reichlich belohnet, und mir ſo vieles Vergnügen gemacht, daß ich nicht weis, wer dem Andern mehr Dank ſchuldig iſt.

Lottchen. Dieſes iſt ein Lobſpruch, den ich niemanden, als dem Bräutigam meiner Schweſter, gönne. Und wenn mein Papa ſterben ſollte: ſo würde ich Ihr Mündel ſeyn, um eben dieſes Lob zu verdienen. O was iſt der Umgang mit edlen Herzen für ein Vergnügen! Aber, Herr Simon, darf ich in Ihrer Gegenwart eine Freyheit begehen, die die Liebe gebeut und rechtfertiget? Ja, Sie ſind es würdig, die Regungen meiner Seele ohne Decke zu ſehen.

(Sie geht auf Siegmund zu, und umarmt ihn.)

Endlich, mein Freund, bin ich ſo glücklich, Ihren Umgang und ihre Treue gegen mich durch ein unvermuthetes Schickſal zu belohnen. Sie haben mich als ein armes Frauenzimmer geliebt. Die Vorſicht hat mich heute mit einer Erbſchaft beſchenkt, die ich nicht rühmlicher anzuwenden weis, als wenn ich ſie in Ihre Hände bringe. Ich weis, Sie werden es mit und der Tugend davon wohlgehen laſſen. Hier iſt

eine

eine Abschrift des Testaments, worinn ich zur Erbinn erkläret bin, anstatt, daß es meine liebe Schwester nach unserer Meynung war. Kurz, die Erbschaft ist Ihre, und ein Theil von zehntausend Thalern gehört Julchen. Fragen Sie nunmehr Ihr Herz, was Sie mit mir anfangen wollen.

Siegmund. Ohne Ihre Liebe ist mir Ihr Geschenke sehr gleichgültig.

Lottchen. Eben deswegen verdienen Sies. Fehlt zu Ihrem Glücke nichts, als meine Liebe: so können Sie nie glücklicher werden.

Siegmund. Ach, meine Schöne, wie erschreckt ich Sie machen, daß man die Liebe und das Glück erst hochschätzt. O warum kann nicht die ganze Welt Ihrer Großmuth zusehen! Sie würden auch den niederträchtigsten Seelen liebenswürdig vorkommen, und ihnen bey aller Verachtung der Tugend den Wunsch auspressen, daß sie ihnen gleichen möchten. Ich danke es der Liebe ewig, daß sie mir Ihren Besitz zugedacht hat. Und ich eile mit Ihrer Erlaubniß zu Ihrem Herrn Vater, um ihn nunmehr

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Der Bediente. (zu Lottchen.) Hier ist ein Brief an Sie, Mamsell. Er kömmt von der Post.

Lottchen. Ein Brief von der Post?

Siegmund. Ja, ich habe den Briefträger selbst auf dem Saale stehen sehen, ehe ich hereingekommen bin.

Lottchen. Wollen Sie erlauben, meine Herren,

daß ich den Brief in Ihrer Gegenwart erbrechen darf?

Simon. Ich will indessen meinem lieben Mündel meinen Glückwunsch abstatten.

Siebenter Auftritt

Lottchen. Siegmund.

Lottchen. (Indem sie den Brief für sich gelesen hat) O mein Freund! man will mir mein Glück sauer machen. Man beneidet mich, sonst würde man Sie nicht verkleinern. Es ist ein boshafter Streich! Er ist mir aber lieb, weil ich Ihnen einen neuen Beweis meines Vertrauens und meiner Liebe geben kann. Ich will Ihnen den Brief lesen. Er besteht, wie Sie sehen, nur aus zwo Zeilen. (Sie liest.) „Mamsell, trauen Sie Ihrem Liebhaber, dem Herrn Siegmund, nicht. Er ist ein Betrüger. N. N.“

Siegmund. Was? Ich, ein Betrüger?

Lottchen. (Sie nimmt ihn bey der Hand.) Ich weiß, daß Sie groß genug sind, dieses haßenswürdige Wort mit Gelassenheit anzuhören. Es ist ein Lobspruch für Sie. Ich verlange einen solchen Betrüger, als Sie sind, mein Freund!

Siegmund. Aber wer muß mir diesen boshaften Streich an dem heutigen Tage spielen? Wie? Sollte es auch Herr Simon selbst seyn? Habe er Sie vielleicht? Macht ihn Ihre Erbschaft boshaft? Warum gieng er, da der Brief kam? Soll ich ihm dieses Laster vergeben? Wenn er mir meinen Verstand, meinen Witz abgesprochen hätte: so würde ich ihm für

dieſe Demüthigung danken; aber daß er mir die Ehre eines guten Herzens rauben will, das iſt ärger als als wenn er mir Gift hätte geben wollen. Ich? .. Ich, ein Betrüger? Es wird ſich zeigen, wer ein Betrüger iſt, ich, oder der, der dieſen Brief geſchrieben hat. Iſt das der edelgeſinnte Vormund?

Lorchen. Ich bitte Sie bey Ihrer Liebe gegen mich, beruhigen Sie ſich. Verſchonen Sie den Herrn Vormund mit Ihrem Verdachte. Es iſt nicht möglich, daß er eine ſolche Niederträchtigkeit begehen ſollte. Sein Charakter iſt edel. Wer weis, was Sie ſonſt für einen Feind haben, der von unſerer Liebe und von meiner Erbſchaft heute Nachricht bekommen hat?

Siegmund. Sie entſchuldigen den Vormund noch? Hörten Sie nicht den boshaften Ausdruck: Wir wollen wünſchen, daß alle Liebhaber ſo edel geſinnt ſeyn mögen, als mein Mündel! .. Iſt dieſes nicht eine unverſchämte Anklage wider mich?

Lorchen. Ich ſage Ihnen, daß Sie mich beleidigen, wenn Sie ihn noch einen Augenblick im Verdachte haben. So, wie ich ihn kenne, und wie mir ihn ſein Mündel beſchrieben hat: ſo iſt er ein Mann, dem man ſein Leben, ſeine Ehre und alles vertrauen kann.

Siegmund. Aber ſollte er nicht unerlaubte Abſichten haben? Ich habe gemerkt, daß er ſehr genau auf Ihr ganzes Bezeigen, bis auf das geringſte Wort, Achtung gegeben hat. Es kömmt noch ein merkwürdiger Umſtand dazu. Er hat in dem Billette an Ihren Herrn Vater ſchon triumphiret, daß er heute eine erfreuliche Nachricht vom Hofe erhalten

hätte. Und er hat es dem Herrn Vater auch schon entdeckt; aber mir nicht.

Lottchen. Ich beschwöre Sie bey Ihrer Aufrichtigkeit, lassen Sie diesen Mann aus dem Verdachte.

Siegmund. Warum hat er mir nicht gesagt, daß man ihm vom Hofe einen vornehmen Charakter und eine ungewöhnliche Pension gegeben hat? Was sucht er darunter, wenn er nicht mein Unglück bey Ihnen sucht?

Lottchen. Ich vergebe Ihren Fehler Ihrer zärtlichen Liebe zu mir. Außerdem würde ich Sie nicht länger anhören. Wir wollen die Sache zu unserm Vortheile enden. Ihre Feinde mögen sagen, was sie wollen. Sie sind bestraft genug, daß sie Ihren Werth nicht kennen. Und wir können uns nicht besser rächen, als daß wir uns nicht die geringste Mühe geben, sie zu entdecken. Lassen Sie Ihren Zorn hier verfliegen. Ich komme in der Gesellschaft meines Vaters und der übrigen gleich wieder zu Ihnen, unser Bündniß in den Augen unsrer Feinde sicher zu machen.

Achter Auftritt.

Siegmund allein.

Das war ein verdammter Streich! Aber er macht mich nur muthiger. Julchen ist verloren ... Gut ist doch Lottchen, ist doch das Rittergut mein ... Ich bin nicht untreu gewesen. Nein! ich habe es nur seyn wollen; aber ich war zu edel, als daß mich's die Umstände hätten werden lassen. Aber wo bleibt Lottchen?

lottchen? Hat ſie gar meine Untreue erfahren? Ich will ſie ſicher machen.

Neunter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. „Wo bleibt Lottchen? Hat ſie gar meine „Untreue erfahren? Ich will ſie ſicher machen.“ Der Boshafte! Hörten Sie ſein Bekenntniß? Wir wollen ſehen, wie er ſich nach dieſem Briefe aufführen würde. O hätten wir dieſe unglückſelige Entdeckung doch niemals gemacht! Du arme Schweſter! Du verbindeſt dich mit einem Menſchen, der ein böſes Herz bey der Miene der Aufrichtigkeit hat.

Damis. Ja, es iſt ein nichtswürdiger Freund, wie ich Ihnen geſagt habe. Er hat den gröſten Betrug begangen. Ich bitte ihn heute Vormittage, wie man einen Bruder bitten kann, daß er mir Ihre Liebe ſollte gewinnen helfen; und ſtatt deſſen bittet er Ihren Herrn Vater, unſere Verlobung noch acht Tage aufzuſchieben, und will ihn bereden, als ob Sie, meine Braut, ihn ſelbſt liebten. Iſt das mein Freund, dem ich mehr als einmal mein Haus und mein Vermögen angeboten habe?

Julchen. Mich hat er bereden wollen, daß Sie meiner Schweſter gewogner wären, als mir. Nunmehr weis ich gewiß, daß es keine Verſtellung geweſen. Aber meine arme Schweſter wird es doch denken, weil ſie ihm dieſe Liſt aus gutem Herzen aufgetragen hat. Wer ſoll ihr ihren Irrthum entdecken? Wird ſie uns hören? Und wenn ſie es glaubt, über-

führen wir sie nicht von dem größten Unglück? Wie dauert sie mich!

Damis. Ja. Aber sie muß es doch erfahren; und wenn Sie schweigen, so rede ich.

Julchen. Ach bedenken Sie doch das Unglück meiner lieben Schwester! Schweigen Sie. Vielleicht.. Vielleicht ist er nicht von Natur boshaft, vielleicht hat ihn nur meine Erbschaft..

Damis. Es habe ihn, was auch immer wolle, zur Untreue bewogen: so ist er in meinen Augen doch allemal weniger zu entschuldigen, als ein Mensch, der den andern aus Hunger auf der Straße umbringt. Hat ihn die ausnehmende Zärtlichkeit, die ganz bezaubernde Unschuld, die edelste Freundschaft Ihrer Jungfer Schwester nicht treu und tugendhaft erhalten können: so muß es ihm nunmehr leicht seyn, um eines Gewinnstes willen seinen nächsten Blutsfreund umzubringen.

Julchen. Aber ach! meine Schwester.. Thun Sie es nicht. Ich zittre..

Damis. Meine Braut, Sie sind mir das kostbarste auf der Welt. Aber ich sage Ihnen, ehe ich Lottchen so unglücklich werden lasse, sich mit einem Nichtswürdigen zu verbinden: so will ich mein Vermögen, meine Ehre und Sie selbst verlieren. Ich gehe und sage ihr alles, und wenn Sie auch ohne Trost seyn sollte. Mein Vormund hat das Billet an Lottchen auf meine Bitte schreiben und auf die Post bringen lassen. Ihr ehrlicher Vater und der Magister, die Siegmund beide für zu einfältig gehal-

ten,

in, haben ſeine tückiſchen Abſichten zuerſt gemerkt, und Ihr Herr Vater hat ſie meinem Vormunde vertraut. Dieſer haßt und ſieht die kleinſten Betrügereyen.

Julchen. Iſt er denn gar nicht zu entſchuldigen?

Damis. Nein, ſage ich Ihnen. Wir haben alles unterſucht. Er iſt ein Betrüger; (Mit Bitterkeit.) und verdient die Strafe der Betrüger. Wie? Wir Männer wollen durch den häßlichſten Betrug das Frauenzimmer im Triumph aufführen, das wir durch unſere Tugend ehren ſollten?

Julchen. Was ſoll aber meine Schweſter mit dem Untreuen anfangen?

Damis. Sie ſoll ihn mit Verachtung beſtrafen. Sie ſoll ihn fühlen laſſen, was es heißt, ein edles Herz hintergehen.

Julchen. Wenn ihm aber meine Schweſter verzeihen wollte. Wäre das nicht auch großmüthig?

Damis. Sie braucht ihn nicht zu verfolgen. Sie kann alle Regungen der Rache erſticken, und ſich doch ſeiner ewig entſchlagen. Er iſt ein Unmenſch.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Simon.

Simon. Ich ſtehe die größte Quaal aus. Unſere Abſicht mit dem Briefe ſchlägt leider fehl. Sie liebt ihn nur deſto mehr, je mehr ſie ihn für unſchuldig hält. Sie dringt in ihren Vater, daß er die Verlobung beſchleunigen ſoll. Dieſer gute Alte liebt ſeine Tochter, und vergißt vielleicht in der großen Liebe die

Vorsichtigkeit und meine Erinnerungen. Wenn es niemand wagen will, sich dem Sturme Preis zu geben: so will ichs thun.

Damis. Ich thue es auch.

Julchen. Wenn nur meine Schwester käme. Ich wollte . . Aber sie liebt ihn unaussprechlich. Was wird ihr Herz empfinden, wenn es sich auf einmal von ihm trennen soll?

Simon. Es wird viel empfinden. Sie liebt ihn so sehr, als man nur lieben kann; aber sie liebt ihn deswegen so sehr, weil sie ihn der Liebe werth hält. So bald sie ihren Irrthum sehen wird: so wird sich die Vernunft, das Gefühl der Tugend, und das Abscheuliche der Untreue wider ihre Liebe empören und diese verdringen. Der Haß wird sich an die Stelle der Liebe setzen. Wir müssen alle drey noch einmal mit ihr und dem Herrn Vater sprechen, ehe er sie um das Ja betrügt.

Julchen. Du redliche Schwester! Könnte ich doch dein Unglück durch Wehmuth mit dir theilen! Wie traurig wird das Ende dieses Tages für mich!

Simon. Betrüben Sie sich nicht über den Verlust eines solchen Mannes. Lottchen ist glücklich, wenn sie ihn verliert, und unglücklich, wenn sie ihn behält. Herr Damis, haben Sie die Güte und sehen Sie, wie Sie Lottchen einen Augenblick von ihrem Liebhaber entfernen und hieher bringen können.

Damis. Ja, das ist das letzte Mittel.

Simon. (zu Damis.) Noch ein Wort! Haben Sie die Abschrift des Testaments schon gelesen, die ich ihr mitgebracht habe?

Damis.

Damis. Nein, Herr Vormund.

Simon. Sie auch nicht, Mamſell Julchen?

Julchen. Nein.

Simon. Alſo wiſſen Sie beide noch nicht, daß die erſte Nachricht falſch geweſen iſt. Mamſell Julchen, erſchrecken Sie nicht. Sie ſind nicht die Erbin des Ritterguts.

Julchen. Wie? Ich, bins nicht? Warum haben Sie mir denn eine falſche Freude gemacht? Das iſt betrübt. Geht denn heute alles unglücklich? Ach Herr Damis! Sie ſagen nichts? Bin ich nicht mehr Ihre Braut? Geht denn das Unglück gleich mit der Liebe an? Ich wollte meinen Vater und meine liebe Schweſter mit in mein Gut nehmen. Ich ließ ſchon die beſten Zimmer für ſie zurechte machen. Ach, mein Herr! was für Freude empfand ich nicht, wenn ich mir vorſtellte, daß ich Sie an meiner Hand durch das ganze Gut, durch alle Felder und Wieſen führte...! Alſo habe ich nichts?

Damis. Sie haben ſo viel, als ich habe. Vergeſſen Sie die traurige Erbſchaft. Es wird uns an nichts gebrechen. Mir iſt es recht lieb, daß Sie das Rittergut nicht bekommen haben. Vielleicht hätte die Welt geglaubt, daß ich bey meiner Liebe mehr auf dieſes, als auf Ihren eigenen Werth geſehen hätte. Und dieß ſoll ſie nicht glauben. Sie ſoll meine Braut aus eben der Urſache hochſchätzen, aus der ich ſie verehre und wähle. Führen Sie mich an Ihrer Hand in meinem eigenen Hauſe herum; ſo

werden

werden Sie ein Rittergut verdienen. O wenn ich nur Lottchen aus ihrem Elende gerissen hätte! Ich werde eher nicht ruhig.

Simon. Jungfer Lottchen ist die Erbinn des Rittergutes.

Julchen. Meine Schwester ist es? Meine Schwester? Bald hätte ich sie beneidet; aber verwünscht sey diese Regung! Nein. Ich gönne ihr alles. (zu Damis.) Was könnte ich mir noch wünschen, wenn Sie mit mir zufrieden sind? Sie soll es haben. Ich gönne ihr alles.

Damis. Auch mich, meine Braut?

Julchen. Ob ich Sie meiner Schwester gönne? Nein, so redlich bin ich doch nicht. Es ist keine Tugend, aber — Fragen Sie mich nicht mehr.

Damis. Nein. Ich will Mamsell Lottchen suchen. Die Zärtlichkeit soll der Freundschaft einige Augenblicke nachstehen.

Eilfter Auftritt.

Julchen. Simon.

Julchen. Ob ich ihn meiner Schwester gönne? Wie könnte sie das von mir verlangen? Sie hat ja das Rittergut. Ich liebe sie sehr; aber wenn ich ihre Ruhe durch den Verlust des Herrn Damis befördern soll, so fordert sie zu viel. Das ist mir nicht möglich.

Simon. Machen Sie sich keine Sorge. Sie wird es gewiß nicht begehren. Ich muß Ihnen auch sagen, daß sie Ihnen nach dem Testamente zehn tausend Thaler zu Ihrer Heirath abgeben soll.

Julchen.

Julchen. Das iſt alles gut. Wenn ich nur meiner Schweſter ihren Liebhaber durch dieſes Geld rein machen könnte, wie gern wollte ichs ihm geben! Der böſe Menſch! Kann er nicht machen, daß ich den Herrn Dennis verliere, indem er Lottchen nimmt? Was kann denn ich für ſeine Untreue? Ich bin unſchuldig.

Simon. Mein Mündel kann niemals aufhören, Sie zu lieben. Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort, Jungfer Lottchen iſt zu bedauren. Aber beſſer ohne Liebe leben, als unglücklich lieben. Wenn ſie doch kämen.

Julchen. Aber wenn ſie nun kämen? Ich kann ja ihr Ding nicht herſtellen. Ich habe ſie herzlich lieb. Aber warum ſoll denn meine Liebe mit der ihrigen leiden? Nein, ſo großmüthig kann ich nicht ſeyn, daß ich ihr zu Liebe mich und — mich und ihn ärgere. Wenn ſie doch glücklich wäre! Ich werde nicht unruhig. Er ſagte, er wollte die Zärtlichkeit der Freundſchaft nachſetzen. Was heißt dieſes?

Simon. Bleiben Sie ruhig. Mein Mündel iſt der Ihrige. Sie verdienen ihn. Und wenn Sie künftig ein ſchönes Theil die Glückſeligkeiten der Liebe genießen: ſo verdanken Sie es der Tugend, daß ſie uns durch Liebe und Freundſchaft das Leben zur Luſt machte.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magiſter.

Der Magiſter. Herr Simon, ich möchte Ihnen gern ein paar Worte vertrauen. Wenn ich mich nicht irre:

irre. Ich habe heute eine wichtige Entdeckung gemacht, was die Reizungen der Nebenbuhler für Gewalt über das menschliche Herz haben.

Simon. Ich fürchte, daß mir diese unglückliche Entdeckung schon mehr, als zu bekannt ist.

Der Magister. Ich habe der Sache alleweile auf meiner Studirstube nachgedacht.

Julchen. Können Sie uns denn sagen, wie ihr zu helfen ist? Thun Sie es doch, lieber Herr Magister.

Der Magister. Siegmund muß bestraft werden, damit er gebessert werde.

Simon. Er verdient nicht, daß man ihn anders bestrafe, als durch Verachtung.

Der Magister. Aber wie sollen seine Willenstriebe gebessert werden?

Simon. Ist denn die Verachtung kein Mittel, ein Herz zu bessern?

Der Magister. Das will ich itzo nicht ausmachen. Aber sagen Sie mir, Herr Simon, ob die Stoiker nicht Recht haben, wenn sie behaupten, daß nur ein Laster ist; oder, daß, wo ein Laster ist, die andern alle, ihrer Kraft nach, zugegen sind? Sehn Sie nur Siegmunden an. Ist er nicht recht das Exempel zu diesem Paradoxo?

Simon. Ja, Herr Magister. Aber wie werden wir Jungfer Lottchen von der Liebe zu Siegmunden abbringen? Sie glaubt es ja nicht, daß er untreu ist.

Der Magister. Das wird sich schon geben. O wie erstaunt man nicht über die genaue Verwandtschaft, welche ein Laster mit dem andern hat, und

welche

welche alle mit Einem haben! Siegmund wird bey der Gelegenheit des Teſtaments gezig. Ein Laſter erſtrebt nach Julchen, damit er ihre Reichthümer bekomme. Welcher ſchändliche Eigennutz! Er wird Lottchen untreu, und will Julchen untreu machen. Wieder zwey neue Verbrechen. Er kann ſein erſtes Laſter nicht ausführen, wenn er nicht ein Betrüger und ein Verräther wird. Alſo hintergeht er ſeinen Freund, ſeinen Schwiegervater, Sie, mich und alle, nachdem er Einmal die Tugend hintergangen hat. Aber, alle dieſe Bosheiten auszuführen, mußte er ein Lügner und ein Verleumder werden. Und er ward es. Welche unſelige Vertraulichkeit herrſcht nicht unter den Laſtern! Sollten alſo die Stoiker nicht Recht haben?

Simon. Wer zweifelt daran? Herr Magiſter! Ich glaube es, daß Sie die Sache genauer einſehen, als ich und Jungfer Julchen. Sie reden ſehr wahr, ſehr gelehrt. Sie haben ſeine Untreue zuerſt entdeckt, und wir danken Ihnen zeitlebens dafür. Aber entdecken Sie nun auch das Mittel, Lottchen ſo weit zu bringen, daß ſie ſich nicht mit dem untreuen Siegmund verbindet.

Der Magiſter. Darauf will ich denken. Lottchen iſt zu leichtgläubig geweſen. Aber ſie kann bey dieſer Gelegenheit lernen, wie viel man Urſache hat, ein Mißtrauen in das menſchliche Herz zu ſetzen, wenn man es genau kennt, und die Erzeugung der Begierden recht ausſtudirt hat. Wir haben ſo viele Vernunftlehren. Eine Willenslehre iſt eben ſo nöthig.

Ist denn der Wille kein so wesentlicher Theil der Seele, als der Verstand? So wie der Verstand Grundsätze hat, die sein Wesen ausmachen: so hat der Wille gewisse Grundtriebe. Kennt man diese, so kennt man sein Wesen: und so kennt man auch die Mittel, ihn zu verbessern. Jungfer Muhme, reden Sie aufrichtig, habe ichs Ihnen nicht hundertmal gesagt, daß Siegmund nichts gründliches in der Philosophie weis? Dieß sind die traurigen Früchte davon.

Julchen. Lieber Herr Magister, wenn Sie so viel bey der betrübten Sache empfänden, als ich, Sie würden diese Frage itzt nicht an mich thun. Sie haben mich heute eine Fabel gelehrt. Und ich wollte wünschen, daß Sie an die Fabel von dem Knaben gedächten, der in das Wasser gefallen war. Anstatt daß sie uns in der Gefahr beystehen sollen: so zeigen Sie uns den Ursprung und die Größe derselben. Nehmen Sie meine Freyheit nicht übel.

Der Magister. Ich kann Ihnen nichts übel nehmen. Zu einer Beleidigung gehört die gehörige Einsicht in die Natur der Beleidigung. Und da Ihnen diese mangelt: so sehen Ihre Reden zwar beleidigend aus; aber sie sind es nicht.

Simon. Aber, was wollen Sie denn bey der Sache thun?

Der Magister. Ich will, ehe die Versprechung vor sich geht, Lottchen und meinem Bruder kurz und gut sagen, daß ich meine Einwilligung nicht darein gebe. Alsdann muß die Sache ein ander Aussehn gewinnen.

Simon. Gut, das thun Sie.

Dreyzehnter Auftritt.

Simon. Julchen.

Julchen. Ich will dem Herrn Magiſter nachgehen. Er möchte ſonſt gar zu große Händel anrichten. Entdecken Sie Lottchen, wenn ſie kömmt, die traurige Sache zuerſt. Ich will ſorgen, daß Sie Siegmund in Ihrer Unterredung nicht ſtört, und Ihnen, wenn ich glaube, daß es Zeit iſt, mit meinem Bräutigam zu Hülfe kommen.

Simon. Ich will als ein redlicher Mann handeln. Und wenn ich mir auch den gröſten Zorn bey Ihrer Jungfer Schweſter, und die niederträchtigſte Rache von dem Herrn Siegmund zuziehen ſollte: ſo will ich doch lieber mich, als eine gute Abſicht vergeſſen.

Vierzehnter Auftritt.

Simon. Lottchen.

Lottchen. Was iſt zu Ihrem Befehle? Haben Sie etwa wegen der zehn tauſend Thaler, die ich meiner Schweſter herausgeben ſoll, etwas zu erinnern? Thun Sie nur einen Vorſchlag. Ich bin zu allem bereit.

Simon. Mamſell, davon wollen wir ein andermal reden. Glauben Sie wohl, daß mir Ihr Glück lieb iſt, und daß ich ein ehrlicher Mann bin? So unhöflich dieſe beyden Fragen ſind; ſo muß ich Sie doch an Sie thun, weil ich ſonſt in der Gefahr ſtehe, daß Sie meinen Antrag nicht anhören werden.

Lottchen. Mein Herr, womit kann ich Ihnen dienen? Reden Sie frey. Ich ſage es Ihnen, daß

ich eben den Gehorsam gegen Sie trage, den ich meinem Vater schuldig bin. Ich will Ihnen den größten Dank sagen, wenn Sie mir eine Gelegenheit geben, Ihnen meine Hochachtung durch die That zu beweisen. Ich bin eben so sehr von Ihrer Aufrichtigkeit überzeugt, als von der Aufrichtigkeit meines Bräutigams. Kann es Ihnen nunmehr noch schwer fallen, frey mit mir zu reden?

Simon. Meine Bitte gereicht zum Nachtheile Ihres Liebhabers.

Lottchen. Will Ihr Herr Mündel etwa das Rittergut gern haben, weil es so nahe an der Stadt liegt? Nun errathe ichs, warum er itzt gegen den guten Siegmund etwas verdrießlich that. Warum hat er mirs nicht gleich gesagt? Er soll es haben, und nicht mehr dafür geben, als Sie selbst für gut befinden werden. Kommen Sie zur Gesellschaft. Ich habe mich wegen des boshaften Briefs, den ich vorhin erhalten, entschlossen, in Ihrer Gegenwart dem Herrn Siegmund ohne fernern Aufschub das Recht über mein Herz abzutreten, und seinen Feinden zu zeigen, daß ich auf keine gemeine Art liebe.

Simon. Aber diesen boshaften Brief habe ich schreiben und auf die Post bringen helfen.

Lottchen. Ehe wollte ich glauben, daß ihn mein Vater, der mich so sehr liebt, geschrieben hätte. Sie scherzen.

Simon. Nein, Mamsell, ich bin zu einem Scherze, den mir die Ehrerbietung gegen Sie untersagt, zu ernsthaft. Erschrecken Sie nur, und hassen Sie mich. Ich wiederhole es Ihnen, Ihr Liebhaber meynt es nicht aufrichtig mit Ihnen.

Lottchen. Sie wollen gewiß das Vergnügen haben, meine Treue zu versuchen, und mich zu erschrecken, weil Sie wissen, daß ich nicht erschrecken kann.

Simon. Sie glauben, ich scherze? Ich will also deutlicher reden. Ihr Liebhaber ist ein Betrüger.

Lottchen. (erbittert.) Mein Herr, Sie treiben die Sache weit. Wissen Sie auch, daß ich für die Treue meines Liebhabers stehe, und daß Sie mich in ihm beleidigen? Und wenn er auch der Untreue fähig wäre, so würde ich doch den, der mich davon überzeugte, eben so sehr hassen, als den, der sie begangen. Aber ich gerathe gar in Zorn. Nein, mein Herr, ich kenne ja Ihre Großmuth. Es ist nicht Ihr Ernst, so gewiß, als ich lebe.

Simon. So gewiß, als ich lebe, ist es mein Ernst. Er ist unwürdig, noch einen Augenblick von Ihnen geliebt zu werden.

Lottchen. Und ich werde ihn ewig liebrn.

Simon. Sie kennen ihn nicht.

Lottchen. Besser, als Sie, mein Herr.

Simon. Ihre natürliche Neigung zur Aufrichtigkeit, Ihr gutes Zutrauen macht, daß Sie ihn für aufrichtig halten; aber dadurch wird ers nicht.

Lottchen. Geben sie mir die Waffen wider Sie nicht in die Hand. Ich habe Sie und meinen Liebhaber für aufrichtig gehalten. Ich will mich betrogen haben. Aber wen soll ich zuerst hassen? Ist Ihnen etwas an meiner Freundschaft gelegen: so schweigen Sie. Sie verändern mein ganzes Herz. Sie haben mir und meinem Hause viel Wohlthaten erwiesen; aber dadurch haben Sie kein Recht er-

langt, mit mir eigennützig zu handeln. Wäre es Ihrem Charakter nicht gemäßer, mich tugendhaft zu erhalten, als daß Sie mich niederträchtig machen wollen? Warum reden Sie denn nur heute so?

Simon. Weil ichs erst heute gewiß erfahren habe. Wenn Sie mir nicht glauben: so glauben Sie wenigstens Ihrer Jungfer Schwester und meinem Mündel.

Lottchen. Das ist schrecklich. Haben Sie diese auch auf Ihre Seite gezogen?

Simon. Ja, Sie sind auf meiner Seite, so wohl, als Ihr Herr Vater. Und ehe ich zugebe, daß ein Niederträchtiger Ihr Mann wird, ehe will ich mich der größten Gefahr aussetzen. Sie sind viel zu edel, viel zu liebenswürdig für ihn.

Lottchen. Wollen Sie mir denn etwa selbst Ihr Herz anbieten? Muß er nur darum ein Betrüger seyn, weil ich in Ihren Augen so liebenswürdig bin? Und sie glauben, daß sich ein edles Herz auf diese Art gewinnen läßt? Nunmehr muß ich entweder nicht tugendhaft seyn, oder Sie hassen; und bald werde ich Sie nicht mehr ansehen können.

Simon. Machen Sie mir noch so viele Vorwürfe. Die größten Beschuldigungen, die Sie wider mich ausstoßen, sind nichts als Beweise Ihres aufrichtigen Herzens. Die Meynung, in der Sie stehen, rechtfertiget sie alle. Und ich würde Sie vielleicht hassen, wenn Sie mein Anbringen gelassener angehört hätten. Genug ...

Lottchen. Das ist ein neuer Kunstgriff. Mein Herr, Ihre List, wenn es eine ist, und sie ist es, sey

verwünſcht! Wie? Er, den ich wie mich liebe? .. Sie wollen ſich an ſeine Stelle ſetzen. Iſt es möglich?

Simon. Dieſer Vorwurf iſt der bitterſte; aber auch dieſen will ich verſchmerzen. Es iſt wahr, daß ich Sie ungemein hochachte; aber ich habe ein ſicheres Mittel, Ihnen dieſen grauſamen Gedanken von meiner Niederträchtigkeit zu benehmen. Ich will Ihnen verſprechen, Ihr Haus nicht mehr zu betreten, ſo lange ich lebe. Und wenn ich durch dieſe Entdeckung Ihre Liebe zu gewinnen ſuche: ſo treffe mich die entſetzlichſte Strafe! Nach dieſem Schwure ſchäme ich mich, mehr zu reden. (Er geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Lottchen allein.

Ach! was iſt das? .. Er ſoll mir untreu ſeyn .. Nimmermehr! Nein! Der Vormund ſey ein Betrüger, und nicht er .. Du, redliches Herz! Du, mein Freund, um dich will man mich bringen? Warum beweiſt er deine Untreue nicht?

Sechzehnter Auftritt.

Lottchen. Damis.

Lottchen. Kommen Sie mir zu Hülfe. Und wenn ſie mein Unglück auch alle wollen: ſo ſind doch Sie zu großmüthig dazu. Was geht mit meinem Bräutigam vor? Sagen Sie mirs aufrichtig.

Damis. Er iſt Ihnen untreu.

Lottchen. Auch Sie ſind mein Feind geworden? Hat Sie mein Liebhaber beleidiget: ſo handeln Sie doch wenigſtens ſo großmüthig, und ſagen mir nichts von der Rache, die Sie an ihm nehmen wollen.

Damis. Mein Herz ist viel zu groß zur Rache.

Lottchen. Aber klein genug zur Undankbarkeit? Hat Ihnen mein Geliebter nicht heute den redlichsten Dienst erwiesen?

Damis. Ich wünschte, er hätte mir ihn nicht erwiesen: so würden Sie glücklicher und er würde nur ein verborgener Verräther seyn.

Lottchen. Betrüger! Verräther! Sind das die Namen meines Freundes, den ich zwey Jahr kenne und liebe?

Damis. Wenn ich die Aufrichtigkeit weniger liebte: so würde ich mit mehr Mäßigung vor Ihnen reden. Aber mein Eifer giebt mir für Ihren Liebhaber keinen andern Namen ein. Sie, meine Schwester, sind, Ihres Herzens wegen, der Verehrung eines jeden Rechtschaffnen würdig, und eben deswegen ist der Mensch, der bey Ihrer Zärtlichkeit, und bey den sichtbarsten Beweisen der aufrichtigsten Liebe, sich noch die Untreue kann einfallen lassen, eine abscheuliche Seele.

Lottchen. Eine abscheuliche Seele? Wohlan; nun fordere ich Beweise. (Heftiger.) Doch weder Ihr Vormund, noch Sie, noch meine Schwester, noch mein Vater selbst werden ihm meine Liebe entziehen können. Und ich nehme keinen Beweis an, als sein eigen Geständniß. Ich bin so sehr von seiner Tugend überzeugt, daß ich weis, daß er auch den Gedanken der Untreue nicht in sich würde haben aufsteigen lassen, ohne mir ihn selbst zu entdecken. Und ich würde ihn wegen seiner gewissenhaften Zärtlichkeit nur desto mehr lieben, wenn ich ihn anders mehr lieben könnte.

Damis. Ich ſage es Ihnen, wenn Sie mir nicht nennen: ſo gebe ich Ihnen das Herz meiner Braut nicht zurück. Ihnen bin ichs ſchuldig; aber ich mag nicht die gröſßte Wohlthat von Ihnen genießen und zugleich Ihr Unglück ſehen.

Lottchen. Sie müſſen mich für ſehr wankelmüthig halten, wenn Sie glauben, daß ich durch bloße Beſchuldigungen mich in der Liebe irren laſſe. Haben Sie, oder ich, mehr Gelegenheit gehabt, das Herz meines Bräutigams zu kennen? Wenn Sie Recht haben, warum werfen Sie ihm ſeine Untreue abweſend vor? Rufen Sie ihn hieher. Alsdann ſagen Sie mir ſein Verbrechen. Er iſt edler geſinnt, als wir alle. Und ich will ihn nun lieben.

Damis. Sie haben Recht. Ich will ihn ſelbſt ſuchen.

Siebenzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen.

Lottchen. Er geht? Er unterſteht ſich, ihn zu rufen? Nun fängt mein Herz an zu zittern. (Sie ſieht Julchen.) (klaglich.) Meine Schweſter, biſt du auch da? Haſt du mich noch lieb? (Lottchen umarmt ſie.) Willſt du mir die traurigſte Nachricht bringen? O nein! Warum ſchweigſt du? Warum kömmt er nicht ſelbſt?

Julchen. Ich bitte dich, höre auf, einen Menſchen zu lieben, der ...

Lottchen. Er ſoll ſchuldig ſeyn; aber muß er gleich meiner Liebe unwürdig ſeyn? Nein, meine liebe Schweſter. Ach nein, er iſt gewiß zu entſchuldigen. Willſt du ihn nicht vertheidigen? Vergiſſeſt du ſchon,

was er heute zu deiner Ruhe beygetragen hat? Warum sollte er mir untreu seyn, da ich Vermögen habe? Warum ward ers nicht, da ich noch keines hatte?

Julchen. Er ward es zu der Zeit, da er in den Gedanken stund, daß ich die Erbinn des Testaments wäre. Ach, liebe Schwester, wie glücklich wollte ich seyn, wenn ich dich nicht hintergangen sähe!

Lottchen. So ist es gewiß? (hart.) Nein! sage ich.

Julchen. Ich habe lange mit mir gestritten. Ich habe ihn in meinem Herzen, vor meinem Bräutigam, vor seinem Vormunde und vor unserm Vater entschuldiget. Ich würde sie aus Liebe zu dir noch alle für betrogne Zeugen halten. Aber es ist nicht mehr möglich. Er selbst hat sich hier an dieser Stelle angeklagt, als du ihn nach dem empfangenen Briefe verlassen hattest. Er war allein. Die Unruhe und sein Verbrechen redten aus ihm. Er hörte mich nicht kommen. O hätte er doch ewig geschwiegen! . . Ach meine Schwester!

Lottchen. Meine Schwester, was sagst du mir? Er hat sich selbst angeklagt? Er ist untreu? Aber wie könnte ich ihn noch lieben, wenn ers wäre? Nein ich liebe ihn, und er liebt mich gewiß. Ich habe ihm ja die größten Beweise der aufrichtigsten Neigung gegeben . . (zornig.) Aber was quält ihr mich mit dem entsetzlichsten Verdachte? Was hat er denn gethan? Nichts hat er gethan.

Julchen. Er hat mich auf eine betrügerische Art der Liebe zu meinem Bräutigam entreißen, und sich an seine Stelle setzen wollen. Er hat meinen Vater

überreden

überreden wollen, als ob ich ihn selbst liebte, und als wenn du hingegen den Herrn Damis liebtest. Er hat ihn gerathen, die Verlobung noch acht Tage aufzuschieben. Er hat sogar um mich bey ihm angehalten.

Lottchen. Wie? Hat er nicht noch vor wenig Augenblicken mich um mein Herz gebeten? Ihr haßt ihn und mich.

Julchen. Ja, ja er gesehen, daß das Testament zu deinem Vortheile eingerichtet ist.

Lottchen. Also richtet sich sein Herz nach dem Testamente und nicht nach meiner Liebe? Ich Betrogene! Doch es ist unbillig, ihn zu verdammen. Ich muß ihn selbst hören. Auch die edelsten Herzen sind nicht von Fehlern frey, die sie doch bald bereuen. (kläglich.) Liebste Schwester, verdient er keine Vergebung? Mache ihn doch unschuldig. Ich will ihn nicht besitzen. Ich will ihn zu meiner Quaal machen. Ich will ihm die ganze Erbschaft überlassen, wenn ich nur die Zufriedenheit habe, daß er ein redliches Herz hat. O Liebe! ist das der Lohn für die Treue!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund.

Siegmund. Soll ich nunmehr so glücklich seyn Ihr Ja zu erhalten? Der Herr Vater hat mir seine Einwilligung gegeben. Sie lieben mich doch, großmüthige Schöne?

Lottchen. Und Sie lieben mich doch auch?

Siegmund. Sie kennen mein Herz seit etlichen Jahren, und Sie wissen gewiß, daß mein größter

und liebster Wunsch durch Ihre Liebe erfüllt worden ist.

Lottchen. Aber . . meine Schwester . . Warum erschrecken Sie?

Siegmund. Ich erschrecke, daß Sie sich nicht besinnen, daß Sie mir diese List selbst zugemuthet haben. Sollte ich nicht durch eine verstellte Liebe Julchens Herz versuchen? Reden Sie, Mamsell Julchen, entschuldigen Sie mich.

Julchen. Mein Herr, entschuldigen kann ich Sie nicht. Bedenken Sie, was Sie zu mir und zu meinem Vater, und vor kurzem hier in dieser Stube zu sich selbst gesagt haben, ohne daß Sie mich sahen. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich meine liebe Schwester bitte, Ihnen Ihre Untreue zu vergeben.

Siegmund. Ich soll untreu seyn? . . Ich? (Er geräth in Unordnung) Ich soll der aufrichtigsten Seele untreu seyn? Wer? Ich? Gegen Ihren Herrn Vater soll ich etwas gesprochen haben? Was sind das für schreckliche Geheimnisse? . . Sie sehen mich ängstlich an, meine Schöne? Wie? Sie lieben mich nicht? Sie lassen sich durch meine Widerlegungen nicht bewegen? . . Sie hören meine Gründe nicht an? . . Bin ich nicht unschuldig? . . Wer sind meine Feinde? . . Ich berufe mich auf mein Herz, auf die Liebe, auf alles. . . Doch auch mich zu entschuldigen, könnte ein Zeichen des Verdachts seyn. . . Nein, meine Schöne, Sie müssen mir ohne Schwüre glauben. Ich will Sie, ich will meine Ruhe, mein Leben verlieren, wenn ich Ihnen untreu gewesen bin. Wollen Sie mir noch nicht glauben?

Julchen.

Julchen. Herr Siegmund. Sie schwören?

Lottchen. (mit Thränen.) Er ist wohl unschuldig.

Siegmund. Ja, das bin ich. Ich liebe Sie. Ich bete Sie an, und suche meine Wohlfahrt in Ihrer Zufriedenheit. Wollen Sie jene vergrößern: so stellen Sie diese wieder her, und lassen Sie den Verdacht fahren, den ich in der Welt niemanden vergeben kann, als Ihnen. Soll ich das Glück noch erlangen, Sie als die Meinige zu besitzen?

Lottchen. (Sie sieht ihn kläglich an.) Mich? .. als die Ihrige? .. Ja!

Julchen. Meine Schwester!

Lottchen. Schweig. Herr Siegmund, ich möchte nur noch ein Wort mit meinem Papa sprechen, alsdann wollen wir unsere Feinde beschämen.

Siegmund. Ich will ihn gleich suchen. Soll ich die übrige Gesellschaft auch mitbringen? Wir müssen doch die gebräuchlichen Ceremonien mit beobachten.

Lottchen. Ja. Ich will nur einige Worte mit dem Papa sprechen. Alsdann bitte ich Sie, nebst den andern Herren nachzukommen.

Neunzehnter Auftritt.

Julchen. Lottchen. Cleon.

Cleon. Nun, meine Kinder, wenn euch nichts weiter aufhält: so sähe ichs gern, wenn ihr die Ringe wechseltet, damit wir uns alsdann Paar und Paar zu Tische setzen können. Ey, Lottchen, wer hätte heute früh gedacht, daß du auf den Abend mit einem Rittergute zu Bette gehen würdest! Alles ist, wie wir es wünschen konnten. Julchen kriegt einen reichen

und

und wackern Mann, weil ſie wenig hat; und du, weil du viel haſt, machſt einen armen Mann glücklich. Das iſt ſchön. Dein Siegmund wird ſchon erkenntlich für deine Treue ſeyn. Er kann einen durch ſeine Worte recht das Herz aus dem Leibe reden. Der ehrliche Mann! Wie vielmal hat er mir nicht die Hand geküßt! Wie kindlich hat er mich nicht um meine Einwilligung gebeten!

Lottchen. Das iſt vortrefflich. Nun lebe ich wieder. Lieber Papa, hat Herr Siegmund denn heute bey Ihnen um meine Schweſter angehalten? Das kann ich nicht glauben.

Cleon. So halb und halb hat ers wohl gethan. Er mochte etwa denken, daß Herr Damis ein Auge auf dich geworfen hätte, und daß dirs lieber ſeyn würde, einen Mann mit vielem Gelde zu nehmen. Ich war anfangs etwas unwillig auf ihn; aber er hat mich ſchon wieder gut gemacht. Man kann ſich ja wohl übereilen, wenn man nur wieder zu ſich ſelber kömmt. Da kommen ſie alle.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund. Simon. Damis. Der Magiſter.

Cleon. Endlich erlebe ich die Freude, die ich mir lange gewünſcht habe. Ich will Sie, meine Herren, mit keiner weitläuftigen Rede aufhalten. Die Abſicht unſerer Zuſammenkunft iſt Ihnen allerſeits bekannt. Kurz, meine lieben Töchter, ich ertheile euch meinen väterlichen Segen, und meine Einwilligung. (Er ſieht

Lottchen

Lottchen weinen.) Weine nicht, Lottchen, du machst mich sonst auch weichmüthig.

Lottchen. Meine Thränen sind Thränen der Liebe. Ich habe also Ihre Einwilligung zu meiner Wahl? Ich danke Ihnen recht kindlich dafür.

Simon. (zu Lottchen.) Aber, meine liebe Mamsell, Sie wollen .. Wie?

Damis. Ach liebste Jungfer Schwester, ich bitte Sie ..

Lottchen. Was bitten Sie? Wollen Sie Julchen von meinen Händen empfangen? (Sie führt sie zu ihm.) Hier ist sie. Ich stifte die glücklichste Liebe. Und Sie, Herr Siegmund ..

Siegmund. Ich nehme Ihr Herz mit der vollkommensten Erkenntlichkeit an, und biete Ihnen diese Hand ..

Lottchen. Unwürdiger! Mein Vermögen kann ich Ihnen schenken, aber nicht mein Herz. Bitten Sie meinen Vater und der übrigen Gesellschaft, die Sie in mir beleidiget haben, Ihre begangene Niederträchtigkeit ab. Ich habe Sie Ihnen schon vergeben, ohne mich zu bekümmern, ob sie diese Vergebung verdienen. (Zum Vormunde.) Und Ihnen, mein Herr, küsse ich die Hand für Ihre Aufrichtigkeit. Wenn ich jemals mich wieder zur Liebe entschließe: so haben Sie das erste Recht auf mein Herz. (Zu Siegmunden.) Sie aber werden so billig seyn, und, ohne sich zu verantworten, uns verlassen.

Siegmund. Recht gern. (Indem er geht.) Verwünscht ist die Liebe!

Damis.

Damis. Nicht die Liebe, nur die Untreue. Dieß ist der Lohn.

Lottchen. (Sie ruft ihm noch nach.) Sie werden morgen durch meine Veranstaltung so viel Geld erhalten, daß sie künftig weniger Ursache haben, ein redliches Herz zu hintergehen.

Cleon. Lottchen, was machst du? Ich bin alles zufrieden. Du hast ja mehr Einsicht, als ich.

Julchen. O liebe Schwester, wie groß ist dein Herz! Ich habe wenigstens keine Schuld an seinem Verbrechen. O wenn ich dich doch so glücklich sähe als mich!

Der Magister. Ich bin ruhig, daß ich das Laster durch mich entdeckt, und durch sich selbst bestraft sehe. So geht es. Wenn man nicht strenge gegen sich selbst ist: so rächen sich unsere Ausschweifungen für die Nachsicht, die wir mit unsern Fehlern haben.

Simon. (zu Lottchen.) Ich, meine Freundinn, würde das Recht, das Sie mir künftig auf Ihr Herz ertheilet haben, heute noch behaupten, wenn ich Ihnen nicht schon das Wort gegeben hätte, an dieses Glück niemals zu denken. Ich bin belohnt genung, daß Sie mich Ihrer nicht für unwürdig halten, und daß der Ungetreue bestraft ist.

Lottchen. O möchte es dem Betrüger nicht übel gehen! Wie redlich habe ich ihn geliebt, und wie unglücklich bin ich durch die Liebe geworden! Doch nicht die Liebe, die Thorheit des Liebhabers hat mich unglücklich gemacht. Bedauren Sie mich.

Das Orakel.

Eine Operette,

nach dem Innhalte eines franzöſiſchen

Nachſpiels,

welches eben dieſen Namen führt.

Perſonen.

Die Oberzauberinn.

Alcindor, ihr Sohn.

Lucinde, eine junge Prinzeſſinn.

Der Schauplatz iſt in dem Schloſſe der Zauberinn.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Zauberinn. Alcindor.

Die Zauberinn.

Lucinden hätteſt du geſehn?

Alcindor.

Ja wohl! ich will es euch geſtehn.
Sie ſchlief — Was kann man ſchöners ſehn!
Entzückung und Vergnügen
Sah ich mit ihr im Grünen liegen.

Zauberinn.

Sah ſie dich auch?

Alcindor.

Sie ſchlief. Ihr hört es ja.
Wie viel empfand mein Herz, als ich ſie ſchlafen ſah!
Ich fühlte, wie ihr Reiz mir alle Freyheit raubte.
Ich ſeh ſie noch. Ein Arm lag unter ihrem Haupte;
Der andre nah bey mir. Die Blumen küßten ihn,
Und blühten ihm zu Ehren
Viel reizender, als ſie ſonſt blühn.

Zauberinn.

O Sohn! was werd ich endlich hören?

Alcindor.

Von Zärtlichkeit entzückt,
Wagt ichs die ſchöne Hand zu küſſen.
Uns hätte ſie ein Gott ſo nah, als ich, erblickt:
So hätt ein Gott es wagen müſſen.

Drauf regte sich das angenehme Kind;
Ich aber, ich entwich geschwind.
Doch länger wehrt mir nicht, mein Herz ihr zu entdecken;
Sonst muß ich ungehorsam seyn.
Ich will die Lieb in ihr erwecken.
Befehlt mir nicht. Ich bin nicht weiter mein.
Ich will mir ihre Gunst erwerben,
Und, glückt mirs nicht, zu ihren Füßen sterben.
Ja stürb ich auch zu ihren Füssen,
Auch dann soll noch Lucinde wissen,
Daß sie mein zärtlich Herz verehrt.
Die Freyheit, ihr mein Leid zu klagen,
Ob sie mich lieben wird, zu fragen,
Ist der Gefahr zu sterben werth.

V. A.

Zauberinn.

Verlier ich doch, so mächtig ich auch bin,
An dir den Ruhm der größten Zauberinn!
Ich winke nur:
Sogleich gehorcht mir die Natur;
So muß der schönste Strich der Erden
Zur schreckenvollen Wüste werden.
Kaum heb ich meine Hand empor:
So steigt hier ein Pallast und dort ein Thron hervor;
Dieß alles kann mein Wink vollführen.
Und doch kann ich, o junger Thor,
Dein stürmisch Herze nicht regieren?
Wohlan! vernichte denn durch deinen Unverstand
Die Sorgfalt, die ich angewandt,

Dein

Dein Glück nach Wunsch zu gründen.
Vergiß der Mutter Wort. Ja, was gehorchst du ihr?
Nein, harter Sohn, nein, folge dir,
Und raube dir Lucinden.
Des Tygers Trotz kann ich bezwingen;
Nur, Jüngling, deine Thorheit nicht.
Nichts kann dich zum Gehorsam bringen,
Nicht meine Macht, nicht deine Pflicht.
Den Sturm des Meeres kann ich stillen.
Die Geister ehren meinen Willen.
Und ein verliebtes Herz allein
Sollt unbezwinglich seyn? V. A.

Alcindor.

Warum soll ich die Schöne denn nicht sehn,
Und meine Lieb ihr nicht gestehn?

Zauberinn.

Mein Sohn, ich will dir alles sagen.
Ich, da ich dich gebahr, ließ das Orakel fragen;
Ich fragt es um dein künftig Glück.
Alcindorn, fieng es an, droht manch betrübt Geschick;
Doch kann er auch das größte Glück genieſſen,
Wofern er nur, durch seiner Mutter Kunst,
Sich der Prinzessinn Gunst
Wird zu verdienen wissen,
Der er nur desto mehr gefällt,
Je mehr sie ihn für taub, für stumm und fühllos hält.

Alcindor.

Taub, stumm und fühllos? Wie? Wer glaubt ein
solch Gedicht?
Alcindor glaubt es ewig nicht.

Zauberinn.

Willst du der Mutter Sorgfalt ehren,
Mit der ich mich bemüht, dein Unglück abzuwehren,
Und nach dem Götterspruch dein Glück dereinst zu
baun:
So höre mich, und sey erkenntlich durch Vertraun.
Lucinde, die dein Herze rühret,
Stammt aus des Fürsten Blut, der neben uns re-
gieret;
Sie sah die Welt in jener Nacht,
In der ich dich zur Welt gebracht.
Ich habe sie sehr jung entführet,
Und in dieß Schloß versteckt,
Das noch kein sterblich Aug entdeckt.
Ich zog sie auf, und ließ sie von Maschinen,
Von lauter Statuen bedienen,
Die schnell zu leben schienen,
So bald durch meinen Zauberstab
Ich ihnen die Bewegung gab.
Und wenn Lucinde dieses sah,
So fieng ich an, den Irrthum sie zu lehren,
Daß ich und sie allein vernünftge Wesen wären;
Die andern wären nur uns zum Vergnügen da,
Und ungeschickt, zu reden und zu denken,
Nicht fähig, sich zu freun, nicht fähig, sich zu kränken.

Alcindor.

Warum denn das?

Zauberinn.

Damit sie dich, mein Sohn,
Wenn ich dich einst zum Vorschein bringen wollte . .

Alcindor.

Alcindor.

Damit sie mich, ich hör es schon,
Für eine Puppe halten sollte,
Die nichts empfände, niemals redte,
Und Aug und Mund nur bloß zum Zierrath hätte.
O täuscht Lucinden immerhin;
Erfüllet des Orakels Sinn,
Beredt sie, daß ich fühllos bin.
Mein Anblick wird sie doch vergnügen.
Leicht läßt sich die Vernunft, doch schwer das Herz
betrügen.
Nein, die Natur ist viel zu treu;
Was sie mich lehrt, lehrt sie Lucinden.
Lucinde wird, Trotz allen Gründen,
Daß ich bloß eine Puppe sey,
Doch stets das Gegentheil empfinden.
Braucht Eure ganze Zauberkunst,
Lucindens Augen zu verschliessen.
Sie wird mich sehn, und Gegengunst
Für mich Maschine fühlen müssen.
Sie wird .. Ach kommt! Ich bin entzückt.
Ach eilt, damit sie mich erblickt.
Ihr könnt mich ihr nun sicher zeigen,
Ich will, weil es mein Glück gebeut,
Auch bey der größten Zärtlichkeit,
Taub vor ihr stehn, und fühllos schweigen.

Zauberinn.

So recht, mein Sohn,
Lucindens Herz ist, wenn du folgst, dein Lohn.

Erfülle des Orakels Willen:
So wirst du deinen Wunsch erfüllen.
Werd ohne Kummer zur Maschine:
Man mag gleich stumm und hirnlos seyn,
Man sey nur schön, so nimmt man ein.
Wie mancher siegt durch eine feine Miene,
Der blöder ist als Holz und Stein!

W. A.

Doch geh. Mich deucht, sie kömmt.

Alcindor.

Ein Wort noch, ehe ich gehe.
Wenn ich mit ihrem Mops Lucinden spielen sehe,
So liebkost sie das kleine Thier.
Gesetzt, sie spielte nun mit mir,
Dürft ich denen auch . . ? Was meynet ihr?

Zauberinn.

Lucinde kömmt. Begieb dich gleich von hier.

Zweyter Auftritt.

Die Zauberinn. Lucinde.

Lucinde, (in tiefen Gedanken.)

War dieß ein Blendwerk, ein Gesicht?
Er hatte seinen Mund auf meine Hand gedrückt!

Zauberinn.

Lucinde, was sagt Ihr?

Lucinde.

Nichts. Ach ich sah Euch nicht!

Zauberinn.

Er hatte seinen Mund auf Eure Hand gedrückt,
Wer?

Lucinde.

Lucinde.

Hätt ich ihn nur recht erblickt!
Er floh, so bald als ich erwachte.
Ich weis nicht, wie mein Herz so sehr verändert ist,
Seitdem er mir die Hand geküßt.
Ich sinn, ich denk und schmachte,
Und wünsche mir ohn Unterlaß,
Ich weis es selbst nicht, was?
So oft ich ihn im Geist betrachte,
Nimmt ein gewisser Trieb, ein süßer Trieb mich ein,
Und die Natur scheint mir durch ihn,
Durch den, der mir im Schlaf erschien,
Erst recht belebt und schön zu seyn.
Ach Mutter! welche Zärtlichkeit
Hab ich nicht itzund wahrgenommen!
Ich sah zwey Vögelchen erfreut
Auf einem Zweig zusammen kommen.
Hier sangen sie wohl eine Stunde lang.
Ihr glaubt es nicht, wie schön es klang.
O! Hätt ichs nur verstehen sollen,
Was eines zu dem andern sang,
Wie hätt ich sie belauschen wollen!
Drauf schwiegen sie und sahn einander an,
Als suchten sie mit ihren Blicken
Das noch von neuem auszudrücken,
Was sie durch Töne schon gethan.
Was muß doch aus den Vögeln singen?
Umsonst singt nicht ihr Mund so schön.
Ihr Herz muß den Gesang verstehn;
Sonst würd ihr Lied so schön nicht klingen.

Allein wer giebts dem Herzen ein?
Wer lehrt das Herz aus ihnen singen?
Solls auch die Liebe seyn?

Zauberinn.

Die Vögel sollten sich verstehn?

Lucinde.

Sie müssen sich verstanden haben,
Weil sie sich stets die Antwort gaben.

Zauberinn.

Ihr schließt vortrefflich schön.
Wenn Ihr auf dem Claviere spielet,
Und singt, so stimmt es insgemein
Mit Euren Tönen überein.
Glaubt ihr, daß dieses etwas fühlet,
Und daß es Euer Lied vernimmt?

Lucinde.

Kann dieß wohl zur Vergleichung dienen?
Claviere sind Maschinen.

Zauberinn.

Die Vögel sind es auch.

Lucinde.

Ich aber glaub es nicht,
Weil Euch mein Herze widerspricht.
Ich würde, hätt ich sie, sie streicheln, und sie küssen,
In meine Kammer sie verschliessen,
Und stets besorgt für ihre Nahrung seyn.
Doch meine Zitter anzulachen,
Ihr Gunstbezeugungen zu machen,
Dieß fällt mir niemals ein.

Zauberinn. (für sich.)

Ich muß Lucinden hintergehn,
Und durch ein Zauberstück sie blenden.
(zu Lucinden.)
Ihr seht hier Statuen vor Euren Augen stehn.
Befühlt sie selbst mit Euren Händen.
Ihr fühlts doch wohl, mein liebes Kind,
Daß sie von Marmorstein und ohn Empfindung sind;
Doch laßt mich nur ein Rad in den Maschinen heben:
So werden sie geschwind
Wie Eure Vögel leben.
(Die Statuen fangen an zu tanzen, nachdem sie die Zauberinn mit ihrem Stabe berühret.)
Seht ihr, was dieß für Tänzer sind?
Doch wie? Ihr seyd betrübt, daß Steine sich bewegen?

Lucinde.

Ja wohl, weil sie die Meynung widerlegen,
Die mir so viel Vergnügen gab.
Ihr muntern Sänger in dem Grünen,
Ihr armen Vögelchen; so seyd ihr denn Maschinen,
Und lebt bloß durch den Zauberstab?
Ich glaubte wirklich, ihr empfändet,
Und freutet euch, wenn ihr euch bey der Nacht
In einem hohlen Baum, und, wenn der Tag erwacht,
Auf einem Zweig zugleich befändet.
Mein Herz hieß mich viel vortheilhaftes schließen:
Hat, dacht ich, die Natur die Vögelchen so lieb;
Verknüpft sie sie durch freundschaftlichen Trieb,
Um sich das Leben zu versüßen:
So wird sie auch, dich zu erfreun,
Nicht weniger besorgt gewesen seyn;

So wird es auch ein Wesen geben,
Mit dem du lebst, wie diese mit sich leben.
Ach Mutter, es gefiel mir sehr.
Und könnt ich wissen, wer er wär,
Gefiel er mir vielleicht noch mehr.

O ließ mich doch der Himmel wissen,
Wer mir im Schlaf die Hand geküßt!
Ach sollt er mir sie wieder küssen;
So will ich ihn fest an mich schliessen,
Und zehnmal fragen, wer er ist.

V. A.

Zauberinn.

Vielleicht wars eine Mannsperson;
Mich deucht, daß ich sie wahrgenommen.

Lucinde.

Wie? Eine Mannsperson? Wird sie nicht wiederkommen?
Warum ist sie davon geflohn?
Sie hatte rechte feine Mienen.
Sagt, sind die Männer auch Maschinen?

Zauberinn.

Maschinen, liebes Kind,
Doch beßre noch, als Eure Vögel sind,
Die Ihr für so verständig haltet.
Sie sind fast meistens weiß, wie wir,
Und, wie die Statuen, gestaltet.
Ich hätte welche sonst bey mir;
Doch ihrer vielen Fehler wegen
Hab ich sie nicht mehr dulden mögen.

Lucinde.

Gut! Mein Clavier giebt einen Ton,
Die Wanduhr schlägt, die Vögel singen,
Die Statuen, die können künstlich springen;
Was thut denn eine Mannsperson?

Zauberinn.

Weit mehr, als Ihr begreifen könnt.
Ein Theil, der sich Soldaten nennt,
Versammlet sich in weiten Auen,
Mit langen Messern in der Hand,
Womit sie sich, von Wut entbrannt,
Bey tausenden zerhauen;
Mit Feuerröhren in der Hand,
Die Bley und Pulver in sich schlingen,
Und donnernd wieder von sich speyn:
Die Männer dieser Art bemühn sich ganz allein
Einander umzubringen.

Lucinde.

Das müssen wohl Maschinen seyn,
Die die Vernunft nicht kennen müssen;
Sonst würden sie das Leben nicht verschmähn,
Und nicht so vieles Blut vergiessen.
Ich möchte solche Männer sehn.

Ihr Männer mit den Mordgewehren,
Mit Messern und mit Feuerröhren,
O kommt und legt sie ab, und lernet zärtlich seyn!
Die Hand, die könnet ihr mir küssen,
Dieß wird mich eben nicht verdriessen;

Doch

Doch eure Meſſer würd ich ſcheun.
O ſollten ſie mich nicht erſchieſſen,
Wie gut wollt ich den Männern ſeyn!

W. A.

Zauberinn.

Seyd ohne Furcht. Uns Weibern iſt es leicht,
Der Männer Wildheit zu erſticken.
Wir dürfen nur recht zärtlich auf ſie blicken,
So iſt ihr Herz erweicht.
Ein Blick von Euch lehrt ſie die ſchwerſten Pflichten,
Und machet einen Mann geneigt,
Sich ſo genau nach Euch zu richten,
Als Euer Bild, das Euch der Spiegel zeigt.

Lucinde.

Doch dieß iſt ja mein eignes Bild.

Zauberinn.

Und doch ſeyd Ihrs nicht ſelbſt. Mehr kann ich Euch nicht lehren.
Die Männer ſind von uns erfüllt;
Sie ſind nicht wir: doch ſo, als ob ſie unſer wären.
Sie nehmen unſre Neigung an,
Und werden das, was ſie uns werden ſahn.

Lucinde.

Ich bitt Euch, zeigt mir den, der mir die Hand geküßt.

Zauberinn.

Ja, wenn er nur noch hier zugegen iſt.
Doch hat er ſchon die Flucht genommen:
So ſeyd Ihr ſelbſt durch Eure Blicke Schuld.
Ich ſuch ihn.

Lucinde.

Lucinde.

Werdet Ihr denn auch bald wiederkommen?
Ich warte recht mit Ungeduld.

Dritter Auftritt.

Lucinde allein.

Was für Gedanken fühl ich nicht!
Gedanken, die mein Blut erhitzen.
So sehr mein Witz denselben widerspricht,
So sucht sie doch mein Herz zu schützen.
Wie? Eine Mannsperson -- ein Mann!
Ein Mann? den -- ja, den möcht ich wohl besitzen.
Ich will -- was wars, worauf ich sann?
Mein ganzes Herz fängt an zu fühlen.
Ich will ein Stück auf dem Claviere spielen,
Um meinen Unmuth zu zerstreun.
(Sie geht nach dem Claviere, und kehrt gleich wieder um.)
Doch itzund fällt mirs ein:
Ich hätte sie begleiten sollen;
Dort hätte sie gelauscht, hier hätt ich lauschen wollen.
Und hätten wir ihn dann gesehn:
So wären wir ganz sacht, ganz sacht auf ihn gegangen,
Und hätten ihn gefangen.
(Sie geht noch einmal nach dem Claviere, und kehrt bald wieder um.)
Allein, wie soll ich das verstehn?
Sie gieng, und hieß mich doch nicht mit sich gehn.
Und da wir von den Männern redten,
Beschwerte sie sich zwar, daß sie viel Fehler hätten;

Allein

Allein ſie ſchwieg doch bald von ihren Fehlern ſtill.
Vielleicht ließ ſie mich hier zurücke,
Damit ich den nicht mehr erblicke,
Den ſie allein für ſich behalten will.
Die Alte ſollte ſich doch ſchämen,
Die Mannsperſon mir zu entziehn.
Nein, nein, ſie mag mir alles nehmen,
Ich bins zufrieden; nur nicht ihn!

Vierter Auftritt.

Lucinde. Die Zauberinn.

Lucinde.

Ach Mütterchen, ach ſeyd Ihr wieder da?
Ihr habt ihn doch? Ach ja!

Zauberinn.

Ich hatt ihn zwar gefangen,
Und an ein Band geknüpft; doch eh ich michs verſah,
War er dem Band und mir entgangen.

Lucinde.

Entgangen? O das iſt betrübt!
Nun ſeh ich, daß Ihr mich nicht liebt.
Ihr hättet ihn doch feſter halten können,
So wär er nimmermehr entflohn.
Verſtellt Euch nur, ich merk es ſchon!
Ihr wollt mir ihn nicht gönnen.
Wie dauert mich die liebe Mannsperſon!
O dürft ich ſie nicht mehr erwähnen!
Das ganze Schloß iſt mir nunmehr verhaßt,
Mein Leben ſelbſt wird mir zur Laſt,
Und meine Klagen werden Thränen.

Zauberinn.

Seht, wie empfindlich ihr noch seyd!
Ihr schämt Euch nicht um eine Kleinigkeit,
Um einen Mann zu weinen.

Lucinde.

O wollt er mir nur noch einmal erscheinen:
Ich wollte ganze Tage weinen.
Der Schmerz um ihn ist für mein Herz
Selbst noch ein angenehmer Schmerz.
Wie? Hintergeht Ihr wohl Lucinden?
Warum muß ich so viel empfinden,
Wenn der, der mir die Hand geküßt,
Ein Ding, gleich den Maschinen ist,
Die sich in diesem Schloß befinden?
Bringt alle diese Dinge her;
Wenn rührt mich eines so, wie er?
Nein, Mutter, nein, Ihr müßt mich hassen:
Sonst hättet Ihr ihn nicht entfliehen lassen.

Zauberinn.

O grämt Euch nicht! Ich hab ihn noch.

Lucinde.

Wo ist er denn? O zeiget mir ihn doch!
Ich möcht ihn herzlich gerne sehen.
Hat er Euch auch die Hand geküßt?

Zauberinn.

Kommt nur, wir wollen zu ihm gehen.
Allein ich sag es Euch, daß er gefährlich ist.
Ein Mann, mein Kind, ist leicht in Zorn zu bringen;
Doch wollt Ihr seinen Zorn bezwingen:

So

So macht ihm, wenn er tobt, ein freundliches Geſicht
Dem widerſtehn die Männer nicht.

Die Männer ſind die trotzigſten Maſchinen,
Und dennoch müſſen ſie uns dienen,
So bald es unſer Blick gebeut.
Wir dürfen nur verdrießlich ſcheinen;
Wir brauchen nur verſtellt zu weinen:
So thun ſie ihre Schuldigkeit. V. A.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lucinde. Die Zauberinn. Alcindor.

Lucinde, (erſtaunt über den Anblick des Alcindor.)

Das iſt er! Seht doch. .. Aber .. Ja.
Ach ſeht, wie artig ſteht er da!
Ich zittre ganz. Seht, wie er mich betrachtet,
Und wie ſein Auge nach mir ſchmachtet!
Dieß kann kein Mann von jenen Männern ſeyn,
Die mit den Meſſern Blut vergießen,
Mit langen Röhren ſich erſchießen.
Wie freundlich ſieht er aus! Nicht wahr, er ſoll doch mein?

Zauberinn.

Er ſoll beſtändig Euer ſeyn.

Lucinde.

O das iſt ſchön! Nun fang ich an zu leben.
Allein wir müſſen ihm doch einen Namen geben.

Ich

Ich dächt, ich hieß ihn gar Charmant.
Er scheinet mir den Namen zu verdienen;
Denn seht nur recht auf seine Mienen,
Und sagt mir, sind sie nicht galant?

Zauberinn.

Recht gut, mein Kind, nennt ihn Charmant.
Allein wir müssen ihn auf kurze Zeit verlassen.
Es hat ein seltner Gegenstand
Sich an dem Himmel sehen lassen.
Er möchte wohl nicht lange stehn:
Drum kommt, wir wollen ihn betrachten.

Lucinde.

Wenn uns die Sterne doch nicht so viel Mühe machten!
Ich habe ja den Himmel oft gesehn.
Was werd ich auch davon verstehn?
Ihr mögt den Horizont betrachten,
Doch ich will auf Charmanten sehn,
Und seine Mienen mir erklären.

Zauberinn.

So bleibt bey ihm und seht euch satt.
Die süße Phantasey, die Euch bezaubert hat,
Wird nicht gar lange währen.

Zweyter Auftritt.

Lucinde. Alcindor.

Lucinde, (die der Zauberinn nachsieht.)

O wenn sie doch schon längst gegangen wäre!
Was frag ich nach der Himmelssphäre,
Und nach dem ganzen Sternenlauf?
Sie gehn auch ohne mich wohl auf.
(Sie betrachtet den Alcindor.)

Wie lockicht ist sein Haar, wie blühend sein Gesicht!
Und wie geschickt trägt er sich nicht!
Mich deucht, mein Herz hat das an ihm gefunden,
Was es gewünscht und oft empfunden,
Doch selber nicht gekannt.
Was fehlte mir wohl weiter, als Charmant?
(Sie nähert sich ihm.)
Die Phantasey, sprach sie, wird nicht gar lange
währen?
Nein, nein, Charmant, die Mutter irrt.
Woraus will sie denn dieses schliessen?
Lucinde muß es besser wissen,
Wie lange sie dich lieben wird.

Du bist für mich gebohren;
Mein Herze lehrt es mich.
Zeitlebens hab ich nicht geschworen;
Itzt schwör ich dir bey meiner Ruh,
Bey allen Göttern zu,
Lucinde liebet dich. V. A.

(Sie nimmt einen Sessel und setzt sich nieder.)
Komm her, Charmant!
Er kömmt und kniet gar vor mir nieder?
O dieß ist wirklich recht galant!
(Indem Alcindor kniet, knüpfet sie ihm ein langes Band um den Hals und schlingt das Ende um ihren Arm.)
Was regt sich? kömmt die Zauberinn schon wieder?
(Sie läuft, um zu sehen, ob die Zauberinn kömmt, und Alcindor hält sie fest an dem Bande.)
Ich sehe nichts! Vielleicht irrt noch ihr Blick
Neugierig an dem Sternenpole.

O käme

O käme sie doch eher nicht zurück,
Bis ich sie selber hole!

(Sie holet noch einen Sessel, setzet ihn neben dem ihrigen und giebt Alcindorn ein Zeichen, daß er sich setzen soll.)

Charmant, komm, setze dich zu mir;
Die Alte kömmt so bald nicht wieder.
Er kniet noch einmal vor mir nieder?
O mein Charmant! wer heißt es dir?
Du machst mir ja ein ungemein Vergnügen.
Allein von welchem Wahn
läßt sich mein zärtlich Herz betrügen!
Ich red ihn an,
Als könnt er mich verstehen?
Mein Irrthum ist mir wohl bekannt,
O hätt ich doch nur weniger Verstand,
um ihn nicht einzusehen!
Wo bin ich? und was nimmt mich ein?
Ein Zwang, ein Schmerz, den ich noch liebe?
Verlaßt mich unruhvolle Triebe!
Doch nein, ich mag nicht ruhig seyn.
Du siehst mich an, Charmant?
Verstehst du etwa meine Mienen?
Was willst du? Könnt ich dir doch dienen!
Ich bitte dich, gieb mir die Hand.

(Sie reicht ihm die Hand.)

Gewiß, der Puls schlägt ihm, wie mir.
O mein Charmant! so warte hier!
Ich will mich schnell zur Zauberinn begeben.
Sie muß dich mit Verstand beleben.

Dritter Auftritt.

Alcindor, allein.

Ganz fühllos thun, und doch empfindlich fühlen,
Dieß heißt die schwerste Rolle spielen.
Lucinde lobte mich; Lucinde hieß mich schön.
Und ich, ich durft es nicht verstehn?
Sie schwur, sie liebte mich; und ich, ich mußt es hören,
Und durfte nicht, daß ich sie liebte, schwören?
Sie reichte mir die schöne Hand;
Und diese Hand durft ich nicht küssen?
Wie? Hab ich denn deswegen nur Verstand,
Um ihn zur Marter zu verschliessen?
Ist dieß wohl des Orakels Sinn?
Nein, nein! sie solls noch heute wissen,
Daß ich nichts weniger als stumm und fühllos bin.
Wie angenehm wird sie erschrecken,
Wenn sie mich reden hört!
Und welche Wollust werd ich schmecken,
Wenn meine Lippen ihr entdecken,
Was mich mein Herze lehrt!

V. A.

Vierter Auftritt.

Lucinde. Alcindor. Die Zauberinn.

Zauberinn.

Was sollt ich thun?

Lucinde.

Das schöne Bild,
Charmanten, mit Vernunft beleben.
Ich werde mich nicht eh zufrieden geben,
Als bis Ihr diesen Wunsch erfüllt.

Bedenkt,

Bedenkt, wenn mein Charmant Vernunft und Sprache hätte,
Verſtändig dächt und artig redte,
Wie liebenswürdig würd er ſeyn!
Ich bitt Euch, gebt ihm beides ein.

Zauberinn.

Wie könnt ich dieſen Wunſch erfüllen?

Lucinde.

Es kömmt ja bloß auf Euren Willen,
Auf wenig Zaubereyen an.

Zauberinn.

Wahr iſt es, daß ich das Vermögen,
Sich, wie wir beyde, zu bewegen,
Auch den Maſchinen geben kann;
Ich ſtrenge nur gewiſſe Federn an.
Doch tauſendmal mag man die Federn künſtlich lenken;
Maſchinen lernen doch nicht denken.

Lucinde.

Wie oft hab ich dieß ſchon gehört!
Ich ſeh es wohl, Madam . .

Zauberinn.

Und was?

Lucinde.

Ihr ſeyd gelehrt,
Recht ſehr gelehrt in allen Sachen,
Und wollt Lucinden gern zur Philoſophinn machen,
Damit ſie ſtets mit Euch von Euren Künſten redte.
Ihr denkt, wenn mein Charmant
Vernunft und Sprache hätte:
So würden wir um nichts bekümmert ſeyn,
Als nur um uns allein.

Ihr denkt, wir würden nicht auf Eure Weisheit hören,
Euch im Philoſophiren ſtören.
Ja, ja, dieß könnte möglich ſeyn.
Was quält ihr mich mit Euren Sternen?
Es iſt umſonſt, ſpart Eure Müh,
Ich mag die Sternkunſt ja nicht lernen,
Ich ſag es Euch, ich haſſe ſie.
Was nützen mir die Himmelsſphären,
Als daß ſie mir im Wege ſtehn?
Zerſtören will ich ſie, zerſtören!
Gleich ſolls geſchehn! (Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Alcindor. Die Zauberinn.

Zauberinn.

Wie ſchlimm wirds um die Sphären ſtehn!
Mein Sohn, gefällt dir dieß Vergehn?

Alcindor.

Auch ſelbſt der Zorn läßt ihr noch ſchön.
Die kleine Wut iſt nichts als Liebe,
Alsdann nur wär es ein Vergehn,
Wenn ſie gelaſſen bliebe.
Wie kamt ihr doch zu rechter Zeit!
Ich war nicht länger mein, und trunken von Verlangen,
Beſtürmt von Lieb und Zärtlichkeit,
Wollt ich ſchon an zu reden fangen.
Ich ſchlug die Augen öfters nieder;
Allein umſonſt, ſie öffneten ſich wieder;

Lucinde

Lucinde war zu schön für sie.
Aus Liebe sehn und reden wollen,
Und doch nicht sehn und reden sollen,
Wie schwer ist diese Müh!

Zauberinn.

Die Schwierigkeit befreyt von keiner Pflicht;
Mein Sohn, du mußt sie doch vollbringen.
Du mußt dich doch noch länger zwingen,
Weils das Orakel spricht.
Wer weis, sind nicht Lucindens Triebe
Mehr Eigensinn, als Liebe!
Drum nimm dir noch acht Tage Zeit,
Und suche die Gelegenheit,
Lucindens Liebe recht zu prüfen.
Der Schönen Herz hat unergründte Tiefen.

Alcindor.

Acht Tage! welche lange Zeit!
Bedenkt ihr auch, daß dieß unmöglich ist?
Bedenkt, wenn sie mich immer mit sich führet,
Sich mit mir in den Hayn verlieret,
Mich als ein Lamm treu in die Arme schließt,
Mich streichelt und im Streicheln küßt;
Wie sollt es wohl in solchen Fällen
Noch möglich seyn, sich fühllos anzustellen?

Ich sollte noch mein Glück acht Tage lang verschieben?

Acht Tage lang?
Die Liebe leidet keinen Zwang;
Ein Augenblick ist ihr zu lang.

Lucinde ſoll in mir kein fühllos Herze lieben;
Nein, nein, ihr Herz verdient zum mindſten meinen Dank.
Und den ſoll ich acht Tage lang verſchieben?
Acht Tage lang?
O Liebe! welch ein Zwang! W. A.

Zauberinn.

Was dir unmöglich ſcheint, hat manches Weib gethan.
Wie fangen es die ſpröden Schönen an,
Die heimlich faſt in Zärtlichkeit zerflieſſen,
Und halbe Jahre lang ſich kalt zu ſtellen wiſſen;
Die dem, um deſſen Gunſt ſie doch im Herzen flehn,
Ganz unbeweglich widerſtehn,
Ihn zehnmal gehn und kommen ſehn,
Und dennoch keine Sylbe reden?
O mach es doch, wie dieſe Spröden!

Aleindor.

Das Schweigen ſey der Spröden Pflicht;
Kurz, ich will gehn und mit Lucinden reden.

Zauberinn.

Nein, um des Himmels willen nicht!
Nehmt den Orakelſpruch zu Herzen,
Erwartet Euer Glück, ſonſt werdet Ihrs verſcherzen.
Beſtimmt ſind ſchon die Augenblicke,
Worinn der Menſch ſein Glücke macht.
Der Kluge wartet, bis ſie kommen,
Und läßt, wenn er ſie wahrgenommen,
Sie ungebraucht nicht aus der Acht;
Doch er erzwinget nie ſein Glücke.
W. A.

Sechſter Auftritt.

Alcindor. Die Zauberinn. Lucinde.

Lucinde.

Nun könnt Ihr mich mit Eurer Phantaſey,
Mit Euren Wiſſenſchaften plagen.
Der ganze Globus iſt zerſchlagen,
Das Sehrohr, alles iſt entzwey.

Zauberinn.

Ihr ſeyd ſehr ungeſtüm, Lucinde!

Lucinde.

Und Ihr ſeyd grauſam, glaubt es nur.
Den liebſten Wunſch, den ich in der Natur,
In meiner Bruſt gegründet finde,
Und deſſen Billigkeit ich gar zu wohl empfinde,
Den ſchlugt Ihr mir ſo unerbittlich ab,
So viel ich Euch auch gute Worte gab.
Ihr müßt mir gar kein Glücke gönnen;
Sonſt würde mein Charmant bald mit mir reden können.
O lehrt ihn nur ſo viel verſtehen,
Als zu der Liebe nöthig iſt.
Er mag ſonſt noch ſo wenig wiſſen,
Unwitzig denken, elend ſchließen;
Wenn er nur zärtlich denkt und ſchließt,
Aus Liebe redt, aus Liebe küßt:
So weis er mit mir umzugehen. W. A.

Zauberinn.

Ich weis nicht, wie Ihr mich ſo lange bitten könnt.
Charmant gehöret zu denen Mannsperſonen,
Die man die ſüßen Herren nennt.

Und die das Denken nie gewohnen.
Ein ſüßer Herr kriegt nie Verſtand;
Was dieſer kann, das kann Charmant.
Charmant kann vor Euch niederknien,
Und Euren Blick liebäugelnd auf ſich ziehn,
Und ſich nach den verſchiednen Fällen,
Bald munter, bald betrübt,
Bald frey, bald ehrerbietig ſtellen.
Er ſeufzt und lacht, ſo bald es Euch beliebt.
Und alle dieſe leeren Zeichen,
Bey ihm, und denen, die ihm gleichen,
Wirkt ein gewiſſer Drat, den man verborgen ſchiebt.

Lucinde.

Dieß kann ein bloßer Drat erzwingen?

Zauberinn.

Noch mehr, Charmant ſingt auch.

Lucinde.

Ich bitt Euch, laßt ihn ſingen.

Zauberinn.

Er ſoll es thun; allein vergeßt es nicht,
Das, was ein Papagey und dieſer Schwätzer ſpricht,
Sind Worte, welche nichts bedeuten.
Sie bringen ſie, zu allen Zeiten,
Ohn Unterſchied bey allen Schönen an.

Lucinde.

So wenig ich dieß glauben kann,
So will ich doch - - o laßt ihn ſingen!

Zauberinn.

Er fängt nie von ſich ſelber an;
Ich muß ihn erſt auf eine Weiſe bringen.

(Sie ſingt dem Alcinder vor.)

Wer

Wer liebt, muß ſich verſtellen können,
Wenn er geliebet werden will.

Alcindor.

Wer liebt, muß ſich entdecken können,
Wenn es ſein Glücke haben will.

Zauberinn.

Sein Herz mag noch ſo heftig brennen;
So ſchweigt er doch aus Klugheit ſtill.

Alcindor.

Fängt nur ſein Herz recht an zu brennen;
So ſchweigt ſein Mund gewiß nicht ſtill.
Und zehn Orakel hindern nicht,
Daß nicht aus ihm die Liebe ſpricht.

Lucinde.

Madam, ich bin ganz außer mir.
Charmant ſingt ja ſo gut, wie wir;
Er muß viel von der Tonkunſt wiſſen.
Er hat etwas, indem er ſingt,
Das von dem Ohr ins Herze dringt;
Wie oft wird er mir ſingen müſſen!
Allein was will Charmant
Mit dem Orakel ſagen?

Zauberinn.

Ihr könnt noch fragen?
Hat denn ein ſüßer Herr Verſtand?
Ihr müßt Euch nicht an ſeine Worte kehren.
Genug, das Wort iſt ihm bekannt;
Er ſangs, weil ers hat ſingen hören.

Lucinde.

Dieß wundert mich doch ſehr.
Allein warum ſingt er nicht mehr?

Zauberinn.

Weil man ihn weiter nichts gelehret.
Iſt das noch nicht genug, was Ihr von ihm gehöret?
Wenn ſagt Euch Euer Papagey
Wohl auf einmal ſo vielerley?

Lucinde.

Mit Eurem Papagey! Fällt Euch nichts beſſers ein?

Zauberinn.

Ihr ſcheint ja recht erzürnt zu ſeyn.

Lucinde.

Ja wohl! Betrachtet ihn, ſo wie ich ihn betrachte,
Und ſeht ihn nur recht achtſam an.
Iſts nicht beklagenswerth, daß er nicht denken kann,
Und nicht verſteht, wie hoch ich ihn im Herzen achte?
Wie oft wird mir ſein Schickſal nahe gehn!
Das ſchönſte Bild ſoll fühllos vor mir ſtehn?
Ein ſolcher ſchöner Mann iſt unbelebt geblieben?
O könnt er doch nur lieben!

Zauberinn.

Ihr klagt umſonſt. O glaubt doch mir!
Charmant wird niemals denken lernen.
Allein was quält Ihr Euch? Wir wollen ihn entfernen.
Verbannet ihn den Augenblick von hier.

Lucinde.

Verbannen? Wen? Charmanten? Ihn?
O Himmel! Ihn ſollt ich entbehren?
Er, mein Charmant, der ſollte von mir fliehn?
Dieß könnt Ihr noch von mir begehren?

Zauberinn.

Ich will Euch nicht um den Geliebten bringen.
Behaltet ihn und ſchließt ihn ſorgſam ein;
Lehrt Ihn, ſo oft Ihr wollt, ein neues Liedchen ſingen,

Und

und leßt ihn Euer Echo seyn.
Ich will Euch nicht in Eurer Freude stören.

Lucinde.

Das will ich thun. Ich will ihn reden lehren.
Kohlan, Charmant, sprich meinen Namen nach:
Lucinde!

Alcindor.

Lucinde!

Lucinde.

Hört, wie er deutlich sprach!
Charmant, sprich mir noch weiter nach.
Schönste Lucinde!

Alcindor.

Geliebteste Lucinde!

Lucinde.

Wie zärtlich, lieb ich dich!

Alcindor.

Ja wohl, vortreffliche Lucinde,
Dich liebt mein Herz, dich bet ich an,
Und kränke mich, daß ich nicht Worte finde,
Durch die ich das, was ich empfinde,
Vollkommen dir entdecken kann.
Was hat mein Herz dir alles vorzutragen!
Und dennoch weis ich nichts zu sagen,
Als tausendmal dir zu gestehn,
Daß dich Alcindor liebt.

Lucinde.

Madam, er spricht recht schön.
Er spricht ja ganz allein.

Zauberinn.

Mein Kind, dieß sind die Früchte
Von Eurem kurzen Unterrichte.

Alcindor.

Mein, nein, ich bin kein leblos Bild.
Hört auf mit dem Gedichte;
Denn das Orakel iſt erfüllt.
Ich habe lange gnug geſchwiegen,
Nun iſt es weiter kein Vergehn;
Nun iſt es ein verdient Vergnügen,
Ihr meine Liebe zu geſtehn.

Lucinde.

Ihr habt ein zärtlich Herz, und habt mich ſo gequält,
Und mir dieß Herz verhelt?

Alcindor.

Ein Götterſpruch zwang mich, verſtellt zu ſchweigen,
Mein Herz gebot mir tauſendmal,
Euch meine Zärtlichkeit zu zeigen;
Doch ſchwieg ich, weils der Gott befahl.
Vergebet mir die Unempfindlichkeit,
Mit der ich Euch ſo lange hintergangen.
Der hohe Preis, Euch dadurch zu erlangen,
Rechtfertigt die Verwegenheit.

Lucinde.

Wie könnt ich Euch den Irrthum nicht verzeihn,
In den Ihr mich aus Zwang geſetzet?
Gern will ich hintergangen ſeyn,
Weil Ihr dadurch erfuhrt, wie hoch mein Herz Euch ſchätzet.

Zauberinn.

Liebt! Eure Liebe war ſelbſt des Orakels Ziel.
Das Schickſal ſelbſt erweckt und billigt Eure Triebe.
Mein Sohn, ſey du durch deine Liebe
Der itzgen Zeiten Widerſpiel.

Du warst, als ein Amant, taub, stumm und un-
empfindlich;
Seyn nun, als Mann, beredt, gefällig und verbindlich.

Alcindor.

So liebst du mich, vortreffliche Lucinde?

Lucinde.

Wie? forderst du noch stärkre Gründe?

Alcindor.

So ist dein Herz denn völlig mein?

Lucinde.

Es ists, und wird es ewig seyn.

Alcindor.

Was ist vollkommner, als Lucinde?
Kein Glück, als sie, kann mich erfreun.

Lucinde.

Wenn ich in dir mein Glück nicht finde;
So muß kein Glück auf Erden seyn.

Alcindor.

Mir ist kein Wunsch mehr übrig blieben.

Lucinde.

Was wünscht mein Herz wohl außer dir?

Beyde.

Wie zärtlich wollen wir uns lieben!
Uns lieben wollen wir! W. A.

Zauberinn.

O Kinder, eure Zärtlichkeit
Erinnert mich an jene Zeit,
Da Reiz und Jugend mich, wie itzt Lucinden, schmückten,
Und eines Jünglings Herz, das an Empfindlichkeit
Alcindors Herzen glich, entzückten;
Und sie erweckt beynah noch meines Alters Neid.

Besingt

Beſingt die Göttinn doch, die Euch dieß Glück gegeben.
Beſingt die Göttinn, deren Macht
Der meinigen ſo triumphirend lacht.
Ich ſelbſt will ſie mit Euch erheben.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Alcindor.

Du lehrſt den ſtummen Mund der Blöden
Mit ihren Schönen ſeufzend reden;

Lucinde.

Und ihre Schönen ſie verſtehn.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Zauberinn.

Du kannſt das Alter ſelbſt gewinnen;
Die Macht der größten Zauberinnen
Kann deiner Macht nicht widerſtehn.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Ende des Singſpiels.

Die
Betschwester.

Ein Luſtſpiel
in drey Aufzügen.

Personen.

Frau Richardinn, eine alte und reiche Wittwe.

Christianchen, ihre Tochter.

Lorchen, ihre weitläuftige Befreundinn.

Simon, Christianchens Bräutigam.

Ferdinand, Simons Brautwerber.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jungfer Lorchen. Herr Ferdinand.

Lorchen.

Was ich Ihnen ſage. Sie können die Frau Muhme itzt nicht ſprechen. Sie hat ihre Andacht. Und ich wollte nicht viel nehmen, und ſie ſtören.

Ferdin. Aber die gute Frau muß ja den ganzen Tag beten. Ich mag kommen, wenn ich will, ſo hat ſie ihre Andacht. Heute Vormittage wollte ich zu ihr; da war Betſtunde. Nun komme ich nach Tiſche; ſo hat ſie wieder ihre Betſtunde.

Lorchen. Es iſt nichts anders. Ihr Leben iſt ein beſtändiges Gebet.

Ferdin. Das Beten iſt ein wichtiges Stück der Religion. Allein es giebt ja noch andere Pflichten, die eben ſo nöthig und eben ſo heilig ſind. Sie wird doch nicht Tag und Nacht beten, das will ich nicht hoffen.

Lorchen. Nein, ſie wechſelt ab. Wenn ſie nicht beten will: ſo ſingt ſie. Und wenn ſie nicht mehr Luſt zum Singen hat: ſo betet ſie. Und wenn ſie weder beten noch ſingen will: ſo redet ſie doch vom Beten und Singen.

Ferdin. Nun das muß ich bekennen. Ich habe mir wohl ſagen laſſen, daß meine Frau Muhme ſehr fromm iſt. Ich habe es auch geglaubt. Allein ihr

ſtetes Beten und Singen bringt mich faſt auf die Gedanken, daß Sie nicht fromm iſt, ſondern nur fromm ſcheinen will. Sie möchte ſich immer ein Gebet machen laſſen, um des Abends die Sünde zu verbeten, die ſie den Tag über mit Beten und Singen begeht.

Lorchen. Mein lieber Herr Ferdinand, es iſt niemand weniger mit der Andacht der Frau Muhme zufrieden, als ich. Sie betet uns oft um das Mittagseſſen; und nie iſt ſie andächtiger, als um die Stunde, da die Köchinn das Marktgeld holen will. Sie hat ihr ſchon aus frommen Eifer zweymal das Gebetbuch an den Kopf geworfen, weil ſie ſo unverſchämt geweſen iſt, und ſie im Singen geſtört hat.

Ferdin. Ich lerne meine Frau Muhme immer beſſer kennen. Es würde ein ſehr mittelmäßiges Glück für Herr Simonen ſeyn, wenn er mit ſeiner künftigen Frau Schwiegermutter in einem Hauſe wohnen ſollte. Sie würde ihn entweder bald aus dem Hauſe, oder bald ins Grab beten. Ueberhaupt geht ſie mit ihm und mit mir ſehr wunderbar um. Sie hat verlangt, daß wir zu ihr kommen, und das Jawort wegen der Heirath mit Ihrer Jungfer Tochter abholen ſollen. Wir ſind von Berlin hieher gereiſet. Wir ſind ſchon vier Tage hier. Und alle Tage hat ſich ein Hinderniß finden müſſen, dem Herrn Simon das verſprochene Ja zu ertheilen. Morgen müſſen wir wieder fort. Und der heutige Tag iſt endlich zu der Verſprechung angeſetzt. Gleichwohl ſehe ich noch wenig Anſtalt dazu.

Lorchen. Gedulden Sie ſich nur bis um vier Uhr, wenn ich bitten darf. Eher nimmt die Frau Richardinn keinen Beſuch an. Und ehe ſie ſich in ihrer Nachmittagsandacht ſtören läßt, eher läßt ſie Herr Simonen und zehn andre Freyer wieder fortreiſen.

Ferdin. Ich weis wohl, daß wir erſt um vier Uhr beſtellt ſind. Allein ich habe noch verſchiedenes wegen der Ausſteuer mit meiner Frau Muhme auszumachen, und ſolche Sachen muß man vor dem Jaworte in Richtigkeit bringen. Haben Sie alſo die Güte, und laſſen Sie mich melden.

Lorchen. Das kann ich nicht wagen. Die Andacht geht bey ihr über alles. Sie verketzert uns beide, wenn wir ſie ſtören. Sie zweifelt ohnedem ſehr an der Aufrichtigkeit meiner Tugend, weil ich ſo eitel bin, und zuweilen in dem Zuſchauer, oder ſonſt in einem weltlichen Buche, wie ſie zu reden pflegt, leſe.

Ferdin. Alſo wollen Sie mich nicht melden laſſen?

Lorchen. So bald es viere ſchlägt: eher nicht; denn eben dieſe Stunde hat ſie zu weltlichen Geſchäfften, und alſo auch zu dem Jaworte ausgeſetzt. Doch um fünf oder längſtens um ſechs Uhr muß alles gethan ſeyn. Länger hält ſie ſich nicht auf. Denn nach dem kommen zwo von ihren Clientinnen in der Andacht zu ihr, die ſie mit erbaulichen Neuigkeiten unterhalten.

Ferdin. Alſo wird ſie uns wohl nicht zu Tiſche behalten?

Lorchen. Ich zweifle ſehr daran. Sie hält gar

nicht viel auf das Essen. Fasten und Beten ist ihr Gesetz und ihr Vergnügen. Und wenn sie etwas in der Religion zu befehlen hätte: so würde sie alle Fest- Sonn- und Apostteltage zu Fasttagen machen, so sehr liebt sie die Enthaltung vom Essen und Trinken.

Ferdin. Wie ich merke, so mag ihr diese Tugend sehr natürlich seyn. Meine Frau Muhme wird vielleicht das Fasten lieben, weil sie geizig ist.

Lorchen. Das will ich eben nicht sagen. Wer ihr aber vorwirft, daß sie das Ihrige nicht zu Rathe hält, der begeht keine geringe Verleumdung.

Ferdin. Reden Sie nicht so durch Umschweiße mit mir, mein liebes Jungfer Lorchen, sondern thun Sie, als wenn die Frau Richardinn meine Frau Muhme nicht wäre. Sie leben schon ein Jahr in Ihrem Hause, und müssen mir die beste Beschreibung von ihr machen können. Ich habe die gute Frau vor drey Tagen in meinem Leben zum erstenmale gesehen. Und ich hoffe, daß mir der Abschied von ihr nicht sauer werden soll. Machen Sie mir doch einen kleinen Charakter von ihr; denn, wie ich glaube, so mag es mit ihrer großen Frömmigkeit eben nicht so richtig seyn, als mir die Leute gesagt haben.

Lorchen. Wer die Tugend in den Mienen und auf den Lippen zu suchen gewohnt ist, der kann der Frau Richardinn ihren Ruhm unmöglich absprechen. Alles ist fromm an ihr; ihre Mienen, ihre Sprache, ihr Gang, ihre Kleidung. Kurz, alles stimmt an ihr mit der Andacht überein. Sie ist eine Feindinn

aller

aller Eitelkeit, und sie hält mit der größten Demuth an den ehrbaren Sitten ihrer Vorfahren.

Ferdin. Das Letzte höre ich gern. Ich bin ein großer Freund von den unschuldigen Sitten unserer Vorältern. Und wenn meine Frau Muhme nur ein gutes Herz hat: so will ich ihr die Unrichtigkeit in ihren Meynungen gern übersehen.

Lorchen. Geben Sie nur recht Achtung auf sie. Sie werden die Sitten ihrer Großgroßältern noch unversehrt an ihr finden. Alle Schnitte von Kleidern und Hauben, wie sie vor funfzig Jahren gebräuchlich gewesen sind, behält sie standhaft bey. Und ehe sie den kleinen Fischbeinrock, den langen Pelz, und die niedrigen Absätze fahren ließe; ehe bestätigte sie die Unschuld dieser Sitten mit ihrem Tode.

Ferdin. Sind dieses die frommen Sitten der Alten? Dieß sind ja ihre Moden.

Lorchen. Die Frau Richardinn weis es besser. Wer sich trägt, wie die Alten giengen, der ist ehrbar und sittsam. Und wer zehn oder zwölf Jahre in einem Kleide gehen kann, der ist demüthig und sanftmüthig.

Ferdin. Eine treffliche Moral! Meine Frau Muhme sollte ein ganzes Buch von den Kennzeichen der Tugenden schreiben. Ich glaube, sie spräche allen Leuten die Frömmigkeit ab, die ihre Kleider dem Willen der Mode und der Schneider überlassen. Sagen Sie mir nur, was sie den ganzen Tag macht.

Lorchen. Wenn ich Ihnen das alles sage, so werden Sie denken, ich erzähle Ihnen eine Fabel.

Gegen acht Uhr ſteht ſie auf. Und ſo bald ſie den Fuß in den Pantoffel ſetzet: ſo fängt ſie auch an, zu ſingen. Singend nun, kämmt ſie zuerſt den Mops. Singend verſorgt ſie ihre Katze. Singend füttert ſie den Canarienvogel. Singend beſucht ſie ihre beiden brabantiſchen Hüner. Und ſo bald es neune ſchlägt: ſo hört ſie auf zu ſingen, wenn es auch mitten in dem Verſe eines Liedes wäre.

Ferd. Warum denn das?

Lorchen. Es iſt ihre Ordnung ſo. Sie will ſtundenweiſe und nicht anders, ſingen und beten. So bald es neune ſchlägt, ſo läuft ſie, was ſie kann, damit ſie, ehe es ganz ausſchlägt, ſchon an ihrem Gebettiſche ſitzt.

Ferd. Der Himmel nähme es gewiß nicht übel, wenn ſie auch erſt nach dem Schlage käme. Sie kann wohl nie ſpät genug kommen.

Lorchen. Von neun bis zehn Uhr lieſt ſie erſt drey Morgenſegen.

Ferd. Warum denn drey, und nicht mehr oder weniger?

Lorchen. Weil ſie drey verſchiedene Gebetbücher hat, die ihr alle drey gleich lieb, und die auch alle drey mit Silber beſchlagen ſind. Eins hat ſie von ihrer ſeligen Frau Pathe zum Geſchenke, eins von ihrem ſeligen Manne, vor vierzig Jahren, zum Mahlſchatze, und das dritte aus dem väterlichen Erbe bekommen — Aber ſtille! Ich höre jemanden oben auf dem Saale reden. Wenn es viere geſchlagen hat; ſo iſts gewiß die Frau Muhme. Ich muß gehen.

ben. Denn wenn ſie mich mit Ihnen allein ſähe, ſo würde ſie nicht viel Gutes von uns denken.

Zweyter Auftritt.

Frau Richardinn, Ferdinand.

Fr. Richardinn. Sind Sie ſchon da, Herr Vetter? Das iſt mir lieb.

Ferdin. Ja, liebe Frau Muhme, ich habe mir Fleiß gemacht, Ihnen meine Aufwartung zu machen, weil wir ohnedem vor der Verſprechung noch eins und das andere wegen des Brautſchatzes zu reden haben. Dieſen Punkt wollen wir unmaaßgeblich gleich in Richtigkeit bringen.

Fr. Richardinn. Ach! lieber Herr Vetter, wenn ich nur auch heute zu einer Sache geſchickt wäre, die ſo viele Ueberlegung erfordert. Ich muß meine Umſtände wohl in Erwägung ziehen. Ich bin gar nicht ſo reich, als mich die Leute ausſchreyen. Ich muß erſt ſehen, was ich entbehren kann. Und gleichwohl bin ich heute ſo unruhig, daß ich meine Umſtände ſchwerlich mit Bedacht werde überſehen können. Wie viel Sorge und Noth macht einem nicht die Welt! Das gottloſe Volk kömmt gar und ſtößt einen im Beten, in der größten Andacht; da ſoll man nicht unwillig, nicht betrübt in ſeiner Seele werden!

Ferdin. Ja, ja, die Welt iſt böſe. Aber, liebe Frau Muhme, wir müſſen morgen unumgänglich wieder fort, das iſt Ihnen bekannt. Sie haben uns drey Tage nach einander auf den heutigen Tag vertröſtet. Und Herr Simon würde zu bedauern ſeyn, wenn er

eine so weite und kostbare Reise hätte umsonst thun sollen.

Fr. Richardinn. Nein, nein, das nicht! Aber, bedenken Sie nur, Herr Vetter, ob man nicht alle Gelassenheit verlieren muß? Ich lese gleich in der Bibel; so kömmt ein Bettler, und klopft ordentlich an meinem Vorsaale an, und stört mich in der größten Andacht.

Ferdin. Es ist nicht recht. Doch der arme Mann wird nicht gewußt haben, daß Sie in der Bibel lesen.

Fr. Richardinn. Ich lese ja laut, recht laut, damit ich alle Leute in meinem Hause durch meine Erbauung erbaue. Hätte er das nicht hören können? Der gottlose Bettler! Ein noch so junger Mensch schämt sich nicht zu betteln. Die Ruchlosigkeit war recht in seinem Körper abgezeichnet. Warum kann er denn nicht arbeiten, wenn er nichts zu leben hat? Ein Hochedler Rath sollte doch auch das Bettlermandat ... Ich mag nicht reden. Ich habe mich geärgert, daß ich zittre.

Ferdin. Ich bedaure Sie, Frau Muhme. Aber Sie thun sich durch Ihren Zorn Schaden. Denken Sie nicht daran. Wir wollen zur Sache kommen, und die Mitgift ...

Fr. Richardinn. Man möchte vor Aergerniß des Todes seyn. Es ist kein Zorn. Ich eifere nur über die Bosheit des Bettlers, der aus Faulheit, aus Wollust müßig geht, und andre Leute in der Andacht stört, und sie um ihren Näherpfennig bringen will. Eine Hand ohne Finger! Nun? Es war ja nur die

linke.

linke. Kann er denn nicht mit der rechten arbeiten? Diese war ja so gesund, als die meinige. Ich will nicht richten; aber wer weis, warum er so gezeichnet ist? An dem rechten Fuße war er auch lahm. Ich will nicht richten; aber die Ruchlosigkeit und ein krüpplichter Körper sind immmer beysammen.

Ferdin. Liebe Frau Muhme, urtheilen Sie nicht so strenge. Vielleicht hat dieser Unglückselige ein gutes Herz gehabt. Und wie Sie mir ihn beschrieben haben: so kann er wohl schwerlich arbeiten.

Fr. Richardinn. So, wenn er auch nicht arbeiten kann, soll er mich denn in der Andacht stören? Soll ich meine Gedanken von geistlichen, von überirdischen Dingen abziehen, und sie auf einen irdischen Menschen, auf einen Krüppel, einen elenden Wurm richten? Denn was sind wir Menschen denn anders? Würmer, arme boshafte Würmer sind wir.

Ferdin. Ja, ja. Aber das Gebot, zu beten, schließt das Gebot der Liebe und des Mitleidens nicht aus.

Fr. Richardinn. Nein, bete und arbeite! Dieses sollen alle Menschen thun. Niemand soll dem lieben Gott die Tage abstehlen, noch andern ehrlichen Leuten durch sein unverschämtes Betteln das Leben und die Erhaltung ihres Hauses sauer machen. Der gottlose Mensch!

Ferdin. Doch, wir sollen ja wohl thun und die Anzahl der Elenden zu verringern suchen. Und ich dächte, Werke der Liebe wären so nöthig, als die Andacht.

Fr. Richardinn. Alles gut! Alles wahr! Man muß geben. Aber man muß erst an die Seinigen, an sein

Haus,

Haus, an ſich und ſeine armen Kinder denken. Wiſſen Sie, wer ärger, als ein Heide iſt? Wer ſeine Kinder nicht verſorgt; wer das Seinige wegwirft. Eben durch die Gutheit macht man nur mehr Bettler, denn man wird endlich darüber ſelbſt zum Bettler. Obrigkeitliche Perſonen ſollten allezeit darauf ſehen, daß dem heilloſen Bettelweſen geſteuret würde.

Ferdin. Ja doch, Frau Muhme. Sie thun es auch. Aber es giebt ja Leute, die weder Kräfte noch Glieder zur Arbeit haben; oder die durch Unglücksfälle, oder durch anderer Leute Geiz und Bosheit um das Ihrige gekommen ſind. Sollen denn dieſe verhungern, und aus Sorge, uns durch ihr Bitten um einen Dreyer zu bringen, lieber weinen, als eſſen? Doch wir wollen keine theologiſchen Unterſuchungen anſtellen. Sie werden die Pflichten der Religion und der Menſchenliebe, ohne mich, wiſſen. Laſſen Sie uns nun zu den Heirathspunkten ſchreiten. Denn Herr Simon wird gleich da ſeyn, und um Ihre verſprochene Einwilligung nochmals gehorſamſt bitten.

Fr. Richardinn. Ja! Es iſt ein ganz feiner Menſch. Ich habe nichts an ihm auszuſetzen. Wenn mich nur der Böſewicht, der Bettler, nicht ſo geärgert hätte: ſo könnte ich doch etwan überlegen, wie viel ich, ohne zu darben, meiner Tochter mitgeben könnte. Da kömmt Lorchen. Es wird gewiß wieder etwas geben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. (Zur Frau Richardinn.) Sie ſollen ſo gütig ſeyn, und einen Augenblick herauskommen. Die

Frau

Frau Nachbarinn will gern ein Wort mit Ihnen ſprechen.

Fr. Richardinn. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Vetter, daß ich Sie auf eine kurze Zeit verlaſſen muß. Es iſt eine Prieſterwittwe, der ich einen Liebesdienſt erweiſen ſoll. Lorchen, bleiben Sie doch indeſſen bey dem Herrn Vetter, daß ihm die Zeit nicht lang wird.

(Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Wiſſen Sie wohl, worinne der Liebesdienſt beſteht, den ſie der Prieſterwittwe erzeigt? Es iſt eine rechtſchaffene Frau, die keinen Fehler hat, als daß ſie blutarm iſt. Sie hat eine goldene Kette, als ihren ganzen Reichthum, bey der Frau Richardinn für ſechzehn Thaler verſetzt, und muß ihr alle Wochen für den Thaler einen Pfennig Zinſen geben. In dieſer Angelegenheit, nämlich ihre Zinſen abzutragen, kömmt ſie alle vierzehn Tage her; denn länger ſieht ihr die Frau Muhme nicht nach.

Ferdin. Iſt das möglich? Meine Frau Muhme ſoll ein Capital von dreyßigtauſend Thalern haben, und ſie nimmt von ſo einer armen Frau wöchentlich für ſechzehn Thaler ſechzehn Pfennige Zinſe? Und ſie unterſteht ſich noch zu beten?

Lorchen. Ich glaube auch, daß ſie durch ihr vieles Beten ſich bloß die Freyheit erkaufen will, nach ihrem Gefallen zu handeln. Soll ich Ihnen etwa weiter erzählen, wie ſie den Tag zubringt?

Ferdin. Sagen Sie mir ja nichts mehr. Ich kenne

kenne nun meine Frau Muhme völlig, und ich wollte die Ehre, mit einer so heiligen Frau verwandt zu seyn, gerne frömmern Leuten überlassen, als ich bin. Wenn es viel solche andächtige Weiber hier zu Lande giebt: so sollte man erlauben, daß man, der Andacht wegen, auf die Ehescheidung dringen dürfte.

Lorchen. Ich will es ganz kurz machen. Wir bliehen bey den drey Morgensegen stehen. Wenn diese vorbey sind: so liest sie aus den andern Büchern noch drey Gebete, erstlich eins wider die Unkeuschheit, und . .

Ferdin. Meine Frau Muhme muß ja wohl nahe an sechzig Jahre seyn?

Lorchen. Dieses hat nichts zu bedeuten. Ein Gebet also wider die Unkeuschheit, eins wider die Verschwendung, und . .

Ferdin. Eine Frau, die einem Manne, der an Hand und Fuß lahm ist, nicht einen Dreyer zu geben, sich entschließen kann, betet, daß sie der Himmel vor der Verschwendung verwahren soll?

Lorchen. Lassen Sie mich doch ausreden. Eins wider die Verschwendung, und eins, daß sie nicht in der Blüthe ihrer Jahre möge weggerafft werden. Und diese Gebete floriren Jahr aus, Jahr ein, bey ihr. Und in dieser Andacht darf sie kein Mensch, keine lebendige Seele stören, außer ihr Mops und ihre Katze.

Ferdin. Eine erbauliche Andacht!

Lorchen. Mit dem Schlage zehn springt sie von ihrem Betstule auf, und tritt an den Silberschrank,

und

und fängt an, aus allen Kräften zu singen. Sie zählt ihr Silberwerk, ihr Geschmeide, und ihre Pfänder durch. So bald sie die geringste Unrichtigkeit findet: so hält sie inne mit Singen, und zählt und ziffert mit der Kreide an die Schrankthüre. Ist die Sache richtig: so geht ihr holdseliges Singen wieder fort. Nun schlägt es eilfe; da nimmt sie einen eisernen Kasten, und verschließt sich in ihre Schlafkammer, und ..

Ferdin. Ich höre es schon. Sie wird zählen, und dem Himmel ihre Sparsamkeit anpreisen. In Wahrheit, man sollte wünschen, daß die Frau um die Hälfte ihres Vermögens käme, damit sie vernünftig würde. Es ist ihr größtes Unglück, daß sie reich ist.

Lorchen. So klingt der Frau Muhme ihre Theologie nicht. Alles, was sie hat, ist ein höherer Segen. Und aller dieser Segen ist die sichtbare Belohnung ihrer Frömmigkeit, das ist, ihres Betens und Singens.

Ferdin. Also kann man ziemlich errathen, warum sie so andächtig ist.

Lorchen. Freylich wollte ich nicht dafür stehen, daß die Frau Richardinn nicht des Tages drey bis vier Stunden von ihrer Hausandacht eingehen lassen sollte, wenn ihr das kleinste Capital verloren gienge ... Doch ich höre sie schon reden. Wenn sie wüßte, daß wir von ihrer Andacht sprächen, sie schenkte uns doch ein Gebetbuch.

Fünfter Auftritt.

Frau Richardinn. Die Vorigen.

Fr. Richardinn. Die ehrliche Frau ist in großer Noth. Sie hat fünf unerzogne Kinder, und in keiner Hand nichts, als Armuth. Ich weis nicht, wie die Leute denken. Sie heirathen aufs Gerathewohl, ohne zu wissen, wovon sie und ihre Kinder einmal leben wollen. Und zumal die Geistlichen, die doch am meisten beten und singen sollten, und immer am wenigsten haben. Aber ich rede von Niemanden etwas Böses. Lorchen, gehn Sie doch, und lassen Sie einen Caffee zurechte machen, damit ich dem Herrn Vetter und dem Herrn Simon etwas vorsetzen kann.

Sechster Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Fr. Richardinn. Ich bin erschrocken, Herr Vetter, recht sehr erschrocken. Weil ich vorhin mit der Frau Nachbarinn auf dem Saale redte; so fällt etwas in meiner Küche. Ich laufe geschwind hinein, da liegt der Suppennapf auf der Erde, aus dem mein seliger Herr alle Morgen seine Suppe aß; denn er war gar nicht nach der Welt. Er trank weder Thee, noch Caffee. Suppe, bloße Wassersuppe, ohne Ey, und nur mit einem Stückchen Butter, einer Erbse groß, gemacht, solche Suppe war sein Leben. Und eben diese zinnerne Suppenschüssel war herunter gefallen, und es war kein Mensch in der Küche. Ach! was wird dieses Anzeichen bedeuten! Wen wird die Reihe in unserm Hause treffen, mich oder meine Tochter?

Ferdin.

Ferdin. Frau Muhme, wer wird so abergläubig ſeyn? Die Schüſſel iſt herunter gefallen, weil ſie nicht recht geſtellt geweſen iſt. Wer weis, wer über der Küche handthieret, oder gepocht hat? Machen Sie ſich keine Sorge. Das Anzeichen mag über mich gehen, wenn es etwas zu bedeuten hat. Laſſen Sie uns itzt wegen des Heirathsvergleichs richtig werden, ſo iſt alles gut.

Fr. Richardinn. Nun höre ichs. Sie glauben euch nichts. Sie halten alles für natürlich. Sie ſinnen kein Anzeichen, keine Wunder. Lieber Herr Vetter, ſprechen Sie doch zu meiner Ruhe und zur Ehre der Wahrheit, daß es Anzeichen giebt, wenn Sie es auch im Herzen nicht glauben. Ich wollte Ihnen tauſend Beweiſe aufſtellen, wenn ich Sie damit überzeugen könnte.

Ferdin. Wunder glaube ich. Was aber die Anzeichen anlange, die in der Küche und in den Kammern vorgehen: ſo ſage ich Ihnen frey heraus, daß ſie bey mir eben ſo viel bedeuten, als wenn mir mein Stock aus der Hand fällt. Doch davon wollen wir itzt nicht reden. Was ſind Sie denn geſonnen, der Jungfer Tochter mitzugeben? Und wenn ſoll Herr Simon ſeine Braut abholen?

Fr. Richardinn. Sie erſchrecken mich durch Ihren Unglauben faſt eben ſo ſehr, als ich über das Anzeichen mit der Schüſſel erſchrocken bin. Sagen Sie mir auf Ihr Gewiſſen, glauben Sie denn auch nichts von dem Todtenſchmiede, von dem Wurme, der in den Fenſterrähmen, oder in den Wänden oft ganze

Tage pocht und hämmert, wenn eins sterben soll. Da mein seliger Mann die Zeitlichkeit verlassen sollte: so hat er sich drey Tage zuvor hören lassen. Soll dieses nichts bedeuten? Daß wir doch unsern Augen und Ohren nicht trauen wollen!

Ferdin. Ich will dem Todtenschmiede seine Rechte nicht nehmen, er möchte mich sonst einige Stunden früher ins Grab pochen. Sie sollen Recht haben, Frau Muhme. Lassen Sie mich nur in dem ruhigen Besitze meiner Irrthümer, und erklären Sie sich, was Ihre Jungfer Tochter zur Aussteuer bekommen, und ob es noch bey den zehn tausend Thalern an baarem Gelde bleiben soll?

Fr. Richardinn. Zehntausend Thaler? Ich arme Frau! Ich verlaßne Wittwe! Wo käme ich und so vieles Geld zusammen? Bey meinen Lebzeiten wird meine Tochter nicht viel kriegen, und nach meinem Tode bleibt ihr mein bißchen Armuth gewiß. Ich denke, es wird so nicht mehr lange mit mir werden. (Sie weint.) Das Anzeichen mit der Schüssel meines seligen Herrn ...

Ferdin. Wie können Sie sich doch ohne Noth traurig machen? Der Tod ist uns alle Tage nah, und er braucht nicht erst die Schüssel herunter zu werfen, oder an den Fensterladen, und an die Stubenthür zu klopfen, wenn er kommen will. Wir müssen den Tod weder fürchten, noch wünschen. Seyn Sie heute gutes Muths, damit wir bald zur Richtigkeit kommen.

Fr. Richardinn. Daß doch alle Mannspersonen nichts

nichts glauben wollen! So war mein seliger Mann nicht. Er nahm nichts auf die leichte Achsel. Er hat wohl zwanzig Jahre vor seinem Tode gesagt, daß er sterben würde. Ich besinne mich noch, als wenn es heute wäre. Er hatte einige Jahre vor seinem Ende Zahnschmerzen, und eben zu der Zeit fing eine von unsern Hühnern erbärmlich an zu schreyen, und schrie drey Tage nacheinander, wir mochten mit ihr machen, was wir wollten. Mein Kind, fieng endlich der selige Mann zu mir an, die Henne schreyt nichts gutes heraus, es mag nun bedeuten, was es will, laß sie lieber abwürgen.

Jerdin. Sie hat den Krampf gehabt, und deswegen hat sie geschrien. Doch, liebe Frau Muhme, wenn wir von nichts als dem Bettler, von der Schüssel, von dem Todtenschmiede, von der Henne und von dem seligen Herrn Liebsten reden wollen, so kommen wir nimmermehr zu Stande, und Herr Simon und ich müssen auf diese Art morgen unverrichteter Sache wieder fortreisen.

Fr. Richardinn. Ach denken Sie mir doch nicht wieder an den Bettler. Der kirchhofe Bube hat mich im Bibellesen gestört. Nunmehr wird meine geistliche Uebungsstunde bald kommen. Ist es etwa schon um sechs Uhr? Das will ich nicht hoffen.

Jerdin. Nein, es hat kaum fünfe geschlagen. Wenn Sie nun auch diese Stunde einmal auf eine andre Zeit verlegten, dieses würde doch wohl —

Fr. Richardinn. Wie? Herr Vetter! Ich sollte

von meiner Regel abweichen, und, irdischen Dingen zu Gefallen, die Andacht hintansetzen?

Ferdin. Wir müssen uns in der Andacht überhaupt nicht, wenn es schlägt; sondern wenn wir uns geschickt dazu fühlen.

Fr. Richardinn. Ich bin hierzu alle Stunden geschickt, und wer nur Lust zum Beten hat, der kann allezeit beten.

Ferdin. Ja! Gebete aus den Büchern; Formulare, die sich oft zu unserm Zustande so wenig schicken, als wir uns zu einer vernünftigen Andacht; diese kann man allezeit verrichten. Aber das heiße ich nicht beten. Das heißt nur thun, als wenn man beten wollte.

Fr. Richardinn. Was sagen Sie? Sie machen mich ganz bestürzt. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie ein heimlicher Verächter des Gebets sind.

Ferdin. Und ich will nicht hoffen, daß Sie mich ohne Grund zum Heiden machen werden.

Frau Richardinn. Die Religion —

Ferdin. Die Religion ist das Heiligste unter allem, was ein Vernünftiger hochschätzen kann. Aber die Meynungen eines übelbeschaffenen Verstandes gehören nicht zur Religion, sondern unter die Irrthümer. Doch wir wollen einander itzt nicht belehren. Machen Sie sich wegen meiner Religion keine Sorge. Erklären Sie sich lieber, wie es mit der Aussteuer werden soll. Hier kömmt gleich Herr Simon.

Sieben-

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Simon.

Simon. Madame, Sie haben befohlen, daß ich Ihnen diesen Nachmittag aufwarten, und Dero Entschluß ..

Fr. Richardinn. Mit der Madame verschonen Sie mich. Solche weltliche Titel kann ich nicht leiden. Es ist mir indessen lieb, daß Sie so ein ehrliches Absehen auf meine Tochter haben. Ich will gleich gehen, und sie noch einmal fragen. Alsdann wollen wir die Sache vornehmen, wenn es nicht zu spät wird. Gedulden Sie sich nur einige Augenblicke.

Achter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand.

Simon. Das Compliment von einer Schwiegermutter war eben auch nicht zu zärtlich. Sind Sie denn mit den Heirathspunkten zu Stande gekommen?

Ferdin. Fragen Sie mich ja nicht. Ich weis nicht, was ich aus der Frau machen soll. Und ich wollte, daß Ihr ehemaliger Herr Vormund selbst mit Ihnen hergereiset wäre; und mich mit dieser Verrichtung verschonet hätte. Er hat die Heirath angefangen; so hätte er sie auch zu Stande bringen mögen. Sie will von den zehntausend Thalern gar nichts hören.

Simon. Das sind schlechte Aspecten. Ich wollte das Geld gern vergessen. Allein ich habe meine Braut itzt eine halbe Stunde allein gesprochen. Sie ist schön, recht sehr schön; aber ..

Ferdin. Nun, was fehlt Ihnen? was wollen Sie mit dem Aber sagen?

Simon. Meine Braut ist recht sehr schön, Herr Ferdinand; aber ..

Ferdin. Aber, sie will Sie nicht haben?

Simon. Ach nein! Ich habe sie wohl zehnmal gefragt, und allemal hat sie Ja geantwortet, weiter aber auch kein Wort. Das gute Kind besitzt viel Schönheit, viel Reichthum; möchte Sie nur auch das Dritte besitzen!

Ferdin. Hat sie etwa keinen Verstand?

Simon. Viel nicht, so viel ich muthmaße.

Ferdin. Dieß mag ein Familienfehler seyn. Die Frau Mama, meine liebe Frau Muhme, darf sich über den Ueberfluß der Vernunft auch nicht beklagen. Allein Sie haben ja Ihre Braut vor einem halben Jahre gesehen, und ich weis, daß sie Ihnen damals gefallen hat.

Simon. Von Person hat sie mir gefallen, und gefällt mir noch. Ich werde aber nicht gedacht haben, daß eine so schöne Person nicht reden kann. Damals hielt ich ihr Stillschweigen für eine große Sittsamkeit, oder Schamhaftigkeit. Nunmehr sehe ich wohl, daß es ihr an Erziehung und an Lebensart fehlt.

Ferdin. Also wollen Sie wieder zurücktreten?

Simon. Ich möchte sie haben, und möchte sie auch nicht haben. Wenn sie nur klug und artig wäre: so wollte ich sie allen in der Welt vorziehen, wenn sie auch nicht das geringste Vermögen hätte.

Ferdin. Unſere Sachen gehen recht gut. Haben Sie nicht noch Ein Frauenzimmer im Vorſchlage, bey der wir im Rückwege unſer Wort auch anbringen können? Ich möchte gern noch Einmal die Perſon eines Freywerbers ſpielen.

Simon. Lieber Herr Ferdinand, werden Sie nicht unwillig! Es iſt bey der Sache niemand unglücklicher und ſtrafbarer, als ich. Ich habe das gute Kind gewählt, weil ſie mir gefallen hat, und ſie hat mir gefallen, weil ich nicht Gelegenheit gehabt habe, ſie zu kennen. Ich will nicht ſagen, wie viel mein ehemaliger Vormund Theil an dieſer Heirath hat. Er hat alle ſeine Beredſamkeit angewandt; und ich glaube, daß ers gut gemeynt hat. Denn ein Mädchen, das ſchön iſt und dreyßig tauſend Thaler zu hoffen hat, iſt freylich bey einem, der das Geld, wie er, liebte, ein Glück, das man nicht aus den Händen laſſen kann, wenn man nicht wahnwitzig heißen will.

Ferdin. Sagen Sie mir kurz und gut, was Sie thun wollen? Denn wir haben keine Zeit zu verlieren.

Simon. Ich weis es nicht. Rathen Sie mir, Herr Ferdinand, was ich anfangen ſoll.

Ferdin. Sie nehmen ja die Frau nicht für mich, ſondern für ſich. Ihr Herz und Ihr Verſtand müſſen in der Liebe Ihre beſten Rathgeber ſeyn. Gedenken Sie mit Ihrer Braut eine zufriedene Ehe zu führen: ſo laſſen Sie itzt die Mitgabe fahren, und geben Sie Ihr Wort von ſich. Die Seele der Ehe iſt die Gleichheit der Gemüther. Glauben Sie nun,

daß Ihre Christiane Ihnen an der Gemüthsart nicht gleicht: so machen Sie sich ja nicht zum Märtyrer von ein paar schönen Augen.

Simon. Ich sagte ihr die zärtlichsten Sachen von der Welt vor, und sie blieb bey allen gleichgültig. Wenn sie mich nur mit einer empfindlichen Miene belohnt hätte. Ja, und Nein, waren ihre Antworten. Und das Ja sprach sie mit eben dem Tone aus, wie das Nein. Sie muß gar keine Empfindung von der Liebe haben. Sie hat in der ganzen halben Stunde ihr Gesicht nicht einmal verändert, und wenn sie die Augen nicht offen gehabt hätte: so hätte man schwören sollen, sie schliefe und redte zuweilen ein Wörtchen im Traume. Ich glaube, daß es ein gutes unschuldiges Mädchen ist. Aber Unschuld ohne Verstand; ist das Verdienst genug?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. Endlich hat sich die Frau Richardinn entschlossen. Sie will ihrer Tochter fünf tausend Thaler an Wechseln mitgeben. Aber auch keinen Heller mehr. Und wenn ich Ihnen wohlmeynend rathen soll, so spannen Sie die Seiten nicht zu hoch. Die Frau Richardinn möchte sonst gar nein sagen.

Simon. Ach liebe Mademoiselle, das Geld liegt mir am wenigsten am Herzen. Sie kennen mich besser, und ich wollte gern mein halbes Vermögen hingeben, wenn meine Braut nur ... lebhafter wäre. Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen. Sie scheint mir etwas einfältig zu seyn.

Lorchen.

Lorchen. Dieſes Geſtändniß höre ich ſehr ungern. Ich bin Ihrer Braut von Herzen gut, und ich erſchrecke, daß Ihnen eine Perſon nicht gefällt, die Ihnen vor allen andern gefallen, und die in Ihren Augen die Liebenswürdigſte und Klügſte ſeyn ſollte.

Simon. Aber ...

Lorchen. Hören Sie mich doch, Herr Simon. Es iſt wahr, Ihre Braut hat keinen gar zu geübten Verſtand; aber es iſt kein Fehler der Natur, ſondern einer unachtſamen und ſklaviſchen Erziehung.

Simon. Bin ich dadurch gebeſſert?

Lorchen. Ja, bringen Sie nur Ihre Liebſte in vernünftige und muntere Geſellſchaft. Ich wette, daß ſie in kurzer Zeit eine angenehme Lebensart an ſich nehmen ſoll. Sie hat das beſte Herz. Sie läßt ſich zureden. Sie wünſcht, daß man ſie tadeln und beſſern ſoll. Allein ihre Mutter hat alle dieſe guten Regungen zurückgehalten, und ihrer Tochter nur die Anleitung gegeben, eine Betſchweſter und eine karge Wirthinn zu werden. Und Dank ſey Chriſtianchens gutem Naturelle, daß ſie keines von beiden geworden iſt.

Fordin. Wie? Singt ſie auch ſo gern, wie ihre Mutter?

Simon. Iſt ſie etwa auch geizig?

Lorchen. Nein, meine Herren, keines von beiden. Sie iſt weder geizig, noch närriſch andächtig. Sie iſt erſt ſechzehn Jahr alt, und zu beiden noch zu jung. Kurz, ſie iſt noch gar nichts. Sie hat aber die Fä-

higkeit, die beste Frau von der Welt zu werden, wenn ihr Mann die Geduld hat, sie dazu zu machen. Die Liebe kann in kurzer Zeit eine Person ändern, und ein gutes Naturell wird durch gute Beyspiele bald witzig und belebt.

Simon. Sie reden sehr wahr, und verdienen die größte Erkenntlichkeit und Hochachtung von mir. Allein, wenn nur meine Braut schon das wäre, was sie nach Ihrem Urtheile werden wird, so wollte ich sie unendlich lieben. Ich glaube, daß alle diese guten Eigenschaften in ihr verborgen liegen; aber ich bin so sinnlich, daß ich nicht die zukünftigen, sondern die gegenwärtigen Vollkommenheiten liebe. Wird nicht meine Geduld, oder meine Gewogenheit zu ihr, sich mitten in der Bemühung, sie recht liebenswerth zu machen, verlieren?

Lorchen. Nein, ich glaube es nicht. An einem unschuldigen Herzen werden die kleinen Fehler unmerklich, und Sie werden Ihr Christianchen um desto zärtlicher lieben, wenn Sie sehen, wie bereit sie ist, Ihnen liebenswürdig und gleich zu werden.

Simon. Das muß ich gestehen. Sie setzen meine Braut wieder in die vorige Hochachtung bey mir. Und ich weis nicht, ob ich Ihren edlen Vorstellungen, oder der Unschuld meiner Braut die Liebe von neuem zu danken habe. Denn ich war völlig entschlossen, sie zu vergessen.

Lorchen. Hierzu sind Sie zu großmüthig.

Ferdin. (zu Simon.) Also wollen Sie bey dem Entschlusse bleiben, und sie heirathen?

Simon.

Simon. Ja, Chriſtianchen ſoll die Meinige ſeyn. Ich will ſie ziehen, wie ich ſie mir wünſche.

Lorchen. Das vergnügt mich von Herzen. Wiſſen Sie was, Herr Simon? Verſprechen Sie ſich itzt mit ihr, und ſchieben Sie die Hochzeit noch ein Jahr auf; aber ſagen Sie es Ihrer Frau Schwiegermutter nicht. Warten Sie noch ein paar Tage hier, und alsdenn nehmen Sie Ihr Chriſtianchen gleich mit. Ich will Ihr Geſellſchaft leiſten. Machen Sie uns nur bey der Frau Richardinn in Berlin ein Quartier aus. Ich will um Ihre Braut ſeyn. Ich will ſie in Geſellſchaft bringen. Ich will mit ihr reden. Ich will ihr gute Bücher vorleſen. Ich will ihr ſo viel Franzöſiſch beybringen, als ich kann. Sie ſoll allemal über den andern Tag einen Brief an Sie ſchreiben.

Simon. Dieß wollen Sie thun?

Lorchen. Ja, Sie ſollen ſie alle Tage beſuchen; aber im Anfange nur eine halbe Stunde. Sie ſollen ſie zärtlich machen. Sie ſollen ihr die größten Gefälligkeiten erweiſen, damit ſie anfängt, Sie recht zu wünſchen und zu verlangen. Dieſes Verlangen wird ſie beleben, und ihr ein Antrieb zu alle dem werden, was man Lebensart und Artigkeit nennt. Ich weis gewiß, ſie wird in kurzer Zeit ſo munter und angenehm ſeyn, als ſie unſchuldig und ſchön iſt.

Simon. Wie glücklich bin ich! Sie wollen ſich die Mühe geben, und mein Chriſtianchen ziehen, und mir eine glückliche Ehe machen? Herr Ferdinand, Sie ſagen nichts dazu?

Ferdin.

Ferdin. Was soll ich sagen! Lorchen beschämt uns alle beide an Einsicht. Sie verdient Hochachtung und Gehorsam. Folgen Sie ihr. Mein Rath ist kein andrer, als der ihrige.

Lorchen. Herr Ferdinand, Sie wollen gewiß sehen, ob ich bey einer Lobeserhebung noch roth werde? Wenn mein Rath gut ist, so habe ich ihn nicht sowohl meiner Einsicht, als der Liebe zu einer unschuldigen und noch nicht erzogenen Freundinn zu danken. Ich weis mir die Welt und Herr Simonen, dem ich schon so viel Höflichkeit schuldig bin, nicht verbindlicher zu machen, als wenn ich eine zufriedene Ehe bewerkstelligen helfe. Es soll mir das größte Vergnügen seyn, wenn ich diese guten Absichten bey unserer Christiane erreiche, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran.

Simon. Großmüthige Freundinn, womit kann ich Ihre Redlichkeit belohnen? Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich vielleicht bey einer ordentlichen Lebensart brauche. Das Glück ist nicht so liebreich gegen Sie gewesen, als die Natur. Erlauben Sie mir, daß ich diesen Mangel ersetzen, und Ihnen eine Verschreibung von fünf tausend Thalern anbieten darf. So lange ich lebe, und so lange Sie in Berlin bleiben wollen: so sollen sie nicht für das geringste zu sorgen haben. Das Geld aber können Sie zu Ihrem freyen Gebrauch anwenden.

Lorchen. Ich, mein Herr ...

Simon. Dieses Geld soll mit der Bedingung Ihre, daß Sie sich nicht dafür bey mir bedanken. Er-

sey, daß auch meine Christiane in dem ersten Jahre nicht so würde, als es meine Liebe verlangt: so werde ich Ihnen die Schuld nicht beymessen. Ich lohne nicht den Ausgang der Sache, sondern Ihre edlen Absichten.

Lorchen. Ueberhäufen Sie mich nicht mit Wohlthaten. Ich verlange den Reichthum eben so wenig, als die Armuth. Fünftausend Thaler würden mich beunruhigen, wenn ich sie behielte; und sie würden mich auch beunruhigen, wenn ich sie nicht einmal wohl anwendete. Und so viel traue ich mir nicht zu. Nein, Herr Simon, machen Sie mich nicht reich. Geben Sie mir nur so viel, als man braucht, wenn man nicht gehorchen, und nicht befehlen will. Es ist Glück genug, wenn ich in die Umstände komme, daß ich nur von der Frau Richardinn keine Wohlthaten mehr annehmen darf, und die unschuldige Christiane so erziehen kann, als ich wünsche. Ich will gehen, und ihr unsern Vorschlag eröffnen. Kommen Sie mit, Herr Ferdinand, damit es mehr Eindruck hat. Sie aber, Herr Simon, können indessen zu Ihrer Frau Schwiegermama ins Vorzimmer gehen. Sie wird Ihnen die Zeit nicht lang werden lassen.

Ende des ersten Aufzuges.

Zweyter

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Richardinn. Simon.

Fr. Richardinn. Sie kamen, als wenn Sie gerufen wären. Ich wollte eben gern ein Wort mit Ihnen allein reden. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie nicht in meine Rathſtube geführt habe; es ſieht nicht gar zu ordentlich darinne aus. Iſt mirs doch recht lieb, daß Herr Ferdinand nicht bey Ihnen iſt. Wo iſt er denn?

Simon. Er hat, glaube ich, noch einige Kleinigkeiten wegen unſerer morgenden Abreiſe zu beſorgen. Er wird gar nicht lange ausbleiben.

Fr. Richardinn. Nun! Sie ſollen meine Tochter haben, wenn Sie ſie in Ehren halten, und ihr treu und gewärtig ſeyn wollen.

Simon. Ich danke Ihnen unendlich für dieſes Geſchenk. Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihre Jungfer Tochter, wie mich, lieben werde.

Fr. Richardinn. Ja, das iſt alles gut. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, und durch Beten und Singen kömmt Liebe und Segen in die Ehe. Halten Sie ja meine Tochter zum Gebete an, und laſſen Sie ſie die gottloſen Moden in Kleidern nicht mitmachen. Ich habe noch ganz hübſche Kleider. Von dieſen will ich ihr etliche mitgeben, und ſie kann ſie mir und meinen Großältern zu Ehren noch zeitlebens tragen.

Simon. Ich will ſie ſchon mit Kleidern verſorgen.

Fr. Ri-

Fr. Richardinn. Nein, Herr Sohn, von denen fünf tausend Thalern, die ich ihr mitgebe, dürfen Sie nicht einen Heller zu Kleidern anwenden: Das Capital muß ausgeliehen, und die Interessen müssen wieder zu einem Capitale gemacht werden! Dieses ist mein Wille. Ich arme Wittwe, wie werde ich so viel Geld in meiner schweren Haushaltung entbehren können?

Simon. Die Frau Schwiegermutter, (erlauben Sie, daß ich mich nunmehr dieses Worts bedienen darf,) können doch allemal Ihre Zuflucht zu mir nehmen, wenn Ihnen etwas mangeln sollte.

Fr. Richardinn. Je nun, kömmt Zeit, kömmt Rath. Die Dürftigkeit läßt niemanden leicht darben. Aber wir sollten doch auch bey der itzigen Gelegenheit ein gutes Werk thun, Herr Sohn, der Segen wird nicht außen bleiben.

Simon. Von Herzen gern. Wollen wir etwa dem Armuth etwas geben, oder zur Erziehung etlicher Waisen etwas gewisses aussetzen? Mit Freuden!

Fr. Richardinn. Ach! das Armuth! Man weiß ja nicht, wie man seine Gaben anlegt. Es giebt der gottlosen Leute zu viel. Nein, da ich mit meiner Christiane darniederkam: so ließ ich den Taufstein in unserer Kirche kleiden; und da sie heirathet: so will ich gern ein Liebeswerk thun, und den Altar bekleiden lassen. Ich will nur gut roth Tuch und tombakne Tressen darum nehmen: dem ungeachtet wird es schon sehr hoch kommen. Aber Werke der Liebe bleiben nicht unvergolten.

Simon.

daß Ihre Christiane Ihnen an der Gemüthsart nicht gleicht: so machen Sie sich ja nicht zum Märtyrer von ein paar schönen Augen.

Simon. Ich sagte ihr die zärtlichsten Sachen von der Welt vor, und sie blieb bey allen gleichgültig. Wenn sie mich nur mit einer empfindlichen Miene belohnt hätte. Ja, und Nein, waren ihre Antworten. Und das Ja sprach sie mit eben dem Tone aus, wie das Nein. Sie muß gar keine Empfindung von der Liebe haben. Sie hat in der ganzen halben Stunde ihr Gesicht nicht einmal verändert, und wenn sie die Augen nicht offen gehabt hätte: so hätte man schwören sollen, sie schliefe und redte zuweilen ein Wörtchen im Traume. Ich glaube, daß es ein gutes unschuldiges Mädchen ist. Aber Unschuld ohne Verstand; ist das Verdienst genug?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. Endlich hat sich die Frau Richardinn entschlossen. Sie will ihrer Tochter fünf tausend Thaler an Wechseln mitgeben. Aber auch keinen Heller mehr. Und wenn ich Ihnen wohlmeynend rathen soll, so spannen Sie die Seiten nicht zu hoch. Die Frau Richardinn möchte sonst gar nein sagen.

Simon. Ach liebe Mademoiselle, das Geld liegt mir am wenigsten am Herzen. Sie kennen mich besser, und ich wollte gern mein halbes Vermögen hingeben, wenn meine Braut nur ... lebhafter wäre. Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen. Sie scheint mir etwas einfältig zu seyn.

Lorchen.

Lorchen. Dieſes Geſtändniß höre ich ſehr ungern. Ich bin Ihrer Braut von Herzen gut, und ich erſchrecke, daß Ihnen eine Perſon nicht gefällt, die Ihnen vor allen andern gefallen, und die in Ihren Augen die Liebenswürdigſte und Klügſte ſeyn ſollte.

Simon. Aber ...

Lorchen. Hören Sie mich doch, Herr Simon. Es iſt wahr, Ihre Braut hat keinen gar zu geübten Verſtand; aber es iſt kein Fehler der Natur, ſondern einer unachtſamen und ſklaviſchen Erziehung.

Simon. Bin ich dadurch gebeſſert?

Lorchen. Ja, bringen Sie nur Ihre Liebſte in vernünftige und muntere Geſellſchaft. Ich wette, daß ſie in kurzer Zeit eine angenehme Lebensart an ſich nehmen ſoll. Sie hat das beſte Herz. Sie läßt ſich zureden. Sie wünſcht, daß man ſie tadeln und beſſern ſoll. Allein ihre Mutter hat alle dieſe guten Regungen zurückgehalten, und ihrer Tochter nur die Anleitung gegeben, eine Betſchweſter und eine karge Wirthinn zu werden. Und Dank ſey Chriſtianchens gutem Naturelle, daß ſie keines von beiden geworden iſt.

Fordin. Wie? Singt ſie auch ſo gern, wie ihre Mutter?

Simon. Iſt ſie etwa auch geizig?

Lorchen. Nein, meine Herren, keines von beiden. Sie iſt weder geizig, noch närriſch andächtig. Sie iſt erſt ſechzehn Jahr alt, und zu beiden noch zu jung. Kurz, ſie iſt noch gar nichts. Sie hat aber die Fä-

higkeit, die beste Frau von der Welt zu werden. wenn ihr Mann die Geduld hat, sie dazu zu machen. Die Liebe kann in kurzer Zeit eine Person ändern, und ein gutes Naturell wird durch gute Beyspiele bald witzig und belebt.

Simon. Sie reden sehr wahr, und verdienen die gröſste Erkenntlichkeit und Hochachtung von mir. Allein, wenn nur meine Braut schon das wäre, was sie nach Ihrem Urtheile werden wird, so wollte ich sie unendlich lieben. Ich glaube, daß alle diese guten Eigenschaften in ihr verborgen liegen; aber ich bin so sinnlich, daß ich nicht die zukünftigen, sondern die gegenwärtigen Vollkommenheiten liebe. Wird nicht meine Geduld, oder meine Gewogenheit zu ihr, sich mitten in der Bemühung, sie recht liebenswerth zu machen, verlieren?

Lorchen. Nein, ich glaube es nicht. An einem unschuldigen Herzen werden die kleinen Fehler unmerklich, und Sie werden Ihr Christianchen um desto zärtlicher lieben, wenn Sie sehen, wie bereit sie ist, Ihnen liebenswürdig und gleich zu werden.

Simon. Das muß ich gestehen. Sie setzen meine Braut wieder in die vorige Hochachtung bey mir. Und ich weis nicht, ob ich Ihren edlen Vorstellungen, oder der Unschuld meiner Braut die Liebe von neuem zu danken habe. Denn ich war völlig entschlossen, sie zu vergessen.

Lorchen. Hierzu sind Sie zu groſsmüthig.

Ferdin. (zu Simon.) Also wollen Sie bey dem Entschlusse bleiben, und sie heirathen?

Simon.

Simon. Ja, Christianchen soll die Meinige seyn. Ich will sie ziehen, wie ich sie mir wünsche.

Lorchen. Das vergnügt mich von Herzen. Wissen Sie was, Herr Simon? Versprechen Sie sich itzt mit ihr, und schieben Sie die Hochzeit noch ein Jahr auf; aber sagen Sie es Ihrer Frau Schwiegermutter nicht. Warten Sie noch ein paar Tage hier, und alsdenn nehmen Sie Ihr Christianchen gleich mit. Ich will Ihr Gesellschaft leisten. Machen Sie uns nur bey der Frau Richardinn in Berlin ein Quartier aus. Ich will um Ihre Braut seyn. Ich will sie in Gesellschaft bringen. Ich will mit ihr reden. Ich will ihr gute Bücher vorlesen. Ich will ihr so viel Französisch beybringen, als ich kann. Sie soll allemal über den andern Tag einen Brief an Sie schreiben.

Simon. Dieß wollen Sie thun?

Lorchen. Ja, Sie sollen sie alle Tage besuchen; aber im Anfange nur eine halbe Stunde. Sie sollen sie zärtlich machen. Sie sollen ihr die größten Gefälligkeiten erweisen, damit sie anfängt, Sie recht zu wünschen und zu verlangen. Dieses Verlangen wird sie beleben, und ihr ein Antrieb zu alle dem werden, was man Lebensart und Artigkeit nennt. Ich weis gewiß, sie wird in kurzer Zeit so munter und angenehm seyn, als sie unschuldig und schön ist.

Simon. Wie glücklich bin ich! Sie wollen sich die Mühe geben, und mein Christianchen ziehen, und mir eine glückliche Ehe machen? Herr Ferdinand, Sie sagen nichts dazu?

Ferdin.

Ferdin. Was soll ich sagen? Lorchen beschämt uns alle beide an Einsicht. Sie verdient Hochachtung und Gehorsam. Folgen Sie ihr. Mein Rath ist kein andrer, als der ihrige.

Lorchen. Herr Ferdinand, Sie wollen gewiß sehen, ob ich bey einer Lobeserhebung noch roth werde? Wenn mein Rath gut ist, so habe ich ihn nicht sowohl meiner Einsicht, als der Liebe zu einer unschuldigen und noch nicht erzogenen Freundinn zu danken. Ich weis mir die Welt und Herr Simonen, dem ich schon so viel Höflichkeit schuldig bin, nicht verbindlicher zu machen, als wenn ich eine zufriedene Ehe bewerkstelligen helfe. Es soll mir das größte Vergnügen seyn, wenn ich diese guten Absichten bey unserer Christiane erreiche, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran.

Simon. Großmüthige Freundinn, womit kann ich Ihre Redlichkeit belohnen? Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich vielleicht bey einer ordentlichen Lebensart brauche. Das Glück ist nicht so liebreich gegen Sie gewesen, als die Natur. Erlauben Sie mir, daß ich diesen Mangel ersetzen, und Ihnen eine Verschreibung von fünf tausend Thalern anbieten darf. So lange ich lebe, und so lange Sie in Berlin bleiben wollen: so sollen sie nicht für das geringste zu sorgen haben. Das Geld aber können Sie zu Ihrem freyen Gebrauch anwenden.

Lorchen. Ich, mein Herr ...

Simon. Dieses Geld soll mit der Bedingung Ihre, daß Sie sich nicht dafür bey mir bedanken. Gesetzt,

ſetzt, daß auch meine Chriſtiane in dem erſten Jahre nicht ſo würde, als es meine Liebe verlangt: ſo werde ich Ihnen die Schuld nicht beymeſſen. Ich lohne nicht den Ausgang der Sache, ſondern Ihre edlen Abſichten.

Lorchen. Ueberhäufen Sie mich nicht mit Wohlthaten. Ich verlange den Reichthum eben ſo wenig, als die Armuth. Fünftauſend Thaler würden mich beunruhigen, wenn ich ſie behielte; und ſie würden mich auch beunruhigen, wenn ich ſie nicht allemal wohl anwendete. Und ſo viel traue ich mir nicht zu. Nein, Herr Simon, machen Sie mich nicht reich. Geben Sie mir nur ſo viel, als man braucht, wenn man nicht gehörchen, und nicht befehlen will. Es iſt Glück genug, wenn ich in die Umſtände komme, daß ich mir von der Frau Richard dinn keine Wohlthaten mehr erweiſen laſſen darf, und die unſchuldige Chriſtiane ſo erziehen kann, als ich wünſche. Ich will gehen, und ihr unſern Vorſchlag eröffnen. Kommen Sie mit, Herr Ferdinand, damit es mehr Eindruck hat. Sie aber, Herr Simon, können indeſſen zu Ihrer Frau Schwiegermama ins Vorzimmer gehen. Sie wird Ihnen die Zeit nicht lang werden laſſen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Richardinn. Simon.

Fr. Richardinn. Sie kamen, als wenn Sie gerufen wären. Ich wollte eben gern ein Wort mit Ihnen allein reden. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie nicht in meine Bettſtube geführt habe; es ſieht nicht gar zu ordentlich darinne aus. Iſt mirs doch recht lieb, daß Herr Ferdinand nicht bey Ihnen iſt. Wo iſt er denn?

Simon. Er hat, glaube ich, noch einige Kleinigkeiten wegen unſerer morgenden Abreiſe zu beſorgen. Er wird gar nicht lange ausbleiben.

Fr. Richardinn. Nun! Sie ſollen meine Tochter haben, wenn Sie ſie in Ehren halten, und ihr treu und gewärtig ſeyn wollen.

Simon. Ich danke Ihnen unendlich für dieſes Geſchenk. Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihre Jungfer Tochter, wie mich, lieben werde.

Fr. Richardinn. Ja, das iſt alles gut. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, und durch Beten und Singen kömmt Liebe und Segen in die Ehe. Halten Sie ja meine Tochter zum Gebete an, und laſſen Sie ſie die gottloſen Moden in Kleidern nicht mitmachen. Ich habe noch ganz hübſche Kleider. Von dieſen will ich ihr etliche mitgeben, und ſie kann ſie mir und meinen Großältern zu Ehren noch zeitlebens tragen.

Simon. Ich will ſie ſchon mit Kleidern verſorgen.

Fr. Ri-

Fr. Richardinn. Nein, Herr Sohn, von dem fünf tausend Thalern, die ich ihr mitgebe, dürfen Sie nicht einen Heller zu Kleidern anwenden: Das Capital muß ausgeliehen, und die Interessen müssen wieder zu einem Capitale gemacht werden: Dieses ist mein Wille. Ich arme Wittwe, wie werde ich so viel Geld in meiner schweren Haushaltung entbehren können?

Simon. Die Frau Schwiegermutter, (erlauben Sie, daß ich mich nunmehr dieses Worts bedienen darf,) können doch allemal Ihre Zuflucht zu mir nehmen, wenn Ihnen etwas mangeln sollte.

Fr. Richardinn. Je nun, kömmt Zeit, kömmt Rath. Die Frömmigkeit läßt niemanden leicht darben. Aber wir sollten doch auch bey der itzigen Gelegenheit ein gutes Werk thun, Herr Sohn, der Segen wird nicht außen bleiben.

Simon. Von Herzen gern. Wollen wir etwa dem Armuth etwas geben, oder zur Erziehung etlicher Waisen etwas gewisses aussetzen? Mit Freuden!

Fr. Richardinn. Ach! das Armuth! Man weiß ja nicht, wie man seine Gaben anlegt. Es giebt der gottlosen Leute zu viel. Nein, da ich mit meiner Christiane darniederkam: so ließ ich den Taufstein in unserer Kirche kleiden; und da sie heirathet: so will ich gern ein Liebeswerk thun, und den Altar bekleiden lassen. Ich will nur gut roth Tuch und tombakne Tressen darum nehmen: dem ungeachtet wird es schon sehr hoch kommen. Aber Werke der Liebe bleiben nicht unvergolten.

Simon.

Simon. Laſſen Sie den Alter kleiden. Ich will ein klein Capital zur Verpflegung der Hausarmen ausſetzen.

Fr. Richardinn. Ach! die Hausarmen! Ich habe ſiebenmal in den Wochen gelegen, und allemal habe ich der Kirche etwas geſchenkt. Bey meinem erſten Sohne verehrte ich ein ſtark mit Silber beſchlagenes Collectenbuch auf den Altar, weil ich gern wollte, daß er Theologie ſtudiren ſollte, und bey der . .

Simon. Ich gebe ohne weitere Umſtände funfzig Thaler, für diejenigen, die ſie brauchen.

Fr. Richardinn. Nein, nein! Hören Sie mir doch zu. Bey der erſten Tochter ließ ich ein reiches Meßgewand machen, und hätte es der Himmel gewollt, ſo hätte es nicht ohne Vorbedeutung ſeyn ſollen. Sie hätte, wenn ſie am Leben geblieben wäre, gewiß einen Geiſtlichen bekommen. Die liebe Kirche hat ſchon neun verſchiedene Stücke von mir zu ihrem Zierrathe. Und morgen ſoll das zehnte kommen. Sie koſtet mir in allem beynahe dreyhundert Thaler. Aber ich werde doch nicht müde. Wer weis, wo mirs anderwärts erſetzt wird? Haben Sie ſich nicht in der Kirche herumführen laſſen? Es ſtehen auf jedem Stücke von mir die Anfangsbuchſtaben meines Namens. Nicht deswegen, daß die Leute von meiner Gutthätigkeit reden ſollen, ſondern, daß nicht etwa ein Fremdes käme, und ſich für den Wohlthäter ausgäbe. Wo Sie die Buchſtaben M. C. R. finden, das heißt Maria Chriſtiana Richardinn, und iſt von mir.

Simon.

Simon. Allein ich dächte, Ihre Kirche hätte selbst große Capitale. Könnten die Mama nicht außer dem ein gutes Werk stiften? Ihre Hausjungfer, Jungfer Lorchen, wäre es nach meinen Gedanken wohl werth, daß Sie etwas zu ihrem künftigen Unterhalte, oder, wenn sie noch heirathen wollte, zu ihrem Heirathsgute aussetzten, und das redliche Mädchen versorgten.

Fr. Richardinn. Das redliche Mädchen braucht nichts. Wenn sie weltliche Bücher und Romane hat, so ist sie zufrieden, und denkt weiter an nichts. Ihre Aufführung gefällt mir gar nicht. Sie hätte lieber meine Tochter auch zu der galanten Lebensart anführen wollen. Letzthin gab sie ihr ein Buch zu lesen, ich weis nicht, ob es Pemala oder Pamela hieß. Genug, es war ein Liebesbuch, und auf dem Kupfer stund der Teufel hinter einer Frau, und wollte sie verführen. Aber ich kam zu allem Glücke dazu, und riß es meiner Tochter aus der Hand. Solche teuflische Bücher!

Simon. Liebe Mama, Sie übereilen sich in Ihrem Eifer. Die Pamela ist ein sehr guter Roman, der die Unschuld und Tugend liebenswürdig zu machen suchet.

Fr. Richardinn. Ich übereile mich nicht. Mit Einem Worte, Lorchen lebt nach der Welt. Sie geht, wie andere Leute gehen. Sie hat sich die Haare verschneiden lassen. Sie läßt sich frisiren, und liest wohl gar dazu in einem Buche. Sie trägt Adriennen, und einen großen Fischbeinrock. Das hätte ich bey

meiner seligen Mutter thun sollen! Sie hätte mich nicht eine Stunde in ihrem Hause gelitten.

Simon. Aber dieses sind ja alles unschuldige Dinge. Es sind Moden und Trachten, die weder fromm, noch boshaft machen. Was liegt der Tugend daran, ob man das Kleid in Form eines langen Pelzes, oder einer Adrienne trägt? Wenn nur das Herz nicht eitel und närrisch ist.

Fr. Richardinn. Ich höre es schon, Sie sind ein Indifferentist. Bey Ihnen ist eines so gut, wie das andre. Nein, Herr Sohn! Itzt habe ich meine Tochter noch, und ehe sie weltlich werden soll; so mag sie zeitlebens eine Jungfer bleiben.

Simon. Fürchten Sie nichts. Bey mir soll sie weder die Religion noch die Tugend verlieren. Ich liebe beides über alles. Wenn es Ihnen indessen gefällig ist: so wollen wir einander in Beyseyn etlicher guten Freunde das Jawort geben.

Fr. Richardinn. Ich kann es noch nicht vergessen, daß Sie mir Lorchen so angepriesen haben. Ich will nicht richten; aber ich glaube gar nicht, daß sie recht im Christenthum unterrichtet ist. Sie singt oft den ganzen Tag kaum Ein Lied, und hat nicht mehr, als Ein Gebetbuch.

Simon. Man kann ja wohl im Stillen andächtig seyn, und ohne Gebetbuch beten. Doch, liebe Mama, wir wollen etwas anders reden; wollen Sie mich denn auch bald in meiner Heimath besuchen?

Fr. Richardinn. Das weis ich nicht. Wo wollte

ich die Reisekosten hernehmen? Es geht gar zu viel bey mir auf. Es haben in diesem Jahre schon drey Pathen von mir geheirathet, und Einmal habe ich, und zweymal hat meine Tochter zu Gevattern gestanden.

Zweyter Auftritt.

Lorchen. Christianchen. Die Vorigen.

Lorchen. Der Caffee ist fertig. Ich habe ihn in die große Stube bringen lassen, und Herr Ferdinand wartet auf Sie.

Fr. Richardinn. So kommen Sie denn, Herr Simon. Wir wollen mit Herr Ferdinanden alles fein bald abreden; denn um sechs Uhr muß ich zu meiner Andacht. Du, Christiane, kannst mit Lorchen noch einige Augenblicke hier warten, bis wir fertig sind, alsdann will ich euch beide rufen lassen.

(Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Lorchen. Christianchen.

Lorchen. Also wollen Sie sichs gefallen lassen, und noch ein Jahr bis zur Hochzeit bey mir in Berlin leben?

Christianchen. Ach ja. Warum nicht? Wenn es die Mama und Herr Simon so haben wollen.

Lorchen. Aber wird Ihnen die Zeit bis zur Hochzeit nicht zu lang werden? Das Verlangen, denjenigen, welchen man liebt, zu besitzen, läßt sich nicht so leicht befriedigen, als wir denken.

Christianchen. Ich fühle kein besonderes Verlangen.

Lorchen. Wollen Sie ihn denn nicht haben?

Christianchen. Ja, warum nicht? Sie rathen mir ja selbst dazu; und ich weis, Sie meynens gut mit mir.

Lorchen. Ich meyne es gut mit Ihnen; aber Sie müssen es auch gut mit sich selbst meynen, und sich prüfen, ob Sie ihn lieben.

Christianchen. Herr Simon gefällt mir ganz wohl; allein er redt zu hoch mit mir. Ich kann ihn nicht alles verstehen. Wenn ich ihm nur nicht zu ungelehrt bin.

Lorchen. Machen Sie sich keine Sorge. Ein Frauenzimmer braucht nicht gelehrt zu seyn. Wenn wir, bey einer zärtlichen Liebe, Verstand und Tugend haben: so haben wir alles, was ein vernünftiger Ehemann fordern kann.

Christianchen. Ja, ja, ich will ihn nehmen, wenn er mich verlangt. Will er mich aber auch nicht haben: so bin ich ebenfalls zufrieden. Sie kennen mich ja, wie ich bin. Ich lasse mir alles gefallen.

Lorchen. O! reden Sie nicht so gleichgültig; es wird mir angst und bange dabey. Ich hörte es lieber, wenn Sie sprächen, daß Ihnen ein Augenblick ohne den Herrn Simon zu lang würde.

Christianchen. Nein, das kann ich nicht sagen. Ich bin zu aufrichtig dazu.

Lorchen. Aber er liebt ja Sie so zärtlich. Warum empfinden Sie denn nichts, mein liebes Christianchen? Es ist ja ein wohlgebildeter und angenehmer Mann.

Chri-

Christianchen. Ich versichere Sie, daß ich in meinem Leben noch keine Empfindung gegen eine Mannsperson gemerkt habe. Ich komme ja nirgends hin. Ich darf ja mit keinem Menschen reden, weil es meine Mama nicht haben will. Machen Sie nur, mein liebes Lorchen, daß ich artiger und muntrer werde. Ich will Ihnen ja gern folgen. Lesen Sie mir nur oft aus dem Zuschauer vor. Es stehen solche artige Historien darinne. Ich möchte recht gern etwas wissen, wenn nur meine Mama nicht so strenge wäre, und mich stets mit dem Nähen und Singen plagte.

Lorchen. So haben Sie noch niemals geliebt?

Christianchen. Niemals. Und wenn es mein Leben kosten sollte: so könnte ich nicht sagen, was Liebe, oder Haß, wäre. Es hat mich auch in meinem Leben noch keine Mannsperson geküßt, außer mein Bräutigam, der hat mir vorhin das erste Mäulchen abgezwungen.

Lorchen. Aber bey diesem Kusse werden Sie desto mehr gefühlt haben, weil es der erste gewesen ist?

Christianchen. Nichts mehr, als was ich fühle, wenn Sie mich küssen; außer, daß mir das Blut ein wenig ans Herz trat, weil ich mich schämte.

Lorchen. Ich glaube es gar wohl, daß die Schamhaftigkeit an dieser Bewegung Ursache gewesen ist; aber wer ist Ihnen gut dafür, daß nicht auch die Liebe zu dieser Regung das Ihre beygetragen hat? Wir empfinden die Liebe oft, ohne daß wir wissen, daß es die Liebe ist. Das Verlangen nach einer Person ist das sicherste Kennzeichen der Liebe.

Christianchen. Ich habe nach niemanden ein Verlangen, außer nach Ihnen, und zuweilen nach meiner Mama. Nehmen Sie meine Schwachheit nicht übel, wenn es eine ist. Nicht wahr, Sie hassen mich nicht, daß ich noch so unerfahren bin?

Lorchen. Nein, mein liebes Kind. Könnte ich Sie nur recht glücklich machen! Ich habe Sie wegen Ihrer ungekünstelten Aufrichtigkeit von Herzen lieb. Es fehlet Ihnen nichts, als die Welt. Ein vernünftiger Umgang und ein gutes Buch werden Sie in kurzem so weit bringen, daß ich von Ihnen lernen muß.

Christianchen. Sagen Sie mir nur, wodurch ich Ihnen gefallen kann. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Ich habe Sie weit lieber, als meine Mama. Ach wenn ich nur reden könnte! Wenn Herr Simon wieder kommen wird: so geben Sie nur Achtung, ich kann kein Wort aufbringen. Ich denke stets, ich sage etwas unanständiges, weil ich nicht weis, was man reden soll. Da kommen sie, und werden mich zum Jaworte holen wollen. Ich will geschwind gehen, und mein diamanten Kreuzchen erst umbinden.

Vierter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand. Lorchen.

Simon. Dergleichen Frau habe ich Zeit meines Lebens nicht gesehen. Es ist alles aus, mein liebes Lorchen; und mit Einem Worte, es wird nichts aus der ganzen Heirath.

Lorchen.

Lorchen. Sie ſcherzen. Chriſtiänchen wird gleich niederkommen, wir wollen immer gehen.

Ferdin. Nein, nein. Es hat ſeine Richtigkeit. Die Heirath geht gewiß nicht vor ſich.

Lorchen. O ſagen Sie mir doch, was es gegeben hat!

Simon. Das kann ich Ihnen leicht ſagen. Die liebe Frau ſchenkte mir eine Taſſe Caffee ein. Zehn Stückchen Zucker griff ſie an, ehe ſie das kleinſte nach ihren Gedanken fand, und zehnmal fragte ſie mich, ob ich auch gern ſüß tränke, und verſicherte mich, daß der Zucker ſehr ſchleimte.

Lorchen. Darüber dürfen Sie ſich nicht wundern. Bey ihr ſind alle Dinge ſchädlich, die man nicht umſonſt bekömmt. Allein wie ward es denn weiter?

Simon. Ich nehme ſchon halb mit Lachen die Taſſe in die Hand. Und eben da ich trinke, ſo erzählt ſie die Hiſtorie von einem Anzeichen, das es gegeben hätte, da ſie mit Chriſtianchen in den Wochen gelegen hätte. Es war unmöglich, das Lachen zu laſſen. Ich ſehe Herr Ferdinanden an, und werfe, weil ich vor Lachen huſten muß, die obere Taſſe auf die Erde.

Lorchen. Und ſie geht entzwey? Das will ich nimmermehr hoffen. Die Frau Schwiegermutter wird Ihnen in Ihrem Leben nicht wieder gut.

Ferdin. Ich wollte, daß mir meine Frau Ruhme nicht ſo viel Ehre machte. Erzählen Sie die verdrießliche Sache ſo kurz, als es möglich iſt, und

machen Sie, daß wir aus einem Hauſe kommen, wo die Frau eine Närrinn iſt.

Simon. Die Taſſe geht entzwey, und indem ſie herunterfällt: ſo entfährt mir ein unbedachtſamer Schwur. Kurz, ſie machte über dieſen Verluſt unerträgliche Grimaſſen. Dieſe Aufführung gefällt mir gar nicht von Ihnen, fieng ſie an. Ich glaube, Sie lachen mich aus, und ließen die Taſſe mit Fleiß fallen. Iſt meine Betſtube gut genug, daß Sie darinne fluchen? Haben Sie denn gar keine Religion? Sie kriegen meine Tochter nicht. Ich will eine Tochter und fünf tauſend Thaler nicht wegwerfen. Hören Sie nur! Sie kriegen ſie nicht! . . Solche Schmeicheleyen machte ſie mir.

Lorchen. Was fangen Sie für Sachen an?

Simon. Sie können leicht denken, daß mir alle Gelaſſenheit vergieng. Mit einem Worte, ich ſagte ihr, daß ich für die Ehre, ihr Schwiegerſohn zu werden, mich gehorſamſt bedanken, und mich ihr hiermit beſtens empfehlen wollte.

Lorchen. Iſt denn die Sache gar nicht wieder gut zu machen?

Lerdin. Nein, es iſt unmöglich. Sie hat uns ordentliche Grobheiten geſagt; und ſie verdient nicht, daß Herr Simon weiter an ſie denkt.

Lorchen. Mich dauert nur die arme Chriſtiane. Was kann denn ſie dafür? Es iſt das redlichſte Kind von der Welt.

Simon. Mich dauert ſie. Ich will ihr den beſten Mann wünſchen, und ihr alle die Geſchenke, die ich

zum

zum Mahlſchatze mitgebracht habe, zurücklaſſen. Sie kommen auf tauſend Thaler. Die gute Chriſtiane war vielleicht nicht für mich beſtimmt.

Lorchen. So wollen Sie das unſchuldige Kind verlaſſen? Thun Sie es doch nicht. Ich bitte Sie tauſendmal.

Simon. Liebſtes Lorchen, bitten Sie nicht. Ich glaube nicht, daß mich Chriſtianchen ſehr liebt. Ja ich glaube, daß es ihr leichter werden wird, mich zu verlaſſen, als wir denken. Ich habe mich ſchon zu einer andern Wahl entſchloſſen, und wie glücklich würde ich ſeyn . . .

Lorchen. Sie ſind ſehr veränderlich. Dieſes hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Kränken Sie mich nicht. Mein Herz iſt redlich; allein ich ſehe, Chriſtianchen iſt nicht für mich gebohren. Meine Untreue wird ihr eben ſo gleichgültig ſeyn, als ihr meine Liebe geweſen iſt. Sie bekömmt zehn Männer, wenn ihr auch noch zehn entgehen ſollten. Sie iſt ja ſchön und reich.

Lorchen. So wollen Sie denn ohne ſie wieder fort reiſen?

Ferdin. Ja, morgen, wenn Sie etwas nach Berlin zu beſtellen haben. Nehmen Sie immer Abſchied, Herr Simon.

Simon. So leben Sie denn wohl, liebſtes Lorchen. Herr Ferdinand, verlaſſen Sie mich einen Augenblick. Ich will nur ein paar Worte mit Lorchen allein reden. Doch nein, bleiben Sie hier, und unterſtützen Sie mein Wort. (zu Lorchen.) Darf

ich Ihnen etwas entdecken, das Sie vielleicht näher angeht, als Sie wünschen? Erlauben Sie mir, liebenswürdige Eleonore, daß ich ohne Zwang und Kunst reden darf. Ich liebe Sie; ich biete Ihnen mein Herz und meine Liebe an, und ich will mich glücklich schätzen, wenn Sie mich nicht ohne alle Hoffnung fortreisen lassen.

Lorchen. Ich weis nicht, was ich auf diesen Antrag sagen soll. Vielleicht sollte ich ihn, nach der Gewohnheit unsers Geschlechts, mit etlichen gleichgültigen Worten, oder bloß nur mit einer Miene beantworten. Vielleicht sollte ich Sie mit einigen Complimenten bestrafen, daß Sie mich nicht eher lieben, als bis Sie meine Freundinn nicht bekommen können. Doch Sie mögen aus meiner Bestürzung schließen, ob mir Ihr Antrag gleichgültig gewesen sey. Fordern Sie kein deutlicher Geständniß. Ich schätze Sie hoch, und kenne Ihre Verdienste. Doch, wenn es auch noch mehr, als Hochachtung, wäre, was ich gegen Sie empfinde: so sage ich Ihnen, daß ich lieber alles verlieren, als meiner Christiane ein Glück entziehen will. Und, wenn Sie glauben, daß ich Christianchen, die Freundschaft, und die Tugend liebe: so wird eine genauere Antwort überflüßig seyn.

Simon. Allein, wenn nun Christianchen gestünde . .

Ferdin. Ja, wenn sie nun selbst zugestünde, daß sie den Herrn Simon nicht verlangte, wollten Sie ihn denn da auch nicht hoffen lassen?

Lorchen. Christianchen müßte den Werth ihres

Bräu-

Bräutigams nicht kennen, wenn ſie dieſes zu thun im Stande wäre. Hier kömmt ſie.

Fünfter Auftritt.

Chriſtianchen und die Vorigen.

Chriſtianchen. (zu Lorchen.) Die Mama ſchickt mich her. Ich will es Ihnen heimlich ſagen.

Lorchen. Meine Herren, die Frau Richardinn läßt bitten, ſie nicht weiter mit Ihrem Beſuche zu ſtören, ſie hätte ihre Betſtunde ſchon angefangen.

Ferdin. So unhöflich wollen wir nicht ſeyn. Wir wollen gleich gehen. Herr Simon, ſagen Sie es Jungfer Chriſtianchen, daß die Mama . .

Chriſtianchen. Ich weis es, meine Herren. Und ich will es Ihnen aufrichtig ſagen, Herr Simon, daß mir die Mama befohlen hat, nicht weiter an Sie zu gedenken. Nehmen Sie meine Aufrichtigkeit nicht übel. Ich halte Sie hoch; aber ich habe noch keine Luſt zu heirathen.

Simon. Alſo erlauben Sie mir, daß ich mein Wort zurück ziehen darf?

Chriſtianchen. Ja. Werden Sie nur nicht unerhalten auf mich. Ich habe alle Hochachtung für Sie.

Simon. Auch ich, liebſtes Chriſtianchen, werde Sie ewig hochſchätzen, und Ihnen einen viel würdigern Mann wünſchen, als ich bin. Bleiben Sie meine gute Freudinn, und nehmen Sie, zum Beweiſe, daß Sie mich nicht haſſen, folgende kleine Geſchenke, die ich zu ihrem Mahlſchatze beſtimmt hatte,

hatte, von mir an. Dieſes iſt die einzige Gefälligkeit, die ich mir vor meinem Abſchiede von Ihnen ausbitte.

Chriſtianchen. Ja, ich will es thun; aber Sie müſſen mir erlauben, daß ich mir auch von Ihnen etwas ausbitten darf. Doch ich bin wohl zu frey. Ich will es Ihnen ſachte ſagen, wenn Sie nicht zürnen wollen. (Sie redet heimlich mit ihm.)

Simon. An Lorchen ſoll ich denken!

Chriſtianchen. O! Warum ſagen Sie es denn laut? Nun ſehe ich, daß Sie mich beſchämen wollen.

Lorchen. Warum ſoll denn Herr Simon an mich denken?

Chriſtianchen. Sie wiſſen ja, daß ich Sie liebe. Ach wenn ich Ihnen nur zeigen könnte, wie ſehr ich Ihnen gewogen bin! Mein liebes Lorchen, darf ich Ihnen wohl die Juwelen anbieten, die mir Herr Simon geſchenkt hat?

Lorchen. Mein liebes Kind, Sie machen mich durch Ihre Güte unruhig. Ich habe es gut mit Ihnen gemeynt; aber gewiß, Sie meynen es noch beſſer mit mir.

Ferdin. Wienach ſoll denn Herr Simon an Jungfer Lorchen denken?

Chriſtianchen. Ich kann es nicht ſagen. Es wäre zu frey.

Simon. Sagen Sie es, mein Engel. Keine Bitte kann ſo groß ſeyn, daß man ſie Ihnen abſchlagen ſollte. Mein Vermögen iſt zu Ihren und zu Lorchens Dienſten das wenigſte, was Sie begehren können.

Christianchen. Nein, es ist kein Vermögen. Ich wünschte, daß Sie ...

Simon. O sagen Sie doch, was Sie wünschen. Ich bitte Sie von Herzen.

Christianchen. Ich wünschte .. Nein, ich kann es nicht sagen. Ich möchte Lorchen oder Sie mit meiner Aufrichtigkeit beleidigen.

Lorchen. Fürchten Sie nichts. Ich kenne Ihr redlich Herz. Entdecken Sie uns Ihr Verlangen. die Mama möchte sonst kommen.

Christianchen. Herr Simon, Sie sollen das Herz, das Sie mir geben wollten, ...

Simon. Lorchen geben?

Christianchen. Ach ja. Thun Sie es doch! Sie ist Ihrer viel würdiger, als ich bin. Ich bin zu jung. Ich habe wenig Lebensart. Aber Lorchen .. Ach wenn doch mein Bitten ...

Simon. Hören Sie wohl, mein liebstes Lorchen, was Ihre gute Freundinn sagt?

Lorchen. Ich bin über diese unschuldige Aufrichtigkeit so gerühret, daß ich gehen muß, wenn Sie nicht die Zeichen meiner Schwachheit in meinen Augen sehen sollen.

Christianchen. Ach gehen Sie noch nicht.

Simon. (Zu Lorchen.) Wollen Sie Christianchens Wünschen und mein Bitten Statt finden lassen? Darf ich hoffen, angenehmes Kind? Verlangen Sie keine weitere Erklärung von mir. Ich bin zu zärtlich gerührt, als daß ich viel reden könnte. Mein Glück steht bey Ihnen, und ich will es nicht meinen Bit-

ten,

ten, sondern Ihrem freywilligen Entschlusse zu danken haben.

Lorchen. (zu Christianchen.) Dir, redliches Kind, soll ich Deinen Liebsten rauben? Dieses kannst Du mir zumuthen.

Christianchen. Ach! wenn ich Sie nur glücklich machen könnte. Sie haben ja weit mehr Verdienste, als ich. Ich bin noch zu jung, und ich gönne Herr Simonen niemanden, als Ihnen. O wenn ich doch die Freude erleben sollte! Ich meyne es gewiß aufrichtig.

Simon. (zu Lorchen.) Entschließen Sie sich; doch nicht sowohl nach meinem, als nach Ihrem Gefallen. Fragen Sie Ihr Herz, ob Sie mich lieben können. Ich liebe Sie, und wünsche nichts, als Ihnen zeitlebens meine Liebe zu beweisen.

Ferdin. (zu Lorchen.) Lassen Sie uns doch glücklich nach Hause reisen. Wie vergnügt wird unsere Reise seyn, wenn wir Ihre Gewogenheit, und noch mehr, Ihr Jawort mit uns nehmen!

Lorchen. Ach! was ist dieses für ein Ausgang! Wenn habe ich an eine Heirath gedacht, und wenn habe ich meiner besten Freundinn einen liebenswürdigen Mann entziehen wollen? Herr Simon, überlegen Sie meine Umstände wohl. Mein Herz ist mein Reichthum, sonst besitze ich nichts.

Christianchen. Ich will die Mama bitten, daß Sie Ihnen von meinem Vermögen etliche tausend Thaler giebt.

Lorchen. Mein Kind, sey stille, sonst bringt mich deine Aufrichtigkeit zu der äußersten Wehmuth.

Simon. Wenn Sie kein ander Bedenken haben, als Ihre Umstände: so bin ich glücklich. Ihr Verstand und Ihre Tugend ist kostbarer, als alle meine Reichthümer. Und warum schützen Sie Ihre Umstände vor? Besitzen Sie nicht ein Capital, das ich Ihnen vorhin geschenkt habe? Soll ich hoffen, liebstes Lorchen?

Lorchen. Ja. Ich überlasse Ihnen mein Herz, und bitte um das Ihrige; aber bey allem meinem Glücke mache ich meine beste Freundinn vielleicht unglücklich.

Christianchen. Nein, nein, gutes Lorchen. Bringen Sie es nur so weit, daß Herr Ferdinand mich zu sich nach Berlin nimmt, und daß er mir die Erlaubniß von meiner Mama schafft, Sie dahin zu begleiten, damit ich zuweilen um Sie seyn, und von Ihnen lernen kann.

Lorchen. Das ist eben mein Wunsch, Sie bey mir zu sehen. Ach wenn doch Ihre Mama in ihrem Leben wenigstens Einmal gütig seyn wollte!

Simon. Ich will es durch meine Freunde in Berlin gewiß so weit bringen.

Ferdin. (zu Christianchen.) Ich verspreche Ihnen, daß ich nicht eher ruhe, bis Sie Ihren Aufenthalt bey mir und meiner Frau haben. Es soll alles zu Ihren Diensten seyn, und ich will mit Ihnen als mit meiner Tochter umgehen.

Christianchen. Nun bin ich glücklich. Aber, Herr Simon, wenn wollen Sie Lorchen abholen?

Simon.

Simon. (zu Lorchen.) Darf ich bitten, daß Sie mich itzt gleich nach Berlin begleiten: ſo will ich noch einige Tage hier warten.

Lorchen. Ja. Ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, wenn meine Chriſtiane mit mir ziehen darf.

Chriſtianchen. Ich will gehen, und meine Mama bitten.

Simon. Ich will indeſſen mit Herr Ferdinanden in das Porcellangewölbe gehen, und einen Aufſatz von gutem Porcellan ausnehmen, und ihn der Mama herſchicken, ſo wird ſie das Caffeeſchälchen und ihren Zorn gegen mich ſchon vergeſſen. (zu Lorchen.) So ſind Sie denn meine Braut?

Lorchen. Ich bin die Ihrige und vollkommen glücklich, wenn ich mir Ihre Liebe zeitlebens erhalten kann. Und morgen bin ich ſchon bereit, Ihnen zu folgen.

Chriſtianchen. Sehen Sie, mein liebes Lorchen, dieſes iſt die Belohnung für Ihren Verſtand und für Ihr edles Herz. Meine Mama hat Ihnen viel Verdruß gemacht. Vergeben Sie es ihr, und vertreten Sie an mir die Stelle einer Mutter. Kommen Sie, wir müſſen doch mit ihr reden.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Richardinn, Chriſtianchen.

Fr. Richardinn. Ich ſage dirs, denke mir nicht mehr an ihn. Ehe dich Simon zur Braut bekommen ſoll, ehe will ich ſelber ins Ehrenconſiſtorium gehen! Ich würde mich noch im Grabe umwenden, wenn ich dich nicht beſſer verſorgt wüßte. Einen ſolchen Schwiegerſohn möchte ich haben, der kein Gewiſſen, keine Religion hat; der in meiner Gegenwart flucht, der mir mit Fleiß ein Caffeeſchälchen zerbricht!

Chriſtianchen. Liebe Mama, mit Fleiß wird es wohl nicht gethan haben. Für ſo ſchlimm halte ich ihn nicht.

Fr. Richardinn. Wie? Du unterſtehſt dich noch, ihn zu vertreten, ihn zu entſchuldigen? Was heißt das anders, als daß du ihn haben willſt? Ungehorſames Kind! Ich will dich enterben, ich will dich aus dem Hauſe ſtoßen, ich will nichts mehr von dir hören und wiſſen. Geht doch, Herr Simon, dein Herr Simon, wird gewiß mehr ſeyn, als deine Mutter?

Chriſtianchen. Zürnen Sie doch nicht auf mich. Ich bin ja unſchuldig. Ich verlange weder Herr Simonen, noch einen Andern zum Manne. Sie thun mir gewiß zu viel, Mama, wenn Sie es nur wiſſen ſollten.

Fr. Richardinn. Was ſoll ich denn wiſſen? Daß du dich ſchon mit ihm verſchworen haſt? Daß du dich von ſeiner ſchönen Larve blenden läßt? Ich werde es gewiß nicht geſehen haben, da er dich vor-

hin in der Nebenstube küßte? Nicht wahr, es wird dir gefallen haben? Du garstiges, ungezogenes Kind, du!

Christianchen. Ach Mama, fahren Sie mir nicht so übel mit. Ich kann mich nicht anders, als durch Thränen entschuldigen.

Fr. Richardinn. Ja, nur geweint! So machen sie es alle, wenn Sie kein gut Gewissen haben. Bist du ihm nicht vor einer Stunde noch selber nachgelaufen? Ist das eine Aufführung für eine wohlgerathene Tochter? (Christianchen will fortgehen.) Nein, bleib hier! Du willst meine Vermahnungen nicht länger anhören? Du willst mir nicht folgen? Ins Zuchthaus mit solchen ungerathenen Rangen, ins Zuchthaus, und statt des Mannes den Spinnrocken in den Arm!

Christianchen. Aber, Mama, ich habe ja nichts gethan. Ich bin ja ohne alle Schuld.

Fr. Richardinn. Wie? du kannst mir noch widersprechen? Weißt du das vierte Gebot nicht mehr? Wer das vierte übertritt, der übertritt auch das fünfte, denn er schlägt durch seinen Ungehorsam seine armen Aeltern todt. Ich unglückselige Mutter! Willst du deinen Simon noch nehmen? Sage nur ja, oder nein.

Christianchen. Nein, ich verlange ihn in Ewigkeit nicht.

Fr. Richardinn. Nun so gieb mir die Hand darauf: so soll alles vergessen seyn. Also willst du ihn nicht lieben?

Christianchen. Nein.

Fr. Richardinn. Also versprichst du mir, ihn zeitlebens zu hassen?

Christianchen. Ach warum soll ich ihn hassen? Er hat mir ja nichts gethan?

Fr. Richardinn. Nichts gethan? Ein Mensch, der sucht und schwört, der nichts zu einem Kirchengeschenke geben will, den, trägst du Bedenken, zu hassen? Den willst du wohl gar noch lieben? Du sollst ihn hassen, das ist genug. Gehe mir aus den Augen.

(Christianchen geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Frau Richardinn. Lorchen.

Lorchen. Herr Simon läßt - -

Fr. Richardinn. Herr Simon mag hingehen, wo er hin gehört. Bey mir hat er nichts zu schaffen. Wollen Sie nunmehr die Unterhändlerinn werden? Wollen Sie meine Tochter auf Ausschweifungen führen, wenn sie nicht von sich selber darauf gerathen kann? Das gefällt mir. Zum Beten und Singen zwingen Sie meine Tochter nicht; aber zur Liebe. Das schickt sich für ein lediges Frauenzimmer, die von nichts, als Unschuld, wissen und reden sollte. Wann sehen Sie denn dergleichen Aufführung von mir? Meine Uebungsstunden besuchen Sie nicht; aber wenn Herr Ferdinand und Herr Simon da sind, so - - ich mag nichts weiter sagen.

Lorchen. Frau Richardinn, ich habe Sie mit Fleiß ausreden lassen, um mein Verbrechen zu hören; allein ich weis bis diese Stunde noch nicht, warum

Sie ſo ungehalten auf mich ſind. Meynen Sie denn, daß ich Chriſtianen verführe? Dieſe Beſchuldigung iſt zu entſetzlich, als daß ich Urſache hätte, mich deswegen zu vertheidigen. So lange mir meine Herz keine Vorwürfe macht: ſo werde ich die Ihrigen mit Gelaſſenheit, oder doch wenigſtens mit Stillſchweigen, anhören.

Fr. Richardinn. Nur fein höhniſch! Nur mit einer frommen alten Frau noch geſpottet! Bin ich gut genug, daß Sie mich ins Geſicht Lügen ſtrafen? Iſt das der Dank für die Sorgfalt, die Sie dreyzehn Monate in meinem Hauſe genoſſen haben? Ich werfe Ihnen meine Wohlthaten nicht vor, ſo unverſchämt bin ich nicht. Ich vergeſſe es, daß Sie ſo lange in meinem Hauſe Brodt gehabt haben; aber daß Sie es vergeſſen, das iſt nicht recht. Undank, aller Laſter Anfang und Fortgang! Ich habe meinem eignen Maule den Biſſen abgedarbt, damit ich ...

Lorchen. Ich bitte Sie um alles in der Welt, Frau Richardinn, martern Sie mich nicht mit ſolchen entſetzlichen Vorwürfen. Ich habe ja für den Unterhalt, den Sie mir zeither gegönnet haben, die Aufſicht im Hauſe geführt. Sie haben es ja ſelber verlangt, daß ich zu Ihnen ziehen ſollte. Geſetzt, Sie hätten mir mehr erwieſen, als ich verdiente: ſo haben Sie ſich doch den Augenblick für alle Wohlthaten bezahlt gemacht, da Sie mir ſie alle vorgeworfen haben. Wenn ich Ihrer Güte unwerth geweſen bin: ſo bin ich beſtraft genug, daß ichs anhören muß, ohne mich rechtfertigen zu dürfen. Ich will

Ihnen

Ihnen weiter keine Unruhe machen. Erlauben Sie mir, oder befehlen Sie mir vielmehr, daß ich Ihr Haus noch heute verlassen soll. Es soll gewiß an meinem Gehorsam nicht fehlen.

Fr. Richardinn. Sehe doch! Gleich den Stuhl vor die Thüre gesetzt! Ein nackend Mädchen, die in ihrem Leben nichts, als ein Paar weltliche Augen, und ein Paar weiße Hände hat, die darf auch so trotzig thun. Ich habe noch keinen gesehen, der sich aus Liebe zu Ihr um das Leben bringen wollen. Sage Sie mir doch, worauf Sie so stolz thut?

Lorchen. Ich bin nichts weniger als stolz. Sie haben Recht, wenn Sie mir meine Armuth vorrücken. Es ist auch wahr, daß ich noch keinen Mann habe; allein beides fällt mir sehr erträglich. Indessen kann ich Sie aufrichtig versichern, daß ich in kurzer Zeit einen liebenswürdigen Mann und ein großes Vermögen besitzen wollte, wenn ich mich entschließen könnte, weniger großmüthig zu handeln.

Fr. Richardinn. Wer ist denn der große Mann, der ein Mädchen mit Armuth braucht? Er muß gewiß willens seyn, ohnedem bald zum Lande hinaus zu laufen, und also wird es ihm nichts verschlagen, ob er vor der Hochzeit oder kurz darnach geht. Darf ichs nicht wissen, wer sich so sterblich in Sie verliebt hat?

Lorchen. Ich könnte es Ihnen leicht sagen, wer mich liebte; allein ich will Sie weder dadurch kränken, noch mich damit groß machen. Weder der Reichthum, noch der Mann macht den Werth eines

Frauenzimmers aus. Ein Mädchen kann arm seyn, und doch Verstand, Tugend, Lebensart, und Geschicklichkeit im Hauswesen haben. Machen Sie sich keine Sorge, Frau Richardinn, so lange ich lebe, werde ich immer genug haben; denn ich brauche nicht viel, und also verlange ich auch nicht viel.

Fr. Richardinn. Mache Sie sich immer nicht so groß. Ich dächte, es ließe sich mit Ihrem Verstande noch halten. Von Ihrer Tugend mag ich nicht reden. Ich kann niemanden in das Herz sehen. Aber ist Sie nicht undankbar gegen mich? Und kann der Undank und die Gottesfurcht beysammen seyn? Mit Ihrer Wirthschaft sah es wohl auch nicht so richtig aus, als ich Sie zu mir ins Haus nahm. Wer weis, ob Sie wußte, daß man die harten Eyer nicht salzen darf, wenn man sie zum Feuer setzt? Sey Sie doch nicht so stolz, und wenn Sie in Ihrem Leben noch nichts von mir gelernt hat: so lerne Sie nur dieses, daß der Hochmuth vor dem Falle kömmt.

Lorchen. Sie sehen ja wohl, was ich von Ihnen gelernt habe. Wo nähme ich die Geduld her, die größten Beschimpfungen ruhig anzuhören, wenn ich sie nicht in Ihrem Hause gelernt hätte? Was übrigens die Tugend anlangt, die Sie mir absprechen, (denn von dem Verstande und der Wirthschaft will ich nicht reden:) so nimmt michs nicht Wunder. Ich bin freylich nicht so fromm als Sie sind. Und wie sollte ich zu dem Glücke kommen, daß Sie mich für tugendhaft hielten, da Sie in der Welt keinen

an Menſchen für fromm halten, als Ihre eigene Perſon. Doch, Frau Richardinn, Sie haben mich, dächte ich, genug ausgeſcholten. Ich werde Ihnen nun wohl weiter zu Ihrer Erbauung nicht nöthig ſeyn. Ich will auch den Augenblick gehen. Haben Sie nur die Güte und hören Sie, warum ich hergekommen bin. Herr Simon läßt Ihnen . . .

Fr. Richardinn. Um mich recht zu erbittern, ſo fängt Sie wieder von Simonen an, und ich habe es Ihr doch geſagt, daß ich weder ſeinen Namen noch ſeine Perſon leiden kann. Iſt Sie nicht ſelber Schuld, wenn mir ein Wort im Zorne entfährt? Bringt Sie mich nicht um alle Seelenruhe?

Lorchen. Nein, Frau Richardinn. Ich glaube, es wird zu Ihrer Beruhigung dienen, was ich Ihnen zu ſagen habe. Hören Sie mich nur an. Herr Simon läßt Ihnen ſein Compliment machen.

Fr. Richardinn. Er mag ſein Compliment für ſich behalten. Von einem Fluche nehme ich keinen Gruß an. Er iſt ein ehrvergeßner Mann, ich will ihn nicht geſchimpft haben.

Lorchen. Er hat einen großen porcellanen Aufſatz hergeſchickt, und läßt bitten, daß Sie ihn für das zerbrochene Caffeeſchälchen annehmen ſollen. Geben Sie ſich doch zufrieden, ich glaube, daß der Aufſatz über funfzig Thaler werth iſt.

Fr. Richardinn. Nicht doch! Er wird mich gewiß wieder gut machen wollen. Denkt denn Herr Simon, daß mir ſo viel an zeitlichen Gütern liegt? Hält er mich denn für ſo eigennützig, daß ich ein

Caffeeschälchen nicht vergessen kann? Ich dürfte den Aufsatz bald nicht annehmen. Wie hoch halten Sie ihn denn, mein liebes Lorchen?

Lorchen. Ich glaube gern, daß er funfzig bis sechzig Thaler kostet. Er ist von dem feinsten Porcellan und die Tassen haben alle Henkel.

Fr. Richardinn. Henkelchen? Das ist ja recht hübsch. Nun weil die Schälchen Henkelchen haben, so will ich das Geschenk annehmen. Er wird mirs doch aus gutem Herzen schicken, und da wäre es wohl Sünde: wenn ichs ausschlüge. Ist denn der Bediente von Herr Simonen noch da?

Lorchen. Ja, er wird noch zugegen seyn, wenn Sie mit ihm reden wollen.

Fr. Richardinn. Nein, mein liebes Lorchen, ich möchte mich nicht gerne vor ihm sehen lassen. Wenn ich mit ihm rede: so müßte ich ihm doch ein Trinkgeld geben, und der arme Mensch könnte nachmals bey seinem Herrn Verdruß davon haben, daß ers angenommen hätte.

Lorchen. Machen Sie sich keinen Kummer, Frau Richardinn! der Bediente des Herrn Simon wird ein Trinkgeld nicht so nöthig brauchen.

Fr. Richardinn. Ja, das denke ich auch. Was will denn Christiane? Diese könnte an meiner Statt den Bedienten abfertigen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Christianchen.

Christianchen. Ach liebe Mama, zürnen Sie doch nicht mehr auf Herr Simonen. Er hat Ihnen recht viel

viel schöne Sachen hergeschickt, recht sehr schöne Sachen.

Fr. Richardinn. Ist sein Bedienter noch da?

Christianchen. Nein, er sagte, er könnte nicht warten. Ich habe mich in Ihrem Namen bey Herr Simonen bedanken lassen.

Fr. Richardinn. Nun, das ist ja recht gut, daß du den Bedienten nicht aufgehalten hast, er möchte sonst bey seinem Herrn Ungelegenheit davon gehabt haben. Er ist doch auch gewiß wieder fort?

Christianchen. Ja, er ist fort. Herr Simon ließ zugleich Abschied von Ihnen nehmen, wenn er Sie etwa nicht wieder sehen sollte.

Fr. Richardinn. Der artige Mensch! Warum will er denn ohne Abschied fortgehen? Ich muß ja wegen deiner Heirath mit ihm sprechen. Schicke doch zu ihm, und laß ihn herbitten.

Christianchen. Mama, Herr Simon will mich nicht haben.

Fr. Richardinn. Ach! Warum wird er dich denn nicht haben wollen? Du bist ein einfältiges Kind, du verstehst es nicht. Warum hätte er denn ein so kostbares Präsent hergeschickt, wenn er dich nicht zur Frau verlangte? Nicht wahr, mein liebes Lorchen, Sie sind auch meiner Meynung?

Lorchen. Ja, in diesem Stücke bin ich völlig Ihrer Meynung.

Christianchen. Aber, Mama, Sie haben mir ja verboten, Herr Simonen zu lieben. Sie widersprechen sich ja selber.

Fr. Richardinn. Nein, ich widerspreche mir nicht. Vorhin habe ich dir verboten, ihn zu lieben, und nunmehr gebiete ich dir, ihn zu nehmen. Es ist ein ganz hübscher Mensch, bey dem du keine Noth haben wirst, wenn du sie dir nicht selber machst. Christiane, siehe hinaus, ob der Bediente noch da ist. Ich muß doch die vielen Sachen ansehen, die ich zum Geschenke bekommen habe. Herr Simon muß gewiß ein gutes Herz haben, das seinen Fehler bald bereut. Je nun! Wir sind Menschen. Ich spreche immer, wir haben alle unsere Fehler, nur einer vor dem andern. Wir müssen Geduld mit einander haben.

Christianchen. Es liegen bey dem Porcellan auch etliche geistliche Bücher, ich denke, das eine hieß Scrivers Seelenschatz. Herr Simon ließ bitten, Sie sollten es nicht übel nehmen, daß sie nicht eingebunden wären, er hätte sie nicht gebunden bekommen können.

Fr. Richardinn. Warum giebt er denn das Geld für Bücher aus? Ich habe Bücher genug, und ich bleibe bey den Büchern, an die ich mich von Jugend auf gewöhnet habe. Scrivers Seelenschatz! Es mag ein ganz hübsches Buch seyn. Doch wozu brauche ichs? Wie viel muß es denn kosten? Vielleicht nimmt es mein Herr Gevatter, der Buchhändler, für ein billiges von mir an. Nunmehr wird der Bediente wohl fort seyn. Ich will die Sachen ansehen. Christiane, bleibe du hier bey Lorchen, wenn etwa Herr Simon noch einmal herschicken sollte.

Vierter Auftritt.

Lorchen. Christianchen.

Christianchen. Ach mein liebes Lorchen, ich habe Ihretwegen eine ganze Viertelstunde die bittersten Thränen vergossen. Ich stund an der Thüre, und hörte zu, wie übel Ihnen die Mama begegnete. Sie meynen es aufrichtig mit mir, und meine Mama kann Ihnen vorwerfen, Sie verführen mich. Lassen Sie mich's nicht entgelten, meine liebe Freundinn. Herr Simon wird Ihnen tausendmal mehr Vergnügen verschaffen, als Ihnen meine Mama Verdruß gemacht hat. Sie nehmen mich doch noch mit nach Berlin?

Lorchen. Ja, meine liebe Christiane, wir reisen gewiß mit einander. Ihre Aufrichtigkeit wird mich zu allem in der Welt geschickt machen, was Sie nur von mir verlangen. Ich will Ihnen mit allem dienen, was in meinem Vermögen ist.

Christianchen. Wollen Sie denn auch meiner Mama vergeben, daß Sie so sehr von ihr sind beleidiget worden?

Lorchen. Ja, mein Kind. Wir müssen stets so fertig zum Vergeben seyn, als es andere sind, uns zu beleidigen. Und wenn kein Mensch in der Welt mehr großmüthig wäre: so wollen wir es beide seyn. Bittere Beschuldigungen anhören, ist eine große Marter für ein ehrliebendes Herz, allein sie nicht verdienet haben, ist ein weit größeres Vergnügen. Ich kann Ihre Mama nicht besser strafen, als daß ich das alles bleibe, oder das werde, wofür sie mich nicht

hält.

hält. Sie denkt, ich meyne es nicht gut mit Ihnen. Doch sie wird erschrecken, wenn es der Ausgang zeigt, daß ich Ihr Glück dem meinigen vorgezogen habe.

Christianchen. Wie werden wir es aber anfangen, daß mich meine Mama mit Ihnen reisen läßt? So bald Sie hören wird, daß Sie Herr Simons Braut sind: so wird Sie wieder böse werden, und mich nicht reisen lassen.

Lorchen. Dafür lassen Sie mich sorgen. Eins bitte ich Sie nur: wenn Herr Simon kömmt, denn er wird bald da seyn, so thun Sie nicht so furchtsam gegen ihn. Es fehlet Ihnen nicht an dem Vermögen, zu reden. Sie sind nur zu schüchtern, und benehmen sich durch Ihre Furcht die Sprache. Herr Simon ist nicht mehr Ihr Bräutigam, sondern der meinige; also können Sie schon etwas freyer und ungezwungener mit ihm umgehen. Wollen Sie es thun, mein liebes Kind?

Christianchen. Ja! Ich will recht aufrichtig und vertraut mit ihm reden. Aber werde ich nicht der Freundschaft beleidigen, wenn ich gegen Ihren Bräutigam freundlich thue? Ich bin ihm nunmehr recht herzlich gut, weil er mein Bitten erfüllte, und Ihnen sein Herz schenkte. Er muß von Natur recht gütig und liebreich seyn. Wie gut werden Sie nicht mit ihm auskommen! Die Mama konnte mir vorhin zumuthen, ich sollte ihn hassen, weil sie ihn haßte; aber das thue ich in meinem Leben nicht.

Lorchen. Nun, hassen Sie ihn nicht. Lieben Sie ihn, als Ihren Freund. Je mehr Sie ihn werden

kennen

kennen lernen, deſto liebenswürdiger wird er Ihnen vorkommen.

Chriſtianchen. Aber wenn er mich wieder küſſen wollte, das darf ich ihm wohl nicht mehr erlauben, weil ich nicht mehr ſeine Braut bin? Er wird es auch wohl nicht thun.

Lorchen. Dieſen kleinen Eintrag in meine Rechte will ich Ihnen herzlich gern erlauben. Schlagen Sie ihm einen Kuß nicht ab, wenn er Sie darum bitten ſollte. Sie ſind ihm dieſes Vergnügen für ſeine Liebe noch ſchuldig. Aber, mein liebes Kind, machen Sie auch, daß ich nicht zu viel dabey verliere. Sie ſind ſchöner und reizender, als ich.

Chriſtianchen. Fürchten Sie nichts. Ich will lieber gar nicht mit ihm reden, wenn ich Ihnen eine gefährliche ſeyn ſollte. Ich dächte nicht, daß ich eben ſo ſchön wäre. Gefalle ich Ihnen denn, mein liebes Lorchen?

Lorchen. Sie gefallen mir, und, wenn ich nicht irre, auch Herr Simonen mehr, als zu ſehr. Wie lange wird es werden; ſo bringen Sie mich um meinen Bräutigam!

Chriſtianchen. Quälen Sie mich nicht. Wie dächten Sie, daß ich zu ſo einer Bosheit geſchickt wäre? Ach nein, ich bin Herr Simonen gewogen, weil er Ihnen gewogen iſt, und ich habe nunmehr das größte Vertrauen zu ihm.

Lorchen. Wenn ich nun etwa bald ſterben ſollte, wollten Sie mirs wohl verſprechen, ihn nach meinem Tode zu heirathen? Was meynen Sie?

Chri-

Christianchen. O denken Sie doch nicht an den Tod! Ich höre gar nicht gern von dem Sterben reden; und Sie müssen noch lange leben.

Lorchen. Aber wenn ich nun bald sterben sollte, wollten Sie ihn alsdann lieben?

Christianchen. Ja, weil Sie ihn geliebt haben, und weil er Sie geliebt hat, so würde ich ihn auch lieben. Lassen Sie aber die Gedanken vom Tode fahren; Sie machen sonst mich und Herr Simonen betrübt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Ferdinand.

Ferdin. Nun, wie stehts um unsere Sachen? Hat sich meine Frau Muhme bald zufrieden gegeben? Sie hat in unser Quartier geschickt, und uns wieder herbitten lassen. Ich weis nicht, was wir sollen, ob sie uns vielleicht noch einige Grobheiten sagen will, die ihr in der Hitze nicht gleich beygefallen sind. Herr Simon wird gleich auch zugegen seyn.

Lorchen. Meine liebe Christiane, gehn Sie doch, und empfangen Sie Herr Simonen. Führen Sie ihn nur gleich in Ihre kleine Stube. Die Mama möchte sonst empfindlich werden, wenn er erst zu mir käme. Aber thun Sie mir nicht gar zu freundlich mit ihm; ich sage es Ihnen. Mehr, als drey- oder viermal dürfen Sie sich nicht küssen lassen. Kommen Sie nur her, ich will Ihnen ein Mäulchen geben, das können Sie Herr Simonen in meinem Namen wieder geben: so behalten Sie doch ein gut Gewissen.

Chri-

Christianchen. Nein, das muthen Sie mir nicht zu. Ich weis nicht, warum Sie so mit mir scherzen. Warten Sie nur, ich will mich an Ihnen rächen, und es Herr Simonen gleich wieder sagen. Ich bin nicht froh, daß ich Sie so aufgeräumt sehe.

Lorchen. Ja, das macht die Liebe, und Sie, daß ich so zufrieden bin. Und ich will es Ihnen nur sagen, ich möchte Sie auch gern verliebt, und gern so glücklich machen, als ich bin.

Christianchen. Itzt noch nicht. Lernen Sie mir nur die Liebe erst kennen. Wenn ich artiger bin, als dann ist es Zeit genug. Ich höre jemanden, ich will gehen, es möchte Herr Simon seyn.

Lorchen. Geschwind, sehen Sie noch erst einmal in den Spiegel, ob Sie auch gepuzt genug sind. Herr Simon giebt auf alles Acht.

Christianchen. Er wird nicht sehr auf mich sehen. Wenn er auf seine Braut sieht, so kann er meine Fehler nicht wahrnehmen.

Sechster Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Hörten Sie, was das lose Kind sagte? Sie kann wohl reden, wenn sie nur nicht so furchtsam wäre. Und sie wird in kurzer Zeit recht aufgeweckt und manierlich werden. Sie ist noch die bloße Unschuld.

Ferdin. Ich habe das gute Kind niemals für einfältig gehalten. Ich will alles zu ihrer Erziehung anwenden; und ich bin versichert, daß sich der klügste Mann noch um sie Mühe geben soll.

Lorchen.

Lorchen. Ja, wir wollen gewiß für sie sorgen. Sie hat mich glücklich gemacht, und ich denke, sie bald eben so glücklich zu machen. Da kömmt die Frau Muhme. Sieht sie doch so freundlich aus, als wenn sie zehn Thaler in der Lotterie gewonnen hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Richardinn.

Fr. Richardinn. Willkommen, lieber Herr Vetter, willkommen! Es ist alles vergessen. Mein liebes Lorchen, seyn Sie so gut, und lassen Sie Anstalt machen, daß Herr Simon und der Herr Vetter diesen Abend einen Bissen Brodt bey uns essen können. Ich muß doch heute meine geistliche Uebungsstunde eingehen lassen, da ich so liebe Freunde bey mir habe. Herr Simon ist bey meiner Tochter. Sie mögen immer mit einander allein reden, ich will es ihnen nicht wehren. Sie sind doch schon so gut, als getraut.

(Lorchen geht ab.)

Achter Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Ferdin. Frau Muhme, glauben Sie denn, daß Herr Simon Christianchen noch heirathen wird? Ich glaube es nicht. Sie haben ihm ja den ganzen Handel aufgesagt.

Fr. Richardinn. Was reden Sie? Machen Sie mir das Herz nicht schwer. Nein, nein, meine Tochter ist ein ganz hübsches Mädchen, und Herr Simon ein hübscher Mann. Sie haben auch beide Geld, und also können Sie einander schon heirathen.

Ferdin.

Ferdin. Ja, es gienge an, und es wäre angegangen; allein Sie haben ja alles rückgängig gemacht: Herr Simon hat ſich zu einer ganz andern Heirath entſchloſſen. Denken Sie denn, daß er ſich ſo unhöflich begegnen läßt? Es iſt ein angeſehener geſchickter Mann. Er bekömmt zehn Weiber aus den vornehmſten Häuſern, wenn er ſie nur haben will.

Fr. Richardinn. So? Alſo hat er meine Tochter nur in die Rede bringen wollen? Alſo will er ſie ſitzen laſſen, der gottloſe Menſch? und mich arme Frau vor der Zeit unter die Erde bringen? Solche Leute kann Er mir ins Haus führen, Herr Vetter, und fürchtet ſich vor Sünde nicht? Ich arme Wittwe! Ja, ja, arme Wittwen zu unterdrücken, das iſt der Welt Lauf.

Ferdin. Was reden Sie wieder, Frau Muhme? Warum heißen Sie Herr Simonen einen haßhaften Mann, und warum beleidigen Sie mich? Haben wir denn nicht beyde die redlichſten Abſichten gehabt? Und ſind Sie nicht ſelbſt Schuld, daß Herr Simon von Chriſtianchen abläßt?

Fr. Richardinn. Was? Ablaſſen will er? Nein, nun und nimmermehr, und wenn mein ganzes Vermögen darauf gienge. Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande ſeyn. Ich will gehen, ſo weit mich meine Füße tragen. Ich will dem Landesherrn einen Fußfall thun. Ich will mir und meiner Tochter Recht ſchaffen. Ich will beten, daß es dem ehrloſen Simon nimmermehr wohl gehen ſoll. Ich will — Ich arme Frau! Ja alles dieſes will ich thun.

Ferdin. Frau Muhme, ich weis nicht, wie Sie mir vorkommen. Können Sie denn nicht gelassen mit mir reden? Ich gehe den Augenblick aus Ihrem Hause, wenn Sie mir noch ein empfindliches Wort sagen. Ich kann Ihren Wandel und Ihre vielen Betstunden gar nicht zusammen reimen. Wenn man Sie reden und schmähen hört: so sollte man glauben, Sie hätten keine Religion, außer die Sie sich selber gemacht hätten. Und gleichwohl reden Sie so viel von Ihrer Andacht. Doch ich will billig seyn und Ihre Ausschweifungen einer natürlichen Hitze und starken Wallung des Geblüts zuschreiben. Allein glauben Sie ja nicht, daß ich und Herr Simon Ihren Zorn anhören müssen. Der Weg, den wir hergekommen sind, steht uns alle Augenblicke wieder offen.

Fr. Richardinn. Lieber Herr Vetter, (Sie weint.) was soll ich aber anfangen? Nehmen Sie sich doch einer armen Wittwe an. Rathen Sie mir. Herr Simon, ein so steinreicher Mann, der fast eine Tonne Goldes im Vermögen hat, der will meine Tochter, meine einzige Tochter, nicht haben? Ach! sie ist ja auch nicht arm. Sie hat ja auf dreyßig tausend Thaler. Sie ist jung, und schön, und christlich erzogen. Sie hat ihm ja vor ein paar Stunden angestanden. Warum will er sie denn itzt nicht haben?

Ferdin. Weil Sie gesagt haben, daß er sie nicht verdiente; daß er sie mit Ihrem Willen nimmermehr bekommen sollte. Kurz, weil Sie ihm die gröbsten Grobheiten unter die Augen gesagt haben.

Fr. Richardinn. Aber, ich hoffe, es so böse nicht gemeynt. Ich will meine Sünde noch heute verbeten. Ich will Herr Simonen die versprochenen fünf tausend Thaler gleich mitgeben. Ich will ihn von nun an für einen frommen Menschen halten, und ihn alle Tage in mein Gebet einschließen. Ich will auch die Reisekosten bis Berlin für meine Tochter tragen. Ich so gewissenlos wird er nicht seyn, daß er meine arme Tochter sollte sitzen lassen! Was würde die böse Welt davon sagen? Würde sie die Schuld nicht auf mich schieben?

Jordin. Auf diese Art würde die böse Welt zum erstenmale wahr reden. Denn sind Sie nicht an allem Ursache? Die gute Christiane dauert mich selbst. Sie hätte in der Welt keinen bessern Mann bekommen können, als Herr Simon ist. Sein Reichthum ist das wenigste, was ich an ihm hochschätze. Sein Verstand und sein redliches Herz sind weit größere Schätze.

Fr. Richardinn. Ja doch! Sein Verstand und sein christliches Herz, das ist es eben, warum ihr meine Tochter nehmen soll. Und wenn er aller Welt Reichthümer besäße, und hätte nicht so viel Religion: so bekäme er sie nimmermehr. Der liebe Mann hat mir mit allerhand geistlichen und erbaulichen Büchern ein Geschenk gemacht. Ja, wenn er mir eine Grafschaft geschenket hätte, er hätte mir keinen größern Gefallen thun können. Daraus sehe ich, daß er fromm ist, und nicht bloß an dem Zeitlichen klebt. Mein Tochter wird bey ihm so gut aufgehoben seyn, als bey mir selber.

Ferdin. Liebe Frau Muhme, Sie haben zweyerley Sprachen, und ich weis nicht, auf welche man sich verlassen soll. Eine klingt geistlich, und die andere ziemlich weltlich. Man sollte schwören, Sie müßten auch zwo Seelen haben; eine zum Beten und Singen, und eine zum Richten und Schelten. Doch das werden Sie am besten wissen. Indessen will ich mit Herr Simonen reden, ob er sich noch entschließen kann, Ihr Schwiegersohn zu werden. Ich zweifle sehr daran.

Fr. Richardinn. Ich zweifle keinen Augenblick. Ja ich will eben daran erkennen, ob er ein rechtschaffen Herz hat, wenn er meine Tochter nimmt. Ich kann ihm zwar bey meinem Leben nicht mit vielem Gelde dienen, aber destomehr mit meinem Gebete; und daran wird ihm mehr gelegen seyn, als an etlichen tausend Thalern. Wir müssen ja alles zurück lassen, wenn wir sterben. Ich arme Frau! wie lange wird es denn noch mit mir werden? Ja, lieber Herr Vetter, wenn Sie es nur sehen sollten, ich habe mir schon alle Kleider zurechte gelegt, die ich im Sarge tragen will. So gar die Bretter zu meinem Sarge liegen schon da. Es sind feste und eichene Bretter, ich weis nicht mehr, wie viel sie mich kosten. Ich habe sie von dem Gevatter Tischler statt der Interesse angenommen.

Ferdin. Das ist alles gut. Ich will wünschen, daß Sie diese festen Bretter noch lange nicht brauchen, und sie eher zu einem Brautbette, als zu dem Sarge anwenden mögen.

Fr. Ri-

Fr. Richardinn. Der Himmel vergebe es Ihnen, herr Vetter, daß Sie mit mir armen alten Frau so spotten. Ich könnte noch an das Heirathen denken? Schämen Sie sich doch. Es wird indessen schlimm genug seyn, wenn meine Tochter aus dem Hause ist. Wer soll mich künftig in meinem Alter warten und pflegen? Meinen Mann habe ich, der mir an die Hand gienge, und so einen, wie mein seliger Herr war, kriege ich in meinem Leben nicht wieder. Nein, herr Vetter, rathen Sie mir ja nicht, daß ich wieder heirathen soll. Ein alter Mann ist unbehülflich, und ein junger hält mich nicht für gut, und verthut mir das Meinige. Ach denken Sie mir nicht an diese Schwachheit. Die Bretter sind zu meinem Sarge bestimmt, der soll mein Brautbette seyn.

Serdin. Sie haben mich nicht recht verstanden, ich meynte zum Brautbette Ihrer Jungfer Tochter. Ich würde Ihnen nicht zur Ehe rathen, Frau Muhme, da ich weis, daß Sie in sechzig sind.

Fr. Richardinn. Warum nicht lieber in achtzig? Ich muß am besten wissen, wie alt ich bin. Es läßt sich mit meinen Jahren noch wohl halten, und meines Alters wegen könnte ich noch lange leben, wenn mich nicht Noth und Sorge vor der Zeit ins Grab brächten. Ich bin alle Tage bereit zum Tode. Doch möchte ich nur noch einige Jahre leben, damit ich sähe, wie es meiner Tochter gienge, und ob sie mich auch mit wohlgerathenen Kindern erfreuen würde. Wenn Sie nur nach Herr Simonen gerathen, so bin ich schon zufrieden.

Ferdin. Frau Muhme, wir wollen noch nicht von den Kindern reden: denn es stößt sich noch an die Kleinigkeit, ob Herr Simon Christianchen zur Frau haben will.

Fr. Richardinn. Davon bin ich überzeugt. Ich will gehen, und den Bissen Essen zurechte machen lassen. Ueber Tische wollen wir die Versprechung zur Richtigkeit bringen.

Neunter Auftritt.

Ferdinand. Simon.

Simon. Wo ist denn meine Braut? Haben Sie noch nicht mit ihr gesprochen?

Ferdin. Ja, ich weis nicht, welche Braut Sie meynen; ob die erste, oder die letzte? Ob Christianchen, oder Lorchen?

Simon. Wie können Sie doch fragen? Habe ich denn eine andere Braut, als Lorchen?

Ferdin. Bey Ihnen ist es freylich Lorchen; aber bey meiner Frau Muhme ist es Christianchen. Sie will uns zu Tische behalten, und da soll die Versprechung vor sich gehen. Und wenn Sie Christianchen nicht zur Frau nehmen: so will meine liebwerthe Frau Muhme in eigener hoher Person ins Consistorium laufen, all ihr Vermögen daran setzen, und, wenn dieses nicht hilft, Sie durch ihr Gebet in das entsetzlichste Unglück beten.

Simon. Die Frau weis nicht, was sie will. Sie kann thun, was ihr gefällt. Lorchen ist meine Braut, und Christianchen dauert mich. Sie hat itzt wieder mit mir gesprochen, und recht artig gethan. Sie ist

wirklich

wirklich nicht so wohl einfältig, als furchtsam. Sie hat recht mit mir geſcherzt, und Lorchen bey mir auf eine loſe Weiſe verklagt. Freylich hat ſie mir nichts ſinnreiches geſagt; aber ſie wußte es doch mit einer guten Miene vorzubringen. Sie bedankte ſich recht zärtlich bey mir, daß ich auf ihr Bitten Lorchen hätte zu meiner Braut erwählen wollen. Ich hätte lieber über Ihre Unſchuld geweint. Doch, Herr Ferdinand, wo iſt denn Lorchen? Haben Sie noch nicht mit ihr geſprochen?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen. Chriſtianchen.

Lorchen. Hat mich Chriſtianchen bey Ihnen verklagt, Herr Simon?

Simon. Ja wohl, meine liebe Braut; und ich wollte bitten, daß Sie ſich ſelber eine Strafe auferlegten, damit ich es nicht in Chriſtianchens Namen thun müßte.

Lorchen. Das iſt doch ganz artig. Sie trauen der loſen Chriſtiane, und verdammen mich, ohne mich gehört zu haben. Bey wem ſoll ich mich denn über Sie ſelbſt beklagen? Bey der kleinen Chriſtiane? Ja, ja, da würden Sie mit einer ſehr leichten Strafe davon kommen.

Chriſtianchen. Mein liebes Lorchen, ich habe nichts mehr geſagt, als was wahr iſt. Ich hätte gern noch etwas dazu geſetzt; aber ich konnte es nicht über das Herz bringen. Ich habe Sie gar zu lieb. Ich will es Ihnen auch geſtehen, daß mir Herr Simon — doch er mag es Ihnen ſelber ſagen.

Lorchen. Ich höre es schon, mein Herr Bräutigam wird Ihren kleinen Muthwillen mit etlichen Mäulchen bestraft haben, und Sie werden sich diese harte Bestrafung haben gefallen lassen. Sie sagen nichts, Herr Simon? Soll ich etwan auch stille schweigen, und Ihre erste Untreue gleich mit Gelassenheit ansehen?

Christianchen. O! reden Sie doch nicht von der Untreue. Sie haben mir es ja selbst befohlen. Herr Simon liebt Sie von Herzen, und wir haben von nichts, als von Ihnen, gesprochen. Er hat Ihnen die größten Lobsprüche beygelegt, und ich auch. Wenn ich von Ihnen rede, so werde ich recht beredt.

Simon. So, meine liebe Christiane! Immer vertheidigen Sie mich bey meiner Braut. Sie sehen wohl, daß sie eifersüchtig auf Sie ist. Aber, liebste Eleonore, wir wollen die wenigen Augenblicke noch zu einigen Berathschlagungen wegen unserer morgenden Abreise anwenden. Weis es denn die Frau Richardinn, daß Sie meine Braut sind? Wird sie auch ihre Christiane mit Herr Ferdinanden reisen lassen?

Christianchen. Wie? Herr Simon! Ich soll nicht mit Lorchen reisen, und nur mit Herr Ferdinanden? Ist dieses Ihr Versprechen? Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Nein, mein liebes Kind, Sie reisen mit uns, und was Sie in Berlin verlangen, das soll zu Ihren Diensten stehen.

Ferdin.

Ferdin. Sie ſollen meine Tochter ſeyn, und ich will Ihnen mehr halten, als ich verſpreche. Ich mache mir eine Ehre daraus, ein Frauenzimmer in meinem Hauſe zu haben, das ſo angenehm und ſittſam iſt, als Sie ſind. Sie wiſſen es nicht, wie liebenswürdig Sie Ihre Unſchuld macht; und deſto mehr verdienen Sie, hochgeſchätzt zu werden. Jungfer Lorchen und meine Frau ſollen alles zu Ihrem Umgange und zu Ihrem Vergnügen beytragen.

Lorchen. Ich will nichts weiter ſagen, meine liebe Chriſtiane. Genug, Sie ſollen bald ſehen, daß mir Ihre Zufriedenheit ſo lieb, wo nicht gar noch lieber, als die meinige, iſt.

Chriſtianchen. So wollen wir immer gehen, die Mama wird ganz gewiß ſchon mit dem Eſſen auf uns warten. Herr Simon und Herr Ferdinand, ich verlaſſe mich auf Ihren Fürſpruch. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn die Mama wieder verdrießlich werden ſollte. Sie meynt es nicht ſo böſe.

Simon. (Zu Lorchen.) Alſo kommen Sie, meine liebe Braut. Wir wollen ſehen, wie wir mit der Frau Richardinn aus einander kommen. Ich habe noch für ein gröſſer Präſent geſorgt, ſie wird ſich ſchon befriedigen laſſen.

Lorchen. Meine liebe Chriſtiane, gehen Sie immer voran. Wir wollen gleich nachkommen. Thun Sie nur indeſſen gegen die Mama, als ob Herr Simon noch ihr Bräutigam wäre. Wir wollen es nach dem ſchon machen.

(Sie geht ab.)

Eilfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen.

Lorchen. Ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu reden, Herr Simon. Sie sind so großmüthig gewesen, und haben mich zu Ihrer Braut erwählt, und ich gestehe Ihnen, daß ich mir kein größer Glück in der Welt wünsche, als die Frau eines so edelgesinnten Mannes zu seyn. Allein ich höre auch mit diesem Geständnisse auf, die Ihrige zu seyn. Ihr Herz war nicht für mich, sondern für Christianchen, bestimmt, und je mehr Vergnügen ich in der Ehe mit Ihnen würde genossen haben, desto unruhiger würde ich geworden seyn, daß ich meiner Freundinn so viel entzogen hätte. Werfen Sie mir nicht vor, daß ich zu zärtlich in der Freundschaft bin. Ich will lieber durch den Ueberfluß der Freundschaft fehlen, als durch den Mangel.

Simon. Ists möglich, daß ich recht höre? Was fangen Sie mit mir an? Wozu bringen Sie mich? Ist mir denn alles in der Liebe zuwider?

Lorchen. Lassen Sie mich ausreden, so werden Sie hören, ob ich Ihnen Unrecht thue. Sie haben mich gewiß aus der besten Absicht gewählt, und ich glaube, daß ich Ihr Herz einigen von meinen Eigenschaften zu danken habe. Allein überlegen Sie wohl, ob nichts mehr, als die Liebe, an dieser Wahl Antheil hat? Der Verdruß, den Sie mit der Frau Richardinn gehabt, hat sich gewiß ohne Ihr Wissen mit in das Spiel gemengt. Sie schlug Ihnen Christianchen ab, und gleich darauf trugen Sie mir Ihr

Herz

Herz an. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf: ich will Ihnen auch Ihre Liebe zu mir nicht verdächtig machen. Ich will nicht sagen, daß sie zu geschwind entstanden ist. Nein, ich will es anders ausdrücken. Ich glaube nicht, daß ich so viel Reizungen besitze, daß ich in so kurzer Zeit mir Ihre Liebe zu eigen machen könnte. Gesetzt auch, daß sie noch so gegründet wäre, so bleibe ich doch bey meinem Vorsatze. Ich habe alles wohl überlegt. Ihr Herz gehört niemanden, als Christianchen. Sie verdient es, wo nicht mehr, doch eben so wohl, als ich. Sie hat es aus Liebe zu mir nicht annehmen wollen, und um mich glücklich zu machen, hat sie später glücklich werden wollen. Sie liebt Sie, ohne es zu wissen, und Sie können nach meinem Urtheile nicht glücklicher wählen, als bey Christianchen. Bleiben Sie also bey Ihrem ersten Entschlusse. Sie sind nicht beständig gegen Christianchen gewesen, denn Sie haben Ihren Werth nicht genug gekannt. Ich begleite Christianchen nach Berlin. Sie lebt noch ein Jahr bey mir, ehe Sie sich mit ihr vermählen. Es steht bey Ihnen, ob Sie meinem Rathe folgen wollen, der die aufrichtigste Absicht zum Grunde hat. Genug, ich bin nicht mehr Ihre Braut, sondern Ihre gute Freundinn.

Simon. Liebste Eleonore, in welche Bestürzung setzen Sie mich! Ich weis nicht.. Ist es denn nicht möglich, daß Sie mich lieben können?

Lorchen. Ich will Ihnen die Mühe nicht machen, mich weitläuftig zu widerlegen. Ich will Unrecht haben.

haben. Ich glaube, daß ich Sie beleidige, und daß Sie sich dergleichen fremden Antrag niemals vermuthet haben. Allein ich wiederhole es: Entweder Christianchen ist Ihre Braut, oder keine von uns beiden.

Feodin. Ach Lorchen! Wozu bringen Sie Herr Simonen? Uebereilen Sie sich doch nicht, ich bitte Sie.

Lorchen. Ich übereile mich nicht. Antworten Sie mir, mein lieber Herr Simon. Ist Christianchen Ihre Braut, und soll ich mit ihr nach Berlin reisen?

Simon. Lassen Sie mich doch nur von meiner Bestürzung zu mir selber kommen. Sie verfahren gewiß zu strenge mit mir. Ich weis ja nicht, ob die unschuldige Christiane sich entschließen kann ... Also darf ich mir keine Hoffnung machen, Sie zu besitzen, meine Eleonore? Verdiene ich nicht länger, als etliche Augenblicke, von Ihnen geliebt zu werden? Träume ich, oder schlagen Sie mir wirklich Ihr Herz ab? Darf ich gar nicht mehr hoffen?

Lorchen. Nein, Sie dürfen nicht mehr hoffen. Beruhigen Sie sich, wenn ich Ihnen gestehe, daß es mir so sauer ankömmt, dieses zu sagen, als es Ihnen seyn kann, es anzuhören. Genug, ich opfere die Liebe der Freundschaft auf, mein Herz mag dawider sagen, was es will. Sie gehören Christianchen zu, und ich will mich vollkommen glücklich schätzen, wenn Sie dieses liebenswürdige Kind von meiner Hand annehmen. Sie liebt Sie gewiß; allein Sie hat, aus Liebe zu mir, mich durch Sie glücklich machen, und

sich selber vergessen wollen. Ich bin also nicht einmal so großmüthig, als Christianchen. Was ich thue, ist nur eine Belohnung, oder eine Erkenntlichkeit für die Freundschaft, die sie mir freywillig erwies. Erfüllen Sie meine Bitte, liebster Herr Simon, und nehmen Sie meine unschuldige Freundinn von mir an. Ich reise mit ihr nach Berlin, und es bleibt bey meinem Versprechen. Geben Sie diesen Abend Ihr Wort von sich, und verschieben Sie das Hochzeitfest noch ein Jahr. Ihre Ehe wird alsdann ein Beyspiel der besten Ehen seyn. Denken Sie nicht mehr an mich; sondern von diesem Augenblicke an, an Christianchen. Ich bitte Sie bey der Zuneigung, die Sie mir heute geschenkt haben, denn ich wills nichts kostbarers.

Simon. Ich kann nichts weiter sagen, als daß ich Christianchen von Ihrer Hand annehmen, und Ihre Großmuth, und mein Schicksal zeitlebens bewundern werde. Ach Herr Ferdinand, wer hätte diesen Ausgang vor einer Stunde vermuthet? Ich gehorche dem Verhängnisse und der Liebe. Christianchen sey zum andernmale meine Braut, und auf ewig die Meinige. Wird sie mich auch lieben? Wie unruhig ist ein Herz, wenn es liebt! und was ist gleichwohl süßer, als die unschuldige Liebe? Liebste Eleonore, glauben Sie wohl, daß Christianchen mich liebt?

Lorchen. Ja. Sie liebt Sie, Herr Simon, und ich freue mich über den glücklichen Ausgang Ihrer Liebe. Ich will mit Christianchen reden;

verlassen

verlaſſen Sie ſich auf mich, und kuß Ihren eignen Werth. Wie zufrieden will ich ſeyn, wenn ich Sie beide in dem Glücke ſehe, das Sie verdienen, und wenn ich den ſüßen Gedanken mit mir herum tragen kann, daß ich zu dieſem Vergnügen etwas beygetragen habe! Kommen Sie, wir wollen zur Frau Richardinn gehen, Sie wird dieſen guten Erfolg mehr, als Einmal, Ihrem Gebete zuſchreiben.

Ferdin. Das heißt Großmuth! Das heißt Freundſchaft! Wenn doch viel ſolche weltlichgeſinnte Frauenzimmer in der Welt wären, wie Lorchen und Chriſtianchen, und keine einzige ſo heilige Frau, wie meine Frau Muhme, die Betſchweſter! Lorchen, ich habe kein Kind. Sie ſind meine Tochter. Nehmen Sie die fünf tauſend Thaler von Herr Simonen nicht an. Ich will Sie allein glücklich machen. Kommen Sie, meine liebe Tochter, wir wollen gehen.

(Er nimmt ſie bey der Hand, und ſie küßt ihm die Hand.)

Lorchen. (zu Simonen.) Erlauben Sie mir das Vergnügen, daß ich Sie zu Ihrer Braut führen darf. Das gute Kind wird recht erſchrecken.

Ende des dritten und letzten Aufzugs.

Das

Das

Loos in der Lotterie.

Ein Luſtſpiel

in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Herr Orgon.

Frau Orgon.

Herr Damon.

Frau Damon.

Carolinchen, eine Anverwandtinn der Frau Damon.

Herr Simon.

Herr Anton, Carolinchens Bräutigam.

Der Schauplatz iſt in Damons Hauſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Damon. Hr. Orgon.

Frau Damon.

Bringen Sie mir etwan eine gute Nachricht wegen der Berliniſchen Lotterie? Haben Sie die Liſte noch nicht erhalten?

Hr. Orgon. Nein, zur Zeit noch nicht, meine liebe Frau Schwägerinn. Aber ich bekomme ſie entweder mit der heutigen Poſt, oder doch mit der morgenden gewiß. Und ich will Ihnen im voraus von Herzen wünſchen, daß Ihr Loos den größten Gewinnſt mag erhalten haben.

Fr. Damon. Sie wünſchen mir mehr, als ich verlange. Ich habe nicht in die Lotterie gelegt, um reich zu werden, ſondern um andern gutes zu thun, wenn ich etwas gewönne. Sie wiſſen wohl, daß mein lieber Mann mit meiner Freygebigkeit nicht wohl zufrieden iſt, und mich durch ſeine gar zu große Sparſamkeit außer den Stand ſetzet, jemanden Gefälligkeit zu erzeigen. Wenn ich nun zum Exempel hundert Thaler gewönne: ſo wollte ich ihm die eine Hälfte davon geben, damit er mir erlaubte, die andre Hälfte meiner Schweſter Tochter, Carolinchen, zu ſchenken, welche ſich einige gute Bücher und muſikaliſche Sachen dafür kaufen würde. Es iſt ein recht artiges und geſchicktes Mädchen, die von den meiſten Fehlern unſers Geſchlechts frey iſt.

Hr. Orgon. Ja, ja. Sie mag ein gut Gemüthe haben. Wenn ich Herr über mein Vermögen wäre: so wollte ich ihr selber dienen. Allein unsere beiden Haushaltungen sind einander gleich entgegen gesetzt. Bey Ihnen hat der Mann das Geld allein, und bey mir die Frau.

Fr. Damon. Aber warum geben Sie denn Ihrer Frau Liebste alles, und benehmen sich die Gelegenheit, gegen Ihre Anverwandten und Freunde gefällig und liebreich zu seyn?

Hr. Orgon. Ich habe recht viel Ursachen dazu, Frau Schwägerinn. Erstlich will es meine Frau haben, daß ich ihr alles Geld geben soll. Und warum sollte ichs nicht thun, da mir nicht viel an dem Gelde liegt? Zum andern, was sollte ich mit dem Gelde anfangen? Die Arten, wodurch man es verthut, sind mir fast alle zu beschwerlich. Ich spiele nicht gern, weil es mühsam ist, und man dabey lange nachsinnen muß. Ich trinke nicht gern, weil ich mich vor dem Kopfweh fürchte. Und in dem Weinkeller sind auch immer so viele Leute. Diese muß ich entweder grüßen, wenn ich hinkomme, oder ich muß gar mit ihnen reden, oder doch zuhören. Und alles dieses beunruhiget mich; denn ich bleibe gar zu gern in meiner Gelassenheit, und lasse mir alles gefallen, wobey ich mich leidend verhalten kann.

Fr. Damon. Wobey Sie sich leidend verhalten können? Was soll denn das eigentlich heißen?

Hr. Orgon. Ich weis es selber nicht recht; aber ich wollte nicht erst lange herum sinnen. Denn was

sollte

ſollte man ſich eines Wortes, oder Gedankens wegen, lange quälen? Ich bin von dem vielen Reden ſchon nicht müde. Wenn nur meine Frau käme, daß ſie an meiner Statt mit Ihnen ſprechen könnte.

Hr. Damon. Herr Schwager, das iſt auch gar zu bequem. Sie werden doch Ihrer Frau Liebſte nicht zumuthen, das Sie in Ihre Seele reden ſoll?

Hr. Orgon. Ja, warum ſoll ſie nicht in meinem Namen reden können, da ſie mein ganzes Herz kennt und im Beſitze hat? Sie thut es auch gern. Denn ſie redt lieber, als ich. Und ſo wenig ich ſpreche, ſo läßt ſie es doch ſelten bey dem, was ich ſage, bewenden. Sie verbeſſert es entweder, oder ſie führt es weitläuftiger aus, oder ſie zeigt mir das Gegentheil davon. Und dieſes laſſe ich mir von Herzen gefallen. Denn auf dieſe Art habe ich keine Mühe. Meine liebe Frau denkt für mich und redt auch für mich.

Hr. Damon. Herr Schwager, Sie ſind gar zu treuherzig. Warum ſagen Sie mir alles dieſes? Ich hätte geglaubt, Sie nähmen es übel, wenn man Ihnen nur die Hälfte von denen Eigenſchaften beylegte, die Sie ſich ganz zueignen.

Hr. Orgon. Ich rede die Wahrheit. Die Verſtellung kömmt mir allemal weit beſchwerlicher an, als wenn ich ſage, wie mirs ums Herze iſt. Geſetzt, daß auch meine Lebensart nicht recht nach der Mode wäre; ſo iſt ſie doch ruhig; und ein ruhig Leben iſt das vernünftigſte.

Hr. Damon. Mich deucht, Sie vermengen das gar zu bequeme mit dem Ruhigen.

Hr. Orgon. Das mag seyn. Ich habe es Ihnen ja schon gestanden, daß mich ein Wort nichts verschlägt. Ueber diese mühselige Pedanterey bin ich lange hinweg. Bedenken Sie nur, ob dieses keine ruhige Lebensart ist, wenn man wenig oder nichts thun darf, und sogar der verdrießlichen Mühe, sich zu entschließen, überhoben seyn kann.

Fr. Damon. Nun überlege ich erst, wie viel Ihnen mein Lodderlezeddel Mühe gekostet haben mag. Urtheilen Sie nur: Erstlich haben Sie meine Bitte, mir einen zu verschaffen, anhören müssen. Dieses ist Eine Mühe. Dann haben Sie sich entschließen müssen, daß Sie mir ein Loos ausnehmen wollen. Dieses ist die andere Mühe. Ferner haben Sie das Geld dafür nach Berlin geschickt. Dieses ist die dritte Mühe. Und wenn Sie heute oder morgen die Liste von der gezogenen Lotterie von Ihrem Correspondenten erhalten: so habe ich Ihnen die vierte Mühe gemacht. Derjenigen nicht zu gedenken, die ich Ihnen itzt verursache, da Sie mit mir davon haben reden müssen.

Hr. Orgon. Sie vergrößern meinen Dienst gar zu sehr. Ich weis doch wohl, daß man einer lieben Freundinn zu Gefallen sich auch einmal Gewalt anthun muß. Indessen bleibe ich dabey, daß ein ruhiges Leben ein vernünftiges Leben ist. Ueberlegen Sie nur, liebe Frau Schwägerinn, wie glücklich man ist, wenn man niemals daran denken darf, was man thun will, und sogar nicht einmal zu wollen braucht. Meine Interessen kommen, ohne daß ich daran gedacht

dacht habe. Ich denke auch ferner nicht daran, wenn ich sie habe; ich überlasse sie meiner Frau. Wenn meine Frau sagt: mein Schatz, wir wollen essen; so esse ich. Wenn sie spricht: wir wollen Caffee trinken; so trinke ich, wenn sie mir einschenkt. Kurz, meine Frau lenkt meine Seele, meine Wünsche, mein Geld, wohin sie will. Und ich erspare mir auf diese Art die gröſste Mühe, die das menschliche Leben, wo nicht verkürzt, doch gewiß beschwerlich macht.

Fr. Damon. Aber auf diese Art, Herr Schwager, sind Sie ja, wenn Sie meine Vergleichung nicht übel nehmen wollen, fast nichts in Ihrem Hause, als ein Gängelwagen, der nicht eher laufen kann, als bis man ihn in Bewegung setzet.

Hr. Orgon. Wie ich höre, können Sie auch spotten. Lassen Sie es gut seyn. Ich befinde mich, als ein lebendiger Gängelwagen, sehr wohl, und will es bis an meinen Tod bleiben. Doch wir haben viel geredet. Lassen Sie uns nun etwas ausruhen, sonst möchte ich vor Müdigkeit nicht Caffee trinken können.

Fr. Damon. Soll ich Ihnen etwa ein Küssen holen, wenn Sie sich mit dem Kopfe ein wenig auf den Tisch legen wollen? Doch hier kömmt Ihre Frau Liebste.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Weil Sie es uns befohlen haben, Frau Schwester, so stelle ich mich ein. Aber meine erste Bitte ist, daß Sie sich unsertwegen nicht die geringste Ungelegenheit machen.

Fr. Damon. Befürchten Sie nichts, liebe Frau Schweſter. Sie wiſſen ſchon, daß mein Mann kein Freund von großen Gaſtereyen iſt, und daß er an ſeinem Geburtstage eben ſo wenig verſchwendet, als zu einer andern Zeit. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich will gehen und ihn herbey rufen.

Dritter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Orgon.

Hr. Orgon. Die Frau Schwägerinn hat ſich ja ganz erſtaunlich geputzt. Ich hätte ſie für eine Hofdame angeſehen, wenn ſie mir im Dunkeln begegnet wäre. Gewiß, wenn ich argwöhniſch wäre, ſo könnte ich mir allerhand Gedanken machen, daß ich meinen Mann ganz allein bey einer Frau antreffe, die wohl nicht ohne Urſache ihren völligen Staat angelegt hat.

Hr. Orgon. Hat ſich die Frau Schwägerinn ſo geputzt, mein liebes Kind? Ich habe nicht Achtung darauf gegeben.

Fr. Orgon. Sie mögen nun Achtung darauf gegeben haben oder nicht: ſo ſagen Sie mir nur, warum Sie eher hieher gegangen ſind, als ich?

Hr. Orgon. Du haſt mirs ja geheißen, mein gutes Herze!

Fr. Orgon. Gut! habe ich Ihnen deswegen befohlen, daß Sie ſich ganz allein zu der Frau Schwägerinn ſetzen, und wer weis was für Reden mit ihr führen ſollen? Was für ſinnreiche und angenehme Sachen haben Sie denn von ihr gehört?

Hr. Orgon. Ich weis kein Wort mehr von unſerer

ſeiner ganzen Unterredung. Warum ſollte ich mir die Laſt machen, und das behalten, was ich höre?

Fr. Orgon. Mit dieſer Entſchuldigung, ſo wahr oder erdichtet ſie auch iſt, werden Sie dieſesmal nicht auskommen. Ich frage Sie kurz und gut, ob Sie mich lieben, oder nicht?

Hr. Orgon. Ach ja, mein Schatz.

Fr. Orgon. Nun ſo befehle ich Ihnen bey dieſer Liebe, daß Sie mir ſagen, was Sie mit der ſo ſchön geputzten Frau Schwägerinn geſprochen haben.

Hr. Orgon. Ja, wenn ichs nur wüßte. Ich redte, glaube ich, davon mit ihr, daß mir das Reden ſauer würde.

Fr. Orgon. Man höre nur, was das für eine boshafte Antwort iſt. Wie kommen Sie denn zu dem ſinnreichen Einfalle? Ich glaube, die Frau Schwägerinn hat es Ihnen eingegeben, was Sie Ihrer rechtſchaffenen Frau antworten ſollen. Sie wiſſen doch wohl, daß ich Ihre Frau bin, oder ſoll ich Ihnen noch mehr ſagen? Ich kündige Ihnen meine Liebe und alles auf, wenn Sie mir nicht den Augenblick ſagen, was Sie mit der eingebildeten, närriſchen, ſtolzen, ungeſchickten und verführeriſchen Frau geredet haben.

Hr. Orgon. Mein Engel, beunruhige mich nicht. Ich glaube, ich ſchliefe ein, wenn ich lange nachſinnen wollte.

Fr. Orgon. Und wenn Sie auf zehen Jahre einſchliefen: ſo muß ich wiſſen, was Sie mit der Frau geredet haben.

Hr. Orgon. Jtzt besinne ich mich. Wir redeten von der Berlinischen Lotterie.

Fr. Orgon. Was ist denn das für ein Geheimniß?

Hr. Orgon. Die Frau Schwägerinn hat mich vor einiger Zeit ersucht, ein Loos in der Berlinischen Lotterie für sie auszunehmen. Nun ist die Lotterie gezogen, und sie möchte gern wissen, ob sie für ihre vier Thaler etwas gewonnen hätte.

Fr. Orgon. Das ist ja recht artig. Sie bemühen sich für die Frau Schwägerinn, und sagen Ihrer Frau kein Wort davon. Ich darf also nicht wissen, was Sie mit ihr vorhaben? Und Sie befürchten auch nicht, daß es herauskommen wird? Ich weis nicht, warum die Männer so einfältig sind, etwas geheim anzufangen, da sie doch nicht geschickt sind, es geheim zu halten?

Hr. Orgon. Laß mich nicht so viel reden, mein Kind, es möchte mir schädlich seyn.

Fr. Orgon. Aber wenn Sie mit der Frau Schwägerinn reden, und etwas heimlich einfädeln sollen, so haben Sie diese Sorge nicht. Ich redliche, rechtschaffene Frau, gehe mit Ihnen so vertraut um; und Sie hintergehen mich?

Hr. Orgon. Nicht doch. Die Frau Schwägerinn bat mich, ich sollte es niemanden sagen, damit es nicht vor ihren Mann käme, daß Sie Geld in die Lotterie legte.

Fr. Orgon. Also weis es ihr Mann nicht? Das gefällt mir. Jst das die so vernünftige, die tugendhafte Frau, von der alle Leute als von einem Wun-

der

der ihres Geſchlechts reden? Sie hintergeht ihren wackern Mann. Sie entwendet ihm das Seinige und ſetzt es in die Lotterie, um Geld zu gewinnen, damit ſie Staat davon machen, und es andern ehrlichen Weibern in den Moden zuvor thun kann. Warum putzt ſie ſich denn ſo ſehr, wenn ſie keine Anbeter ſucht? Entſchuldigen Sie doch Ihre Frau Schwägerinn, wenn ich ihr Unrecht thue.

Hr. Orgon. Ich glaube wohl, daß man ſie entſchuldigen könnte; aber ich mag mich in dieſe Arbeit nicht einlaſſen.

Fr. Orgon. Heißt dieſes nicht ſo viel, als Ihre Frau hat Unrecht? Halten Sie mich denn für eine Verläumderinn? Eins von beiden muß wahr ſeyn. Entweder Ihre Frau Schwägerinn iſt das, wofür ich ſie ausgebe, oder ich bin eine Verläumderinn. Welches behaupten Sie?

Hr. Orgon. Ich behaupte keines von beiden.

Fr. Orgon. Und ich behaupte, daß ich Recht habe. Wer iſt Ihnen lieber? Ihre Frau, oder Ihre Schwägerinn? Wer wartet und pflegt Sie?

Hr. Orgon. Ja, mein Kind. Du haſt Recht; ſie hat Recht; kurz, wir haben alle mit einander Recht. Doch, wenn Du es lieber ſiehſt: ſo ſollſt Du allein Recht haben. Laß mich in Ruhe, und komm her, und umarme mich.

Fr. Orgon. Sie verdienen dieſe Belohnung eben nicht. Doch, damit Sie ſehen, daß ich nicht halsſtarrig bin; ſo ... (Sie küßt ihn.) Nicht wahr, mein liebſter Schatz, Sie hatten Unrecht?

Hr. Orgon. Ja wohl.

Fr. Orgon. (Sie küßt ihn.) Iſt es nicht andem, daß die Frau Schwägerinn lange nicht ſo ſchön ausſieht, als es die Leute machen?

Hr. Orgon. Ja, mein Engel, du biſt viel ſchöner.

Fr. Orgon. Habe ich nicht Recht, daß die Frau Schwägerinn (Sie küßt ihn.) lange nicht ſo verſtändig, ſo tugendhaft und artig iſt, als man ſie in allen Geſellſchaften ausſchreyt?

Hr. Orgon. Ja, du übertrifft ſie in allem. Laß mich nicht ſo viel reden, ſonſt wird mir das Küſſen zu ſauer.

Fr. Orgon. Ach mein engliſcher Mann! Itzt beſinne ich mich, daß ich mein Spielgeld zu Hauſe in meinem Putzſchranke vergeſſen habe: und die Magd mag ich nicht in meinen Schrank gehen laſſen. Willſt du nicht ſo gut ſeyn, und mirs holen? nicht wahr, du kannſt mirs nicht abſchlagen?

Hr. Orgon. Das wird mir ſehr ſauer werden. Ich dächte, du gäbſt mir vier Groſchen zu einer Sänfte; denn ſonſt entkräfte ich mich zu ſehr.

Fr. Orgon. Hier iſt das Geld, gehen Sie nur. Da kömmt ja mein lieber Herr Damon.

Vierter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon. Ich bin von Herzen erfreut, wertheſte Frau Schwägerinn, Sie heute bey mir zu ſehen. Nur bitte ich, daß Sie mit einer ſchlechten Bewir-

thung

thun vorlieb nehmen, und ſichs bey uns gefallen laſſen wollen.

Fr. Orgon. Mir iſt es das gröſſte Vergnügen, daß ich die Ehre haben ſoll, dieſen Nachmittag bey Ihnen zuzubringen; noch angenehmer aber iſt mir der heutige Tag, weil es Ihr Geburtstag iſt, wozu ich Ihnen von Grund meiner Seele gratulire, und Ihnen zu dem zurückgelegten Hälbenhunderte noch ein Halbhundert Jahre wünſche.

Hr. Damon. Ich danke Ihnen für Ihre gute Meynung, geehrteſte Frau Schwägerinn, und wünſche auch Ihnen und Ihrem lieben Manne ein langes Leben, gutes Auskommen und alles, was Sie ſich ſelber wünſchen. Aber auf hundert Jahre werde ichs wohl nicht bringen. Nein, ich fühle ſchon, daß meine Kräfte abnehmen. Ach die Hausſorgen nehmen einen ſehr mit! Sie wiſſen, daß ich mir das Meinige angelegen ſeyn laſſe. Wer wirthſchaften und in der Welt ehrlich leben will, hat ſtets zu ſorgen, ſtets zu thun. Genug! daß ich mir keine Mühe dauren, und auch um einen Pfennig keinen Weg verdrießen laſſe. Leider iſt das Geld ſchwer verdient, und leicht verthan, und man braucht gleichwohl ſo gar viel. Ich pflege immer zu meiner lieben Frau zu ſagen, daß niemand wüßte, ob er mit ſeinem Vermögen auskommen würde, als bis er todt wäre. Es ſind der Fälle in der Welt gar zu viel, wodurch man in ſeiner Nahrung zurück geſetzet werden kann.

Fr. Orgon. Sie haben vollkommen Recht, lieber Herr Schwager. Ihre Frau Liebſte iſt meine Herzens-

gensfreundinn; ich liebe sie wie mich; aber mit ihrer Freygebigkeit, oder soll ich es Leichtsinnigkeit nennen, bin ich eben nicht zufrieden. Sie meynt es gut; aber . . doch eine Freundinn soll nicht von der andern reden. Ach es kostet viel, wenn ein Frauenzimmer alle neue Moden mitmachen will. Sehen Sie nur, wie schlecht und recht ich gehe. Und meiner Jahre wegen könnte ich doch in der Kleidung noch sehr jung thun.

Hr. Damon. Ja, Frau Schwester, Sie helfen mir auf das rechte Capitel. Es ist wahr, meine Frau ist schön, und jung, und tugendhaft, und darum gefällt sie mir: aber sie ist auch galant in Kleidern, gar zu freygebig; und darum gefällt sie mir nicht. Ich schwöre Ihnen zu, daß sie mir niemals besser, als in ihrem Nachtkleide, gefällt; nicht darum, weil es mich wenig kostet, sondern weil es ohne alle Pracht, bald geschafft, und nicht leicht verderbt ist. Sie hat mir heute zu meinem Geburtstage versprochen, künftig alle Groschen umzuwenden, ehe sie einen ausgiebt. Und wenn sie recht haushältig wird, so kann ich mir keine bessere Frau wünschen.

Fr. Orgon. Daran zweifele ich gar nicht. Aber man muß auch mit dem Taschengelde wohl umzugehen wissen.

Hr. Damon. Taschengeld hat meine Frau gar nicht. Sie muß mir alle Heller abfodern.

Fr. Orgon. Nun wenn das ist, so haben Sie zu nichts zu befürchten. Denn sie wird doch nicht mehr fodern, als sie braucht.

Hr. Da-

Hr. Damon. Ja, liebe Frau Schwägerinn, das iſt eben die Frage und meine Sorge. Sie hält gar zu viel auf die Tochter ihrer ſeligen Schweſter. Und ob dieſe gleich nicht oft bey mir ſeyn darf: ſo fürchte ich doch, daß ſie eins und das andre von meiner Frau geſchenkt bekömmt. Doch verwünſcht ſey der Groſchen, um welchen ſie mich bringt! Ich will auch der Noth ein Ende machen, und meine Muhme an meinen Mündel, den Herrn Simon, verheirathen: ſo bekömmt ſie doch einen Mann mit Gelde. Und meine Frau hat alsdann keine Urſache mehr, für ſie zu ſorgen. Herr Simon und Jungfer Carolinchen werden heute mit uns ſpeiſen. Vielleicht können wir unterſtehens ein Paar aus ihnen machen.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager .. Nein, ich bitte Sie, fragen Sie mich ja nicht, was ich Ihnen ſagen wollte. Es ſoll nimmermehr über meine Lippen kommen. Nein, nein! Ihre Frau Liebſte iſt meine gar zu gute Freundinn. Sie wird es doch ſo zu machen wiſſen, daß ſie es an einem andern Orte wieder erſpart.

Hr. Damon. Was? meine Frau will mich zum armen Manne machen? Iſt dieſes das Verſprechen, welches ſie mir heute gethan? Ich geplagter und unglückſeliger Mann! Eben diejenige Perſon, die mir am nächſten iſt; die keinen Heller zu mir ins Haus gebracht hat; durch dieſe ſoll ich mein ſauer erworbenes Vermögen aus einander gehen ſehen?

Fr. Orgon. Wie können Sie doch gleich ſo einen übeln Verdacht auf Ihre arme Frau werfen? Sie iſt

meine

meine Freundinn; und wenn ich gewußt hätte, daß Sie so auffahren würden: so hätte ich kein Wort sagen wollen. Wenn hätte ich denn behauptet, daß sie Ihnen Ihr Vermögen durchbringt? Vor solchen Gedanken bewahre mich mein Gewissen. Wenn sie nun auch etliche Thaler ohne Ihr Wissen in die Lotterie legt, wird denn dadurch Ihre ganze Haushaltung zu Grunde gehen?

Hr. Damon. Wie? meine Frau legt Geld in die Lotterie? Das gottlose Weib! Ich darbe es meinem Leibe und Leben ab; und meine Frau ist so ruchlos, und setzt das Meinige in die Lotterie? Ich möchte vor Aergerniß des Todes seyn. Ich weis es allen meinen Freunden, die mir zu dieser Heirath gerathen haben, schlechten Dank. Nur heraus mit der Sprache, Frau Schwägerinn! Nur gleich gestanden! Wie viel hat meine Frau in die Lotterie gelegt? Ich mag nichts mehr von ihr hören und wissen. Ich übergebe sie der Obrigkeit, dem weltlichen Arme. Ja, ja, ich thue es. Es ist durch ein öffentliches Mandat verboten, daß man ...

Fr. Orgon. Ich bitte Sie, Herr Schwager, begreifen Sie sich doch!

Hr. Damon. Ja, durch ein öffentliches Mandat ist es verboten, nichts in auswärtige Lotterien zu legen. Ich will die Obrigkeit um Hülfe anflehen. Ich will mich von ihr scheiden lassen; Sie soll ins Zuchthaus, und ich gebe nicht einen Groschen zur Alimentation.

Fr. Orgon. Ist Ihre Hitze bald vorbey? Sagen Sie

Sie mir, was Sie mit allen den vergeblichen Reden haben wollen? Wenn nun Ihre Frau auch vier Thaler in die Lotterie gelegt hat, wollen Sie wohl so albern seyn, und sich bey Ihrem Verluste noch vor Gerichte auslachen lassen?

Hr. Damon. Nein, das will ich nicht thun. Klagen will ich nicht. Sie haben Recht, Frau Schwägerinn. Es kömmt nichts heraus, als Sporteln, als Advocatengebühren. Sie könnten meiner Frau den Eyd deferiren, und sie könnte, um bey mir zu bleiben, schwören; und ...

Fr. Orgon. Nun, nun, Herr Schwager. Nur nicht so verächtlich gesprochen. Sonst kommen wir vor Gerichte. Eines Mannes wegen wird keine Frau falsch schwören. Das sage ich! Verstehen Sie mich?

Hr. Damon. Ja doch. Ich will meine Frau selbst bestrafen. Ich will sie zu mir in mein Hinterstübchen kommen lassen. Ich will die Thüre zuschließen. Sie soll mir eine kniende Abbitte thun. Sie soll mir acht Tage lang nicht vor die Augen kommen, so wahr ich heute meinen Geburtstag begehe.

Fr. Orgon. Herr Schwager, halten Sie mit solchen Reden inne. Das heißt das ganze weibliche Geschlecht, und also auch mich beschimpft. Wenn Ihre Frau einfältig genug ist: so können Sie mit ihr machen, was Sie wollen. Aber in meiner Gegenwart müssen Sie mit mehr Ehrerbietung von den Weibern reden, sonst will ich Ihnen zeigen, was eine Frau ist. Wollen Sie Ihre Frau nicht etwan gar

schlagen?

ſchlagen? Ich ſollte Ihre Frau ſeyn, ich wollte Ihnen ...

Hr. Damon. Ernſt muß in der Ehe ſeyn. Mein Vater, der ein rechtſchaffener Mann war, hat meine Mutter einmal die ganze Treppe hinunter geſtoßen, weil ſie ihm widerſprochen hatte. Meine Frau ſoll es ſchon empfinden. Ich will gleich gehen und ..

Fr. Orgon. Wo wollen Sie hin? Sind Sie denn ſo leichtgläubig, daß Sie die Sache mit der Lotterie für Ernſt halten? Merken Sie nicht, daß ich Sie nur auf die Probe habe ſtellen wollen, um zu erfahren, ob Sie ein böſer Mann ſind? So lernt man die lieben Männer kennen. Ihre rechtſchaffene Frau hat wohl in ihrem Leben an keine Lotterie gedacht. Und Sie ſind ſo argwöhniſch, daß Sie das Aergſte den Augenblick von ihr glauben? Schämen Sie ſich!

Hr. Damon. Ach liebe Frau Schwägerinn! alſo iſts nicht wahr? O! wie froh bin ich, daß Sie mich hintergangen und mir eine Gelegenheit gegeben haben, meine Uebereilung zu erkennen! Ich bin gar zu leichtgläubig. Ich will es meiner armen Frau tauſendmal abbitten.

Fr. Orgon. Nein! Sie müſſen mirs zuſchwören, daß Sie Ihrer Frau Liebſte kein Wort von der ganzen Sache ſagen wollen; ſonſt betrete ich Ihre Schwelle mit keinem Fuß mehr.

Hr. Damon. Ja, von Herzen gern. Ich will ihr kein Wort ſagen. Hier kömmt ſie. Sehen Sie nur, Madam, habe ich nicht eine ſchöne Frau?

Fünfter

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon. Liebe Madam, wo wollen Sie den Caffee am liebsten trinken? Im Garten, oder auf dem Altane, oder hier?

Fr. Orgon. Wo Sie befehlen. In Ihrer Gesellschaft wird er mir allezeit gut schmecken.

Hr. Damon. Wir wollen ihn lieber im Garten trinken, Frau Schwägerinn. Da kann ich Ihnen die Geschicklichkeit meiner Frau sehen lassen. Sie hat mein Gärtchen allerliebst angelegt.

Fr. Damon. Beschämen Sie mich nicht, mein lieber Mann. Der Lobspruch kömmt mehr dem Gärtner, als meiner Anstalt zu.

Hr. Damon. Ich will immer gehen und den Garten aufschließen. So bald alles fertig seyn wird, werde ich die Ehre haben, die Frau Schwägerinn abzuholen.

Sechster Auftritt.

Frau Orgon. Frau Damon.

Fr. Orgon. Es geht mir recht nahe, daß ich Ihnen so viel Ungelegenheit verursache. Aber, liebste Frau Schwester, das sind ganz vortreffliche Ohrringe. Diese habe ich ja noch niemals bey Ihnen gesehen. Haben Sie sich diesen kostbaren Staat selber geschafft, oder ist es ein Präsent von Ihrem Herrn Liebsten?

Fr. Damon. Nein, Frau Schwester, weder mein Mann, noch ich, würden so viel für einen Schmuck

geben, den man gar wohl entbehren kann. Es ist ein Geschenke, das mir ein guter Freund von meinem Manne, ein Juwelierer aus Augspurg, gemacht hat. Er reisete vorige Woche hier durch und trat bey uns ab, weil er auf der Reise krank geworden war. Er blieb etliche Tage bey uns, um sich wieder zu erholen. Kurz, er schenkte mir bey seiner Abreise diese Ohrgehenke, nebst einer Zitternadel, für die Mühe, wie er sagte, die er mir durch seine Unpäßlichkeit verursachet hätte. Ich wollte, daß er mir das Vergnügen gelassen hätte, ihm umsonst gedienet zu haben. Es war der rechtschaffenste und liebreichste Mann von der Welt, der durch die Gelassenheit, mit der er die größten Schmerzen ertrug, mich und alle zum Mitleiden bewog.

Fr. Orgon. In Wahrheit, Frau Schwester, Sie sind recht glücklich bey den Mannspersonen. Ich glaube, daß alle Geschenke, die ich in meinem ganzen Leben von dem andern Geschlechte bekommen habe, nicht halb so viel austragen, als Ihre Ohrgehenke. Er gab Ihnen auch noch eine Zitternadel dazu? Ach lassen Sie mich sie doch sehen! Ich habe eine herzliche Freude darüber, daß Sie so reichlich beschenkt worden sind. Ist die Nadel mit Brillanten besetzt?

Fr. Damon. Ja sehr stark. Sie liegt in meinem Putzschranke. Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erzeige, so will ich sie gleich holen, wenn Sie etliche Augenblicke allein bleiben wollen.

Fr. Orgon. Von Herzen gern. Ach da kömmt ja auch mein armer Mann wieder.

Siebenter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Orgon.

Hr. Orgon. Hier iſt das Spielgeld. Ich bin ganz entkräftet, mein lieber Schatz. Die Eſel, die Sänftenträger, ſetzten die Sänfte ſo ſtark nieder, daß es mir durch alle Glieder fuhr. Mein ganzes Blut iſt in Unordnung gebracht. Das grobe Volk fragt den Henker darnach, wenn ich auf den Abend nicht eſſen, oder ſchlafen kann.

Fr. Orgon. Sind Sie ſchon unwillig, daß Sie mir einen kleinen Dienſt erwieſen haben? Ich muß alles für Sie thun; aber wenn Sie ſich meinetwegen nur über die Gaſſe ſollen tragen laſſen: ſo werden Sie ſchon an Händen und Füßen contract. Was iſt denn das für eine Kaltſinnigkeit? Warum geben Sie denn nicht auf mich Achtung? Sehen Sie mirs denn nicht an, daß ich bis zur Ohnmacht krank bin?

Hr. Orgon. Nein, mein liebes Kind. Ich ſehe nichts. Du kömmſt mir ganz munter vor.

Fr. Orgon. Das wundert mich nicht. Sie möchten ſich die Sehe etwa ſchwächen, wenn Sie mich recht genau anſehen ſollten. Ich ſage es Ihnen ein für allemal, daß mir recht ſehr ſchlimm iſt, und daß ich vor Mattigkeit kaum die Lippen mehr bewegen kann. Wie? Sie wollen mirs nicht glauben? Sie haben kein Mitleiden mit mir?

Hr. Orgon. Werde nicht böſe, meine liebe gute Frau. Ich höre es nunmehro wohl, daß dir nicht recht iſt. Was fehlet dir denn?

Fr. Orgon. Was mir fehlet? das weis ich nicht,

aber das weis ich wohl, daß ich eine arme unglückliche Frau bin, der nichts in der Welt nach Wunsche geht. Ich diene meinem Nächsten. Ich liebe Sie, als meinen Mann, und thue alles, was einer ehrlichen Frau zukömmt. Und wenn ich mich gegen meine Frau Schwägerinn, die eingebildete Närrinn, die weder keusch, noch wirthschaftlich ist, ansehe: so bin ich eine unglückliche Frau, und ihr hingegen läuft das Glück auf dem Fuße nach. Bedenken Sie nur? Vorige Woche hat sie ein Paar mit Brillanten besetzte Ohrgehenke und eine Zitternadel geschenkt bekommen. Wer weis, von wem? Sie spricht von einem Juwelierer. Und wenn es auch wahr wäre: so ist die Frage, was sie ihm für einen Liebesdienst dafür erwiesen hat. Umsonst wirft man ein solches Geschenke nicht weg. Die eitle, stolze und verführerische Frau! Warum macht man denn mir keine solchen Präsente, wenn man sie unschuldigen Weibern geben kann? Wenn Sie nur die Zitternadel sehen sollten, Sie würden über die Kostbarkeit erschrecken.

Hr. Orgon. Wo haben Sie sie denn gesehen?

Fr. Orgon. Was ist das wieder für eine einfältige Frage? Gehört es denn zur Sache? Ich mag sie gesehen haben, wo ich will. Und kurz, ich habe sie nicht gesehen; aber es ist so gut, als ob ich sie hundertmal gesehen hätte. Ich sage nichts, was ich nicht muthmaßen kann; und was ich muthmaße, ist gewisser, als das, was andere Leute sehen. Genug, ich bin die unglücklichste Frau von der Welt. Keine Mannsperson giebt sich die geringste Mühe meinetwegen;

wegen; und daran iſt Ihr ſchläfriges, Ihr verdrießliches und albernes Weſen Schuld. Die Männer ſchließen von Ihnen auf mich, und halten mich für das, was Sie ſind, weil ich gütig genug geweſen bin, Sie zum Manne zu nehmen. Können Sie es läugnen?

Hr. Orgon. Was denn? Ich habe nicht recht darauf gehört. Ich dachte noch an die groben Sänftenträger. Sie wollten, über die vier Groſchen, noch ein Bierzeld haben; ich hatte aber nicht mehr, als die vier Groſchen, die du mir gegeben hatteſt, und habe ſie alſo an dich gewieſen. Die Narren lachten mich aus. Zum Glück habe ich mich gar nicht darüber geärgert; aber das verdroß mich, daß ſie mich ſo hart niederſetzten. Es war nicht anders, als wenn mir alle Glieder auf einmal gelähmt würden.

Fr. Orgon. Mit Ihrer verwünſchten Sänfte! Thun Sie doch, als wenn Ihr Körper eine Spinnewebe wäre, die ſo leicht erſchüttert werden könnte. Die Sänftenträger ſind alte verſtändige Leute, die Ihnen keinen Schaden thun werden. Sagen Sie nur, warum Sie mich nicht fragen, wie ich mich befinde? Sehen Sie nicht, daß mir immer ſchlimmer wird? Die verwünſchten Hergehenke! Ach die heillose Zitterwandel! Gab mirs nicht einen Stich ans Herze!

Hr. Orgon. Wenn du es für nöthig befindeſt, ſo ſchicke nach dem Doctor. Vielleicht iſt Deine Unpäßlichkeit eine Frucht unſerer ehelichen Liebe.

Fr. Orgon. Schweigen Sie ja mit ſolchen Reden

still. Zehn Jahre habe ich mir schon einen Sohn gewünscht. Aber ... ich mag nichts sagen.

Hr. Orgon. Ach liebe Frau, Kinder sind ganz gut, aber auch eine Last mehr. Man kann ohne Kinder viel bequemer leben. Nicht wahr, Du hast mich doch lieb? Wenn nur der Caffee bald käme! Ich werde ganz schläfrig. Ich weis nicht, was es bedeuten muß, ich habe in der Sänfte auf dem Hinwege zweymal; da ich das Spielgeld aus dem Schranke nahm, wieder zweymal; und auf dem Herwege drey bis viermal gegähnet. Die Männer liefen so stark mit der Sänfte; wenn sie mir nur nicht etwan Gewalt gethan haben.

Fr. Orgon. Hören Sie ja von der Sänfte auf! Es wird mir allemal noch schlimmer, wenn ich Sie so einfältig reden höre. Was wollen Sie denn mit der Sänfte? Es ist ja die Rede von meiner Krankheit, und von den Ohrgehenken, und von der Zitterpadel.

Hr. Orgon. Mein Engel, kaufe Dir doch ein Paar Ohrgehenke. Der Verwalter brachte vorhin fünf Gülden, weil ich zu Hause war. Er hatte sie, glaube ich, aus Haber oder Heu gelöset. Nimm dieses Geld und kaufe Dir ...

Fr. Orgon. Fünf Gülden! Sie sind der einfältigste Mann von der Welt. Funfzig langen nicht hin, wenn meine Ohrgehenke der närrischen Frau Schwägerinn ihren gleichkommen sollen. Und damit ist mir nicht gedienet. Meine müssen noch besser seyn, als ihre, weil ich klüger und vornehmer bin, als sie ist.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon. Sie sehen ja ganz verdrießlich. Was fehlet Ihnen?

Fr. Orgon. Ach englische Frau Schwester, machen Sie, daß ich gleich in die frische Luft komme. Es ist mir gar nicht wohl. Ich habe mich bald zu Tode geärgert. Mein Mann hat einen Verdruß mit den Sänftenträgern gehabt. Das grobe ungeschliffene Volck! Sie haben ihn so stark niedergesetzet, und ihm noch die leichtfertigsten Reden angehangen, und er will sie nicht verklagen. Haben Sie die Zitternadel nicht bey sich?

Fr. Damon. So bald wir Caffee getrunken haben, werde ich die Ehre haben, sie Ihnen zu zeigen. Kommen Sie doch, Herr Orgon, wir wollen die Frau Liebste in die Mitte nehmen, daß ihr das Gehen in den Garten nicht so sauer wird.

Hr. Orgon. Ist es weit in den Garten? Ich bin schon sehr müde. Doch er ist ja gleich am Hause.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon. Nun, wie gefällt Ihnen mein Gärtchen? Verwundern Sie sich nicht, daß ich so viel Geld darein stecke? Meine Frau hat ihre Lust daran. Manchmal geht mir der Aufwand wohl im Kopfe

herum; aber, wenn sie mir eine Blume bringt, oder ein hübsches Gartengewächs aufträgt, und mich dabey mit ihrer liebreichen Miene ansieht: so vergesse ich, wie viel er mich kostet.

Hr. Orgon. Ich habe nichts an dem Garten auszusetzen. Der Caffee schmeckt recht gut darinnen: aber ich wollte, daß ich nicht hinein gegangen wäre. Ich bin ganz unruhig. Es hat mich eine Mücke auf den Fuß gestochen. Nun juckt mich das Schienbein abscheulich; und wenn ich es reibe, so wird mir das Bücken und das Reiben sauer. Und endlich werde ich auf die Nacht nicht schlafen können.

Hr. Damon. Sie sind auch sehr zärtlich, Herr Schwager. Haben Sie nur Geduld, Sie werden an der Wunde nicht sterben. Doch, daß Sie mich meines Gartens wegen nicht etwan für einen Verschwender halten, so muß ich Ihnen sagen, wie ichs damit mache. Sie wissen, daß ich starke Capitale von meinem Mündel, dem Herrn Simon, in den Händen habe. Diese verleihe ich gegen acht und zehn Procent, und verrechne nach den Landesgesetzen nur fünfe. Diesen Profit nun stecke ich in meinen Garten. Ich kann es mit gutem Gewissen thun; aber meine Frau darfs ichs nicht wissen lassen. Diese dächte gleich, ich verlöre um der paar Thaler willen allen Segen. Wenn ich, wie meine Frau, gesinnt wäre; so würden wir, um der lieben Tugend willen, manchmal nichts in der Küche haben. Ich lobe mir die Mittelstraße, und mache mir über Kleinigkeiten kein Gewissen. Welches ist vernünftiger, tugendhaft

und reich zu seyn? oder tugendhaft und dabey aus Einfalt arm seyn?

Hr. Orgon. Mich müssen Sie nicht fragen, Herr Schwager. Ich lasse mich in keine Streitfragen ein, und dabey will ich bis an mein Ende bleiben. Mit Einem Worte, ich lasse die Tugend in ihren Würden; und wenn ich zeitlebens einen guten Tisch, bey Tage meine Bequemlichkeit, und bey Nacht meine Ruhe behalte: so mag meinetwegen Geld in der Welt seyn, oder nicht.

Hr. Damon. Ja, ja, ich höre es wohl, Herr Schwager. Sie hätten sich gut in eine Welt geschickt, wo die Einwohner alle Tage funfzehn Stunden schlafen, und neun Stunden essen und trinken.

Hr. Orgon. Ich sehe eben nichts unvernünftiges in einer solchen Welt. Halten Sie denn etwa die Arbeit höher, als das Vergnügen? Warum arbeiten wir? Um vergnügt und ruhig zu leben. Wenn ich nun das Vergnügen ohne Arbeit und Mühe haben kann: so ist ja nichts vernünftiger.

Hr. Damon. Aber, wenn man nun gar nichts in der Welt gethan hat, wie wird es nach unserm Tode mit dem Nachruhme aussehen?

Hr. Orgon. Herr Schwager, ich kann die lächerlichsten Dinge eine ganze Stunde ohne Lachen anhören; aber wenn man mir mit dem Nachruhme kömmt: so muß ich nothwendig lachen, daß sich die Leute um ein Ding bekümmern, das nichts ist.

Hr. Damon. Herr Schwager, Sie stoßen alle Philosophie über den Haufen. Ist dieses nichts, wenn die Leute nach unserm Tode sagen: Der rechtschaffene Mann! Er ließ sichs blutsauer werden. Er wußte, wie schwer das Geld zu verdienen war. Er bauete das große Haus. Er legte den schönen Garten an. Er hat zehn reiche Vormundschaften mit vieler Sorgfalt verwaltet. Er hat dem Landesherrn jährlich so und so viel an Steuern und Gaben eingebracht. Er trank das ganze Jahr kein Glas Wein, außer an seinem Geburtstage, oder wenn seine Frau in die Wochen kam. Halten Sie diesen Nachruhm für nichts: so müssen Sie, so wenig ich auch von der Philosophie verstehe, doch gar keine haben.

Hr. Gegon. Ich bin etliche Jahre auf Universitäten gewesen, und habe das gelehrte Gewäsche mit angehört; aber wer mag wissen, was die Leute haben wollen. Meine Philosophie besteht in Ruhe und Bequemlichkeit. Und wem sie nicht gefällt, der arbeite sich zu Tode. Ich weis nicht, es fängt mich ganz an zu hungern. Ich möchte wohl etwas auf den Caffee essen. Ich habe heute zu viel Bewegung gehabt und gar zu viel geredt. Herr Schwager, erzählen Sie mir etwas. Ich will mir einen Stuhl bringen lassen und sehen, ob ich dabey einschlafen kann, damit die Beule von der Mücke sich setzet, es möchte sonst eine Entzündung dazu kommen, wenn ich so lange stünde.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Ich weis nicht, die frische Luft will mir auch nicht recht bekommen. Es ist ein rechtes Elend, wenn mir einmal etwas fehlet, so sind mir auch denn die gesündesten Dinge schädlich. Ich will es einige Augenblicke in der Stube versuchen. Sie erlauben mir es doch, Herr Schwager?

Hr. Damon. Von Herzen gern. Wenn ich etwas zu Ihrer Gesundheit beytragen könnte: ich wollte selber in die Apotheke laufen.

Fr. Orgon. Hören Sie es, mein Schatz, wie mitleidig und galant der Herr Schwager ist? Ich glaube, wenn ich in den letzten Zügen läge, Sie machten mir kein solch Compliment.

Hr. Orgon. Ja, Complimente sind mein Werk nicht. Ich meyne es gut; aber viele Worte machen, und laufen und rennen, das leidet mein Körper und meine Gemüthsruhe nicht. Werde ja bald wieder gesund, mein Schatz, sonst werde ich dir zu Liebe krank.

Fr. Orgon. Ja, das glaube ich, daß Sie mir krank werden, nur damit Sie mir keine Handreichung thun dürfen.

Hr. Damon. Ich höre es wohl, Sie scherzen gern mit Ihrem Herrn Liebsten. Er hat ein redliches Herz.

Fr. Orgon. Ja, sein Herz ist ganz redlich. Aber wenn viel solche redliche Herzen unter den Menschen wären: so würde die Welt bald aus großer Redlichkeit zu Grunde gehen. Mit Vorsatz beleidiget er Niemand.

Niemanden; aber mit Vorsatz hat er auch noch keiner Seele gedienet. Sagen Sie mir, könnte ich wohl kränker seyn, als ich bin, und könnte er bey meiner Krankheit wohl weniger thun, als er thut?

Hr. Orgon. Ich pflege zu sagen, keine Entschuldigung ist die beste. Ich weis es schon, meine Frau hat mich lieb, und ich habe sie auch lieb. Nimm etwas ein, mein Kind. Vielleicht hat der Herr Schwager Schauerischen Balsam.

Hr. Damon. Den habe ich nicht. Aufrichtig zu reden, so stecke ich nicht gern viel Geld in die Arzney. Die Natur ist der beste Doctor. In meinem Hause curire ich mit einem Mittel alle Patienten, und zwar durch gute Diät. Wenn mir etwas fehlet: so hungere ich. Und so bald sich eines im Hause klaget: so verbiete ich ihm das Essen, bis es mich versichert, daß es sich vollkommen besser befindet.

Fr. Orgon. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie Ihre Hungercur an mir auch probiren wollen.

Hr. Damon. Nichts weniger! Ich will gleich einen Löffel Krebsaugen holen lassen, wenn ich Ihnen damit dienen kann.

Fr. Orgon. So glauben Sie, daß sich meine Krankheit durch sechs Pfennige Krebsaugen heben läßt? Sie müssen keine gar zu hohe Meynung von mir haben.

Hr. Damon. Nicht doch, liebe Frau Schwägerinn, ich habe geraspeltes Hirschhorn; dieses wollen wir darunter thun. Es schlägt vortrefflich nieder.

Hr. Orgon. Mein liebes Kind. Du nimmst ja

sonst

muß immer Bibergeil ein. Laß dir doch welches holen. Du haſt zu Mittage blähende Sachen gegeſſen.

Fr. Orgon. Sind Sie nicht ein unvernünftiger und unverſchämter Mann? Wenn ich noch nicht krank wäre, ſo würde ichs über Ihre niederträchtigen Reden. Können Sie mir ſonſt keine Krankheit anrichten, die mir weniger Ehre bringt? Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, ſo verlaſſen Sie mich, ſonſt ſterbe ich vor Aergerniß. Hören Sie, gehen Sie eine halbe Stunde in den Garten; ich will ohnedieß gern mit dem Herrn Schwager ein paar Worte allein reden.

Hr. Orgon. Warum ſoll ich aber gehen? Laſſen Sie mich immer hier bleiben, ich will nicht zuhören. Und wenn es auch das größte Geheimniß wäre: ſo will ich darüber einſchlafen, wie ich hoffe.

Fr. Orgon. Nein, weil Sie im Guten nicht wollen, ſo befehle ich Ihnen, in den Garten zu gehen, und zwar aus Sorge für Ihre Geſundheit. Wie? Sie wollen mir noch widerſprechen?

Hr. Orgon. Ach nein! Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Wenn mir es auch noch ſo ſauer wird: ſo kann ich Dirs doch nicht abſchlagen. Ach wie ſpannt michs auf dem Schienbeine! Die verzweifelten Mücken! Wenn es nur nicht ein offener Schade wird.

Dritter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Damon.

Fr. Orgon. Wenn Sie gelaſſen bleiben wollen, ſo will ich Ihnen etwas erzählen, dazu mich meine Aufrichtig-

richtigkeit verbindet, wenn mich anders meine Maladie reden läßt. Wollen Sie also nicht böse werden, und meine Bitte Statt finden lassen?

Hr. Damon. Bitten Sie alles in der Welt, nur nicht, daß ich einem guten Freunde mit Gelde dienen soll. Es sind itzt gar zu schlechte Zeiten. Die Preußische Contribution verwinde ich zeitlebens nicht, und es wäre mir unmöglich, jemanden auch nur mit einem Ducaten zu dienen.

Fr. Orgon. Es hat Sie ja noch niemand darum angesprochen, Herr Schwager; und ich habe auch endlich so viel, daß ich Niemanden ein gut Wort geben darf. Im Vertrauen also: Die Sache mit der Lotterie, wovon ich vorhin mit Ihnen gesprochen habe, ist mehr, als zu gewiß.

Hr. Damon. Ach ich bin des Todes!

Fr. Orgon. Ich meyne es gut. Aber es ist nicht anders. Ihre Frau Liebste hat vier Thaler in die Berliner Lotterie gelegt.

Hr. Damon. Was? Vier Thaler zum Fenster hinauszuwerfen? Eine Frau, die das ganze Jahr keinen Groschen verdient, die nicht einmal ein Tischtuch zu mir ins Haus gebracht hat! Ich unglücklicher Mann! Wo soll der Segen herkommen, wenn man so viel in die Lotterie wirft? Ihrem öffentlich angetrauten Ehemann das Geld heimlich zu entwenden.

Fr. Orgon. Thun Sie mirs zu Liebe und werden Sie nicht böse. Wissen Sie, was Sie thun können? Das Geld ist noch nicht ganz verloren. Suchen Sie nur die Schränke und Kisten der Frau Liebste durch.

durch. Wenn Sie das Loos heimlich wegnehmen könnten: so fände sich noch wohl jemand, der es Ihnen abkaufte, weil die Lotterie noch nicht gezogen ist. Ihrer Frau Liebste brauchen Sie nichts davon zu sagen, so ersparen Sie sich den Verdruß. Sie wird am Ende doch errathen, daß Sie hinter die Sache gekommen sind, und sich also schämen, und nicht mehr so leichtsinnig mit dem Gelde umgehen. Ja, wenn ich wüßte, daß sie etwas gewönne: so wollte ich ihr die Freude wohl gönnen, wenn sie auch den Gewinnst zu nichts anders anwenden sollte, als zu neuen Moden, um mich und andere stille Weiber durch ihren Staat zu beschämen.

Hr. Damon. Sie haben mich ganz wieder aufgerichtet. Ja, englische Frau Schwägerinn, ich will es so machen, wie Sie gesagt haben. Ich will meiner Frau ihren Putz- und Wäschschrank durchsuchen. Ich will den Zeddel wegnehmen, und ihn an den ersten den besten heimlich verkaufen, wenn ich auch vier Groschen fallen lassen sollte. Kurz, ich will mich überwinden, und meiner Frau heute und lange Zeit kein Wort davon sagen. Ich will den Tag, da ich zur Welt gebohren bin, nicht mit Zank und Streit zubringen. Wer weis, ob ich ihn wieder erlebe, und wenn es geschieht, ob ich ihn übers Jahr wieder aus Armuth begehen kann, wenn die Verschwendung so fortgeht.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager, gesetzt, es sollte Ihnen über lang oder kurz einkommen, der Frau Liebste diese Sache vorzuhalten; wollen Sie mir auch zuschwören, daß Sie mich nicht verrathen wollen?

Hr. Damon. Ja, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich will Ihren Namen nicht nennen. Seyn Sie ohne Sorgen. Itzt aber erlauben Sie mir, daß ich Sie auf einige Zeit verlaſſen und den Lotteriezeddel ſuchen darf. So bald ich ihn finde, ſo bin ich wieder bey Ihnen, und will Ihnen die Hand tauſendmal für Ihre Aufrichtigkeit küſſen.

Fr. Orgon. Aber ſoll ich denn ſo ganz allein bleiben? Wenn mir nun bey meiner Maladie eine Ohnmacht zuſtieße, ſo wäre ich ohne Hülfe.

Hr. Damon. Ich will Ihnen meine Frau herauf ſchicken.

Fr. Orgon. Ja, da wird die Ohnmacht warten, bis Ihre Frau Liebſte kömmt. Warten Sie doch. Der Puls fängt ſehr heftig an zu ſchlagen.

Hr. Damon. Nur Geduld! Ich kann unmöglich länger warten. Ach, wenn ich den Lotteriezeddel nur ſchon hätte! Die leichtfertige Frau! Vier Thaler ſo wegzuwerfen!

Fr. Orgon. Gehen Sie nur. Ich höre Ihre Frau auf dem Vorſaale reden. Sie wird ſehen wollen, wie ich mich befinde. Hier kömmt ſie, die mitleidige liebe Freundinn!

Vierter Auftritt.

Fr. Orgon. Fr. Damon. Jungfer Carolinchen.

Fr. Damon. Wir haben die Frau Schwägerinn ſchon lange geſucht. Haben Sie etwan einen Augenblick geruhet? Wie befinden Sie ſich? Hat der Schwindel noch nicht nachgelaſſen?

Fr. Orgon.

Fr. Orgon. Ich kann es selber nicht sagen, wie mir ist. Manchmal wird mir einen Augenblick besser, aber bloß deswegen, damit die Noth desto heftiger angeht. Das geringste Aergerniß kann mich so sehr nehmen, als andere Leute ein hitziges Fieber. Ueberlegen Sie nur die ungeschliffenen Reden, welche die groben Sänftenträger meinem Manne angehangen haben; und die ich Ihnen im Garten erzählet habe. Ich kann alles vertragen, man mag mir noch so unhöflich begegnen; aber wenn man meinen lieben frommen Mann angreift: so komme ich so sehr aus meiner Gelassenheit, als ob ich gar keine hätte. Heute Vormittage habe ich fast ein eben solches Aergerniß mit meiner Magd gehabt. Die bösen Leute bringen einen noch unter die Erde.

Carolinchen. Ach Madame! vergessen Sie doch die verdrießlichen Sachen. Sie möchten sich sonst noch größern Schaden thun.

Fr. Damon. Ja wohl, Frau Schwägerinn, beruhigen Sie sich. Können wir Ihnen mit etwas dienen? reden Sie, befehlen Sie.

Fr. Orgon. Nichts, nichts in der Welt! Ach wie warm wird mir um das Herze! wenn ich nur nicht eine Blutstürzung kriege! Liebste Frau Schwägerinn, meine Krankheit thut mir nicht so weh, als die Sorge, daß ich Sie mit meiner Unpäßlichkeit an einem Tage beschwere, da alles fröhlich seyn sollte. Nehmen Sie es nicht übel. Wenn Sie nur wüßten, wie lieb Sie mir wären! Ich wollte das Leben mit Ihnen theilen, wenn ich Ihnen damit dienen könnte.

Die Ohrgehenke ſtehen Ihnen ganz vortrefflich wohl. Aber warum zeigen Sie mir die Zitternadel nicht?

Fr. Damon. Hier iſt ſie. Ich habe Bedenken getragen, ſie Ihnen zu zeigen, weil ich befürchtete, es würde Ihnen bey Ihrer Unpäßlichkeit nicht damit gedienet ſeyn.

Fr. Orgon. (Sie ſieht die Nadel an.) Ach, das iſt ja was engliſches! Eines ſolchen Putzes darf ſich eine Gräfinn nicht ſchämen. Der rechtſchaffene Herr muß ſehr großmüthig geweſen ſeyn. Und wenn er mich damit beſchenkt hätte, es könnte mir nicht ſo angenehm ſeyn, als daß er es Ihnen gegeben hat. Wenn ich nur alle meine Freunde glücklich ſehen ſollte! Das iſt mein täglicher Wunſch. Aber wenn die Steine nur auch ächt ſind. Es könnten doch wohl Böhmiſche Diamanten ... Nein, das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Es ſind gute Brillanten. Sie können ſich darauf verlaſſen. Ich bin ganz beſchämt, daß Sie mir Ihre Liebe auf eine ſo zärtliche Art ſehen laſſen.

Fr. Orgon. Hatten Sie denn viel Mühe mit dem rechtſchaffenen Manne? Lag er lange krank?

Fr. Damon. Drey Tage. Er hat mir wenig Mühe gemacht. Ich verſorgte ihn mit Eſſen und Trinken. Und in derſelben Nacht, da er ſo gefährlich krank war, erſuchte er mich, ihm aus einem geiſtlichen Buche etwas vorzuleſen. Ich ergriff Saurins Reden, und las ihm eine vor. Für dieſen Dienſt, ſagte er den andern Tag, bin ich Ihnen weit mehr verbun-

den,

den, als für alle Wartung. Ich habe nicht gewußt, daß ſo ein ſchönes Buch in der Welt iſt. Und da er mir bey dem Abſchiede das Präſent machte, ſo ſagte er, dieſes iſt für Saurins Rede.

Fr. Orgon. Das muß ich bekennen! der rechtſchaffene Mann!

Fr. Damon. Ich ſchenkte ihm das Buch, da er in den Wagen ſteigen wollte. Ich nehme es an, ſagte er. Wenn ich ſterbe, ſo will ich Ihnen oder Ihrer Jungfer Muhme, (denn Carolinchen ſtund gleich bey mir) das Buch wieder vermachen, und noch etwas zu mehr Büchern.

Fr. Orgon. Iſt es möglich? Ach wie beklemmt mirs das Herz! So wird er Sie wohl gar noch in ſeinem Teſtamente bedenken? Wenn er nur nicht etwa auf der Reiſe ſtirbt! Ich wäre des Todes über dieſen Zufall. Aber, Mamſell, wie haben Sie ſich denn ſo beliebt bey ihm gemacht?

Carolinchen. Ich, Madame? Ich beſuchte meine Frau Muhme etlichemal in ſeiner Anweſenheit. In der Stube neben derjenigen, wo er lag, ſtund ein Clavier, darauf habe ich einige Chorāle und Lieder geſpielt, weil er es verlangte. Keine andere Gefälligkeit habe ich ihm nicht erzeigt. Und der gute Mann hat mich doch genöthiget, dieſen Ring anzunehmen.

Fr. Orgon. Wie? Er hat Sie auch beſchenkt? Sie müſſen in einem glücklichen Zeichen gebohren ſeyn. Das iſt ja ein auserleſener Ring. Ich gönne Ihnen Ihr Glück von Herzen, mein ſchönes Kind.

Doch ich bedaure Sie zugleich. Ein solcher kostbarer Ring erfodert auch kostbare Kleider. Wenn nun auch ein großmüthiger Herr ungefähr krank würde, und Ihnen etliche Stücke gute Stoffe zu Adriennen schenkte. Vielleicht kömmt dieser Putz im Testamente nach. Sehen Sie doch, wie der große Diamant spielet! Er blendet mich, daß mir die Augen überlaufen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Werthgeste Frau Schwägerinn, ich möchte Ihnen gern etwas in meinem Garten zeigen. Wollen Sie sich nicht heraus bemühen? Meine Frau und Jungfer Carolinchen sollen hier auf Sie warten.

Fr. Orgon. Wie Sie befehlen. Nur daß ich mich nicht zu lange in der Luft aufhalten darf.

Sechster Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Nun wundert michs nicht, daß Sokrates, wie ich im Zuschauer gelesen habe, durch seine Frau hat können zum Philosophen werden. Eine solche Xantippe, wie die Frau Orgon, muß einem Manne mehr Dienste thun, als die ganze Moral. Ich habe sie das erstemal, da ich sie vor einem Vierteljahre gesehen, nicht so gefunden. Sie ziert sich ja, wie ein Kind von acht Jahren. Hat sie nicht im Garten, gegen den Herrn Simon, ganz unerträgliche, und gegen ihren Mann ganz unerlaubte Dinge gesagt!

Fr. Da-

Fr. Damon. O mein gutes Kind, Sie kennen die Frau Orgon noch nicht. Wenn man das erstemal bey ihr ist, so sollte man schwören, es wäre keine bessere und artigere Frau auf der Welt. Wenn man zum bey ihr ist, so thut sie sich alle Gewalt an, um bewundert zu werden. Und diese Begierde besiegt auf kurze Zeit ihren Geiz, ihren Neid, ihren Stolz, ihre Grobheit gegen ihren Mann, und ihre Liebe zur Verläumdung. Aber diese Freude dauert nicht lange. Die Natur kömmt wider ihren Willen hervor, und wird eine Verrätherinn an ihr. Kurz, wenn man sie das andremal besucht, so sieht man ihre schlimme Seite schon halb, denn es wird ihr zu sauer, sich zu verbergen. Kömmt man das dritte und vierte mal, so sieht man anstatt der lieben Frau, die man bewundert und hochgehalten hat, nichts als das Gegentheil.

Carolinchen. Das ist ein vortrefflicher Charakter! Hat sie nicht auch etwa die Tugend, daß sie ihrem Manne untreu ist?

Fr. Damon. Nein, das glaube ich nicht. Sie hat Eitelkeit genug, und sucht bey aller Gelegenheit von den Mannspersonen bewundert zu werden. Doch so lächerlich sie über dieser Bemühung wird; so schweift sie doch nie auf eine strafbare Art aus.

Carolinchen. Aber glauben Sie denn, daß sie wirklich krank ist?

Fr. Damon. Nichts weniger! Ich wollte wetten, daß ihr kein Finger weh thut. Aber sie stellt sich krank, um sich wegen des Verdrusses zu rächen, den ihr

mein Präſent gemacht hat. Auf dieſe Art kann ſie mir die Laſt auflegen, daß ich allerhand Umſtände mit ihr machen, und mich wegen Ihrer Maladie beſorgt ſtellen muß.

Carolinchen. Aber, Frau Muhme, wo nehmen Sie die Geduld her, mit ſo einer Frau umzugehen? Ich würde es ihr nicht mit deutlichen Worten ſagen, daß ſie eine Närrinn wäre, wenn ich viel mit ihr umgehen ſollte; aber ich wollte ſie mit ſo vieler Gleichgültigkeit peinigen, und mit ſo vielen Stichelreden beſtrafen, daß ſie meinen Umgang nie ſuchen ſollte.

Fr. Damon. Dieſer Anſchlag kömmt recht aus dem Innerſten Ihres Herzens. Und wenn man nicht genöthiget wäre, mit allerhand Leuten umzugehen, und beſonders mit Blutsfreunden: ſo würde ich Ihrem Rathe vielleicht folgen. Allein wiſſen Sie nicht, daß es eine größre Kunſt iſt, eine Närrinn mit Geduld zu ertragen, als ſich von ihr los zu machen, und öffentliche Spaltungen in der Freundſchaft zu verurſachen? Geben Sie nur Achtung, wie gelaſſen ich mich heute bey alle den Schwachheiten meiner Frau Schwägerinn aufzuführen ſuchen werde. Das erfordert die Menſchenliebe.

Carolinchen. Ich bewundre Sie, liebe Frau Muhme. Möchte ich doch, da ich ſo viel von Ihnen gelernet habe, auch Ihre Geduld lernen können! Da ſich die Frau Orgon ſo gütig gegen ihre Freunde aufführet; wie muß ſie vollends mit ihrem Geſinde umgehen?

Fr. Damon. Bey der Frau Orgon iſt eine Bediente nicht allein eine Maſchine, die von früh bis in die Nacht, ohne zu ruhen, ſich bewegen muß. Nein, Sie hat noch mehr zu ertragen. Sie iſt das Werkzeug, an dem ſie alle den Gift ausläßt, den ihr Stolz, ihr Geiz, ihr Neid und ihre übrigen fruchtbaren Neigungen den Tag über hervorbringen. Ihr Herz mag von dieſer oder jener Seite durch andere Leute oder durch ſich ſelbſt aufgebracht werden: ſo hat es ihre Magd zu genießen. Wenn Sie nur eine einzige ſolche Standrede mit anhören ſollten, als ſie ihrer Magd alle Tage hält: Sie würden über die wütende und von Schimpfwörtern und neu erfundenen Schmähungen recht ſtrotzende Beredſamkeit erſchrecken.

Carolinchen. So muß wohl eine Magd etwas großes gethan haben, die beſtimmt iſt, in ihren Dienſten zu leben. Eine Stelle im Zuchthauſe muß dagegen eine rechte Glückſeligkeit ſeyn.

Fr. Damon. So tyranniſch ſie mit dem Geſinde umgeht: ſo ſind doch ihre Mägde zu gewiſſen Stunden ihre Vertrauten, denen ſie ihr ganzes Herz ausſchüttet, und das Uebelſte von ihrem Manne und ihren Freunden entdecket.

Carolinchen. Ihre Magd zu werden, iſt die größte Strafe; aber ihr Mann zu ſeyn, das muß ein Unglück ſeyn, bey dem einem der Selbſtmord leicht einfallen kann.

Fr. Damon. Seyn Sie ruhig! Ihr Mann iſt der unempfindlichſte und Gleichgültige im höchſten Grade,

und fühlet sein Elend, bey einer solchen Frau zu leben, eben so wenig, als er das Vergnügen der Ehe schmecken würde, wenn er eine vernünftige und zärtliche Frau hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Mein Schatz, ich habe die Frau Schwägerinn wieder in den Garten geführt. Gehe doch zu ihr, und unterhalte sie ein wenig. Sie sagte, sie könnte nicht ruhig seyn, wenn sie Dich nicht sähe.

Fr. Damon. Ich will ihr das Vergnügen gleich machen. Kommen Sie, Carolinchen.

Hr. Damon. Gehe immer voraus, mein Kind. Ich will mit der Jungfer Muhme schon nachkommen.

Achter Auftritt.

Herr Damon. Carolinchen.

Hr. Damon. Jungfer Muhme, ich will Ihnen einen Vorschlag thun, der Ihnen aus mehr als Einer Ursache lieb seyn muß. Ich bin Ihnen meiner Frau wegen stets gewogen gewesen, und also ...

Carolinchen. Auf diese Versicherung kann ich eben nicht stolz werden. Wenn Sie mir bloß der Frau Muhme wegen gewogen sind: so scheint es, daß ich eben nicht viel eigenthümliche Verdienste haben muß.

Hr. Damon. Wer wird denn nun alle Worte auf die Goldwage legen? Was kann Sie denn das verschlagen, ob ich Ihnen aus dieser oder jener Ursache

gewogen

gewogen bin? Genug, wenn ichs bin, und mir alle Mühe gebe, für Sie zu ſorgen.

Carolinchen. Recht gut, Herr Vetter. Ich will mit der Ehre Ihrer Gewogenheit zufrieden ſeyn, geſetzt, daß ich ſie auch nur dem Zufalle zu danken hätte, daß meine Frau Muhme Ihre Frau iſt. Was haben Sie mir denn für einen Antrag zu machen?

Hr. Damon. Es geht Ihr Glück an, und dieß will ich machen.

Carolinchen. Das iſt ſehr großmüthig, Herr Vetter. Aber ohne Maaßgebung, wiſſen Sie denn ſchon, ob ich das für mein Glück halte, was Sie dafür anſehen? Ich fürchte, daß wir verſchiedene Meynungen haben werden.

Hr. Damon. Nun! man ſollte denken, ich, als ein funfzigjähriger Mann, ſollte wohl wiſſen, was ein Glück wäre. Und wenn Sie anderer Meynung ſind: ſo müſſen Sie wiſſen, daß Sie jung ſind und keine Erfahrung haben.

Carolinchen. Es iſt wahr, ich bin jung. Aber vielleicht habe ich alte Bücher geleſen. Wie heißt denn mein Glück, Herr Vetter?

Hr. Damon. Es heißt Herr Simon.

Carolinchen. So hat es ja gar einen Mannsnamen? Wollen Sie ſich nicht weiter erklären?

Hr. Damon. Ich dächte, ein Frauenzimmer, das ſich rühmet, alte Bücher geleſen zu haben, könnte ſchon verſtehen, was ich meyne.

Carolinchen. Ja! Aber Sie möchten es übel nehmen, wenn ich, als ein junges Mädchen, ſo witzig

wäre und gleich errieche, was ein Mann, der viel zu denken pflegt, mit einem einzigen Worte hätte sagen wollen.

Hr. Damon. Diese Bescheidenheit gefällt mir. Man kann alten Leuten nie zu viel Hochachtung erweisen. Sie sagen oft mit einem Worte mehr, als die Jugend in einem Jahre nicht fassen kann. Ich pflege allen jungen Leuten eine Regel von zwey Worten zu geben: Bete und arbeite! Und so kurz sie ist: so haben Sie doch zeitlebens daran zu lernen. Seyn Sie ja nicht vorwitzig, Jungfer Ruhme, wenn Sie mit erfahrnen und begüterten Leuten zu thun haben. Ein Mann wird recht gut mit Ihnen fahren, wenn Sie diesen Fehler ablegen und nicht klüger thun wollen, als es sich für Ihre Jahre schickt.

Carolinchen. Also muß ich thun, als ob ich gar nichts wüßte, und als ob mein Verstand nichts als ein leeres Behältniß wäre, darein Sie und andere wackere Leute ihre verjährten Meynungen hinein tragen könnten? Kurz, ich muß so lehrbegierig seyn, wie ein Kind.

Hr. Damon. Recht so, Jungfer Ruhme. Die Natur hat Ihnen schöne Gaben gegeben, wenn Sie so bleiben. Und was Ihnen ja noch fehlt, das wird ein Mann schon zu verbessern wissen. Durch den Mann wird ein Frauenzimmer erst klug.

Carolinchen. Ich danke Ihnen gehorsamst für diese Schmeicheley.

Hr. Damon. So gefallen Sie mir. Da ich Ihre Bereitwilligkeit mir zu folgen kenne, so kann ich Ihnen

nen nunmehr ohne Bedenken die ganze Sache offenbaren. Herr Simon, mein Mündel, den Sie schon kennen, ein junger, artiger und gelehrter Mensch, der funfzigtausend Thaler im Vermögen hat, und nur kürzlich von Reisen gekommen ist, braucht eine Frau, und Sie brauchen einen Mann. Also wäre mein Rath, daß Sie ihn nähmen. Ich wüßte keine bessere Gelegenheit in der ganzen Welt für Sie. Kurz, geben Sie mir Ihr Wort, Sie sollen ihn haben.

Carolinchen. Darf ich mir nicht einige Bedenkzeit ausbitten, oder muß ich gleich Ja sagen?

Hr. Damon. Wozu brauchen Sie denn Bedenkzeit? Darf sich ein Mädchen, die keine Aeltern, kein Vermögen und nichts, als ein roth und weißes Gesichte, zu ihrer Ausfteuer hat, wohl noch Bedenkzeit ausbitten, wenn sie einen jungen reichen Mann nehmen soll? Ist dieß der Gehorsam, den Sie meinen Jahren und meiner guten Absicht schuldig sind?

Carolinchen. Halten Sie denn eine Heirath, ein so genaues Band, das zeitlebens dauern soll, für eine Kleinigkeit, bey der man sich gar nicht bedenken darf?

Hr. Damon. Nein, ich halte es für etwas sehr wichtiges, und eben deswegen sollen Sie gleich Ja sagen.

Carolinchen. Will mich denn Herr Simon zur Frau haben?

Hr. Damon. Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie gefallen ihm, und mir zu gefallen wird er alles thun.

Carolinchen. Wenn mich also Herr Simon nimmt,

Die Ohrgehenke ſtehen Ihnen ganz vortrefflich wohl. Aber warum zeigen Sie mir die Zitternadel nicht?

Fr. Damon. Hier iſt ſie. Ich habe Bedenken getragen, ſie Ihnen zu zeigen, weil ich befürchtete, es würde Ihnen bey Ihrer Unpäßlichkeit nicht damit gedienet ſeyn.

Fr. Orgon. (Sie ſieht die Nadel an.) Ach, das iſt ja was engliſches! Eines ſolchen Putzes darf ſich eine Gräfinn nicht ſchämen. Der rechtſchaffene Herr muß ſehr großmüthig geweſen ſeyn. Und wenn er mich damit beſchenkt hätte, es könnte mir nicht ſo angenehm ſeyn, als daß er es Ihnen gegeben hat. Wenn ich nur alle meine Freunde glücklich ſehen ſollte! Das iſt mein täglicher Wunſch. Aber wenn die Steine nur auch ächt ſind. Es könnten doch wohl Böhmiſche Diamanten ... Nein, das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Es ſind gute Brillanten. Sie können ſich darauf verlaſſen. Ich bin ganz beſchämt, daß Sie mir Ihre Liebe auf eine ſo zärtliche Art ſehen laſſen.

Fr. Orgon. Hatten Sie denn viel Mühe mit dem rechtſchaffenen Manne? Lag er lange krank?

Fr. Damon. Drey Tage. Er hat mir wenig Mühe gemacht. Ich verſorgte ihn mit Eſſen und Trinken. Und in derſelben Nacht, da er ſo gefährlich krank war, erſuchte er mich, ihm aus einem geiſtlichen Buche etwas vorzuleſen. Ich ergriff Saurins Reden, und las ihm eine vor. Für dieſen Dienſt, ſagte er den andern Tag, bin ich Ihnen weit mehr verbun-

den,

den, als für alle Wartung. Ich habe nicht gewußt, daß ſo ein ſchönes Buch in der Welt iſt. Und da er mir bey dem Abſchiede das Präſent machte, ſo ſagte er, dieſes iſt für Saurins Rede.

Fr. Orgon. Das muß ich bekennen! der rechtſchaffene Mann!

Fr. Damon. Ich ſchenkte ihm das Buch, da er in den Wagen ſteigen wollte. Ich nehme es an, ſagte er. Wenn ich ſterbe, ſo will ich Ihnen oder Ihrer Jungfer Muhme, (denn Carolinchen ſtund gleich bey mir) das Buch wieder vermachen, und noch etwas zu mehr Büchern.

Fr. Orgon. Iſt es möglich? Ach wie beklemmt mirs das Herz! So wird er Sie wohl gar noch in ſeinem Teſtamente bedenken? Wenn er nur nicht etwa auf der Reiſe ſtirbt! Ich wäre des Todes über dieſen Zufall. Aber, Mamſell, wie haben Sie ſich denn ſo beliebt bey ihm gemacht?

Carolinchen. Ich, Madame? Ich beſuchte meine Frau Muhme etlichemal in ſeiner Anweſenheit. In der Stube neben derjenigen, wo er lag, ſtund ein Clavier, darauf habe ich einige Chorale und Lieder geſpielt, weil er es verlangte. Keine andere Gefälligkeit habe ich ihm nicht erzeigt. Und der gute Mann hat mich doch genöthiget, dieſen Ring anzunehmen.

Fr. Orgon. Wie? Er hat Sie auch beſchenkt? Sie müſſen in einem glücklichen Zeichen gebohren ſeyn. Das iſt ja ein auserleſener Ring. Ich gönne Ihnen Ihr Glück von Herzen, mein ſchönes Kind.

Doch ich bedaure Sie zugleich. Ein solcher kostbarer Ring erfodert auch kostbare Kleider. Wenn nun auch ein großmüthiger Herr ungefähr krank würde, und Ihnen etliche Stücke gute Stoffe zu Moriennen schenkte. Vielleicht kömmt dieser Putz im Testamente nach. Sehen Sie doch, wie der große Diamant spielet! Er blendet mich, daß mir die Augen überlaufen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Wertheste Frau Schwägerinn, ich möchte Ihnen gern etwas in meinem Garten zeigen. Wollen Sie sich nicht heraus bemühen? Meine Frau und Jungfer Carolinchen sollen hier auf Sie warten.

Fr. Orgon. Wie Sie befehlen. Nur daß ich mich nicht zu lange in der Luft aufhalten darf.

Sechster Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Nun wundert michs nicht, daß Sokrates, wie ich im Zuschauer gelesen habe, durch seine Frau hat können zum Philosophen werden. Eine solche Xantippe, wie die Frau Orgon, muß einem Manne mehr Dienste thun, als die ganze Moral. Ich habe sie das erstemal, da ich sie vor einem Vierteljahre gesehen, nicht so gefunden. Sie ziert sich ja, wie ein Kind von acht Jahren. Hat sie nicht im Garten, gegen den Herrn Simon, ganz unerträgliche, und gegen ihren Mann ganz unerlaubte Dinge gesagt!

Fr. Da-

Fr. Damon. O mein gutes Kind, Sie kennen die Frau Orgon noch nicht. Wenn man das erstemal bey ihr ist, so sollte man schwören, es wäre keine bessere und artigere Frau auf der Welt. Wenn man nen bey ihr ist, so thut sie sich alle Gewalt an, um bewundert zu werden. Und diese Begierde besiegt auf kurze Zeit ihren Geiz, ihren Neid, ihren Stolz, ihre Grobheit gegen ihren Mann, und ihre Liebe zur Verläumdung. Aber diese Freude dauert nicht lange. Die Natur kömmt wider ihren Willen hervor, und wird eine Verrätherinn an ihr. Kurz, wenn man sie das andremal besucht, so sieht man ihre schlimme Seite schon halb, denn es wird ihr zu sauer, sich zu verbergen. Kömmt man das dritte und vierte mal, so sieht man anstatt der lieben Frau, die man bewundert und hochgehalten hat, nichts als das Gegentheil.

Carolinchen. Das ist ein vortrefflicher Charakter! Hat sie nicht auch etwa die Tugend, daß sie ihrem Manne untreu ist?

Fr. Damon. Nein, das glaube ich nicht. Sie hat Eitelkeit genug, und sucht bey aller Gelegenheit von den Mannspersonen bewundert zu werden. Doch so lächerlich sie über dieser Bemühung wird; so schweift sie doch nie auf eine strafbare Art aus.

Carolinchen. Aber glauben Sie denn, daß sie wirklich krank ist?

Fr. Damon. Nichts weniger! Ich wollte wetten, daß ihr kein Finger weh thut. Aber sie stellt sich krank, um sich wegen des Verdrusses zu rächen, den ihr

mein Präsent gemacht hat. Auf diese Art kann sie mir die Last auflegen, daß ich allerhand Umstände mit ihr machen, und mich wegen Ihrer Maladie besorgt stellen muß.

Carolinchen. Aber, Frau Muhme, wo nehmen Sie die Geduld her, mit so einer Frau umzugehen? Ich würde es ihr nicht mit deutlichen Worten sagen, daß sie eine Närrinn wäre, wenn ich viel mit ihr umgehen sollte; aber ich wollte sie mit so vieler Gleichgültigkeit peinigen, und mit so vielen Stichelreden bestrafen, daß sie meinen Umgang nie suchen sollte.

Fr. Damon. Dieser Anschlag kömmt recht aus dem Innersten Ihres Herzens. Und wenn man nicht genöthiget wäre, mit allerhand Leuten umzugehen, und besonders mit Blutsfreunden: so würde ich Ihrem Rathe vielleicht folgen. Allein wissen Sie nicht, daß es eine größre Kunst ist, eine Närrinn mit Geduld zu ertragen, als sich von ihr los zu machen, und öffentliche Spaltungen in der Freundschaft zu verursachen? Geben Sie nur Achtung, wie gelassen ich mich heute bey alle den Schwachheiten meiner Frau Schwägerinn aufzuführen suchen werde. Das erfordert die Menschenliebe.

Carolinchen. Ich bewundre Sie, liebe Frau Muhme. Möchte ich doch, da ich so viel von Ihnen gelernet habe, auch Ihre Geduld lernen können! Da sich die Frau Orgon so gütig gegen ihre Freunde aufführet; wie muß sie vollends mit ihrem Gesinde umgehen?

Fr. Damon. Bey der Frau Orgon ist eine Bediente nicht allein eine Maschine, die von früh bis in die Nacht, ohne zu ruhen, sich bewegen muß. Nein, Sie hat noch mehr zu ertragen. Sie ist das Werkzeug, an dem sie alle den Gift ausläßt, den ihr Stolz, ihr Geiz, ihr Neid und ihre übrigen fruchtbaren Neigungen den Tag über hervorbringen. Ihr Herz mag von dieser oder jener Seite durch andere Leute oder durch sich selbst aufgebracht werden: so hat es ihre Magd zu genießen. Wenn Sie nur eine einzige solche Standrede mit anhören sollten, als sie ihrer Magd alle Tage hält: Sie würden über die wütende und von Schimpfwörtern und neu erfundenen Schmähungen recht strotzende Beredsamkeit erschrecken.

Carolinchen. So muß wohl eine Magd etwas großes gethan haben, die bestimmt ist, in ihren Diensten zu leben. Eine Stelle im Zuchthause muß dagegen eine rechte Glückseligkeit seyn.

Fr. Damon. So tyrannisch sie mit dem Gesinde umgeht: so sind doch ihre Mägde zu gewissen Stunden ihre Vertrauten, denen sie ihr ganzes Herz ausschüttet, und das Uebelste von ihrem Manne und ihren Freunden entdecket.

Carolinchen. Ihre Magd zu werden, ist die größte Strafe; aber ihr Mann zu seyn, das muß ein Unglück seyn, bey dem einem der Selbstmord leicht einfallen kann.

Fr. Damon. Seyn Sie ruhig! Ihr Mann ist der Unempfindlichste und Gleichgültige im höchsten Grade,

und fühlet sein Elend, bey einer solchen Frau zu leben, eben so wenig, als er das Vergnügen der Ehe schmecken würde, wenn er eine vernünftige und zärtliche Frau hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Mein Schatz, ich habe die Frau Schwägerinn wieder in den Garten geführt. Gehe doch zu ihr, und unterhalte sie ein wenig. Sie sagte, sie könnte nicht ruhig seyn, wenn sie Dich nicht sähe.

Fr. Damon. Ich will ihr das Vergnügen gleich machen. Kommen Sie, Carolinchen.

Hr. Damon. Gehe immer voraus, mein Kind. Ich will mit der Jungfer Muhme schon nachkommen.

Achter Auftritt.

Herr Damon. Carolinchen.

Hr. Damon. Jungfer Muhme, ich will Ihnen einen Vorschlag thun, der Ihnen aus mehr als Einer Ursache lieb seyn muß. Ich bin Ihnen meiner Frau wegen stets gewogen gewesen, und also ...

Carolinchen. Auf diese Versicherung kann ich eben nicht stolz werden. Wenn Sie mir bloß der Frau Muhme wegen gewogen sind: so scheint es, daß ich eben nicht viel eigenthümliche Verdienste haben muß.

Hr. Damon. Wer wird denn nun alle Worte auf die Goldwage legen? Was kann Sie denn das verschlagen, ob ich Ihnen aus dieser oder jener Ursache

gewogen

gewogen bin? Genug, wenn ichs bin, und mir alle Mühe gebe, für Sie zu sorgen.

Carolinchen. Recht gut, Herr Vetter. Ich will mit der Ehre Ihrer Gewogenheit zufrieden seyn, gesetzt, daß ich sie auch nur dem Zufalle zu danken hätte, daß meine Frau Muhme Ihre Frau ist. Was haben Sie mir denn für einen Antrag zu machen?

Hr. Damon. Es geht Ihr Glück an, und dieß will ich machen.

Carolinchen. Das ist sehr großmüthig, Herr Vetter. Aber ohne Maaßgebung, wissen Sie denn schon, ob ich das für mein Glück halte, was Sie dafür ansehen? Ich fürchte, daß wir verschiedene Meynungen haben werden.

Hr. Damon. Nun! man sollte denken, ich, als ein funfzigjähriger Mann, sollte wohl wissen, was ein Glück wäre. Und wenn Sie anderer Meynung sind: so müssen Sie wissen, daß Sie jung sind und keine Erfahrung haben.

Carolinchen. Es ist wahr, ich bin jung. Aber vielleicht habe ich alte Bücher gelesen. Wie heißt denn mein Glück, Herr Vetter?

Hr. Damon. Es heißt Herr Simon.

Carolinchen. So hat es ja gar einen Mannsnamen? Wollen Sie sich nicht weiter erklären?

Hr. Damon. Ich dächte, ein Frauenzimmer, das sich rühmet, alte Bücher gelesen zu haben, könnte schon verstehen, was ich meyne.

Carolinchen. Ja! Aber Sie möchten es übel nehmen, wenn ich, als ein junges Mädchen, so witzig

wäre und gleich errieche, was ein Mann, der viel zu denken pflegt, mit einem einzigen Worte hätte sagen wollen.

Hr. Damon. Diese Bescheidenheit gefällt mir. Man kann alten Leuten nie zu viel Hochachtung erweisen. Sie sagen oft mit einem Worte mehr, als die Jugend in einem Jahre nicht fassen kann. Ich pflege allen jungen Leuten eine Regel von zwey Worten zu geben: Bete und arbeite! Und so kurz sie ist: so haben Sie doch zeitlebens daran zu lernen. Seyn Sie ja nicht vorwitzig, Jungfer Muhme, wenn Sie mit erfahrnen und begüterten Leuten zu thun haben. Ein Mann wird recht gut mit Ihnen fahren, wenn Sie diesen Fehler ablegen und nicht klüger thun wollen, als es sich für Ihre Jahre schickt.

Carolinchen. Also muß ich thun, als ob ich gar nichts wüßte, und als ob mein Verstand nichts als ein leeres Behältniß wäre, darein Sie und andere wackere Leute ihre verjährten Meynungen hinein tragen könnten? Kurz, ich muß so lehrbegierig seyn, wie ein Kind.

Hr. Damon. Recht so, Jungfer Muhme. Die Natur hat Ihnen schöne Gaben gegeben, wenn Sie so bleiben. Und was Ihnen ja noch fehlt, das wird ein Mann schon zu verbessern wissen. Durch den Mann wird ein Frauenzimmer erst klug.

Carolinchen. Ich danke Ihnen gehorsamst für diese Schmeicheley.

Hr. Damon. So gefallen Sie mir. Da ich Ihre Bereitwilligkeit mir zu folgen kenne, so kann ich Ihnen

nen nunmehr ohne Bedenken die ganze Sache offenbaren. Herr Simon, mein Mündel, den Sie schon kennen, ein junger, artiger und gelehrter Mensch, der funfzigtausend Thaler im Vermögen hat, und nur kürzlich von Reisen gekommen ist, braucht eine Frau, und Sie brauchen einen Mann. Also wäre mein Rath, daß Sie ihn nähmen. Ich wüßte keine bessere Gelegenheit in der ganzen Welt für Sie. Kurz, geben Sie mir Ihr Wort, Sie sollen ihn haben.

Carolinchen. Darf ich mir nicht einige Bedenkzeit ausbitten, oder muß ich gleich Ja sagen?

Hr. Damon. Wozu brauchen Sie denn Bedenkzeit? Darf sich ein Mädchen, die keine Aeltern, kein Vermögen und nichts, als ein roth und weißes Gesichte, zu ihrer Ausſteuer hat, wohl noch Bedenkzeit ausbitten, wenn sie einen jungen reichen Mann nehmen soll? Ist dieß der Gehorsam, den Sie meinen Jahren und meiner guten Absicht schuldig sind?

Carolinchen. Halten Sie denn eine Heirath, ein so genaues Band, das zeitlebens dauern soll, für eine Kleinigkeit, bey der man sich gar nicht bedenken darf?

Hr. Damon. Nein, ich halte es für etwas sehr wichtiges, und eben deswegen sollen Sie gleich Ja sagen.

Carolinchen. Will mich denn Herr Simon zur Frau haben?

Hr. Damon. Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie gefallen ihm, und mir zu gefallen wird er alles thun.

Carolinchen. Wenn mich also Herr Simon

nimmt,

nimmt, so nimmt er mich, um Ihnen einen Gefallen zu thun, und mir eine unverdiente Wohlthat zu erzeigen. Ich habe Sie gefragt, ob mich Ihr Herr Mündel heirathen will. Seyn Sie nunmehr so gütig, und fragen Sie mich, ob ich ihn auch haben will.

Hr. Damon. Also wollen Sie ihn haben?

Carolinchen. Nein, so lange ich meinen Verstand behalten werde, so schwöre ich Ihnen zu, daß ich nicht in die Versuchung gerathe, ihn zu lieben, und wenn er noch sechsmal nach Paris reisete.

Hr. Damon. Sind Sie nicht bey sich selbst? Warum sieht er Ihnen denn nicht an? Denken Sie denn, daß ein Marquis aus Frankreich nach Deutschland kommen wird, um sich in Sie zu verlieben? Warum wollen Sie ihn denn nicht haben?

Carolinchen. Aus eben den Ursachen, weswegen Sie glauben, daß er sich vortrefflich für mich schickte, aus eben den Ursachen, sage ich, begehre ich ihn nicht. Erstlich verlange ich ihn nicht, weil er so reich ist.

Hr. Damon. Ich bitte, verrathen Sie Ihren Unverstand nicht so sehr. Wenn er nicht reich wäre: so möchte er hingehen, wo er wollte. Aber weil er reich ist, und Sie arm sind: so ist es ein Mann für Sie. Was wollen Sie denn mit einem Armen anfangen; Sich aus Liebe bey ihm zu Tode hungern? Ist ein Mann mit funfzig tausend Thalern kein Glück?

Carolinchen. Das Glück, das ich bey Ihrem reichen Herrn Mündel haben werde, besteht ungefähr darinne: Er wird mich heirathen, und unter der Gestalt seiner Frau werde ich anders nichts, als seine

Speise-

Speiſewirthinn und Haushälterinn, kurz, eine Sklavinn ſeyn, die ihre Freyheit, ihre Neigung, und alles dem Stolze und den Schwachheiten eines reichen und ungeſchickten Mannes aufopfern muß, und zwar aus dem Grunde, weil ſie den Fehler hat, daß ſie arm iſt.

Hr. Damon. O über Ihren Stolz! Sagen Sie mir nur, ob Ihnen mein Mündel nicht gut genug iſt? Sie ſind ja keine Prinzeſſinn. Ich weis ja wohl, daß Ihr Großvater ein guter ehrlicher Pachter war, und Ihr Herr Vater hatte die Weisheit auch nicht vom Himmel geholet. Wenigſtens hat er bey ſeiner großen Gelehrſamkeit nicht ſo viel verlaſſen, daß er unter die Erde gebracht werden konnte. Ich will es Ihnen in meinem Buche zeigen, wie viel ich zu ſeinem Leichenbegängniſſe vorgeſchoſſen habe. Soll ich Sie etwa auch auf meine Koſten begraben laſſen, wenn Sie ſterben?

Carolinchen. Herr Vetter, Sie thun mir recht viel Ehre an, daß Sie mir meine Aeltern, oder vielmehr ihre Armuth vorwerfen. Ich bin auf nichts ſo ſtolz, als daß ich einen rechtſchaffenen und gelehrten Vater gehabt habe, der mir eine vernünftige Erziehung geſchafft, ob er mir gleich nichts hinterlaſſen. Sein guter Name, den er bey Vernünftigen hat, iſt in meinen Augen ein Anſehen, das ich um Ahnen und Rittergüter nicht hingeben wollte. Und wenn Sie die ausgelegten Leichenkoſten gar zu ſehr beunruhigen: ſo will ich Ihnen den Ring, den ich letztens geſchenkt bekommen habe, ſo lange zum Pfande geben, bis ich das Geld bezahlen kann.

Hr. Da-

Hr. Damon. Ich habe Ihnen nichts vorgeworfen, ſo ein Mann bin ich nicht. Ich habe nur geſagt, was wahr iſt. Sie mögen ſich nun ſo koſtbar machen, als Sie wollen: ſo dächte ich nach meinen einfältigen Gedanken doch, daß Herr Simon Ihrer alle Stunden werth wäre, wenn Sie auch zehn tauſend Thaler hätten, da Sie doch nicht ſo viel Groſchen haben. Verſtehen Sie mich?

Carolinchen. Ich verſtehe Sie ganz wohl. Sie reden mit der deutlichen und bündigen Beredſamkeit eines reichen Mannes an ſeine arme Clientinn. Ich will Ihnen meine Meynung kurz ſagen: Wenn Herrn Simons Verſtand ſo gut wäre, als ſeine Perſon iſt, und er ein gutes Gemüthe hätte: ſo würde er ein ganz liebenswürdiger Mann ſeyn. Allein, ſeine reichen Kleider blenden mich nicht, daß ich nicht ſeine freche, oder, wie er es nennt, galante Lebensart einſehen könnte. Und wenn er einen Anſpruch auf alle Goldbergwerke hätte: ſo werde ich ihn nicht lieben. Die Ehe iſt das wichtigſte Geſchäffte in der Welt, von dem mehr Vergnügen und Quaal abhängt, als daß man das erſte der Mode und dem Reichthume aufopfern ſollte, um ſich das andere recht förmlich dadurch zu erkaufen. Was quälen Sie mich mit einer Heirath? Laſſen Sie mir meine Freyheit, oder laſſen Sie mir wenigſtens Zeit, bis mich ein Mann wählet, der vernünftig und zärtlich iſt, und bey dem ich das werden kann, was er iſt. Alsdann werden Sie ſehen, ob ich Ihnen ungehorſam, oder ob ich zu ſtolz zur Ehe, oder zu alberu zur Liebe bin.

Hr. Da-

Hr. Damon. Jungfer Muhme, ſoll ich Ihnen ſagen, wie mirs ums Herze iſt, ohne Umſtände zu machen?

Carolinchen. Wie können Sie mich erſt fragen? Es iſt Ihnen nichts anſtändiger, als dieſe Freyheit, zu der Sie Ihr Alter, Ihr Vermögen, und Ihr ganzer Charakter bevollmächtigen.

Hr. Damon. Kurz, Ihr vieles Bücherleſen, Ihr Bißchen Franzöſiſch, Ihr Clavierſpielen macht Sie närriſch, und Ihr Spiegel und Ihre Armuth machen Sie ſtolz und ſorglos. Da haben Sie in wenig Worten Ihr ganzes Bildniß.

Carolinchen. Das iſt ja ein vortreffliches Verzeichniß meiner Eigenſchaften und ihrer Quellen. Sie werden ja recht ſinnreich, wenn Sie mich beſchimpfen wollen. Merken Sie ſich doch dieſen Charakter. Sie können ihn weiter ausführen und an den Bruyere drucken laſſen, und ſich noch etliche Groſchen Geld damit verdienen. Gut; weil Sie mich mit aller Gewalt närriſch machen wollen, ſo will ich Ihnen ſagen, daß ichs bin. Aber Sie werden es meiner Narrheit zu gute halten, wenn ich ſage, daß ich Sie auch nicht für den klügſten Mann halte.

Hr. Damon. Sie mögen von mir halten, was Sie wollen. Mir iſt es ſehr gleichgültig. Ein Mann, der beynahe zwanzig Jahre in einem öffentlichen Amte ſteht, von dem kann man mit Rechte vermuthen, daß er im Schlafe klüger iſt, als ein achtzehn- oder zwanzigjähriges Mädchen im Wachen.

Carolinchen. Das Amt macht wohl ſatt; aber

nicht

nicht allemal klug. Doch, Herr Vetter, Sie haben mir Ihr Herz eröffnet, und ich Ihnen das meinige. Ich glaube also, daß Sie mir nichts mehr werden zu sagen haben; denn ich wüßte fast keine Galanterie, die Sie vergessen haben sollten an mir zu verschwenden. Ich will in den Garten zur andern Gesellschaft gehen, wenn Sie es erlauben wollen.

Hr. Damon. Ha! Ha! Ich verstehe diese Sprache. Je spröder sich ein Mädchen stellt, desto verliebter ist sie. Vielleicht würde Sie die Gesellschaft nicht so an sich ziehen, wenn Herr Simon nicht dabey wäre. Ich habe es lange an Ihren Mienen gemerkt, was in Ihrem Herzen vorgeht. Verstellen Sie sich nicht, loses Kind. Ich wollte Ihnen alles aufs Blatt schreiben, was Sie fühlen.

Carolinchen. Das würde ein sehr lächerliches Journal von meinem Herzen werden. Herr Simon würde gewiß darinnen das seyn, was das Geld bey Ihnen ist.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Carolinchen. Frau Muhme, reden Sie doch Ihrem Herrn Liebsten zu. Er quält mich mit einer Heirath, und ist so überzeugt davon, daß ich ihm gewogen bin, so überzeugt, sage ich, als von der Gewißheit seines Geburtstages.

Fr. Damon. Ich wollte eben sehen, warum Ihr so lange von uns bliebet. Kommen Sie, mein lieber Mann, die Gesellschaft vermißt Sie. Und der

Frau

Frau Schwägerinn ihre Krankheit steigt von Stunde zu Stunde so ordentlich, daß man die Ohnmacht ausrechnen kann. Kommen Sie.

Hr. Damon. Meynst du nicht, mein Schatz, daß Jungfer Carolinchen und Herr Simon für einander gebohren sind?

Fr. Damon. Kommen Sie, wir können die Gesellschaft nicht so lange allein lassen.

Hr. Damon. Es ist mein wahrer Ernst. Carolinchen muß ihn heirathen. Auf diese Art werden ich und du vieler Sorgen los.

Carolinchen. Wenn nur gleich ein Priester da wäre, der uns trauen könnte. Ich glaube, Sie bezahlten vor Freuden das Traugeld.

Hr. Damon. Ja. Hier haben Sie meine Hand. Ich will den ganzen Thaler geben.

Carolinchen. Wollen Sie mir auch die Hochzeit ausrichten und die Brautkleider schaffen?

Hr. Damon. Ja! das will ich . . Wie meynten Sie? Die Hochzeit ausrichten und die Brautkleider schaffen? Nein! Das würde Herr Simon nicht geschehen lassen. Es wäre für ihn ein Schimpf, und für mich eine Pralerey.

Carolinchen. Aber, wenn ich mit dieser Bedingung Herr Simonen heirathen wollte, und Ihnen mein Glück so lieb wäre: so dächte ich, könnten Sie sich wohl einmal dem Verdachte einer Pralerey aussetzen. Gut, gut. Sie richten mir die Hochzeit aus, und schaffen mir Kleider und Betten. Ich halte Sie bey Ihren Worten, und will Herr Simonen haben.

Hr. Damon. Wie? Was? Das hätte ich gesagt? Ist es nicht genug, daß ich Sie reich machen will? soll ich auch noch darüber zum armen Manne werden?

Fr. Damon. Ihr Leute, zankt Euch nicht über eine Sache, die mir verdächtig vorkömmt. Kommt!

Carolinchen. Nur noch ein Wort. Herr Vetter, wollen Sie nicht funfzig Thaler an ein Gastgebothe wagen? Mehr verlange ich nicht: so will ich Herr Simonen nehmen. Sie haben ja keine Kinder. Thun Sie es doch. Wollen Sie?

Hr. Damon. Wäre die feindliche Invasion nicht geschehen, so würde ich ohne Bedenken Ja sagen; aber so muthen Sie mir es nicht zu. Ich hatte einen Rittmeister und acht Bediente und zwölf Pferde bey mir. Ach! was frißt nicht Pferd und Mann in vier und zwanzig Stunden?

Carolinchen. Thun Sie, als wenn Ihnen die Feinde funfzig Thaler mehr gekostet hätten, oder verrechnen Sie die funfzig Thaler mit unter den Schaden, welchen der Friede ersetzen soll. Darf ich hoffen?

Hr. Damon. Nein, ich bin nicht geizig. Das darf mir niemand vorwerfen. Aber funfzig Thaler schenkt kaum ein Fürst ohne Ursache weg.

Fr. Damon. Ich bitte Euch alle beide von Herzen, hört auf, oder ich muß denken, daß Ihr ein gröſseres Vertrauen in meine Geduld setzet, als ich wünsche.

Carolinchen. Frau Muhme, werden Sie nicht böse. Die Sache betrifft mein Glück, wie der Herr Vetter spricht. Doch, Herr Vetter, ich will Ihnen zeigen, daß ich die Billigkeit Ihrer Gründe einsehe.

Ich

Ich will von funfzig Thalern bis auf dreyßig nachlaſſen. Wenn Sie mir dieſe gleich zu einem Hochzeitgeſchenke baar auszahlen wollen: ſo ſollen Sie noch heute das Vergnügen haben, mich Jungfer Braut zu heißen.

Hr. Damon. Hören Sie nur. Kurz und gut. Wenn Sie Herr Simonen nehmen wollen: ſo ſoll das ausgelegte Geld für Ihres ſeligen Herrn Vaters Leichenbegängniß, welches acht Thaler acht Groſchen beträgt, Ihnen geſchenkt und hiemit getilget ſeyn.

Carolinchen. Frau Muhme, iſt das nicht großmüthig? Kommen Sie, Herr Vetter. Ich will Sie in den Garten führen. Wir wollen heute ſchon noch eins werden. Wenn Ihnen der Wein bey der Mahlzeit in den Kopf kömmt, ſo geben Sie mir lange eine Verſchreibung von hundert Thalern zum Brautſchatze.

Hr. Damon. Wie? Hundert Thaler? Was ſagen Sie? Ich hätte mich zu hundert Thalern verſtanden? Mein Kind! ſage es auf Dein Gewiſſen, habe ich mit einer Sylbe daran gedacht? Was? Nehmen Sie, wen Sie wollen, Jungfer Muhme. Ich will mich in Ihre Heirath nicht mengen. Sie ſind ein gefährliches Mädchen, das merke ich.

Fr. Damon. Carolinchen weis es doch, daß Sie es gut meynen. Sie will ſich vielleicht ein Bißchen rächen, daß Sie ſie mit einer Heirath geplagt haben. Kommt ja, ſonſt ſtirbt die Frau Schwägerinn.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Hr. Damon. Hier sehen Sie das Loos. Es kostet vier Thaler. Wenn Sie dieſe daran wagen, und Ihr Glück verſuchen wollen: ſo ſteht es zu Ihren Dienſten. Ich thäte es, wenn ich wie Sie wäre.

Hr. Simon. Wenn es vierzig Thaler koſtete, ſo wollte ichs weit lieber annehmen, als da es nur vier Thaler beträgt. Meinen Namen bey vier Thalern? Es iſt wider meine Ehre. Alle Leute wiſſen, daß ich eine Tonne Goldes im Vermögen habe.

Hr. Damon. So wiſſen alle Leute etwas ſehr falſches. Ich dächte, Ihr Vormund ſollte am beſten wiſſen, wie hoch ſich Ihr Vermögen beliefe. Funfzigtauſend Thaler haben Sie, und keinen Groſchen mehr. Es wird ſich zeigen, wenn ich in vier Wochen die Vormundſchaft aufgebe, und Ihnen die Rechnung vorlege. Könnten Sie mir doch anſtatt funfzigtauſend Thaler hunderttauſend abfordern. Was? Ich wäre kein ehrlicher Mann? Ich ſollte Sie um eine halbe Tonne Goldes betrogen haben?

Hr. Simon. Wer hat denn das geſagt? Es mag ſeyn, daß ich nur funfzigtauſend Thaler im Vermögen habe; dem ungeachtet werde ich ſtets von hunderttauſend Thalern ſprechen. Leute von Stande müſſen allemal mehr haben, als ſie haben. Wenn ich an den Hof gehe, und eine reiche Heirath thue, ſo kann ichs wohl auf eine Million bringen.

Hr. Da-

Hr. Damon. Sie haben eine leichte Art zu rechnen, und nach dieser können Sie sehr reich werden. Doch wieder auf den Lotteriezeddel zu kommen. Sie dürfen ja Ihren Namen nicht entdecken. Es geht nach der Nummer und nach der Devise. Wollen Sie das Loos nicht haben? Wer weis, wie viel Sie damit gewinnen!

Hr. Simon. Geben Sie es nur her, und bringen Sie das Geld dafür in meine Rechnung. (Er sieht es an.) Aber was ist denn das für eine hypochondrische Devise? Pour la vertu! Von wem haben Sie Französisch gelernt, Herr Vormund? Sie sind gewiß auf das Wort vertu gefallen, weil Sie kein anders gewußt haben. Hätten Sie denn nicht etwas galantes wählen können? Die Devise kann ich nicht leiden. Ich streiche sie aus, und setze dafür pour la petite Jeannette, oder so etwas.

Hr. Damon. Nein, Herr Simon, die Devise muß bleiben, oder das ganze Loos geht verloren. Steht denn etwas gefährliches in den französischen Worten? Es hat sie mir ein guter Freund darauf gesetzt.

Hr. Simon. Es mag gewesen seyn, wer es will, so muß er wenig Lebensart gehabt haben. Ich will Ihnen die Devise verdeutschen. Sie heißt: Für die Tugend! Können Sie etwas trockeners und frostigers träumen, als dieses Sprüchelchen ist? Wenn haben Sie bey einem Hofmanne eine solche Devise gesehen?

Hr. Damon. Ich bin ja kein Hofmann. Und hören Sie nur, Herr Simon, die Tugend lasse ich mir

nicht nehmen. Mein Vater und unsere ganze Familie hat stets den Ruhm der Tugend gehabt. Die Tugend ist ganz gut. Wo Tugend ist, kömmt Segen ins Haus. Ich dürfte fast das Loos nicht verkaufen, weil die Tugend darauf steht. Wer weis, wie viel sie gewinnt?

Hr. Simon. Und ich dürfte fast das Loos nicht nehmen, weil die Tugend darauf steht. Wer weis, wer es steht, und mich für einen Milzsüchtigen hält? Hier haben Sie es wieder.

Hr. Damon. Nein! Nein! Ich nehme es nicht wieder an. Was gehandelt ist, ist gehandelt. Ich wünsche Ihnen viel Glück dazu.

Hr. Simon. Gut, gut. Ich will das tugendhafte Loos behalten. Mich soll es nicht anstecken. Es giebt ja Pöbel genug, dem ich eine Freude damit mache, wenn ichs ihm schenke.

Hr. Damon. Verschenken müssen Sie es nicht. Lassen Sie nur mit sich reden. Das Loos kostet freylich nicht mehr, als vier Thaler. Allein das Postgeld und die übrigen Unkosten betragen noch acht Groschen. Mit diesen acht Groschen wollen wir es also machen. Ich will sie nicht in Rechnung bringen, sondern zu der Masse der vier Thaler schlagen. Von vier Thaler acht Groschen ist acht Groschen der dreyzehnte Theil. Wenn also das Loos gewinnt: so kriege ich den dreyzehnten Theil des Gewinnstes. Verstehen Sie mich?

Hr. Simon. Ich verstehe Sie; aber ich werde

den

den Vorschlag nicht eingehen. Es läßt nicht für meinen Stand.

Hr. Damon. Aber für mich läßt es ganz wirthschaftlich und vernünftig. Wissen Sie was, das Loos ist Ihre. Aber sagen Sie meiner Frau nichts davon. Sie kann die Lotterien gar nicht leiden, und würde mir den größten Vorwurf machen, wenn sie erführe, daß ich das Geld darein wagte.

Hr. Simon. Machen Sie sich keinen Kummer deswegen. Ich und Ihre Frau Liebste sind nicht so gar vertraut. Sie mag so schön aussehen, als sie will: so ist sie doch in meinen Augen eine Marionette, deren Augen und Hände von nichts, als den gemeinen Meynungen des Pöbels bewegt werden. Ma foi! Wenn Ihre Frau in eine Gesellschaft nach Paris käme, man würde denken, sie wäre eine Bürgerinn aus dem Monde.

Hr. Damon. Ich habe es ja nicht zu wissen verlangt, ob Ihnen meine Frau gefällt oder nicht. Wenn sie mir gut genug ist, so werde ich deswegen nicht krank werden, daß sie Ihnen mißfällt. Vielleicht ist mirs gar lieb. Doch das gehört nicht zur Sache. Ich kriege doch den dreyzehnten Theil, wenn Ihr Loos glücklich seyn sollte, und zwar wegen meiner zur Masse gegebenen acht Groschen.

Hr. Simon. Das wird sich schon geben; aber wo bleibt die Madam Orgon? Sie hat mir versprochen, die verdrießliche Gesellschaft in dem Garten zu verlassen, und sich mit mir hier allein zu unterhalten. Das ist doch eine Frau, mit der ein Cha-

peau ein Wort reden kann. Sie ist auch noch nicht galant genug; aber sie hat doch Attachement für eine Mannsperson. Ich muß sie suchen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Hr. Simon. Ha, liebste Madam, kommen Sie endlich? Haben Sie mich lange genug entbehrt? Ja, ja. Wir schicken uns besser zusammen, als wenn wir einander angetraut wären. Wenn ich Sie nicht in dem Garten gehabt hätte, ich wäre eingeschlafen. Es geht hier zu, wie in einer Leichenpredigt. Die Leute mögen gar nicht wissen, daß Sie gebohren sind, um lustig zu seyn. Aber, wie befinden Sie sich, Madam? Ist Ihr Zufall vorüber?

Fr. Orgon. Wie glücklich wäre ich, wenn ich so bald wieder gesund werden könnte, wie andere Leute! Ach! bey mir hält es immer lange an. (Zu Herr Damon.) Wissen Sie wohl, Herr Schwager, daß Ihre Frau Liebste und mein Mann nach Ihnen gefragt haben? Es hat auch ein gewisser Herr hergeschickt und sich erkundigen lassen, ob Sie ein Capital von etlichen tausend Thalern gegen Wechselbriefe vorschießen wollten.

Hr. Damon. Ist es möglich? Ich muß doch hören, wer es ist.

Dritter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon. Es ist recht schön, daß der närrische Mann fort ist. Er dünkt sich recht klug zu seyn, und

darum

darum hat er weniger Hoffnung klug zu werden, als alle Narren. Laſſen Sie uns luſtig ſeyn, liebſte Madam. Bey mir ſoll Ihnen die Zeit nicht lang werden. (Er küßt ihr die Hand.) Sie haben eine rechte weiße Hand, faſt weißer, als meine. Ja, ja. Sie ſind eine rechte drollichte Frau.

Fr. Orgon. Wenn Sie erlauben, ſo werde ich mich niederſetzen. Das Stehen wird mir gar zu ſauer.

Hr. Simon. (Er langt einen Stuhl her.) Sehen Sie, Madam, ſo bedient man das Frauenzimmer in Paris. Den Stuhl kann ein jeder Deutſcher herſetzen; aber mit einer bonne grace, das iſt die Seele von der Höflichkeit.

Fr. Orgon. Sie ſind der galanteſte Herr, den ich noch geſehen habe. Ach wie matt bin ich nicht!

Hr. Simon. O Madam! Eine kleine Erfriſchung! (Er küßt ſie.) Sie ſind eine rechte engliſche Frau. Ich möchte oft die Ehre Ihrer Geſellſchaft genießen.

Fr. Orgon. Mein lieber Herr Simon, Sie ſind (ſie ſchlägt ihn mit dem Fecher.) ſehr leichtfertig. Ich werde Ihnen bald einen Verweis geben. Wenn es jemand ſähe, ſo würde er gewiß auf eine ſtarke Vertraulichkeit ſchließen.

Hr. Simon. Madam, reden Sie nicht ſo, wie eine Deutſche. Ich habe ungefähr vor drey Monaten eben dieſe Galanterie gegen eine Marquiſinn in Paris gebraucht. Ah, mon cher Baron, ſagte ſie, que vous êtes conquerant! Ihr ſeyd der Ueberwinder ſelbſt! Sie verſtehen doch Franzöſiſch, Madam?

Fr. Orgon. Französisch? Ach ja, aber es wäre kein Wunder, wenn ich diese Sprache bey meinem albernen Manne vergessen hätte.

Hr. Simon. So lassen Sie uns doch mit einander parliren, Madam. Pourquoi differer?

Fr. Orgon. Nein, sprechen kann ich die französische Sprache nicht mehr; aber ich höre sie sehr gern reden. Sie hat so etwas einschmeichelndes.

Hr. Simon. Ah! que dites vous! Sie können kein Französisch sprechen, und Ihre fromme Frau Schwägerinn kann es? Ach das ist ewig Schade! Wie viel schönes wollte ich Ihnen, ma belle Dame, nicht vorsagen, wenn Sie diese Sprache verstünden! Vive la langue françoise! Ich weis nicht, es klingt im Deutschen alles so hölzern. Man kann in dieser Wendischen Sprache gar keinen charmanten Gedanken anbringen. Serieusement, wenn ich ein großer Herr in Deutschland wäre, so dürfte kein Mensch deutsch reden, als die Fuhrleute. Die deutsche Sprache ist zur Fuhrmannssprache gebohren. Alle Frauenzimmer müßten Französisch sprechen, und alle Gelehrte in meinem Lande Griechisch reden, damit man die Narren nicht verstünde.

Fr. Orgon. Schimpfen Sie doch nicht so auf die deutsche Sprache. Es ist ja Ihre Muttersprache.

Hr. Simon. Ja, tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn es meine Muttersprache nicht wäre, und zehntausend Thaler, wenn ich sie auf ewig vergessen könnte.

Fr. Orgon. Aber, daß die französische Sprache allein

allein nicht klug macht, das ſehe ich an meiner Frau Schwägerinn und Ihrer Jungfer Muhme. Sie parliren alle beide, und ſind doch ſo unmanierlich, als ob ſie in einer Dorfſchenke gebohren und erzogen wären.

Hr. Simon. Oui Madame! Aber Sie müſſen auch wiſſen, daß ſie beide von Herzen ſchlecht parliren, und ihr Franzöſiſch in Deutſchland gelernt haben. Nach Frankreich ſollten unſere Frauenzimmer reiſen; da würden ſie erſt witzig werden.

Fr. Orgon. Sollten ſie denn etwan in Geſellſchaft der jungen Herren reiſen?

Hr. Simon. Warum nicht? Die Schule für die Damen ſind die Mannsperſonen. Und der Chapeau muß unter dem Frauenzimmer die Lehrjahre ausſtehen; und beides in Paris. Da lernt man das gezwungene Weſen ablegen, und munter und geiſtreich werden. Alles übrige ſind Poſſen. Auf der Stubirſtube, oder vor dem Nähtahmen bey einem Buche ſitzen, ſind Poſſen. Nein! Die groſſe Welt; da muß man ſich formiren, und die altfränkiſchen Meynungen und den religiöſen Aberglauben vergeſſen lernen, den man mit der deutſchen Muttermilch eingeſogen hat. Engliſche Madam, wenn Sie mit mir parliren könnten, ich wollte mir ein Glied vom Finger ablöſen laſſen.

Fr. Orgon. Sie ſind gar zu gütig gegen mich geſinnt. Geſetzt, ich verſtünde die franzöſiſche Sprache vollkommen: ſo würde ſie doch nicht zureichen, die Hochachtung auszudrücken, die ich gegen einen ſo artigen Herrn trage.

Hr. Si-

Hr. Simon. Quel mot flateur! Ich weis nicht, womit ich Ihre Schmeicheley belohnen soll. Es klingt zu albern, wenn ich Ihnen auf deutsch sagen wollte, daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochschätze, daß ich Sie anbete. Ah! mon petit coeur gauche. Wie zärtlich klingt dieses im Französischen, und wie albern, wenn ich im Deutschen sagte, mein kleines linkes Herz!

Fr. Orgon. Sie irren sich, Monsieur. Was Sie sagen, das klingt in jeder Sprache schön. Sie haben Verstand, und können einen recht mit Lachen gesund machen; so witzig sind Sie! ... Verwünscht! meine Frau Schwägerinn!

Hr. Simon. Diese Vestale hätten wir entbehren können.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Hr. Simon. Was bringen Sie uns, Madame?

Fr. Damon. Ihre Magd bringt die Kleider, Frau Schwägerinn. Wollen Sie sich nicht umkleiden lassen?

Hr. Simon. Nur hergeschickt, Madame! Ich verstehe das so gut, als die beste femme de chambre.

Fr. Damon. Und wenn Sie es auch nicht so gut verstünden, so würde Ihnen diese Unwissenheit zur Ehre gereichen. Ich will Sie der Mühe überheben, Herr Simon.

Hr. Simon. Was, Madam? Denken Sie denn, daß ich noch ein junger Student bin, der nicht weis, wie er einem Frauenzimmer das Halstuch stecken soll?

ſoll? Sie müſſen mich doch für einen groſſen Pedanten halten, und ich weis nicht, wie Sie meine Aufführung in dieſem Irrthume beſtärken könnte. Sie werden gleich ſehen, ob ich das erſte Frauenzimmer in der Welt bediene. Ich will der Madam Orgon die Haare friſiren, und zwar ſo, wie man ſie vor zween Monaten in Paris trug. Nehmen Sie es nicht ungütig, Madam Damon, wenn ich Ihnen aufrichtig ſage, daß Ihre Coëffure gar nichts taugt, und daß in Ihren Locken nicht der geringſte gute Geſchmack iſt.

Fr. Orgon. Frau Schwägerinn, ſeyn Sie nur ſo gütig, und ſchicken mir meine Magd in das Nebenzimmer. Ich will weder Herr Simonen, noch Ihnen Mühe machen.

Fr. Damon. Wie Sie befehlen. Ich will Sie hier wieder erwarten, und den Herrn Simon indeſſen unterhalten, wenn ich anders galant genug bin.

Hr. Simon. (Zur Frau Orgon.) Ich ſoll nicht mit Ihnen gehen? Madam, ich will Sie anputzen, wie einen Engel. Erlauben Sie mir das Vergnügen, Sie nach meinem Geſchmacke anzukleiden, und ..

Fr. Orgon. Verlieren Sie kein Wort mehr. Sie erweiſen mir viel Ehre; aber ich, als ein verheirathetes Frauenzimmer, werde Ihre Galanterie als eine Beleidigung anſehen, wenn Sie mich nicht damit verſchonen.

Hr. Simon. Gehen Sie, gehen Sie, Madam. Sie fangen an wie eine Deutſche zu reden. Daran muß eine Frau in Geſellſchaft gar nicht denken, daß

ſie

ist, ist ma foi! ein Narr, der der Munterkeit in der Republik mehr Schaden thut, als zehn schwarze Gesetzprediger. Und was wollen Sie mit der Tugend einer Frau haben? Wie lange werden doch die Deutschen träumen? Das nenne ich Tugend, seinem Stande gemäß leben, und sich die Hochachtung der Welt erwerben. Was ist das Leben ohne Freyheit, ohne Zufriedenheit?

Fr. Damon. Mein Herr, ich streite nicht wider die Zufriedenheit. Es ist der größte Schatz, nach dem ein Vernünftiger streben kann. Aber ich glaube, daß eben die Dinge, worinne Sie Ihre Zufriedenheit suchen, zu nichts, als zur Unruhe, geschickt sind. Ich will es Ihnen kurz sagen. Zur Profession eines Freydenkers, den Sie vermuthlich vorstellen wollen, gehört nichts mehr, als wenig Verstand, ein wildes Herz, etliche englische oder französische Blätter voller Galle wider die Schrift, ein gut Glas Wein, ein gesunder Körper, der Besuch gewisser Häuser, die ich ohne Schamröthe nicht nennen kann, und wenn man es recht hoch bringen will, eine ohne Vorsichtigkeit und Klugheit angestellte Reise in fremde Länder.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Herr Orgon.

Hr. Simon. Es ist gut, daß Sie kommen, Herr Orgon. Ihre Frau Schwägerinn hat mich sehr erbaulich unterhalten. Wenn ich sterbe, so soll sie mich zum Tode zubereiten. Suchen Sie vielleicht Ihre Frau Liebste?

Hr. Or-

Hr. Orgon. Ach nein. Sie hat sich umgekleidet und ist im Garten, und hat nicht ehe zu bitten nachgelassen, bis ich herauf gienge, Sie, mein Herr, zu holen, damit die Gesellschaft muntrer würde.

Hr. Simon. Sie haben eine recht allerliebste Frau. Wenn ihr Gesicht gleich nicht mehr so ganz schön ist: so verdient es doch ein Dosenstück abzugeben. Ich muß gehen. Kommen Sie nach, wenn Sie wollen. (zur Frau Damon.) Ihnen, Madam, darf ich wohl nicht zumuthen, mit mir in den Garten zu gehen. Vergessen Sie Ihren Aberglauben nicht.

Fr. Damon. Nein, mein Herr, ich werde ihn nicht vergessen. Das, was Sie Aberglauben nennen, ist das, was die größten Männer, die scharfsinnigsten Geister, zu allen Zeiten mit Ehrfurcht geliebt und bewundert haben.

Hr. Simon. Madam, wir sind gute Freunde. Hören Sie auf zu winseln. Ich will heute lustig seyn. Kommen Sie bald nach. Mich fängt schon an zu hungern. Haben Sie auch guten Burgunder, Champagner? Ich werde mir heute einen derben Rausch trinken. Adieu Madame et Monsieur, je suis vôtre valet.

Siebenter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon. Ich will ihn nur voran gehen lassen, damit ich nicht die Quaal habe, von ihm geführt zu werden. Ich dachte, Herr Orgon, Ihre Frau Liebste wäre noch in der Nebenstube, und mit ihrem

Amputze noch nicht fertig; denn sie versprach wieder hieher zu kommen, sonst hätte ich gar nicht hier gewartet. Herr Simon ist der unerträglichste, der leichtsinnigste und verwegenste Mensch, den ich noch gesehen habe. O, was ist doch unsinniger, als ein Mensch, der sich eine Ehre daraus macht, nicht vernünftig zu seyn, weil es die meisten Leute sind.

Hr. Orgon. Ist er ein großer Narr? Ich habe nicht recht Achtung auf ihn gegeben. Das habe ich wohl gehört, daß ihm das Maul nie stille steht, und daß er immer mit französischen Brocken um sich herum wirft. Aber ich bin glücklich, daß ich leicht in den Schlaf kommen kann. Ich habe indessen meine Pfeife Taback geraucht, und wechselsweise ein Bißchen mit geschlafen. Aber Ihr Herr Liebster hat mich zuerst aufgeweckt, und alsdann auch Carolinchen, und da haben wir geredt, ja, und so ist mir die Zeit vergangen. Wenn ich mir nunmehr was wünschen sollte, so möchte ich nun bald was gutes essen. Doch, Frau Schwägerinn, lassen Sie ja alles recht weich kochen und braten, daß ich nicht sehr kauen darf. Es wird mir gar zu sauer, und es geht auch so sehr über die Zähne; und diese möchte ich gern bis an mein Ende erhalten.

Fr. Damon. Ich will Ihr Verlangen bald befriedigen. Itzt ist es ungefähr um sechs Uhr; um sieben wollen wir essen. Und von acht bis neun Uhr können wir noch in dem Garten ein wenig spatzieren gehen; alsdann ist es erst recht kühl! Doch, Herr Schwager, ist die Berliner Post noch nicht gekommen?

Hr. Orgon. Noch nicht. Die Magd ſagte, ſie wäre ſelber auf der Poſt geweſen, und ich habe ihr befohlen, nach ſechs Uhr noch einmal hinzugehen, und, wenn Briefe an mich da ſind, ſie gleich herzubringen. Denn ſo wenig ich ſonſt zu Freude und Leid geneigt bin: ſo möchte ich doch ſelber gerne wiſſen, ob Ihr Loos unter den Treffern, oder Fehlern ſtehen würde.

Fr. Damon. Ach was würde mein Mann für eine Freude haben, wenn ich etwas gewönne! Auf dieſe Art vergäße er es vielleicht, daß ich wenig zu ihm gebracht habe, oder ließe ſich durch mein Bitten deſto eher von ſeiner gar zu großen Sparſamkeit abbringen, die mir oft das Leben bey ihm ſauer macht. Endlich wollte ich, wie ich Ihnen im Anfange ſchon geſagt habe, meine Muhme, Carolinchen, gern mit etwas beſchenken. Wenn ich nur das Mädchen in meinem Hauſe haben dürfte. Ich wollte Ehre an ihr erziehen, und ich hoffte, daß ſie bald des vernünftigſten Mannes werth ſeyn ſollte. Sie hat freylich noch ihre Fehler, ſo wie ich unter andern den habe, daß ich gern von ihr rede. Sie iſt etwas hitzig; ſie läßt ihre Geſchicklichkeit zuweilen zu ſehr merken; aber, das ſind Fehler, die ein Mann durch die Liebe bald mäßigen und zu Schönheiten machen wird.

Hr. Orgon. Ja, ja, Carolinchen iſt ganz gut. Sie wird ſchon einen Mann kriegen. Machen Sie ſich keine Sorge.

Fr. Damon. Ich wünſche ihr nicht allein einen Mann, ſondern auch einen ſolchen Mann, der ſie liebt, und ihre guten Eigenſchaften recht erkennt.

Hr. Orgon. Das verſteht ſich von ſich ſelbſt, daß der, der ſie heirathet, ſie auch lieben wird. Wenn man einmal beyſammen iſt, ſo findet ſich die Liebe wohl.

Fr. Damon. Ich denke, das iſt nur ein Troſt, den ein geiziger Vater oder Mutter für ihre Kinder erdacht haben, die ſie wider Willen zu einer Liebe zwangen.

Hr. Orgon. Das dächte ich nicht. Als ich meine liebe Frau heirathete, ſo war ich ihr weder gram, noch gut. Mein Sohn, ſagte meine ſelige Mutter zu mir, es iſt ein hübſches, ſtilles, haushältiges Mädchen, die nach ihres Vaters Tode einen feinen Thaler Geld kriegt; nimm ſie auf mein Wort; du wirſt nicht übel fahren. Ich nahm ſie alſo, und ich hätte auch eine andere eben ſo gut genommen, wenn es meine Mutter verlangt hätte. Und ich bin nicht übel gefahren, wir vertragen uns ganz gut.

Fr. Damon. Wider ihr eigen Exempel, das Sie mir anführen, darf ich nichts einwenden. Aber, überhaupt von den Ehen zu reden, glauben Sie denn, daß es ſchon zu einer zärtlichen Liebe genug iſt, wenn man ſich verträgt?

Hr. Orgon. Iſt es denn nicht einerley, ſich vertragen, ſich nicht zanken, und ſich lieben? Kömmt nun noch der Eheſegen von Kindern dazu: ſo ſehe ich nicht, wie eine ſolche Ehe ohne Liebe ſeyn könnte.

Fr. Damon. Das iſt, wie mich deucht, ein ſehr mißlicher Beweis. Die Uebereinſtimmung der Gemüthsart, eine gewiſſe Gleichheit in unſern Meynungen und Neigungen, ein innerlicher Trieb, dem Andern

zu

zu gefallen, und eine brennende Sehnsucht, des Andern sein ganzes Herz, seine ganze Hochachtung zu besitzen; das ist der Grund der ehelichen Liebe. Daraus entstehen die emsigen Bemühungen, sich einander auf die redlichste Art verbindlich zu machen, einander stets durch neue Gefälligkeiten zuvor zu kommen, und sich immer mehr Verdienste zu erwerben, durch welche die Liebe ermuntert und befriediget wird; das ist die Zärtlichkeit der Ehe. Meynen Sie es nicht, Herr Schwager?

Hr. Orgon. Das wäre eine sehr beschwerliche Ehe. Sie werden es auch wohl nicht im Ernste gesagt haben; sonst müßte ich denken, daß ich noch nicht verehlichet wäre; und ich bin doch schon zehn Jahre ein Mann, wenn ich gleich keine Kinder habe. Unsere Vorfahren waren rechtschaffene Leute, und liebten einander ohne solche Grübeleyen anzustellen. Wollen wir nicht wieder in den Garten gehen? Ich möchte wohl wieder eine Pfeife Taback rauchen. Den Stich von der Mücke fühle ich immer noch. Wenn nur keine Pulsader verletzt ist! Kommen Sie! Frau Schwägerinn, was geht uns die Liebe mehr an? Sie haben ihren Mann, und ich meine Frau. Und wer versorgt ist, der ist versorgt.

Fr. Damon. Möchte doch auch jedes versorgt werden, wie es wünscht. Aus Gehorsam gegen die Aeltern wird man oft einer ungleichen Ehe aufgeopfert. Doch man muß sein Schicksal mit Großmuth sich geneigter zu machen suchen.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Damon. Frau Orgon.

Hr. Damon. Ja, wie Sie ſehen. Auch an meinem Geburtstage kann ich nicht ohne Arbeit ſeyn. Der Handel mit den Wechſelbriefen iſt geſchehen. Und wenn es gut geht, ſo kann ich wohl ein Paar tauſend Thaler dabey gewinnen. Ja, das habe ich Ihnen wohl in dem Garten erzählt, Frau Schwägerinn, daß ich den Lotteriezeddel gefunden habe. Er lag, wie geſagt, in meiner Frauen Kaſten, wo ſie die Spitzen hat. Er lag uneingewickelt; recht, als ob es ſo ſeyn müßte, daß ich hinter ihre Schliche kommen, und das Meinige mir wieder zueignen ſollte. Aber das werden Sie noch nicht wiſſen, daß ich ihn ſchon wieder verhandelt habe, und zwar mit Profit?

Fr. Orgon. An wen denn? Sie ſind ja ein rechtes Glückskind. Aber hätten Sie ihn mir denn nicht auch für meine geleiſtete Aufrichtigkeit anbieten können? Für die Hälfte hätte ich ihn ſelber annehmen wollen. Und was wäre es denn geweſen, wenn Sie mir die andere Hälfte geſchenket hätten?

Hr. Damon. Ja, ich hätte es thun können, wenn ichs bedacht hätte. Aber es iſt einmal geſchehen. Mein Mündel, Herr Simon, hat das Loos ſchon in Händen. Ich kriege vier Thaler dafür, und wenn das Loos gewinnt, den dreyzehnten Theil des Gewinnſtes, und zwar aus billigen Urſachen. Ich habe meiner Frau den Fehler ſchon vergeben. Es iſt eine

fromme,

fromme, rechtſchaffene und ſchöne Frau, die mir viel Liebe erzeigt, wenn ſie gleich etwas leichtſinnig mit dem Gelde umgeht. Sie wird mit den Jahren ſchon anders werden.

Fr. Orgon. Ich kann mich gar nicht in Sie finden. Bald heben Sie Ihre Frau in den Himmel, und bald ſchelten Sie aufs ärgſte auf ſie.

Hr. Damon. Was ſagen Sie? Ich hätte meine Frau etwas übels nachgeredet? Das ſey ferne von mir! Ich müßte es in der Hitze, im Zorne gethan haben. Meine Frau iſt die beſte Frau. Ich bin mit ihr zufrieden, und den will ich ſehen, der etwas an ihr zu tadeln findet. Iſt ſie arm geweſen: ſo geht es niemanden etwas an, daß ich ſie reich gemacht habe.

Fr. Orgon. Nur gelinde, Herr Schwager. Mit zu gefallen mögen Sie Ihre Frau in den Adelſtand erheben laſſen. Ich will es Ihnen nicht wehren. Aber daß Sie alle andre ehrliche Weiber verachten, und Ihre Frau die beſte Frau heißen, dadurch finde ich mich beleidiget. Der Streich mit dem Lotteriezeddel iſt doch keine feine Sache.

Hr. Damon. Frau Schwägerinn, wenn ichs ihr vergeben kann: ſo werden Sie wohl auch nicht viel dabey zu erinnern haben. Was haben Sie an meiner Frau auszuſetzen! Mann und Weib iſt Ein Leib. Wer meine Frau angreift, greift auch mich an.

Fr. Orgon. Man ſehe doch, wie ſich die Männer geſchwind ändern können. Iſt das der Dank für die Entdeckung wegen des Lotteriezeddels? Da Sie

das Geld dafür wieder haben, und sich noch einen Theil des Gewinnstes versprechen: so hat Ihre Frau nichts unrechtes gethan.

Hr. Damon. Je nun, das ist vorbey. Sind Sie denn gar böse auf mich, daß ich Ihnen den Lotterie-zeddel nicht geschenkt habe? Ist dieses Ihre Absicht gewesen, um deren willen Sie meine Frau bey mir angegeben: so darf ich Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit eben nicht gar zu sehr verbunden seyn.

Fr. Orgon. Wenn Sie alle Regeln der Höflichkeit vergessen wollen: so vergessen Sie doch wenigstens nicht, daß Sie eine kranke Frau und eine Blutsfreundinn vor sich haben.

Hr. Damon. Fällt es Ihnen itzt erst wieder ein, daß Sie krank sind? Es kömmt mir bald vor, als wenn Sie die Gabe hätten, so oft krank zu werden, als es Ihre Absichten erfordern. Was hat Ihnen denn meine rechtschaffene Frau in den Weg gelegt, daß Sie solche bey mir angeben? Vier Thaler sind viel Geld; aber deswegen wäre ich noch nicht zu Grunde gegangen. Ich liebe das Geld, aber auch die Ehre und meiner Frauen Ehre. Und wenn Sie denken, daß meine Frau keine Wirthinn ist, so will ich ihr Ausgabebuch holen! holen will ichs und es Ihnen zeigen.

Zweyter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon. Sind Sie mir wieder davon gelaufen, englische Madam? Was macht der alte Geldkasten bey Ihnen?

Fr. Or-

Fr. Orgon. Dergleichen grober und unverſchämter Mann, als dieſer iſt, muß zwiſchen Himmel und Erden nicht mehr ſeyn. Er hat mir ſolche Grobheiten geſagt, daß ich den Augenblick aus ſeinem Hauſe gegangen ſeyn würde, wenn Sie nicht gekommen wären. Aber, um Ihre angenehme Geſellſchaft zu genieſſen, will ich mich überwinden, und meinen Zorn dieſen Abend gegen ihn verbergen. Er ſoll es zu einer andern Zeit ſchon empfinden, was es heißt, ein Frauenzimmer zu beleidigen, das noch dazu krank iſt.

Hr. Simon. Laſſen Sie den alten Gecken gehen. Es iſt ein Bourgeois. Er taugt in Frankreich zu einem Thürſteher, und hier iſt er, glaube ich, gar ein Aufſeher über eine öffentliche Caſſe. Mir muß er mit aller Hochachtung begegnen, und ſichs für die größte Ehre ſchätzen, daß ich ſein Mündel geweſen bin. In vier Wochen ſoll er mir Rechnung ablegen, da will ich ihm den Kopf ſchon zu rechte rücken.

Fr. Orgon. O thun Sie es doch um meinetwillen. Er hat mir ein Lotterieloos verkaufen wollen! Und da ichs verlangte, ſo ſpricht er, er hätte es nicht mehr, und begegnet mir, wie einer gemeinen Frau. Der ehrvergeſſne Mann!

Hr. Simon. Hier, ma chere Madame, iſt das Loos zu Ihren Dienſten. Nehmen Sie es ohne Complimente an. Ich habe in Paris den Sträußermädchen wohl ehe einen Louisdor gegeben.

Fr. Orgon. Iſts möglich! Hat er Ihnen das Loos verkauft? O! behalten Sie es. Es iſt in ſchönen Händen. Nein, es wäre eine Unhöflichkeit, ich

kann es nicht, (sie langt darnach.) ich kann es nicht annehmen. Doch weil Sie so befehlen, so . .

Hr. Simon. Thun Sie nicht so kleinstädtisch mit mir. Sie müssen es annehmen, ohne sich zu weigern, und ohne sich zu bedanken, wenn Sie meinem Charakter gemäß handeln wollen.

Fr. Orgon. Ach, Monsieur, was ist für ein Unterschied, wenn ich den närrischen Damon und meinen tölpischen Mann gegen Sie betrachte! Sie sind die Galanterie selbst, und recht zum Troste der Damen gebohren. Wenn ich einen Sohn hätte, er müßte wie Sie werden, oder er dürfte nicht sagen, daß er unter meinem Herzen gelegen hätte. Da lassen die Aeltern ihre Söhne auf der Universität über den Büchern liegen, und wenn Sie nach Hause kommen, und ein Frauenzimmer bedienen sollen, so thun Sie nicht anders, als wenn sie die Daumenstöcke an Händen und Füßen bekommen hätten.

Hr. Simon. Ja wohl, Madam. Schulen und Universitäten sind nicht halb so gut, als die schlechtesten Caffeehäuser. Anfangs hatte ich einen Hofmeister auf der Akademie: und wenn ich ihn nicht fortgejagt hätte, so wäre ich ein Stockfisch geworden, wie er war. Er hat mich gezwungen gewisse Bücher zu lesen, die ich itzt nicht kann nennen hören. Freyheit, Gesellschaft, Französisch und Reisen in fremde Länder, das macht gelehrt. Alles andere sind Possen und Schulfüchsereyen. O Madam! itzt besinne ich mich, ich habe Sie lange nicht geküßt. Ma foi, ma chere!

Fr. Or-

Fr. Orgon. Ach, ma cher Monsieur! ich höre jemanden - -

Hr. Simon. Sachte Madam, mon cher Monsieur heißt es; nicht ma cher.

Fr. Orgon. Ja, mein wertheſter Herr, ich höre jemanden über den Gang, der nach dem Garten hinunter geht, herauf kommen. Daß wir nur nicht etwa behorcht werden! Es komme, wer da will; ſo will ich gleich gehen, und mich ſtellen, als ob ich böſe auf Sie wäre; aber Sie müſſen ja nicht gleich hinter mir herkommen. Es möchte ſonſt Verdacht erwecken. Hören Sie?

Dritter Auftritt.

Herr Simon. Jungfer Carolinchen.

Carolinchen. Iſt die Madam Orgon nicht hier? Ich ſollte mich erkundigen, ob es ihr gefällig wäre, noch eine halbe Stunde bis zur Abendmahlzeit mit meinem Herrn Vetter im Brete zu ſpielen. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie geſtört habe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Hr. Simon. Madam Orgon iſt nicht mehr bey mir. Aber warum wollen Sie gleich laufen? Fürchten Sie ſich denn mit einer Mannsperſon allein zu ſeyn? Sie müſſen mir und Ihnen nicht viel zutrauen.

Carolinchen. Und Sie müſſen mich für ſehr leutſcheu und ſich für ſehr gefährlich anſehen, wenn Sie glauben, daß ich deswegen forteile, um nicht allein mit Ihnen zu ſprechen. Ich will mit Ihnen und mit jeder Mannsperſon allemal reden, wenn gleich

nicht

nicht sieben Zeugen dabey sind. Haben Sie mir etwas zu sagen, so werde ichs beantworten; oder wollen Sie auch gleich mit mir in den Garten gehen, so können wir da genug reden.

Hr. Simon. Ja, ja, Sie fürchten sich vor mir. Ich weis nicht, wie die Schönen in Deutschland sind. Kein Frauenzimmer in Paris wird vor einer Spinne so laufen, als ein deutsches Mädchen vor einem jungen Menschen. Sie dauern mich, Mamsell. Sie sind so gut gebildet, und würden die Hochachtung der Chapeaus vollkommen erhalten, wenn Sie den verdrießlichen Charakter einer Spröden aufgeben wollten. Sie reden zu wenig, sprechen so studirt, und vergessen das Lustige in Gesprächen. Kurz, Sie denken stets daran, daß Sie ehrbar seyn wollen, und darüber werden Sie so ernsthaft, als eine Matrone.

Carolinchen. Sie reden sehr offenherzig. Ich glaube, wenn ich mit Ihnen auf Reisen gewesen wäre, Sie könnten mich nicht vertrauter tadeln. Doch vielleicht ist Ihr Tadel ein Lobspruch für mich. Ein sprödes Frauenzimmer, das das Gesichte und ihren Fächer erst zehnmal in die Falten legt, eht sie ja oder nein sagt, ist sehr lächerlich. Aber wollen Sie uns denn um alle Sittsamkeit und um allen Wohlstand bringen? Ich will nicht traurig seyn; doch warum soll ich denn auf eine ausgelaßne Art lustig seyn? Soll man denn alles sagen, was uns einfällt, und gar nicht an das denken, was man sagt? Dazu kann man bald kommen, daß man immer plaudert; aber wehe der Gesellschaft, die gezwungen ist,

den Witz anzuhören, den wir aus Schwatzhaftigkeit nicht bey uns behalten können, und wenn wir ihn auch auf Reisen gesammlet hätten.

Hr. Simon. Wer gesellschaftlich und galant seyn will, muß viel reden, und von lustigen Sachen; sonst schläft man ein. Man muß durch gute Einfälle, durch artige Scherze, durch Mienen, durch ungezwungene Bewegungen einander beleben und ermuntern. Wenn wir einmal in Gesellschaft sind; so kann man nie zu aufgeweckt seyn. Leute von Geschmack nehmen einander nichts übel.

Carolinchen. Ich möchte Ihre Meynung eben nicht öffentlich vertheidigen. Die Munterkeit in der Gesellschaft muß stets durch die Hochachtung und durch den Wohlstand eingeschränkt werden; sonst wird sie zur lustigen Grobheit. Doch, mein Herr, ich sehe, daß wir einander nicht bessern werden. Ich dächte, wir giengen in den Garten zur übrigen Gesellschaft.

Hr. Simon. Fällt es Ihnen schon wieder ein, daß Sie eine Jungfer sind? Wollen Sie flüchten?

Carolinchen. Ich würde, ungeachtet meines Jungfernstandes, gern mit Ihnen reden, wenn Ihre Einfälle nicht so stark wären. Sie benehmen mir gleich die Sprache; so durchdringend und nachdrücklich sind Sie.

Hr. Simon. Sie wollen gar spotten? Denken Sie denn, daß ich noch in keiner vornehmen und witzigen Gesellschaft gewesen bin, und nichts da gelernet habe?

Carolinchen. O nein! Man hört es aus Ihrer

Art zu reden wohl, daß Sie in der Welt geweſen ſind, wenn Sie es gleich nicht ſelbſt geſtünden. Ihr Umgang iſt ſtets lehrreich, und ich habe in Ihrem kurzen Geſpräche ſchon ſo viel gelernet, daß ich Ihren Tadel ferner anhören will, ohne böſe zu werden. Ich werde ſchon ganz munter. Vielleicht falle ich auch in das Luſtige, wenn Sie mich länger unterhalten. Geben Sie mir nur Anweiſung.

Hr. Simon. Dieſe Bitte mag Ihr Ernſt ſeyn oder nicht, Mamſell: ſo bin ich doch ſo aufrichtig, daß ich Ihnen rathe, öfter in Geſellſchaften zu gehen, und Ihre Bücher wegzuwerfen. Sie werden ſehen, wie lebhaft Sie mein Rath in kurzem machen wird.

Carolinchen. Es iſt mir lieb, daß Sie noch nicht alle Hoffnung von mir verloren haben. Aber welche Geſellſchaften ſoll ich beſuchen? Sie müſſen erſt reformiren, ehe der Umgang in unſerm Orte manierlich werden wird. Und wo wiſſen Sie denn, ob ich Bücher leſe, und daß ſie ſchlecht ſind?

Hr. Simon. Ich habe es von Andern gehört. Und Sie ſelber verrathen ſich mit Ihren zuverſichtlichen Orakelſprüchen, daß Sie mehr leſen, als reden. Im Ernſte, Mamſell, was leſen Sie für Bücher? Ich will mich nicht rühmen, daß ich ſtudirt habe, aber Sie werden mir doch zutrauen, daß ich einige Kenntniß von Büchern habe. Ein Buch früh bey dem Thee, oder des Abends, wenn man nicht einſchlafen kann, iſt allemal eine gute Sache.

Carolinchen. Ich zweifle, daß mein Büchervor-

rath nach Ihrem Geſchmacke ſeyn wird, und will Ihnen die Mühr erſparen, ſich über das Verzeichniß, daß ich Ihnen davon geben könnte, luſtig zu machen.

Hr. Simon. Nun laſſen Sie doch nur Wunders halben Ihre Lectüre hören.

Carolinchen. Gut; wenn ich Ihnen denn den Zuſchauer nennte.

Hr. Simon. Den Zuſchauer, ein Buch von acht oder neun Bänden? Der Zuſchauer iſt ein ſchwermüthiger Engelländer, den es verdrießt, daß andere Leute nicht melancholiſch ſind. Er kriecht unter lauter Kleinigkeiten herum und phantaſiret, daß ihn die Leute für gelehrt halten ſollen. Ich habe dieſes Buch einem Geiſtlichen geſchenkt, weil ich ihm kein ſchlechteres zu geben wußte.

Carolinchen. Der Mann kann mit Ihrem Irrthum ſehr wohl zufrieden ſeyn. Aber was ſoll ich denn für Bücher leſen, wenn die klugen ſchädlich ſind?

Hr. Simon. Franzöſiſche müſſen Sie leſen, franzöſiſche, ſage ich Ihnen.

Carolinchen. Ich leſe ſie auch, und zwar recht gern. Ich habe nur neulich des ältern Racine ſeine Tragödien, und des jüngern ſeine Gedichte von der Religion geleſen, und über den letztern vor Freuden geweinet, ſo vortrefflich hat er mir gefallen.

Hr. Simon. Nun weis ich genug. Wenn Sie des Racine Gedichte de la Religion haben leſen können: ſo können ſich alle Gebetbücher viel Aufmerkſamkeit von Ihnen verſprechen. Fahren Sie nur fort. Vielleicht heirathen Sie einmal einen Schulmann:

mann: ſo wird Ihnen Ihre Gelehrſamkeit recht gut zu ſtatten kommen. Sie können eine Stunde in Sententzen und die andere in adagiis mit einander reden. Nachdem wird Ihnen der Kuß oder die Mahlzeit recht gut darauf ſchmecken.

Carolinchen. Mein Herr, ich leſe nicht, um gelehrt zu werden, ſondern um meinen Verſtand und mein Herz zu verbeſſern. Ich dächte, jeder vernünftiger Mann ſollte das Frauenzimmer dazu aufmuntern. Je klüger wir bey unſern weiblichen Geſchicklichkeiten uns zu werden bemühen, deſto glücklicher ſind die Männer, die mit uns leben wollen. Im Ernſte, bleiben Sie bey Ihren witzigen Büchern, und laſſen Sie mir meinen böſen Geſchmack, und reden Sie nicht mit einer ſo unverſchämten Art von guten Schriften. Sie verachten des Racine Gedichte, und ich ſage Ihnen aufrichtig, daß Sie es gar nicht zu leſen im Stande ſind. Solche Schriften zu leſen, dazu gehört mehr Franzöſiſch, als Sie verſtehen. Ein paar Worte zu plaudern, die vor dem Spieltiſche und bey der Mahlzeit nöthig ſind, darinnen beſteht Ihr ganz Franzöſiſch, und deswegen hätten Sie nicht nach Paris reiſen dürfen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Das habe ich wohl gedacht, daß ich Sie beyſammen antreffen würde. Was ſich neckt, das liebt ſich gern. Im Garten thaten Sie, als wenn Sie einander nicht leiden könnten; aber hier ſie-

hen

hen Sie ſo gelaſſen, wie Braut und Bräutigam! Nun, nun, erſchreckt nicht über meine Ankunft. Ich weis ſchon, wie junge Leute ſind; ich bin auch jung geweſen. Man kann einander in allen Ehren lieben.

Carolinchen. Herr Vetter, an wen halten Sie dieſe Traurede? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mein Herz mit dieſem Herrn in Verdacht haben? Ich verſtehe mich gleich zur Feuerprobe, um zu beweiſen, daß mir Herr Simon ſehr gleichgültig iſt. Und ihm wird es auch nicht ſchwer fallen, ſeine Unempfindlichkeit mit einem Duzend Eidſchwüren zu beſtätigen.

Hr. Damon. Ich glaube, was meine Augen ſehen. Wenn Ihnen Herr Simon zuwider wäre, ſo würden Sie gewiß nicht an dem Orte ſeyn, wo Niemand, als er, iſt. Doch verſtellen Sie ſich nur. Ihr Geſchlecht hat einmal das Gelübde über ſich genommen, Nein zu ſagen, wenn es Ja denkt, und froſtig zu thun, wenn es im Herzen brennt. Die Schamhaftigkeit will es alſo haben. Nicht wahr, Herr Simon, Sie ſind offenherziger? Gefällt Ihnen Jungfer Carolinchen nicht?

Hr. Simon. Ach ja. Wenn Sie nur mehr Welt hätte, und anſtatt der verdrießlichen Bücher . . .

Carolinchen. Ich werde meine Lobrede nicht auswarten. Urtheilen Sie von mir, wie es Ihnen gefällt. Laſſen Sie mir nur meine Gewiſſensfreyheit auch.

Fünfter Auftritt.

Herr Simon. Herr Damon.

Hr. Simon. Ha, ha! Sie wird eilen, daß ſie von Ihrer Frau Liebſte das Herz ausſchütten kann. Ich

habe ihr die Wahrheit ein wenig gesagt; doch mit einer galanten Art. Es ist Schade um das Mädchen, daß sie nicht zu leben weis. Doch, Herr Damon, wie ich aus Ihren vorigen Reden gehört habe, so ist mir Mamsell Carolinchen wohl gar im Herzen gewogen. Das gute Närrchen! Mein Sieg hat mich wenig Mühe gekostet.

Hr. Damon. Warum sollte sie Ihnen nicht gewogen seyn? Sie sind jung und artig, und meine Muhme ist auch jung und empfindlich. Fahren Sie nur fort. Sie ist schon unruhig. Sie mögen ihr sehr gefallen, und sie mag es doch verbergen wollen. Das ist ein gutes Zeichen.

Hr. Simon. Es ist ganz gewiß, daß ich ihr gefalle, und ich habe es gleich aus den zwey oder drey ersten Blicken gemerkt, daß es ihr unmöglich seyn würde, mich nicht zu lieben. Gleichwohl habe ich meine Zauberkünste noch gar nicht angewandt. Ich habe ihr nur gemeine Schmeicheleyen gesagt; ich habe ihr die Hand nicht geküßt; ich habe meine siegende Miene nicht angenommen; ich habe keinen artigen Scherz gemacht, weder mit meinem Witze, noch mit meiner Hand. Ich habe ihren Fächer, ihren Palatin, alles bisher noch in Ruhe gelassen. Aber lassen Sie mich nur erst in mein Feld kommen. Carolinchens Verstellung soll nicht lange währen. Und wenn ich mich nicht sehr irre, so soll sie mir noch heute eine vollkommene Liebeserklärung thun. Ich habe solche Mädchen mehr vor mir gehabt, die wild gegen mich gethan; aber sie sind bald zahm geworden.

Hr. Da-

Hr. Damon. Das wäre vortrefflich, wenn Sie meine Jungfer Muhme recht verliebt machen könnten. Versuchen Sie doch Ihr Heil. Ihnen traue ich alles zu; denn Sie sind artig und galant.

Hr. Simon. Ob ichs bin, das will ich eben nicht sagen. Aber Sie sind auch nicht der erste, der mich aufrichtig versichert hat. Und wenn ich meine Lebensgeschichte seit drey oder vier Jahren durchgehe: so finde ich Beweise genug, daß ich dem Frauenzimmer gefährlich seyn muß. Als ich über Brüssel reisete, so ließ ich mich in eine vornehme Familie introduciren. Die Tochter vom Hause war ein allerliebstes Mädchen, und sprach französisch, wie ein Engel.

Hr. Damon. Das verschlägt mich nicht viel.

Hr. Simon. Hören Sie nur, wie es ward. Ueber der Tafel kam ich ihr gegen über zu sitzen. Ich that etliche Machtblicke auf sie, und sie that sehr sicher bey diesem Anfalle. O, dachte ich, mein schönes Kind, du sollst bald empfinden, daß ich mehr, als ein bloßer Deutscher, bin.

Hr. Damon. Sagen Sie mir itzt nicht, was Sie gedacht haben; sondern nur, was geschehen ist. Die Erzählung möchte sonst zu umständlich werden.

Hr. Simon. Fallen Sie mir doch nicht in die Rede. Ueber der Tafel gieng weiter nichts merkwürdiges vor, als daß ich ihr einige hübsche Flatterien machte, und ihr mit dem Fuße einen und den andern Druck gab, weil ich ihr gleich gegen über saß.

Hr. Damon. Ich dächte, das wäre unhöflich gewesen. Zog sie denn die Beine nicht weg? Wie leicht

hätten Sie ihr die Pantoffeln mit Ihren Schuhen schmutzig machen können!

Hr. Simon. Dafür lassen Sie mich sorgen. Ich trug damals schon Corduan-Schuhe. Nach der Tafel hatte ich die Ehre, als ein Fremder, den Ball mit der Tochter vom Hause zu eröffnen. Hier zeigte ich mich in meiner ganzen Stärke. Jeder Blick, den ich auf sie schoß, that die Wirkung eines Pfeils, und —

Hr. Damon. Also wird das Frauenzimmer bald zu Boden gefallen seyn. Wenn ich bitten darf, so versparen Sie den Ausgang der Erzählung bis nach Tische. Oder noch besser. Wir wollen nach Tische, weil es ohnedem mein Geburtstag ist, ein Ehrentänzchen thun. Da mag Carolinchen die Jungfer in Brüssel seyn, und da können Sie mir an ihr zeigen, was mit jener vorgegangen ist.

Hr. Simon. Ja, ja. Doch hören Sie nur zu. Ich tanzte den ganzen Abend mit ihr. Alle Glieder an mir, alle Schritte und Wendungen, lebten. Ich glaube auch, daß man selten wird schöner haben tanzen sehen; so viele Mühe gab ich mir.

Hr. Damon. Gut, machen Sie es diesen Abend nur auch schön, und lassen Sie Carolinchen nicht aus dem Garne. Wenn sie gleich nicht reich ist: so ist sie doch schön, guter Geburt, und hat, wie alle Leute sagen, viel Verstand.

Hr. Simon. Auf dem Balle bemerkte ich nun ganz deutlich, wie die Liebe von Minute zu Minute in meiner Brüsselischen Schöne zunahm. Endlich stieg die Zärtlichkeit so hoch, daß sie ohnmächtig ward,

und

und ſich von dem Balle muſte wegtragen laſſen. Den andern Tag bekam ſie ein hitziges Fieber, und ..

Hr. Damon. Aber woher wiſſen Sie, daß ſie aus Liebe krank geworden iſt? Vielleicht hat ſie ſich im Tanzen zu ſehr erhitzt.

Hr. Simon. Sie hat es im Phantaſiren nicht, als einmal, geſtanden, daß ich die Urſache von ihrer Krankheit ſey.

Hr. Damon. Im Phantaſiren? Mir wäre es lieber geweſen, ſie hätte es nach dem Paroxiſmus geſtanden. Hat ſie denn auch dazu geſagt, daß ſie aus Liebe gegen Sie krank geworden wäre?

Hr. Simon. Das verſteht ſich. Aus Haß wird ſie nicht in ein Fieber fallen. Hören Sie nur weiter.

Hr. Damon. Ich merke es ſchon, der Vater von der Tochter wird Sie nicht mehr ins Haus gelaſſen haben. Und ich will es Ihnen nur ſagen; wenn ich eine Tochter hätte, und Sie wollten auch ſo grauſam mit ihr umgehen: ſo ließ ich Sie nicht über die Schwelle. Ich bin nicht dawider, daß Sie Carolinchen in ſich verliebt machen ſollen. Es iſt vielmehr mein Wunſch. Aber bis auf das Fieber müſſen Sie die Sache nicht treiben. Nun, wenn Carolinchen Ihnen gut iſt, und Sie ihr, wie Sie geſagt haben, auch gewogen ſind; ſo will ich, als Vormund, die Sache nicht hindern, ſondern vielmehr dazu helfen. Indeſſen will ich Ihnen hier zeigen, daß ich die vier Thaler wegen des Looſes in der Lotterie angemerkt, und zugleich der acht Groſchen Erwähnung gethan habe, die ich mit zur Maſſe gegeben. Es iſt um Lebens und

Sterbens willen. Sehen Sie nur her, mein Herr Simon.

Hr. Simon. Es iſt ja ſchon gut. Wir werden darum keinen Proceß anfangen. Kurz, die Schöne in Brüſſel iſt nicht eher wieder geſund geworden, bis ich die Stadt verlaſſen habe. Iſt dieſes nicht etwas merkwürdiges?

Hr. Damon. Ja. Sehen Sie nur das Papier an; denn um es Ihnen zu zeigen, bin ich mit hieher gekommen.

Hr. Simon. Man wird in Brüſſel gewiß an mich denken. Es war ein allerliebſtes Kind. Ich will heute noch ihre Geſundheit trinken.

Hr. Damon. Hier, mein Herr, ſteht es, „vier Thaler für ein Loos in der Lotterie, und acht Groſchen, welche ich ...

Hr. Simon. O quälen Sie mich nicht länger! Ich ſehe es ja. Wenn Sie mich verdrießlich machen, ſo werde ich Carolinchen ſchlecht bezaubern.

Hr. Damon. Hier kömmt ja gar Herr Orgon. Was muß der wollen? Gehen Sie nur, Herr Simon, und verſuchen Sie Ihr Glück bey Carolinchen, und machen Sie, daß wir Ihnen noch heute gratuliren müſſen.

Hr. Simon. Sie ſollen bald ſehen, daß es mir etwas leichtes iſt, ein Herz in Brand zu ſtecken.

Sechſter Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Orgon. Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß mich ſehr hungert, und daß Sie machen ſollen, daß wir

wir bald zu Tiſche kommen. Nach neun Uhr gehe ich gern zu Bette. (Er gähnt.) Und ich habe Hoffnung, dieſe Nacht gut zu ſchlafen, wenn die Wunde von der Mücke ſich nicht entzünden ſollte.

Hr. Damon. Dafür bin ich Ihnen gut. Die Mücken in meinem Garten ſind keine Schlangen. Wir wollen auch bald eſſen. Eins muß ich Ihnen nur noch ſagen, Herr Schwager. Mein Mündel iſt reich, und Carolinchen möchte ich gern versorgt wiſſen, damit meine Frau nicht weiter Urſache hätte, Geld für ſie auszugeben. Meynen Sie nicht, daß ſich dieſe beiden Leute für einander ſchicken ſollten?

Hr. Orgon. Warum das nicht? Sie mögen heirathen. Was haben wir denn dieſen Abend zu eſſen? Ich habe ſchönen Spargel in Ihrem Garten ſtehen ſehen. Mit Eyerſauce eſſe ich ihn ſehr gern.

Hr. Damon. Wollen Sie nicht über Tiſche ein wenig auf meiner Seite ſeyn? Ich möchte gern, daß Herr Simon und Carolinchen ein Paar würden. Wenn er nur Ja ſagt, und ſich einmal fangen läßt, ſo darf er nicht wieder zurück. Denn ich habe Zeugen.

Hr. Orgon. Wie Sie meynen. Es wird ſchon gehen. Wenn nur die Erdbeeren ſchon groß wären. Ich möchte dieſen Abend wohl eine kalte Schaale davon eſſen. Eine Pfeife Taback, eine kalte Schaale, und ein Gericht Spargel iſt im Sommer mein liebſtes.

Hr. Damon. Es wäre auch beſſer für mich, wenn Herr Simon Carolinchen heirathete: ſo könnte ich eher mit der Vormundſchaftsrechnung von ihm los kommen. Wenn er mir nur nicht Händel macht!

Hr. Orgon. Ach ja! Schlägt es nicht itzt sieben? Kommen Sie. Ich habe schon vorhin in der Küche gesehen, daß die Capaunen braun genug waren. Sie möchten zu dürre werden. Ich habe heute keine Lust, mehr zu reden.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Ach, lieber Schatz, lassen Sie sich doch meine Nöth klagen. Ich arme kranke Frau möchte vor Aergerniß vergehen. Ich saß mit Carolinchen in dem Garten; da kam der junge Laffe, Herr Damons Mündel, und nahm sich allerhand Freyheiten heraus. Der Geck muß sich etwa in mich verliebt haben. Er läuft mir auf allen Schritten nach. Ich stieß ihn fort, und machte ihm ein spitzig Compliment. Darüber ward er empfindlich, und sagte mir die unverschämtesten Dinge. Carolinchen hat alles mit angehört; und ich kann es ihr ewig nicht genug verdanken, so sehr hat sie meine Parthey genommen, und mich wider den jungen Hasen vertheidigt. Sie ist recht mein Schild gewesen. Das ist ein nichtswürdiger Mensch! Hält er mich denn gar für eine solche ehrlose Marquisinn, als er sich rühmt in Frankreich bedient zu haben?

Hr. Damon. Liebe Frau Schwägerinn, es thut mir leid, daß Sie heute in meinem Hause so viele Ursache sich zu beklagen finden. Ich will gleich gehen, und meinem Mündel den Fehler vorhalten. Er wird ihn gewiß bereuen, und Ihnen auf die demüthigste

Art

Art eine Abbitte thun. Ich selber bitte vielmal um Vergebung, wenn ich Sie vorhin etwa durch ein Wort beleidiget haben sollte. Ich bin etwas hastig, aber ich bin auch gleich wieder gut.

Achter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Orgon.

Fr. Orgon. Sie sagen also gar nichts dazu? Und wenn man mir Ehre und Leben nähme: so blieben Sie noch in Ihrer unbeweglichen Gelassenheit. Also verschlägt es Sie nichts, daß Sie eine tugendhafte Frau haben? Ich frage Sie, wollen Sie mir nicht helfen?

Hr. Orgon. Warum nicht? Ich bleibe Dir bis ins Grab treu! Herr Simon wird es nicht so böse gemeynt haben. Er hat vielleicht einen Scherz machen wollen, den Du übel verstanden hast. Es ist ein junger Mensch. Was will man mit ihm machen?

Fr. Orgon. Also vertheidigen Sie den Menschen noch? Wollen Sie sich nicht wider ihn aufbringen lassen? Ich frage Sie noch einmal. Ehrerbietung und Höflichkeit soll mir ein junger Mensch erzeigen. Dazu habe ich, als ein Frauenzimmer, ein Recht, und ich kann es leiden, daß man mich bewundert, und mir Caressen macht. Aber muß denn so ein Narr gleich bis zur Unverschämtheit frey seyn? Sah er denn nicht, daß Carolinchen dabey saß? Konnte er denn nicht denken, daß ichs meinem Manne wieder sagen würde? Ich gab ihm einen häßlichen Verweis. Wie hat er mir darauf mitgespielet! Ich sterbe,

wenn Sie mir nicht helfen. Ich klage auf die Ehescheidung. Hören Sie wohl? Wollen Sie mich nicht hochschätzen, daß ich so tugendhaft bin?

Hr. Orgon. Ja, ich schätze Dich hoch, mein Kind. Herr Damon wird es schon vermitteln, daß Herr Simon bey Dir um Verzeihung bittet.

Fr. Orgon. Wie? Sie können den Flegel noch Herr heißen? Ein Stockfisch, ein Narr, ein Hase ist er, und kein Herr. Sie wollen ihn also nicht zur Rede setzen?

Hr. Orgon. Ja doch.

Fr. Orgon. Was wollen Sie denn zu ihm sagen?

Hr. Orgon. Ich will sagen: Mein Herr, meine Frau ist böse auf Sie, und ich würde Ihnen noch mehr sagen, wenn mir das Reden nicht so beschwerlich fiele.

Fr. Orgon. So zornig wollen Sie ihn anlassen? Ihre Mutter muß doch gar keine Galle gehabt haben. Sie verdienen es nicht, daß Sie so eine gewissenhafte Frau besitzen, als ich bin.

Hr. Orgon. Wenn ich nun Herr Simonen anfahre, so fährt er mich wieder an, und mit dem Reden kann ichs nicht aushalten.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Carolinchen. Madam, geben Sie sich zufrieden, und kommen Sie mit Ihrem Herrn Liebsten zu Tische. Herr Simon wird Sie wegen seiner ausländischen Galanterie um Vergebung bitten. Ich habe ihm

ihm die Versicherung in Ihrem Namen gegeben, daß bey uns nur die Musquetier so galant thäten, wenn sie in der Schenke wären. Herr Damon hat ihm die Wahrheit auch ziemlich gesagt. Wir wollen ihn bey Tische schon demüthigen. Er ist eben so verzagt, als er unverschämt ist.

Hr. Orgon. Da hören Sies. So will ich denn immer hingehen. Das Essen möchte kalt werden, und kalt ist es Niemanden gesund.

Fr. Orgon. Gehen Sie doch nur. Wir brauchen Sie ja nicht. Wir können den Weg allein finden.

Zehnter Auftritt.

Frau Orgon. Carolinchen.

Fr. Orgon. Ach liebstes Carolinchen! Womit soll ich Ihnen doch Ihre Aufrichtigkeit belohnen, daß Sie mir so redlich beygestanden haben? Machen Sie ihn nur über Tische recht schamroth. Ich habe es schon gehört, Sie sind ihm gewachsen, und wissen seine Schwäche recht lächerlich zu machen. Sagen Sie mir nur, womit ich Ihnen dienen soll, daß Sie mich von so einem Ungeheuer befreyet haben?

Carolinchen. Mit nichts, als Ihrer Gewogenheit. Ihre Ehre ist mir so kostbar, als die meinige. Und einem Unverschämten muß jedes Frauenzimmer sehen lassen, daß wir Herz genug haben, seine Verwegenheit auf die verächtlichste Weise zu bestrafen.

Fr. Orgon. Liebstes Kind, ich bin Ihnen ewig gut. Und da ich ohnedieß wegen der letzten Bemühung mit dem Einkaufe meiner Spitzen noch in Ihrer

rer Schuld bin: ſo will ich Ihnen hier ein Lotterieloos, das ich heute geſchenkt bekommen habe, als eine kleine Erkenntlichkeit geben. Gewinnen Sie auch nichts damit: ſo ſollen Sie es doch zeitlebens bey mir zu genießen haben.

Carolinchen. Madam, laſſen Sie mir das Vergnügen, wenn ich Ihnen anders gedienet habe, daß ich Ihnen ohne Belohnung gedient habe. Behalten Sie das Loos. Ich nehme es nicht an, und bin belohnt genug, wenn Sie mich für aufrichtig und dienſtfertig halten. Darf ich mir aber eine andere Gefälligkeit ausbitten, ſo reden Sie bey Gelegenheit mit meinem Herrn Vetter, daß er ſeine Frau, meine liebe Frau Muhme, nicht mehr in dem Verdachte haben ſollte, als ob ſie etwas von ſeinem Vermögen an mich wendete. Ich verſichere Sie, daß es nicht anders iſt. Die alte Anverwandtinn, bey der ich wohne, giebt mir ſo viel, daß ich bey meinen andern Beſchäfftigungen keinen Mangel, wenn gleich auch keinen Ueberfluß, habe.

Fr. Orgon. Ich lerne Sie nun erſt recht kennen, und ſehe, daß Sie mich lieb haben. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Aber itzt müſſen Sie das Loos annehmen. Ich werde ſonſt nicht ruhig.

Carolinchen. Ich nehme es nicht an, Madam. Bleiben Sie nur meine gute Freundinn, und kommen Sie, damit ſie nicht bey Tiſche auf uns warten dürfen. Herr Simon muß bey Tiſche entweder anders werden, oder ſo grauſam gegen uns handeln, und uns ſeine Geſellſchaft entziehen.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon. Was ſagen Sie mir?

Hr. Orgon. Nicht anders. Hier iſt der Brief von meinem Correſpondenten in Berlin, und hier iſt auch die Lotterieliſte. Leſen Sie es nur ſelber, das Loos, Nummer 59, pour la vertu, hat zehn tauſend Thaler gewonnen.

Fr. Damon. O das iſt zu viel! Soll ichs auch glauben? Nein, nein, Herr Schwager, es muß ein Irrthum ſeyn. So viel verdiene ich nicht. Wenn es nur hundert Thaler ſind, ich will gern zufrieden ſeyn, und noch dazu ...

Hr. Orgon. Sie werden mir ja zutrauen, daß ich geſchriebenes leſen kann? Den Briefträger und meine Magd haben Sie ja auch bey mir angetroffen. Zweifeln Sie denn gar, daß die Poſt noch nicht angenommen iſt? Es iſt recht gut, daß Sie glücklich geweſen ſind.

Fr. Damon. Zehntauſend Thaler?

Hr. Orgon. Machen Sie mit dem Gelde, was Sie wollen. Ich mag nichts davon haben. Können Sie doch meiner Magd etliche Groſchen Trinkgeld geben. Wenn ich nur den Brief ſchon wieder beantwortet hätte! Ich ſchreibe ſehr ungerne Briefe; aber ich muß es doch thun. Binnen acht Tagen ſoll das Geld gegen den geſetzten Abzug ausgezahlet werden. Hier haben Sie die Liſte, wenn Sie ſolche etwa Ihrem Herrn Liebſten zeigen wollen.

Fr. Da-

Fr. Damon. Zehn tauſend Thaler! O wie theile ich ſo vieles Geld ein, daß ichs recht nützlich anwende? Nun will ich mein Carolinchen recht nach Wunſche verſorgen. Iſt es denn auch gewiß, oder betrügen mich meine Augen? Was für eine Freude wird nicht mein lieber Mann haben! Herr Schwager, zehn tauſend Thaler habe ich mit vier Thalern gewonnen? Das iſt unerhört! Ach! ich muß gehen, und es meinem Manne ſagen. O wie vielen wackern Leuten werde ich dafür gutes thun können! Nunmehr will ich erſt zufrieden leben, wenn ich Andere zufrieden machen kann. Und womit belohne ich denn Ihre Mühe? Sagen Sie mirs.

Hr. Orgon. Frau Schwägerinn, mit nichts in der Welt. Wenn ich meine Pfeife Toback in dem Garten noch werde geraucht haben, ſo wird meine Schlafzeit bald kommen. Alsdann laſſen Sie mir eine Sänfte holen, und geben Sie den Männern etliche Groſchen mehr, als gewöhnlich iſt, damit Sie mich recht ſanft tragen. Das wird mir die gröſßte Gefälligkeit ſeyn. Wollen Sie mir auch bey dem Abſchiede noch ein Gläschen Aquavit geben: ſo hoffe ich, daß die Verdauung deſto beſſer vor ſich gehen, und mein Schlaf deſto ruhiger ſeyn ſoll.

Fr. Damon. Sie bitten ſich auch ſehr geringe Dinge aus. Befehlen Sie, was Sie wollen; alles ſoll zu Ihren Dienſten ſtehen. Doch, lieber Herr Schwager, wird auch mein Mann mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn? Wird er mir auch erlauben, daß ich das Uebrige zu Carolinchens Heirath und andern Gutthaten anwenden darf?

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Fr. Damon. Ach allerliebster Mann, ich kann es vor großen Freuden kaum ...

Hr. Damon. Nun, mein liebes Kind, es ist mir recht lieb, daß Du an meinem Geburtstage so froh bist. Ich bin es auch. Ich habe ohne Dein Wissen die Musik bestellt, und will Dich eben zum Tanzen holen. Wer weis, wenn wir ...

Fr. Damon. Ach mein lieber Mann, lassen Sie keine Musik kommen. Ich bin viel zu froh, als daß ich tanzen könnte. Wollen Sie mir wohl eine Bitte gewähren?

Hr. Damon. Was giebt es denn, meine liebe Tochter? Rede doch!, ich will Dir alles versprechen. Du bist meine liebe Frau, wenn Du nur etwas genauer seyn wolltest. Ich will Dirs schon sagen, was ich auf dem Herzen habe, wenn wir wieder allein sind. Du hast es nicht böse gemeynt.

Hr. Orgon. Wenn Sie es sagen wollen, Frau Schwägerinn, so machen Sie. Ich gehe sonst, und stopfe meine Pfeife Knaster ein.

Fr. Damon. (zu ihrem Manne.) Wollten Sie mir wohl erlauben, wenn ich tausend Thaler in der Lotterie gewinnen sollte, daß ich die Hälfte ...

Hr. Damon. Was redest Du, mein Kind? Wie wird mir denn! Ich bekomme solche Angst. Sollte ich denn ein Glas Wein zu viel getrunken haben? Was willst Du mit der Lotterie? Wo weißt Du, ob Du zehn Thaler, geschweige tausend ... Bricht mir

doch

doch der Angſtſchweiß recht aus. Ahndet mir denn gar etwas? Was willſt Du mit der Lotterie?

Hr. Orgon. Das wird mir zu lange. Ich halte meine Ordnung und gehe. Ein Leben ohne Bequemlichkeit iſt ſchlimmer, als der Tod.

Fr. Damon. Gehen Sie nur. Aber ſagen Sie der übrigen Geſellſchaft nichts von der Sache, bis ich ſelber komme.

Dritter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Fr. Damon. Iſt Ihnen denn immer noch angſt? Hören Sie mich nur an, liebſter Mann, es wird Ihnen bald beſſer werden. Ich bin ſo glücklich geweſen ...

Hr. Damon. Der Schlag rühret mich. Was willſt Du haben? Es kann nicht möglich ſeyn. Ich unglücklicher Mann! Ich zittere, ſage mir nichts weiter.

Fr. Damon. Ich bitte Sie um unſerer Liebe willen, was fehlt Ihnen denn? Hören Sie doch nur, es iſt kein Unglück. Ich habe von den alten Thalern, die ich ſchon lange liegen habe, vier Thaler in die Berliniſche Lotterie, ohne Ihr Wiſſen, gelegt. Eben itzt hat Herr Orgon die Lotterieliſte mit der Poſt bekommen, und ich bin ſo glücklich geweſen, zehntauſend Thaler zu gewinnen.

Hr. Damon. Ich bin des Todes. Was ſagte ich? Wie? Zehn Thaler haſt du nur gewonnen?

Fr. Damon. Zehn tauſend Thaler. Leſen Sie doch

nur

nur. Ich sehe, Sie sind vor Freuden ganz bestürzt. Lassen Sie sich doch den Reichthum nicht so einnehmen. Sinnen Sie vielmehr darauf, wie wir ihn gut anwenden wollen. Sehen Sie, das Loos, pour la vertu, hat zehn tausend Thaler gewonnen. Ich will gleich den Zeddel holen, er liegt in meinem Wäschkasten.

Vierter Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Hr. Damon. Sie sind es doch, Herr Simon? Ach! Doch lassen Sie mich allein, ich muß es überlegen. Nein, bleiben Sie hier.

Hr. Simon. Ich will eben von Ihnen Abschied nehmen, und mich für die erwiesene Ehre bedanken.

Hr. Damon. Wenig Ehre genossen, wenig Ehre! Ach verziehen Sie doch noch einen Augenblick, und haben Sie die Gutheit, und erlauben Sie mir das Lotterieloos noch auf eine Minute. Ich will, um besserer Richtigkeit willen, eine Abschrift davon nehmen, und sie, als einen Beleg, zu der Rechnung bringen.

Hr. Simon. Was braucht es einer Abschrift? Sie haben ja mit keinem Geldjuden zu thun. Leben Sie wohl, und bitten Sie mich nicht wieder zu einer so traurigen Gesellschaft.

Hr. Damon. Ich lasse Sie nicht allein gehen. Ich will Sie begleiten, allerwerthester Herr Simon. Sie sind mein großer Gönner und Patron. Ich küsse Ihnen die Hand mit Demuth. Bemühen Sie sich nur, und geben Sie mir das Loos zum Abcopiren.

Ich bin ein ordentlicher Mann, und wenn ich ein Glas Wein getrunken habe, so mache ich mir über die geringste Sache den größten Kummer, und falle Stundenlang darüber in eine rechte Melancholey. Das Loos, Herr Simon, das Loos! um aller Barmherzigkeit willen!

Hr. Simon. Ich sehe es recht gern, daß Sie einen kleinen Rausch haben. Wenn Ihr Wein etwas getaugt hätte, so hätte ich mich selber betrunken. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Ihr Burgunder mochte wohl vor dem Jahre in Naumburg gewachsen seyn. Adjeu, mein Herr, schlafen Sie Ihren Rausch aus, und sagen Sie Ihrer Jungfer Muhme, daß sie bey allen Ihren Büchern eine Märrinn wäre.

Hr. Damon. Sie wollen gehen, ohne mir das Loos .. Halt an! Ich muß das Loos haben, oder ich ersteche Sie. Hören Sie? mein Loos!

Hr. Simon. Das ist lustig. Ihr Landwein muß viel Schwefel bey sich haben.

Hr. Damon. Nein, ich bin nicht betrunken. Ich will das Loos haben. Reden Sie mir nicht viel, sonst .. Hier in diese Tasche steckten Sie es. Nur heraus damit!

Hr. Simon. Greifen Sie in alle Taschen, wenn Sie es finden, so will ichs Ihnen schenken.

Hr. Damon. Schenken wollen Sie mirs? Ach ich bin dieser Gnade nicht werth! Also haben Sie mirs geschenkt? In dieser Tasche ist es nicht; in dieser auch nicht. Wo haben Sie es?

Hr. Si-

Hr. Simon. Sie finden es nicht; ich habe es weggeſchenkt.

Hr. Damon. Nein, Sie haben es verſteckt. Weiſen Sie mir den Hut; vielleicht ſteckt es zwiſchen einer Krempe. Nein, hier iſt es auch nicht. Ziehen Sie ſich aus; vielleicht haben Sie es auf der Bruſt oder ...

Hr. Simon. Nun wird mir die Comödie zu lang. Kurz, ich habe das Loos der Frau Orgon geſchenkt. Hier kömmt ſie ſelbſt. Laſſen Sie mich mit Frieden, und ſchlafen Sie Ihren Burgunder Wein zu vier Groſchen fein aus.

Fünfter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Hr. Damon. (er denkt, es ſey die Frau Orgon.) Geben Sie es heraus, Frau Schwägerinn. Ich weis, Sie haben es. Herr Simon hat es geſagt. Ich laſſe Sie nicht von der Stelle.

Fr. Damon. Sehen Sie denn nicht, daß ichs bin? Was zanken Sie ſich mit der Frau Schwägerinn? Bald komme ich auf die Gedanken, daß Sie Ihrem Geburtstage zu Ehren ein Glas Wein zu viel getrunken haben. Gehen Sie zu Bette, mein lieber Schatz. Wenn ich nur wüßte, wo ich das Loos hingelegt hätte! Ich habe den ganzen Wäſchſchrank ausgeſucht, und kann es nicht finden. Ich werde es doch nicht ganz und gar verworfen haben.

Hr. Damon. Ach ich unglücklicher Mann! Iſt mir denn alles zuwieder? Ich habe erfahren, daß Du Geld in die Lotterie geleget haſt. Ich habe das

Loos heute aus Deinem Schranke genommen, und es an meinen gottlosen Mündel verkauft, und der will es nicht wieder herausgeben. Und ich sollte die zehn tausend Thaler verlieren, die du rechtmäßiger Weise gewonnen hast? Nein. Ich muß das Loos haben, oder ich überlebe die Nacht nicht. Ich bin ein ehrlicher rechtschaffener Mann. Das Glück ist mir beschert gewesen; und die Welt wollte mich darum bringen? Ach, mein Kind, laufe doch zu Herr Simonen. Er ist nach Hause gegangen. Falle ihm um den Hals und ruhe nicht, bis er dir das Loos giebt. Biete ihm zehn Thaler, biete ihm zwanzig, ja biete ihm hundert Thaler, bringe nur das Loos. Sprich, ich wollte mir ein Leides thun. Sprich, ich . . .

Fr. Damon. O das ist erbärmlich! Sie haben mein Loos verkauft, und bringen sich und mich um den ganzen Gewinnst? Das ist die gerechte Strafe für Ihren Geiz. Würden Sie wohl unglücklich geworden seyn, wenn Sie die vier Thaler entbehret hätten, die ich zu diesem Looſe angewandt habe? Ich arme Frau! Wie dauert mich Carolinchen! Also soll ich Niemanden Gutes thun? O das schmerzt, wenn man die größte Freude, die größte Hoffnung in einem Augenblicke zu nichts werden sieht! Doch ich will es Ihnen vergeben. Es hat nicht seyn sollen! Das ist Trost genug. Fassen Sie sich, mein lieber Mann, nach meinem Beyspiele. Die Erfüllung unserer liebsten Wünsche pflegt oft unser Unglück zu seyn. Es hat nicht so seyn sollen.

Do. Damon. Das mag ich alles nicht wissen.

Sie

Sie sind eine leichtsinnige Frau. Unser Unglück ist nicht zu übersehen. Ich bin Schuld, und mein Mündel, und Sie und die verwünschte Frau Orgon, und alle sind Schuld. Gehen Sie, gehen Sie geschwind, und thun Sie Herr Simonen einen Fußfall.

Fr. Damon. Muthen Sie mir doch eine solche Niederträchtigkeit nicht zu. Ich werde Herr Simonen nicht das geringste gute Wort geben. Ich glaube, wenn ich zu ihm käme und ihn um das Loos bäte, er würde nach seiner Galanterie einen Preis darauf setzen, den ich ohne Abscheu nicht anhören könnte.

Hr. Damon. Sie wollen nicht zu ihm gehen? Haben Sie denn gar keine Liebe zu Ihrem Manne? Zehn tausend Thaler! Darum wollen Sie keinen Fußfall thun? Gehn Sie. Eine Frau hat viele Gewalt über das Herz einer Mannsperson. Ueberwinden Sie sich, und machen Sie ihm die verbindlichsten Caressen. Sie bleiben doch meine Frau. Gehen Sie, oder ich sterbe.

Fr. Damon. Wo denken Sie hin? So muß ein Mann nicht reden, den ich lieben soll. Ich soll zu einem Menschen gehen, der die größte Unverschämtheit besitzt? Und wenn ich Sie durch die geringste Beleidigung der Tugend zu dem reichsten Manne in der Welt machen könnte: so werde ichs ewig nicht thun. Lassen Sie das Geld fahren. Ein zufriednes Herz ist mehr, als die ganze Welt.

Hr. Damon. Ja, ich will eben das zufriedne Herz haben, und darum sollen Sie gehen und mir das Loos schaffen. Ach wie schlägt mir das Herz!

Fr Damon. Ich thue nicht einen Tritt. Um reich zu seyn, mag ich nicht niederträchtig werden. Will mir Herr Simon, wenn er erfährt, daß das Loos mein gewesen ist, aus eignem Antriebe etwas davon geben: so will ichs mit vielem Danke annehmen. Wo nicht, so mag er den Gewinnst behalten. Ich bitte Sie herzlich, lernen Sie doch erkennen, daß der Reichthum nicht glücklich macht. Wenn Sie nun diese Nacht stürben, was würden Ihnen die zehn tausend Thaler und noch zehn tausend wohl helfen?

Hr. Damon. Ach nein, ich sterbe noch lange nicht. Meine Sachen sind noch gar nicht in Richtigkeit gebracht. Es wäre das gröſste Unglück für Dich und für mein Haus, wenn ich plötzlich aus der Welt gienge. Liebe Frau, weiſst Du denn gar kein Mittel, wie ich das Loos in meine Hände bekommen kann? Ich will nach der Wache schicken, und den Mündel in Ketten und Banden schlagen, daß er mir nicht aus dem Lande läuft. Bete! Du bist ja fromm.

Fr. Damon. Sie sind einmal aufgebracht, und ich sehe, daß alle Vorstellungen so lange vergebens seyn werden, als Ihre Hitze anhält. Kommen Sie, wir wollen der Frau Orgon und Carolinchen unser Unglück klagen. Einem Freunde sein Herz entdecken und sein Mitleiden sehen, beruhiget oft mehr, als alle Trostgründe. Beklagen Sie sich so sehr, als Sie wollen. Ich will Ihnen dieses traurige Vergnügen nicht nehmen. Aber toben Sie nur nicht.

Hr. Damon. Ach die verdammte Frau Schwägerinn! Der Fluch wird sie treffen. Ich will selbst

zu meinem Mündel gehen. Ich will ihm alles sagen. Ich will ihm Recht und Gerechtigkeit vorstellen. Ich will ihn, wie meinen Sohn, umarmen. Er ist ja ein Mensch; er wird sich doch erweichen lassen. Ich will bald wieder hier seyn.

Fr. Damon. Bleiben Sie doch hier. Es ist vergebens; oder warten Sie bis morgen früh. Wollen Sie meine Bitte nicht hören? Was suchen Sie denn auf Ihre Frau Schwägerinn?

Sechster Auftritt.

Frau Damon. Herr Orgon.

Hr. Orgon. Haben Sie mir denn die Sänfte bestellen lassen? Nunmehr will ich nach Hause, daß ich aus den Kleidern komme. Meine Frau mag nachkommen.

Fr. Damon. Ach lieber Herr Schwager, wenn Sie wissen sollten ...

Hr. Orgon. Machen Sie doch keine Umstände mit mir. Ich bin sehr wohl mit der Mahlzeit zufrieden. Daß mir ein Stück Mandelkern von der kalten Schaale in die unrechte Kehle kam, dafür können Sie nicht. Ihre Köchinn hätte die Mandeln kleiner schneiden sollen. Gute Nacht, liebe Frau Schwägerinn. Die Sänfte wird wohl da seyn.

Fr. Damon. Ich bitte, warten Sie doch einen Augenblick. Sie wissen ja nicht, was vorgegangen ist. Bedenken Sie nur ...

Hr. Orgon. Nein, versuchen Sie mich nicht. Heute kann ich nicht mehr denken. Morgen früh, wenn

ich gut geſchlafen habe, will ich mirs ſagen laſſen, was vorgegangen iſt. Es iſt ſchon zu ſpät. Gute Nacht! Haben Sie denn noch ein Gläschen Abt- oder Zimmetwaſſer bey der Hand? So lange will ich noch warten.

Fr. Damon. Nur einen Augenblick Geduld! Mein Mann, bedenken Sie nur, hat dieſen Nachmittag mir das Loos heimlich aus dem Schranke genommen, und es an ſeinen Mündel verkauft. Er will bald unſinnig darüber werden, und ich arme Frau komme um alle meine Freude, die ich mir eingebildet hatte. Vergeben Sie mir meine Schwachheit. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Wer hat ſein Herz ſtets ſo in ſeiner Gewalt, daß er allen Regungen den Ausbruch verbieten könnte.

Hr. Orgon. Was weinen Sie denn? Seyn Sie zufrieden, daß Niemand von den Ihrigen einen Schaden an ſeinen geſunden Gliedmaßen genommen hat. Wie hätten Sie denn thun müſſen, wenn Sie nichts in der Lotterie gewonnen hätten? Es iſt das Zeitliche. Wenn wir zu eſſen und zu trinken haben, ſo iſt ja alles gut. Andere Leute werden ſchon auch fortkommen. Mit unſrer Arbeit und Sorge, pflege ich zu ſagen, iſt nichts gethan. Lieber zehn tauſend Thaler verloren, als Eine Nacht unruhig geſchlafen. Folgen Sie meinem Exempel. Ich laſſe mich weder von Freude noch von Betrübniß einnehmen. Wenn nur mein Körper verſchonet bleibt, das andre quält mich nicht. Geben Sie mir doch das Gläschen Zimmet und ein Stückchen Quittenbrodt dazu. Es

ſtärkt den Magen. Darnach will ich mich getroſt auf den Weg machen.

Fr. Damon. Warten Sie doch nur, bis mein Lieber kömmt. Er iſt noch zu dem Mündel wider meinen Willen gelaufen. Wie können Sie doch ſo gar unempfindlich ſeyn? An andrer Leute Freude oder Betrübniß Antheil zu nehmen, iſt ja die natürlichſte Regung. Und ich möchte nicht leben, wenn ich nicht geſellig leben ſollte. Verlaſſen Sie mich nicht, bis mein Mann wieder kömmt, und helfen Sie ihm zureden.

Hr. Orgon. Ich kann Ihnen ja nichts helfen. Die Sache iſt einmal verloren. Und was verloren iſt, kömmt nicht wieder. Wer ſich alles zu Gemüthe zieht, wird vor der Zeit grau. Ich fuhr einmal mit meinen beſten vier Pferden durch ein Waſſer, das ſehr angelaufen war; oder beſſer, ich ließ den Kutſcher durchfahren, und mich auf einer kleinen Fähre überſetzen. Indem ich von der Fähre ans Land ſtieg, ſahe ich meinen Kutſcher mit allen vier Pferden erſaufen. Der Fährmann ſchrie abſcheulich. Aber, ſagte ich, was ſchreyt ihr ſo? Wir können ihm nicht helfen. Wenn ich nur andere Pferde hätte, damit ich nicht zu Fuße gehen dürfte! Hätte ich wohl meinem Kutſcher und dem Viehe das Leben gerettet, wenn ich betrübt geworden wäre? Und warum ſoll ich mir denn über ein Lotterieloos Unruhe machen? Was nicht zu ändern iſt, iſt nicht zu ändern. Sie können ja in eine andere Lotterie legen. Alſo darf ich auch meines Correſpondenten Brief morgen nicht beant-

worten, wenn Sie das Loos nicht mehr haben. Wer es hat, mag sich melden. Geben Sie mir nunmehr den Aquavit und gießen Sie ein wenig von dem Stugthonischen Lebensbalsam darunter. Er stärkt das Haupt, und ich habe heute außerordentlich viel reden und nachsinnen müssen.

Fr. Damon. Wenn Sie nicht länger verziehen wollen, so muß ich mirs gefallen lassen. Allein mein Mann hat den Hauptschlüssel bey sich, und ich kann Ihnen nicht mit gebranntem Wasser aufwarten, bis er zurück kömmt.

Hr. Orgon. Nein. Länger warte ich nicht. Ich danke Ihnen für erwiesene Ehre, und wünsche Ihnen und mir eine gute Nacht.

Siebenter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Ich habe den Herrn Vetter vorhin in großer Eil aus dem Hause laufen sehen, und kann nicht erfahren, wo er hingewollt hat.

Fr. Damon. Ach, liebstes Kind, laß Dir ein Unglück erzählen! Doch Du dauerst mich; ich kann Dirs nicht sagen.

Carolinchen. Geht das Unglück mich an: so will ichs weit gelassener anhören, als wenn Sie es beträfe. Erzählen Sie mirs getrost. Ist mir etwa derjenige untreu geworden, der meine Liebe und mein ganzes Herz besitzt? Hat er sich etwa mit einer andern versprochen, die Vermögen hat? O nein. Glauben Sies nicht. Er hat das redlichste Herz, und

liebt

liebt mich so sehr, daß ich mich kränke, daß ich ihn nicht wenigstens in der Liebe übertreffen kann, da er mich in allen andern Stücken übertrifft. Sie werden es sehen. Er kömmt noch diesen Abend und begleitet mich nach Hause. Er hat mirs versprochen.

Fr. Damon. Da ich von einem Unglück rede, so fällst Du gleich auf Deinen Liebhaber. Und das vergnügt mich, daß in Deinen Augen kein größer Unglück ist, als ihn zu verlieren. Er verdient Dein zärtlich Herz. Doch, liebes Kind, es ist etwas ganz anders, das uns begegnet ist. Versprich mir, daß Du nicht kläglich thun willst, wenn ich Dirs erzähle. Es geht Dich am meisten an.

Carolinchen. Liebe Frau Muhme, wenn die Sache meine Liebe und Ihre Person nicht betrifft: so bin ich schon zufrieden. Meine Ehre kann man mir nicht nehmen. Lassen Sie die Leute reden. Was ist es denn? Lassen Sie mich nicht so lange warten. Ich erschrecke nicht.

Fr. Damon. Vor kurzer Zeit erhalte ich durch Briefe von Berlin, die an den Herrn Orgon gerichtet waren, die erfreuliche Nachricht, daß ich zehn tausend Thaler in der Lotterie gewonnen habe. Ich suche mein Loos; aber vergebens. Kurz, mein Mann hat es, ich weis nicht durch wen, erfahren, daß ich Geld in die Lotterie gelegt. Er geht in meinen Schrank, findet das Loos, und verkauft es diesen Nachmittag an seinen Mündel. Ist das nicht betrübt?

Carolinchen. Sie dauren mich von Herzen; aber Sie lieben ja das Geld nicht. Warum ängstigen Sie

sich?

ſich? Es wird Ihnen auch ohne die zehntauſend Thaler allemal wohlgehen. Sie haben Schätze genug in anderer Leute Herzen.

Fr. Damon. Ich habe den Gewinnſt nicht für mich verlangt. Er hätte nun groß oder klein ſeyn mögen: ſo wollte ich dir die Hälfte ſchenken. Ach Carolinchen, weine nicht, ich bitte Dich. Die Vorſehung hat alle Güter in Händen. Sie hat gewiß einen Theil für Dich zurück gelegt. Bedaure mich, daß ich das Vermögen nicht habe, meine Liebe gegen Dich zu befriedigen.

Carolinchen. Meine Thränen ſind keine Wirkungen des Unglücks, das Sie und ich erlitten haben. Ihre Liebe bringt mich zu dieſer kindlichen Regung, und ich weis Ihre Großmuth durch nichts, als durch die empfindlichſten Thränen, zu belohnen. Sie haben ſo viele Jahre ſeit meiner Aeltern Tode für mich geſorgt, daß ich jener ihren Verluſt wenig gefühlt habe. Ich bin Ihnen meine Auferziehung, meine Liebe zur Tugend und auch den redlichen Freund ſchuldig, der mich für die Seinige erklärt hat. Wollen Sie mich noch mit mehr Wohlthaten überhäufen? Ich küſſe Ihnen die Hand mit einer Ehrerbietung, die bis ins Grab dauren ſoll.

Fr. Damon. Nun bin ich zufrieden, da ich Dich ruhig ſehe. Komm, wir wollen wieder in den Garten gehen, und uns unter die Blumen ſetzen, und uns vergnügen, daß wir gelaſſen genug ſind, einen Unfall zu vergeſſen, der Andere zu Boden ſchlagen würde. Die ganze Welt iſt unſer. Mag doch Herr Simon das Loos haben!

Carolin-

Carolinchen. Nein, großmüthige Wohlthäterinn, hier iſt das Loos. Es gehört für itzt mir zu, und ich zittre recht vor Vergnügen, daß ichs Ihnen ſchenken kann. Wenn es für die Tugend ſoll, wie die Deviſe ſagt: ſo wird es nirgends beſſer als bey Ihnen aufgehoben ſeyn. Nehmen Sie es doch von mir mit dem redlichſten Kuſſe an.

Fr. Damon. Was höre ich, mein Kind, wie biſt Du zu dem Looſe gekommen? Haſt Du Dich ſo weit herablaſſen können, es von Herr Simonen, einem Menſchen anzunehmen, der Dir Dein Glück und ſeine Wohlthat nunmehr unter dem unverſchämteſten Vorwande vorwerfen wird? Ach wir wollen es ihm wiedergeben! Vielleicht ſchenkt er uns die Hälfte.

Carolinchen. Fürchten Sie nichts. Die Madam Orgon hat mir das Loos vor kurzem aufgedrungen; denn ihr hat es Herr Simon geſchenkt. Sie wiſſen, daß ſie wegen der für ſie eingekauften Spitzen noch in meiner Schuld iſt. Und für dieſe Mühe, wie ſie ſagte, und zugleich für den Dienſt, den ich ihr bey der von Herr Simonen erlittenen Grobheit erwieſen, ſollte dieſes Loos eine Vergeltung ſeyn. Dem ungeachtet würde ſie mirs nicht gegeben und ichs nicht angenommen haben, wenn nicht ein beſonderer Umſtand dazu gekommen wäre. Sie erzählte mir, daß ſie aus Verſehen ein Wort gegen den Herrn Damon von dem Looſe hätte laufen laſſen. Er müßte es darauf an Herr Simonen verkauft haben. Und damit Sie nicht über lang oder kurz auf üble Gedanken fallen möchten; ſo wollte ſie mir das Loos ſchenken.

Da ich dieſes hörte, ſo nahm ichs an, um es Ihnen wieder zu geben. Die Frau Orgon mag ſich nun geberden, wie ſie will: ſo hat ſie doch nichts an dem Gewinnſte zu fordern.

Fr. Damon. Die böſe Frau hat es meinem Manne ganz gewiß mit Fleiß geſagt, um mir Verdruß bey ihm zu machen. Wir wollen es ihr vergeben. Sie iſt durch ihren Neid und durch unſern Gewinnſt beſtraft genug. Gott Lob! daß wir das Loos wieder haben. Wo haſt Du denn deine Wohlthäterinn gelaſſen? Iſt ſie denn ganz allein im Garten?

Carolinchen. Ach nein! Ihre Magd kam, ſie abzuholen. Und ich konnte die Lobrede unmöglich mit anhören, die ſie dem armen Menſchen hielt, darum gieng ich aus Mitleiden fort.

Fr. Damon. Höre, Carolinchen, das Loos iſt Dein. Ich hoffe, mein Mann wird mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn. Tauſend will ich zu gewiſſen Wohlthaten anwenden. Und das übrige bleibt für dich. Nun kannſt Du ...

Carolinchen. Sie ſind noch zärtlicher gegen mich geſinnt, als eine Mutter. Ich nehme mein Glück von Ihren Händen an, und bin unruhig, daß ich nicht weis, wie ich erkenntlich dafür ſeyn ſoll.

Fr. Damon. Ich verlange keinen andern Dank, als an Deiner Wohlfahrt mich zu vergnügen. Haſt Du Gelegenheit, ſo diene Andern eben ſo gern, als ich Dir diene. Du biſt meine liebe Tochter.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Iſt denn mein Mann gar ſchon nach Hauſe? Das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Er wollte ſich durch kein Bitten länger aufhalten laſſen.

Fr. Orgon. Ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt, liebſte Frau Schwägerinn. Sie haben uns recht vortrefflich bewirthet. Geben Sie mir doch ja bald die Ehre Ihres Beſuchs nebſt Carolinchen. Ich freue mich recht, wenn ich Sie ſehe. Ich habe auch heute ein kleines Verſehen begangen, weswegen ich Sie um Vergebung bitten muß. Ich denke, Ihr Herr Liebſter weis es von dem Looſe, ſonſt würde ich nicht ſo unbehutſam geweſen ſeyn. Iſt es doch gut, daß das Loos ſo unverhofft in meine Hände gerathen iſt; ſonſt wären Sie gewiß darum gekommen. Carolinchen wird es Ihnen ſchon geſagt haben, daß ich es Ihr geſchenkt habe. Und ich wollte ſehr bitten, liebe Frau Schweſter, daß Sie es dem guten Kinde ließen. Manchmal gewinnt man ein paar Thaler. Doch an die Auswärtigen kommen immer die kleinen Gewinnſte und die großen bleiben im Lande. Leben Sie alſo . . .

Fr. Damon. Sie haben gar nicht Urſache ſich zu bedanken, noch viel weniger um Vergebung zu bitten. Ich weis, Sie werden ſich mit mir freuen, wenn ich Ihnen ſage, daß das Loos zehn tauſend Thaler gewonnen hat. Ihr Herr Liebſter hat dieſe Nachricht vor kurzem mit der Poſt erhalten. Ich war eben

im

im Begriffe, Ihnen diese fröhliche Zeitung zu hinterbringen.

Fr. Orgon. Zehn tausend Thaler! Das heißt gewonnen! An diesen Geburtstag will ich gedenken. Es soll mir der angenehmste Tag in meinem Leben seyn! Kann ich doch vor Freuden kaum mehr reden. Zehn tausend Thaler! Wissen Sie es gewiß, oder ist es nur eine Muthmaßung? Und so viel hat das Loos gewonnen, das ich in meinen Händen gehabt? Wenn ich Sie nicht so sehr lieb hätte, so würde ich Sie beneiden. Doch ich soll einmal nichts haben. Nun können Sie sich Kutsche und Pferde halten, Frau Schwester, und zu mir gefahren kommen. Ich gönne es Ihnen von Herzen.

Fr. Damon. Denken Sie denn, daß ich den Gewinnst nur zum Pracht anwenden werde? Kutsche und Pferde würden mich nicht ruhiger machen. Ich schicke mich gar nicht unter die Leute, deren Staat es erfordert, in einem Jahre mehr auf ein Pferdegeschirr zu wenden, als sie in zehn Jahren zu Guthaten anwenden. Ich habe Carolinchen den größten Theil von dem Gewinnste geschenkt. Denn für sie war das Loos bestimmt, und sie hat Ursache sich bey Ihnen zu bedanken, daß Sie ihr wieder zu dem Loose verholfen haben.

Carolinchen. Ja, Madam, ich danke Ihnen auf das verbindlichste.

Fr. Orgon. Ersparen Sie mir die Mühe, Ihnen zu antworten. Ich weis nicht, ob die große Freude oder die Abendluft meine Krankheit wieder erregt haben.

haben. Ich arme Frau. Ihnen geht es so wohl, und ich habe nichts, als Noth. Je nun, seine Freunde glücklich sehen, ist bey mir auch ein Glück. Wenn der Juwelierer bald stirbt, so können Sie sich beide ein Rittergut kaufen, und alle Welt auslachen. Wenn Sie nur die zehn tausend Thaler auch gewiß ausgezahlt kriegen. Müssen Sie viel Abzug geben? Ach mein garstiger böser Mann, daß er mich denn nicht mitgenommen hat! Er soll es schon ... Leben Sie recht wohl. (Sie geht.)

Carolinchen. Warten Sie doch, Madam, ich will Sie begleiten.

Neunter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Hr. Damon. Der verwünschte Mündel! Ich habe ihn nicht angetroffen. Wer weis, wo das Loos diese Nacht bleibt! Ach ich elender Mann!

Fr. Damon. Mein lieber Schatz, das Loos ist da.

Hr. Damon. Wo ist es? Wo ist es? Wer hat es?

Fr. Damon. Carolinchen hat es, und sie hat es von der Frau Orgon geschenkt bekommen. Aber ich bitte Sie um unsrer Liebe willen, mein lieber Mann, lassen Sie es ihr. Sie haben ja einmal das Loos an Herr Simonen verkauft gehabt. Und wie müßten Sie thun, wenn es der behalten hätte. Lassen Sie es Carolinchen. Es ist ja meine Waase. Sie haben ja Vermögen genug und keine Kinder. Ich bitte Sie mit Thränen, nehmen Sie es ihr nicht. Carolinchen will Ihnen tausend Thaler davon geben.

Hr. Damon. Weine nicht, ich kann Dich nicht weinen sehen. Du nimmst mir das Herz ganz. Nun weil ich dich lieb habe, weil Du meine schöne Frau bist, und weil deine Muhme eine vater- und mutterlose Waise ist: so will ich barmherzig seyn, und keinen Proceß anfangen, sondern mit tausend Thalern fürlieb nehmen. Aber sie muß einen Revers ausstellen, daß das Geld nach ihrem Tode an mich zurückfallen soll. Und die tausend Thaler muß ich baar und auf Einem Brete ...

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Hr. Damon. (zu Carolinchen.) Wo haben Sie die tausend Thaler? Hören Sie nur, Jungfer Muhme, weil Sie eine Waise sind, so will ich mit tausend Thalern zufrieden seyn. Aber gleich muß ich sie bekommen. Ich soll noch mehr Wechselbriefe annehmen, und es leidet keinen Verzug. Wollen Sie mir auch einen Revers geben, daß das übrige Geld nach Ihrem Tode an mich fallen soll? Wollen Sie nicht?

Carolinchen. Ja doch, Herr Vetter. Morgen will ich Ihnen Ihre tausend Thaler schaffen. Ganz gewiß.

Hr. Damon. Gut, gut! aber alles in Louis blanc; ander Geld nehme ich nicht. Ihr Vormund muß den Revers mit unterschreiben. Und die acht Thaler acht Groschen für Ihres Herrn Vaters Leichenbegängniß muß ich auch bekommen.

Carolinchen. Ja, ich will Ihnen auch acht Thaler acht Groschen Interesse dazu geben.

Hr. Da-

Hr. Damon. Nein, als Intereſſe nehme ichs nicht an. Denken Sie, daß ich ſo jüdiſch bin? Wollen Sie mirs aber zur Dankbarkeit geben, daß ich ſo lange gewartet habe, ſo nehme ichs willig an. Ich will gleich noch zu dem Herrn mit den Wechſelbriefen laufen und ihm ſagen, daß er morgen noch tauſend Thaler bekommen ſoll. Es iſt zum Profite noch nicht zu ſpät. Den Revers muß ich auch aufſetzen.

Eilfter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Fr. Damon. Mache dir keine Sorge wegen des Reverſes. Ich will meinen Mann ſchon beſänftigen. Wenn er tauſend Thaler und mich ſieht, ſo läßt er ſich ſchon bewegen. Ach da kömmt ja noch Dein Herr Anton!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Anton.

Hr. Anton. Vergeben Sie mir, Madam, daß ich unangemeldet herein komme. Ich habe Niemanden im ganzen Hauſe finden können. Sie werden es ſchon errathen, daß ich die Ehre haben will, Ihre Jungfer Muhme nach Hauſe zu begleiten.

Fr. Damon. Ich weis wohl, daß Sie nur zu mir kommen, wenn Carolinchen bey mir iſt; aber dem ungeachtet ſind Sie mir der angenehmſte Gaſt. Sehen Sie nur, wie Sie Carolinchen leichtfertig anſieht. Sie mag merken, wie ſauer es Ihnen ankömmt, daß Sie mir das Compliment eher machen müſſen, als ihr.

Hr. Anton. (zu Carolinchen.) Mein liebes Carolinchen, soll ich die Ehre haben, Sie nach Hause zu begleiten?

Carolinchen. Ich werde gleich mit Ihnen gehen. Aber, wie ist es, Herr Anton, haben Sie mich auch noch lieb?

Hr. Anton. Wie fällt Ihnen denn diese Frage wieder ein, die ich Ihnen schon seit vier Jahren beantwortet habe?

Carolinchen. Weil ich keine wichtigere Frage in der Welt weis, als diese. Wird es Ihnen denn so sauer, ja! darauf zu sagen?

Hr. Anton. Nein, es geht mir nur nahe, daß Sie noch einen Augenblick an meiner Liebe zweifeln können. Quälen Sie mich nicht, Sie wissen es doch, daß ich Sie vollkommen liebe.

Fr. Damon. Sie weis es, Herr Anton. Carolinchen ist, wie die Leute, die einen Zweifel aufwerfen, damit sie zeigen können, daß sie von dem Gegentheile überführt sind.

Carolinchen. (zu Herr Anton.) Ja, ich glaube wohl, daß Sie mich lieben; aber werden Sie mich auch beständig lieben? Soll ich auch die Ihrige noch werden?

Hr. Anton. Wie, mein liebes Kind? Sie fragen mich, ob Sie noch die Meinige werden sollen? O, warum kann ich denn meine Umstände nicht so verbessern, als ich wünsche! Ich verlange nicht allein Sie zu besitzen, ich will auch, daß Sie bequem an meiner Seite leben können. Und wem wird es wohl

unerträg-

unerträglicher, als nur, daß mein Glück meiner Liebe nicht gleicht? Madam, erklären Sie mir doch das Räthsel. Warum beunruhiget mich Carolinchen in Ihrer Gegenwart mit solchen Fragen, die mein ganzes Herz aufrührisch machen? Hat sie vielleicht ein würdiger Glück gefunden, als ich ihr anbieten kann?

Fr. Damon. Nein, sie kann kein größer Glück finden, als sie an Ihnen gefunden hat. Ihre Fragen sind nichts, als Liebe und Zärtlichkeit.

Carolinchen. Aber, mein lieber Herr Anton, habe ich Ihnen nicht hundertmal gesagt, Sie sollen sich eine reiche Frau wählen, weil Ihre Umstände nicht so beschaffen sind, daß Sie mit einer armen bequem genug leben können? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich, aus Liebe für Sie, alle meine Ansprüche auf Ihr Herz will fahren lassen, nur damit ich Sie nicht unglücklich mache? Ich sage es Ihnen, daß ich kein größer Elend weis, als Sie zu verlieren; aber ehe ich Ihnen durch meine Erhaltung das Leben zu einer Last, und zu einer beständigen Arbeit, machen will: so sage ichs Ihnen nochmals in Gegenwart meiner Frau Muhme, daß ich lieber Ihre Liebe entbehren will.

Hr. Anton. Das ist erbarmenswürdig! Wenn bin ich Ihnen, mein liebes Kind, denn so gleichgültig geworden? Haben Sie denn nicht so viel Hoffnung zur Vorsicht und zu meinem Glücke, daß ich noch in bessere Umstände kommen werde? Ich thue ja alles, was möglich ist. Und der Gedanke, daß

ich für Sie arbeite, macht mir die mühsamsten Verrichtungen zum Vergnügen. Ich kann Ihnen heute die Hand zur Ehe anbieten. Meine Einkünfte werden zu unserm Unterhalte zulangen; aber Sie sind mir zu lieb, als daß Sie in meinen Armen wegen der zukünftigen Zeiten bekümmert seyn sollten. Es ist mir unmöglich, an Ihrer Beständigkeit zu zweifeln. Finden Sie aber Ursache, Ihre Wahl zu verändern: so können Sie versichert seyn, daß ich Sie mit keinen andern Vorwürfen, als Thränen, beleidigen werde. Entdecken Sie mir doch, was vorgegangen ist. Ich werde ja die Freundschaft noch verdienen, wenn ich auch Ihrer Liebe nicht mehr werth bin.

Carolinchen. Ja, ich will Ihnen alles entdecken. Sie haben mich geliebt, ehe ich das geringste Vermögen hatte. Ihr Umgang hat mich in der Tugend und Zärtlichkeit gestärkt. Und was kann man sich in der Welt wohl edlers wünschen, als diese beiden Stücke? Sie sind ein Liebhaber, aber auch stets ein aufrichtiger Freund gewesen. Ich bin mit Ihnen seit vier Jahren versprochen, und dieß Vergnügen ist noch so neu, als ob ichs erst gestern erhalten hätte. Sie verdienen eine bessere Frau als ich bin. Aber Sie haben mich doch gewählt, und ich will durch niemanden glücklich werden, als durch Sie. Hier haben Sie die Versicherung von zehn tausend Thalern, die ich, durch einen wunderbaren Zufall, in der Berliner Lotterie gewonnen habe. Sie sind mir bloß darum angenehm, weil ich sie Ihnen als einen Beweis

weis meiner Liebe anbieten kann. Zwey tauſend Thaler geben Sie an meine Frau Muhme; das übrige gehört Ihnen. Und Sie dürfen ſich dieſes Geſchenks wegen nicht ſowohl bey mir, als bey dieſer liebreichen Frau, bedanken. Haben Sie nun noch einen Kummer wegen unſerer Liebe?

Hr. Anton. Was geben Sie mir? Ach liebſtes Kind, Sie hätten ſo viel in der Lotterie gewonnen? Und alle unſere Sorge wäre durch dieſe Schickung gehoben?

Fr. Damon. Sie können ſich ſicher auf alles verlaſſen. Das Loos hat zehn tauſend Thaler gewonnen. Kommen Sie nur in den Garten, und erholen Sie ſich daſelbſt von Ihrer angenehmen Beſtürzung. Da wollen wir Ihnen die ganze Sache vollſtändig erzählen. Das Loos iſt ohne unſer Wiſſen durch verſchiedene Hände gegangen. Und dennoch hat es Carolinchen bekommen müſſen, da mirs entzogen war. Denn für ſie war es beſtimmt. So ſorgt die Fügung für eine tugendhafte Liebe.

Carolinchen. Bin ich nun die Ihrige? (Sie umarmt ihn.) Werden Sie nunmehr bequem mit mir leben können? Sie lieben mich doch unaufhörlich? Ja, Sie kennen mein Herz. Ach, wie reichlich wollen wir die Hoffnung von vier Jahren durch die getreuſte Liebe befriedigen! Hätten Sie wohl gedacht, daß der Lohn für Ihre Tugend ſchon ſo nahe wäre?

Hr. Anton. Sehen Sie es nicht als den Lohn für meine Tugend an, ſondern als ein Geſchenk der Vorſicht. Glücklicher kann ich nicht werden, als

ich nunmehr bin. So ſind Sie denn die Meinige! Nun iſt mir das Leben erſt koſtbar, da ich an dieſer Gewißheit nicht länger zweifeln darf. Sie ſchenken mir nicht allein Ihr Herz, ſondern auch auf die großmüthigſte Art Ihr Vermögen. Ich bin vor Freuden nicht vermögend, mehr zu reden. Ach meine liebe Caroline!

Fr. Damon. Wenn dieſe Ehe nicht zärtlich wird: ſo wird es keine in der Welt.

Ende des fünften Aufzugs.

Sylvia.

Sylvia.

Ein Schäferspiel

in einem Aufzuge.

Personen.

Sylvia. (illegible) Myrtill.

Damöt. Montan.

Galather.

Erster Auftritt.

Myrtill. Damöt.

Myrtill.

Du liebst sie?

Damöt.

Ja! Myrtill.

Myrtill.

Und hasts ihr nie gesagt?

Damöt.

Nein, weil ich zärtlich bin, so bin ich auch verzagt;

Myrtill.

Entdecke Sylvien die Regung deiner Triebe!

Damöt.

Die Lieb ihr zu gestehn, verhindert mich die Liebe,

Myrtill.

Wer liebt, wird sonst beredt.

Damöt.

Bey mir ist dieses nicht;
Mein Mund schweigt dennoch still, so viel mein Herz auch spricht.

Myrtill.

Doch was gewagt seyn muß, das darf man nicht verschieben;
Entdeck dich Sylvien!

Damöt.

Doch, wird sie mich auch lieben?
Erzürnen werd ich sie.

Myrtill.

Die Schönen zürnen oft,
Nicht, weil wir viel gesagt, nein, weil sie mehr gehofft.

Sie

Sie zürnen oft mit uns, bloß, weil sie haben wollen,
Daß wir den falschen Zorn recht zärtlich stillen sollen.

Damöt.

Doch wenn sie vor mir flieht?

Myrtill.

So bleibe du nicht stehn.
Dieß Fliehn ist ihr Befehl, ihr weiter nachzugehn.
Sieh nur der Taube zu, wenn es ihr Liebling waget,
Und zärtlich vor ihr girrt, und seine Lieb ihr klaget.
Sie giebt ihm kein Gehör, und gönnt ihm kaum den
Blick.
Er tritt noch näher hin, und sie tritt mehr zurück.
Sie zürnt; und er verstärkt durch Seufzen seine Klagen.
Noch fährt sie frostig fort, ihm alles abzuschlagen.
Und frostig sitzt sie fort, und fliegt aufs nächste Dach.
Was fängt ihr Liebling an? Er fliegt ihr zärtlich nach.
Sie droht, als wollte sie von neuem weiter fliegen,
Und läßt, indem sie droht, sich schon von ihm besiegen.

Damöt.

Ich kennete du nur erst die strenge Schäferinn!
Ihr unempfindlich Herz, ihr spröder Eigensinn,
Das sind die Fehler, Freund, die mich an ihr betrüben;
Und dennoch muß ich selbst die Fehler an ihr lieben.
Ich pflück ihr manchen Strauß, dieß läßt sie auch
geschehn;
Doch keinen hab ich noch an ihrer Brust gesehn.
Jüngst brachte ich ihr ein Band: wie? sprach sie
halb mit Lachen,
Es scheint, du willst mich mir recht sehr verbindlich
machen;

Behalt

Behalt es, lieber Freund, denn itzo brauch ich keins:
So bald ein Band mir fehlt: so bitt ich dich um eins.

Myrtill.

Nicht wahr, es kränkte dich?

Damöt.

Ich fieng mich an zu schämen;
Doch ihr Verweigern selbst konnt ich nicht übel nehmen.
Wenn gleich ihr Auge zürnt, so zürnt es dennoch schön,
Und selbst die Sprödigkeit kann ihrem Reiz erhöhn.

Myrtill.

Der beste Rath ist der, entdeck ihr dein Verlangen.

Damöt.

Ja dieses will ich thun.

Myrtill.

Hier kömmt sie gleich gegangen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia.

Sylvia.

Ist Doris nicht bey euch?

Myrtill.

Sie? Nein, mein schönes Kind.
Was willst du denn bey ihr?

Sylvia.

Du fragst mich sehr geschwind.
Doch wenn du schweigen kannst, so will ich dirs wohl sagen;
Es läßt ein Wolf sich sehn, den wollen wir verjagen.

Myrtill.

Myrtill.

Du scherzest, Sylvia, und dein Verweis ist fein;
Doch Doris ist nicht hier, ich will sie suchen.

Sylvia.

Nein!
Dieß kann ich selber thun. Lebt wohl!

Myrtill. (zu Damöten)

Und du bleibst stehen?
(zu Sylvien.)
Ach Schäferinn, ein Wort!

Sylvia.

Was ists?

Damöt.

Willst du schon gehen?

Sylvia.

Ja wohl.

Damöt.

Ach! Sylvia, nicht wahr, du zürnest nicht,
Wenn dich ein Schäfer ehrt, und . . wenn man mit
dir spricht?

Sylvia.

Nein, beides kann er thun; doch wird er lange fragen,
Alsdann kann ich mit Recht mich über ihn beklagen.

Myrtill.

So rede doch, Damöt!

Damöt.

Myrtill, o rede du!

Sylvia.

Fahrt immer beide fort, so hör ich gerne zu.

Ihr

Ihr sprecht, den Mienen nach, von ganz besondern Dingen;
Und dennoch wett ich viel, ihr habt nichts vorzubringen.

Damöt.

O, liebste Sylvia, könntst du mein Herz itzt sehn!

Sylvia.

So lästern bin ich nicht.

Damöt.

O laß es doch geschehn;
Daß ich ... dein treuer Freund ..

Myrtill. (zu Sylvien.)

Ich muß es nur erzählen:
Ein Schäfer auf der Flur, den Lieb und Treu beseelen,
Liebt seit geraumer Zeit, doch nur zu seiner Pein;
Ihm fehlt, so sehr er liebt, das Glück geliebt zu seyn.
Er zeigt sein redlich Herz in allen seinen Mienen,
Und ist, wenn man ihn kennt, mehr, als er erst geschienen.
Sein größter Fehler nur ist, daß er furchtsam liebt,
Und sich der Schäferinn nicht zu erkennen giebt.
Ein Straus, ein kleiner Dienst, mehr wird er niemals wagen;
Und stets verschweigt sein Mund, was seine Blicke sagen.
Dem Echo klagt er oft von seiner Zärtlichkeit,
Und selbst den Wiederhall bewegt das Schäfers Leid.
Der schönste Tag läßt ihn nicht freudig bey den Heerden,
Und auch die stillste Nacht im Traum nicht ruhig werden.

Er

Er ſtockt, wenn man ihn fragt, zeigt ein zerſtreut Geſicht,
Und widerſpricht ſich ſchon, eh er zehn Worte ſpricht.
Er iſt mein guter Freund, und dauert mich von Herzen.

Sylvia.

Doch alles, was ihn quält, ſind ſelbſt gemachte Schmerzen.
Wer iſt die Schäferinn, die ihn ſo zärtlich macht?

Myrtill.

Die kleine Galathee.

Sylvia.

Dieß hab ich bald gedacht.
Allein, wer liebt ſie denn?

Myrtill.

Ich hab ihn ja beſchrieben.
Sieh nur Damöten an.

Sylvia.

Damöt, du kannſt ſo lieben?

Damöt.

Ja! liebſte Sylvia, mein Herz liebt ſehnſuchtsvoll,
Und wartet auf dein Wort, wie lang es üben ſoll.

Sylvia.

Bin ich denn Galathee?

Myrtill.

Dieß will er auch nicht ſagen:
Du ſollſt der Schäferinn ſein zärtlich Leiden klagen,
Und durch ein gutes Wort ...

Sylvia.

Mein Wort nimmt wenig ein;
Sein Blick wird kräftiger, als meine Bitte, ſeyn.

Myrtill.

Myrtill.

Erweis ihm doch den Dienſt!

Sylvia.

Mein Dienſt wird wenig nützen;
Doch wenn mein Bitten hilft: ſo ſoll er ſie beſitzen.
Ich geh und ſuche ſie.

Dritter Auftritt.

Myrtill. Damöt.

Myrtill.

Du haſt es ſchön gemacht,
Was haſt du denn gethan? Geſeufzt, gewünſcht, gedacht,
Und kaum ein Wort geredt. Dieß heißt zur Unzeit ſchweigen,
Und ſtatt der Zärtlichkeit nur ſeine Zagheit zeigen.

Damöt.

Was kann ich denn für das, was ſelbſt die Liebe thut?
Eh Sylvia noch kam: ſo hatt ich vielen Muth.
Kaum aber ſah ich ſie: ſo wich, bey ihrem Blicke,
Mein erſt ſo dreiſtes Herz ſchon ganz beſchämt zurücke.
Iſt, dacht ich bey mir ſelbſt, dein Antrag ſchon genug?
Bald wünſcht ich mir die Eil, bald wünſcht ich den Betrug.
Mir fallen Zweifel ein, und zweifelnd werd ich blöde,
Und eh ich reden will: ſo denk ich ſchon, ich rede.

Myrtill.

Du haſt ſehr ſchlecht gereht!

Damöt.

Doch hab ichs gut gemeynt.

Myrtill.

Ja! denn du sagtest gar, du wärst ihr treuer Freund,
Und wünschtest, daß sie dir könnt in das Herze sehen.

Damöt.

Myrtill, ach quäl mich nicht! Genug, es ist geschehen.
Ich seh es gar zu wohl, die Spröde liebt mich nicht.
So wenig auch mein Mund, so dunkel er auch spricht:
So könnte sie doch schon aus der Verwirrung schliessen,
Was ich, und was mein Herz für sie empfinden müssen.

Myrtill.

Sie weis es ganz gewiß, die lose Sylvia.
Es war ihr angenehm, da sie dich seufzen sah.
Der Ton, mit dem sie sprach, verrieth ein still Verlangen;
Und Wunsch und Gegengunst erschien auf ihren Wangen.

Damöt.

Dieß kann nicht möglich seyn. Ich sah ihr ins Gesicht;
Doch, was mein Herz gewünscht, das fand mein Auge nicht.

Myrtill.

Du fürchtest, eh du siehst, drum siehst du da nur Schrecken,
Wo Andre Hoffnung sehn, und Zärtlichkeit entdecken.

Damöt.

Du willst mein Glück, Myrtill, und mehrst doch nur mein Weh.
Warum beredtst du sie, mein Wunsch sey Galathee?
Dieß ist ja wider mich und alle meine Triebe.

Myrtill.

Myrtill.

Nein, Freund, es iſt ein Dienſt zum Glück in deiner Liebe,
So bald ich Galathee zu deiner Schöne ſprach,
So bald vergaß ſie ſich; ſie ſann betroffen nach:
Ein heimlicher Verdruß erſchien in ihrem Blicke,
Und der verrieth ihr Herz, und dein ſchon nahes Glücke;
Sie liebt.

Damöt.

Das glaub ich wohl, allein ſie liebt nicht mich.

Myrtill.

Nun glaub es oder nicht, ſie liebt, und liebet dich!

Damöt.

O, wenn mir doch ihr Mund die Wahrheit ſelbſt geſtünde!

Myrtill.

Und ſchnitte Sylvia ſie dir in jede Linde:
So fiele dir doch ſtets ein neuer Zweifel bey.
Dein Aug und auch dein Herz ſind beide dir nicht treu;
Und beide hindern dich, die Furcht zu überwinden,
Und ſelber in der Furcht mußt du Vergnügen finden.

Damöt.

Doch gleichwohl quält ſie mich.

Myrtill.

Sie quält dich ganz bequem.
Die Furcht macht ſelbſt bey dir die Hoffnung angenehm.
Du raubſt dir Sylvien, nicht um dein Herz zu quälen,
O nein! aus großer Luſt, von neuem ſie zu wählen.

Damöt.

Ich gehe, liebster Freund.

Myrtill.

Warum?

Damöt.

Dieß will mein Leid.
Ich bin nie glücklicher, als in der Einsamkeit.
Ihr darf ich ohne Zwang, was ich empfinde, sagen.
Sie läßt mich ruhig flehn, und ohne Vorwurf klagen,
Und dieß ist Glück genug.

Myrtill.

So suche denn dein Glück!
Ich warte hier. Vielleicht kömmt Sylvia zurück.

Vierter Auftritt.

Myrtill. Sylvia.

Sylvia.

Ich traf sie an, Myrtill.

Myrtill.

Wen hast du angetroffen?

Sylvia.

Die schöne Galathee. Damöt kann sicher hoffen.

Myrtill.

Wie? liebt ihn Galathee?

Sylvia.

So viel ihr schließen kann?
So hat sie ihn geliebt, eh er sie lieb gewann.
Sie hörte, was ich sprach, mit einem frohen Lachen,
Und wird ihm seinen Sieg gewiß nicht sauer machen.

Myrtill.

Myrtill.

Wie glücklich iſt Damöt! Er liebt, und wird geliebt.

Sylvia.

Doch mir gefällt kein Herz, das ſich ſo bald ergiebt.
Man ſey dem Schäfer gut, der uns weis hoch zu achten;
Allein man ſey auch ſtreng, und laß ihn erſtlich ſchmachten.
Die Liebe, die nicht kränkt, iſt Liebe ſonder Geiſt.
Wo kenn ich ſeine Treu, wenn er ſie nicht beweiſt?
Allein, wo wird er ſie uns denn beweiſen können,
Wenn wir den Augenblick ihm alle Hoffnung gönnen?
Nein, ſtreng und ſpröde ſeyn, iſt wirklich unſre Pflicht;
Und wer dieß nicht erkennt, der kennt die Liebe nicht.
Wenn ich ein Schäfer wär, ſo glaub ich, daß michs kränkte,
Wenn Phyllis mir ihr Herz für einen Seufzer ſchenkte.

Myrtill.

Mein Kind, du ſchwatzeſt ja dein ganz Geheimniß aus,

Sylvia.

Was jeder wiſſen kann, das ſag ich frey heraus.
Kurz, eine Schäferinn muß Anfangs ſtrenge ſcheinen,
Und was ihr Herz bejaht, muß doch ihr Mund verneinen.

Myrtill.

Allein das iſt Betrug.

Sylvia.

Nein, es iſt eine Liſt,
Die Vielen ſtrafbar ſcheint, und dennoch löblich iſt;
Und unſre Sprödigkeit darf gar kein Schäfer haſſen.
Wird er nicht zärtlicher, wenn wir ihn warten laſſen?

Myrtill.

Wer hat dir das gesagt?

Sylvia.

Ich hab es nie gehört;
Doch war mein Herz so gut, und hat michs selbst gelehrt.

Myrtill.

Mich rührt ein solches Herz, und sollt ich zärtlich werden:
So gäb ich für dieß Herz mich selbst und meine Heerden.

Sylvia.

Du redst schon sehr vertraut. Soll dieß ein Antrag seyn?

Myrtill.

Ja, Kind, ich liebe dich. Du wirst es mir verzeihn.
Dein Werth hat mich gerührt.

Sylvia.

Das sind sehr schnelle Triebe.

Myrtill.

Du bist so klug, als schön.

Sylvia.

Und du bist ohne Liebe.
Verstelle dich nur nicht, die Sprache kenn ich schon.
Der Ton, mit dem du redst, ist ein erzwungner Ton.
Und wär es auch dein Ernst: so hast du nichts zu hoffen.

Myrtill.

Dein Herz ...

Sylvia.

Mein Herz, Myrtill, hat schon die Wahl getroffen.

Myrtill.

Myrtill.

Du schreckst mich nicht; dieß ist die Sprache deiner Pflicht,
Daß das dein Mund verneint, was doch dein Herz verspricht.
Du widerstehst mir nur, um meine Glut zu stärken.

Sylvia.

Nein, dieses kannst du leicht aus meinen Mienen merken.

Myrtill.

Allein, wen liebst du denn?

Sylvia.

Du fragst mich vor der Zeit.
Der Liebe stärkste Pflicht ist die Verschwiegenheit.
Zu meiner Zärtlichkeit verlang ich keine Zeugen.
Bey mir ist beides eins, zu lieben und zu schweigen.

Myrtill.

Dein Mund spricht sehr beredt, wenn er vom Lieben spricht;
Allein, verzeih es mir, du kennst die Liebe nicht,
Und hast noch nie geliebt. Denn dein Entwurf der Liebe
Ist noch zu ordentlich für die so regen Triebe.
Nimmt dich die Zärtlichkeit nur erst vollkommen ein;
So sey so stolz du willst, du hörst es auf zu seyn.
Der Schäfer, den du noch willst lange schmachten lassen,
Wird bald so glücklich seyn, dich schmachtend zu umfassen.

Sylvia.

Ich glaube gar, du denkst, mein Schäfer sey Damöt,
Der ohne Sprache kömmt, und sprachlos wieder geht.
Er, der nichts thut, als seufzt! Der Stumme, der Betrübte!

Ja! der verdiente wohl, daß man ihn heimlich liebte.

Myrtill.

Nein, er verdient es nicht, und niemals liebst du ihn.

Sylvia.

Er mag zu Galathee mit seinen Klagen fliehn.
Sie sey von ihm geliebt, ich will sie nicht beneiden.
Wer immer traurig ist, den kann ich auch nicht leiden.

Myrtill.

Du hast vollkommen recht; er ist nie aufgeweimt.

Sylvia.

Er sieht mich an, und sinnt . .

Myrtill.

Mit Einem Wort, er träumt;
Allein die Lieb ist Schuld. Sie raubt ihm Geist und Leben;
Doch beides wird sie ihm gedoppelt wieder geben,
So bald er glücklich ist.

Sylvia.

Dieß kann wohl möglich seyn.
Doch, wie er itzo liebt, so schläft man bey ihm ein.

Myrtill.

Indessen liebt er treu.

Sylvia.

Vielleicht! wer kann das wissen,
Als seine Galathee, die uns sein Herz entrissen?

Myrtill.

Myrtill.

Uns? Meynſt du dich damit?

Sylvia.

Ach nein! die ganze Flur.

Myrtill.

Damöt iſt ſittſam, klug, und zärtlich von Natur.

Sylvia.

Dieß lob ich ſelbſt an ihm.

Myrtill.

Ich ſehe mit Vergnügen,
Wenn um ſein voll Geſicht die braunen Locken fliegen.

Sylvia.

Ja! lockigt Haar ſteht fein.

Myrtill.

Und wenn er lächelnd ſpricht:
So drückt das Lächeln ihm zwey Grübchen ins Geſicht.
Er lacht nicht, wie Möntan.

Sylvia.

Doch beyde ſind zu ſchelten;
Denn dieſer lacht zu oft, und jener lacht zu ſelten.

Myrtill.

Schön ſingen kann Damöt.

Sylvia.

Er ſingt in Wahrheit ſchön;
Doch alles, was er ſingt, kann man ihm nicht verſtehn.

Myrtill.

Dieß dächt ich eben nicht.

Sylvia.

Ich hab ihn hören ſingen.

Myrtill.

Ja! dann und wann ein Wort, das pflegt er zu verſchlingen.
Drey Wörter weis ich ſelbſt, die ſingt er zu geſchwind,
Kuß, Lieb und Zärtlichkeit!

Sylvia.

Wenns keine ſchönern ſind:
So eil er, wie er will, ſein Lied wird nichts verlieren.
Dieß ſind die Wörter nicht, die mich im Singen rühren.
Mir wird ein Augenblick bey ſolchen Liedern lang.

Myrtill.

Ja! denn ein ſchöner Mund dient mehr, als zum Geſang.
Allein ich muß doch gehn, und es Damöten ſagen,
Wie viel zu ſeinem Glück dein Bitten beygetragen.
So liebt ihn Galathee?

Sylvia.

Geh nur! du hörſt es ja.

Fünfter Auftritt.

Sylvia allein.

So liebt Damöt mich nicht? Ich arme Sylvia!
Der Unbeſtändige! Sonſt ſchien er mir gewogen,
Und nun wird Galathee von ihm mir vorgezogen?
Damöt, Damöt iſt falſch, ſo treu er auch erſt ſchien!
Verdient er wohl mein Herz? Nein, haſſen will ich ihn!

Sechſter Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Nein! haſſen will ich ihn! So viel hab ich vernommen.

Sylvia.

Sylvia.

Du hätteſt mehr gehört, wärſt du nur ehr gekommen.
Damöt iſt nicht bey mir, wenn du ihn ſuchen willſt.

Galathee.

Es kränkt mich, daß Damöt ſein Wort ſo ſpät erfüllt,
Er hat mich, hier zu ſeyn, und läßt ſich noch nicht finden.

Sylvia.

Ein Schäfer pflegt ſich nicht ſtets an ſein Wort zu binden.

Galathee.

Nein! was Damöt verſpricht, das hält er ganz gewiß.
Was Andre hindern kann, iſt ihm kein Hinderniß.

Sylvia.

Ja! was man heftig wünſcht, das hält man für gegründet.
Und nimmt ſich ſehr in Acht, daß mans nicht unwahr findet.

Galathee.

Ach! liebe Sylvia, du kennſt Damötten nicht.
Sein Herz redt allemal, ſo oft ſein Mund nur ſpricht.

Sylvia.

Drum pflegt Damöt des Tags auch nur Einmal zu ſprechen;
Die Sprache, die er redt, muß doch den Geiſt ſehr ſchwächen.

Galathee.

Wahr iſts, er redt nicht viel. Doch geb ich ihm den Preis
Vor jedem, der nichts ſagt, und viel zu plaudern weis.
Ein ſolcher Umgang quält.

Sylvia.

Sylvia.

Doch der mit stummen Schäfern
Dient auch zu weiter nichts, als uns bald einzuschläfern.

Galathee.

Daß er so wenig redt, das macht, er meynt es treu.

Sylvia.

Ja! wen man einmal liebt, der ist von Fehlern frey.

Galathee.

Die Schwalbe läßt ihr Lied den ganzen Sommer klingen;
Allein die Nachtigall pflegt kurze Zeit zu singen.
Wie lang ein Schäfer schweigt, dieß untersuch ich nicht:
Gnug, daß er, wenn er redt, geschickt und zärtlich spricht.

Sylvia.

Den Einfall hast du bloß der Liebe zuzuschreiben.
Mein! keine Nachtigall! Er soll ein Schäfer bleiben.
Damöt gefällt dir stets, er mag sich gleich vergehn.
An einem, den man liebt, wird auch ein Fehler schön.

Galathee.

Verdient Damöt denn nicht, von mir geliebt zu werden?

Sylvia.

Dieß hab ich nicht gesagt. Damöt und seine Heerden,
Sind beide liebenswerth.

Galathee.

Was Heerden? Er allein
Erregt in mir den Wunsch, von ihm geliebt zu seyn.

Und

Und hätt er auch kein Schaf: so würde michs nicht kränken;
Mit Freuden wollt ich ihm mich und die Heerden schenken.
Der zärtliche Damöt! Sein Name klingt schon schön.
Ach! liebe Sylvia, mußt du nicht selbst gestehn?

Sylvia.

Sein Name rührt mich nicht.

Galathee.

Auch nicht die schönen Meinen?

Sylvia.

Wer weis es, Galathee, ob sie dich hoch verdienen?

Galathee.

Sein kleiner rother Mund, die braunen Augen!

Sylvia.

Traum?
Du mußt dem, den du liebst, nicht recht ins Auge schaun.
Die blauen Augen!

Galathee.

Ja! die blauen wollt ich sagen!
Die uns gefährlich sind, weil sie verschlossen klagen.
Sein lockicht weiches Haar, sein rundes volles Kinn!

Sylvia.

Du machst Damöten gar zu einer Schönheiten.
So sehr er dir gefällt, gefällt er doch nicht allen.
Ich hab ihn oft gesehn, nie hat er mir gefallen.
Ich bin ihm, wie gesagt, nicht feind und auch nichts gut,
Und fürchte, daß Damöt mit vielen freundlich thut.

Galathee.

Sylvia.

Ihn küssen soll mein Mund? Dieß wär ein neu Vergehn.

Galathee.

Dieß glückliche Vergehn verlangen zarte Triebe.
Die Liebe zeugt den Kuß; der Kuß vermehrt die Liebe.

Sylvia.

So viel erlangt er nicht. Ein Kuß läßt schon vertraut.
Nur hoffen soll Damöt. Nur . .

Galathee.

Rede nicht so laut.
Dein stiller Schäfer kömmt. Versprich mir, ihn zu hören.
Ich will auch höflich seyn, und euch nicht länger stören.

Siebenter Auftritt.

Sylvia. Damöt.

Damöt.

Warum flieht Galathee, da sie mich kommen sieht?

Sylvia.

Entbehrst du denn so viel, wenn diese Schöne flieht?

Damöt.

Ach nein! doch sie versprach, mir hier bey diesen Bäumen . .

Sylvia.

Ihr Herz, um das du flehst, dir endlich einzuräumen.
Soll ich von eurem Glück vielleicht ein Zeuge seyn?
Doch nein, ein zärtlich Paar ist lieber ganz allein.
Die stummen Bäume sind bey ihm die liebsten Zeugen;
Sie hören sittsam zu, und wissen auch zu schweigen.

Damöt.

Damön.

Du ſinnſt mit allem Fleiß auf das, was mich betrübt.
Nie liebt mich Galathee. Nie hab ich ſie geliebt.
Myrtill trieb ſeinen Scherz. Er kennet meine Treue,
Und weis nur gar zu gut, wem ich die Liebe weihe.
Dir, ſchöne Sylvia, nur dir gehört mein Herz.
Mein unzufriedner Blick, mein Schweigen und mein Schmerz,
Und meine Gegenwart, mit der ich dich betrübe,
Iſt nichts, als Zärtlichkeit, nichts, als die ſtärkſte Liebe.

Sylvia.

Dieß alles ſagſt du mir, und wirſt nicht Einmal roth?

Damön.

Ich ſagte ja nichts mehr, als was mein Herz gebot.

Sylvia.

Dein Herz gebietet dir? mir kann es nicht gebieten.

Damön.

O Kind! Ein zärtlich Herz ...

Sylvia.

Davor will ich mich hüten.

Damön.

Warum hat die Natur dir ſo viel Reiz gewährt,
Wenn ich nicht lieben ſoll? Verliere deinen Werth;
So wird ſich meine Glut den Augenblick verlieren.
Weswegen biſt du ſchön?

Sylvia.

Gewiß nicht, dich zu rühren.

Damön.

So biſt du, Sylvia, nur ſchön für dich allein,
Und ſchön, um nicht verehrt, und nicht geliebt zu ſeyn?

Frey von der Zärtlichkeit iſt noch kein Herz geblieben.
Nur deines, Sylvia! . .

Sylvia.

Nur meines wird nicht lieben.

Damöt.

Gieb mir die ganze Flur, ich gebe ſie zurück,
Wenn ich nicht lieben ſoll. Die Lieb iſt unſer Glück.
Und ohne ſie wird mich die gröſte Luſt betrüben.

Sylvia.

Die Liebe ſey dein Glück. Mein Glück iſt, nicht zu lieben.

Damöt.

So nimmt dich keine Treu, kein Wunſch, kein Bitten ein?

Sylvia.

Mein Wunſch iſt, nicht gehaßt und nicht geliebt zu ſeyn.

Damöt.

Der Wunſch raubt mir und dir das gröſte Glück des Lebens.

So hoff ich denn umſonſt?

Sylvia.

Ja . . ja, du hoffſt vergebens.

Damöt.

So ſey doch mitleidsvoll, wenn du nicht zärtlich biſt,
Und mache, daß mein Herz den Wunſch nach dir vergißt.

Sylvia.

Ich ſuche ja nichts mehr, als dieſen Wunſch zu hindern,
Und meine Sprödigkeit ſoll deine Liebe mindern.

Damöt.

Damöt.

Wenn dieß das Mittel iſt, ſo werd ich nie befreyt,
Ich liebe ſelbſt an dir die gröſte Sprödigkeit.

Sylvia.

Aus Mitleid gegen dich will ich Myrtillen lieben:
So wird dein Wunſch nach mir und auch dein Leid vertrieben.

Damöt.

Ach ſtrenge Schäferinn! Wird auch dein Herz nicht mein:
So bleibſt du dennoch werth, von mir geliebt zu ſeyn.
Verſchenke nur dein Herz. Ich will dich ſchweigend ehren,
Und deine Liebe nie durch meine Klage ſtören.
Nein, haſſe nur ein Herz, das ſich für dich erklärt.
O Kind! auch wenn du zürnſt, biſt du noch liebenswerth.

Sylvia.

Damöt, du hörſt es wohl; mich kannſt du nicht gewinnen;
Allein auf unſrer Flur ſind ſchönre Schäferinnen.

Damöt.

Sie mögen ſchöner ſeyn. Dient dieß zu meiner Ruh?
In meinen Augen iſt doch niemand ſchön, als du.
O hätt ich dir mein Herz nur länger noch verſchwiegen!
Der Zweifel gab mir doch noch ein geheim Vergnügen.
Nun miß ich auch das Glück, das ſonſt die Hoffnung giebt.
Ach meine Sylvia! Du liebſt mich nicht?

Achter Auftritt.

Galathee und die vorigen.

Galathee.

Sie liebt!
Damöt, ſie liebt dich längſt. Wer wollte dich denn haſſen?
(zu Sylvien.)
Wie lange willſt du doch Damöten ſeufzen laſſen?
Ich weis es ganz gewiß, du liebſt ſein redlich Herz.
Du haſt mirs ſelbſt geſagt.

Sylvia.

Geſagt? Dieß war mein Scherz.

Galathee.

So ſcherze denn nur fort. Die Liebe wird ſich rächen.

Damöt. (zur Galathee.)

Und alſo hörſt du's ſelbſt; ich darf mir nichts verſprechen.
Unruhig kam ich her, beſchämt geh ich zurück,
O ſtrenge Sylvia!

Neunter Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Verſtundſt du dieſen Blick?

Sylvia.

Sein Auge ſchien erzürnt.

Galathee.

Und wollte ſo viel ſagen:
Ich will mir Sylvien aus den Gedanken ſchlagen.

Sylvia.

Damöt will untreu ſeyn, und mir ſein Herz entziehn?

Galathee.

Galathee.

Er flieht dich ja mit Recht. Du heißt ihn selber flehn.

Sylvia.

Wenn hab ich denn gesagt, daß mich Damöt soll meiden?

Galathee.

Der Schäfer muß dich flehn; sonst wär er unbescheiden.
Du schlägst ihm alles ab; was soll er thun, als gehn?

Sylvia.

Allein, wer heißt ihn denn mein Wort so schlecht verstehn?
Ich lieb ihn allemal, und werd ihn lieben müssen.
Errathen soll er dieß; allein nicht völlig wissen.

Galathee.

Du liebst ihn; doch dein Herz steht mit sich selbst im Streit.
Ein kleiner Stolz kämpft noch mit deiner Zärtlichkeit.
Allein vergiß dich nur: so wird dein Stolz verschwinden.
Vergessen wirst du dich, sobald du wirst empfinden.
Was meynst du, hab ich recht?

Sylvia.

Ich habe nichts gehört.
Ich sann dem Zweifel nach, der meine Ruhe stört.
Damöt gieng frostig fort: vielleicht —

Galathee.

Wird dir schon bange?

Sylvia.

Mir bange? ach nein! Allein es bleibt sehr lange.

Galathee.

Damöt kömmt nicht zurück.

Sylvia.

Er hat es ja gesagt.

Galathee.

Du hast sehr falsch gehört.

Sylvia.

Ich hab ihn selbst gefragt.

Galathee.

Du redst schon sehr verliebt. Wer hätt es meynen sollen?

Du denkst, du hast gefragt, weil du hast fragen wollen.

Sylvia.

Du glaubst, ich grâme mich. O glaub es nur, du irrst!

Galathee.

Nun kömmt der Augenblick, da dir empfinden wirst.

Sylvia.

Ich sollt empfinden? Nein! Doch wird er wieder kommen?

Galathee.

Nun ist es ausgemacht, dein Herz ist eingenommen.

Sylvia.

Mein Herz? Nein, mein Damöt!

Galathee.

Ich heiße nicht Damöt.

Nein, es ist Galathee, die dir zur Seite steht.

Sylvia.

Mit deiner Spötterey! Ich kann mich wieder rächen.

Galathee.

Du zürnst? Wir wollen gleich von etwas anders sprechen.

Ich

Ich kann ein neues Lied, das auf die Liebe schilt,
Und nur die Freyheit lobt. Wenn du es hören willst:
So sing ich dir dieß Lied.

Sylvia.

Es mag ganz artig klingen;
Doch, meine Galathee, wer wird beständig singen?
Damöt singt auch so gern.

Galathee.

Das Lied ist schön erdacht.
Die Freyheit kriegt den Preis.

Sylvia.

Hat es Damöt gemacht?
Gewiß, es war zu viel, zu gehn und gar zu schmollen!
Er hätte wenigstens doch Abschied nehmen sollen.

Galathee.

Mein Lied sagt nichts davon.

Sylvia.

So flieht er denn vor mir?

Galathee.

Du irrst dich, Sylvia. Vom Liede reden wir.
Das allerliebste Lied! Ich muß dirs doch nur singen.

Sylvia.

Itzt nicht! Ja! wie es scheint, will er mein Herz erzwingen.
Ich muß nur selber gehn, und fragen, was ihm ist?

Galathee.

Nur daß sich nicht dein Herz im Fragen gar vergißt.

Zehnter Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Wird unsre Sylvia sich bald geneigt erklären?

Galathee.

Ich glaub, ihr kleiner Stolz wird nicht mehr lange währen.
Erst suchte sie Damöt; nunmehr sucht sie schon ihn.
Sie denkt, er ist erzürnt, und wird sie künftig fliehn.

Myrtill.

Der ehrliche Damöt! dieß wird ihm wohl nicht träumen.
Ich traf ihn schlafend an, gleich zwischen diesen Bäumen.
Sie findet ihn gewiß, wenn sie ihn finden will.

Galathee.

Wie glücklich sind nicht wir, mein zärtlicher Myrtill!
Wir lieben ohne Streit bey gleichen Zärtlichkeiten.

Myrtill.

Nein! weißt du, liebes Kind, worüber wir noch streiten?

Galathee.

Du zweifelst immer noch, wer von uns stärker liebt?
Nimm mir den Vorzug nicht, den selbst mein Herz mir giebt.

Myrtill.

So denkst du denn, mein Kind, ich liebte nicht vollkommen?

Galathee.

So glaubst du denn, mein Herz sey minder eingenommen?

Myrtill,

Myrtill, laß mir den Ruhm; er dient zu meiner Ruh.
Du liebst vollkommen treu. Ich treuer noch, als du.

Myrtill.

Du bist mein liebster Wunsch.

Galathee.

Bist du nicht mein Verlangen?
Ich liebte dich zuerst.

Myrtill.

Nein, ich hab angefangen.
So bald ich dich gesehn; so hast du mich entzückt.

Galathee.

Du warst von mir geliebt, so bald ich dich erblickt.

Myrtill.

Wie oft hab ich nach dir die Fluren durchgestrichen!

Galathee.

Wie oft bin ich mit Zwang dir schamroth ausgewichen!

Myrtill.

Wenn du zu lange bliebst, so zürnt ich auf die Zeit.

Galathee.

Und ich, wenn du nicht kamst, auf deine Sittsamkeit.
O kennte Sylvia, wie ich, die süßen Triebe:
So säh ihr Schäfer schon sein Glück in Ihrer Liebe;
So würd ein Augenblick, den sie, um stolz zu seyn,
Damöten warten läßt, sie schon im Herzen reun.

Myrtill.

Wir wollen zu ihr gehn, und mit der kleinen Sprödeu,
Damit sie sich ergiebt, recht offenherzig reden.
Wir bitten sie. Ich weis, uns hört die Schäferinn.

Galathee.

Durch Bitten stärken wir nur ihren Eigensinn.

Ihr eignes Herz wird ſie weit eh, als wir, bezwingen.
Damöt muß froſtig thun: ſo wird es ihm gelingen.
Ich kenne Sylvien nunmehr ſo gut, als mich,
So bald er ſie verläßt: ſo bald ergiebt ſie ſich.
Er darf nur ſpröde thun: ſo wird er ſie erbitten.
Und wenn er vor ihr flieht: ſo folgt ſie ſeinen Schritten.
Und kurz, der beſte Weg, wodurch er ſie erhält,
Iſt, daß er nicht mehr klagt, und ſich gelaſſen ſtellt.

Myrtill.

Ja, wenn ihm auch ſein Herz die kleine Liſt vergönnte,
Daß er zum Schein ſie fliehn, und ſich verſtellen könnte.

Galathee.

Dieß wird leicht möglich ſeyn.

Myrtill.

Nein, bey Damöten nicht.
Denn redt er auch verſtellt: ſo ſieht doch ſein Geſicht
Dabey nicht anders aus, als wollt er uns geſtehen,
Wir ſollten ihm verzeihn, er würd uns hintergehen.

Galathee.

Hilft die Verſtellung nicht: ſo kann er ſie doch fliehn.
Zwey Tage darf er nur ſich Sylvien entziehn:
So hat er ſchon ihr Herz. Die Furcht, ihn zu verlieren,
Wird unſre Schäferinn bald zu Damöten führen.
Sie iſt ihm gar zu gut.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen und Montan, lachend.

Myrtill.

Du lachſt. Was iſt geſchehn?

Montan.

Montan.

Ich lache mit, Myrtill; ich habe viel geſehn:
Was werd ich euch dadurch für ein Vergnügen machen!

Myrtill.

Erzähl es uns nur erſt; dann wollen wir ſchon lachen.

Montan.

Hier in dem kleinen Buſch ſitz ich in guter Ruh,
Und höre ganz entzückt den Nachtigallen zu.

Galathee.

Der Anfang ſagt nicht viel.

Montan.

Drauf kömmt Damöt gegangen.

Galathee.

Montan, ſoll ich vielleicht ſchon an zu lachen fangen?

Montan.

O ſtöre mich doch nicht! Damöt klagt mir ſein Leid,
Seufzt über Sylvien und ihre Sprödigkeit;
Kurz, er beklagt ſich ſehr.

Galathee.

Und wir ſind zu beklagen,
Daß du uns Sachen bringſt, die doch ſo wenig ſagen.
Erzähl es doch nur kurz!

Montan.

Damöt ſetzt ſich allein,
Und ſchläft an einem Baum vor großem Kummer ein.

Galathee.

Dieß iſt die Neuigkeit?

Montan.

Ich bleibe zum Vergnügen,
Weil Philomele ſingt, in meiner Hecke liegen.

Galathee.

Galathee.

O! wenn ich bitten darf: so leg dich wieder hin.

Montan.

So höre doch! Drauf kömmt Damötens Schäferinn;
Sie trifft ihn schlafend an, bleibt von der Seite stehen,
Und überlegt es erst, ob sie will weiter gehen.
Nun tritt sie näher hin. Sie sieht ihm ins Gesicht;
Sie wirft mit Moos nach ihm, doch er erwacht noch nicht;
Sie sieht sich um.

Galathee.

Nach wem? nach deinen Nachtigallen?

Montan.

Genug, sie sieht sich um, und läßt ein Band entfallen.

Galathee.

Mit Fleiß?

Montan.

Ja wohl mit Fleiß. Sie macht es ganz geschickt,
Indem nun Sylvia sich nach dem Bande bückt:
So küßt sie ihn geschwind. Ich hätte schlafen sollen,
Wie hätt ich Sylvien den Kuß vergelten wollen!

Galathee.

O wegen der Gefahr schlaf immer ruhig ein!
Damöt wird von dem Kuß doch munter worden seyn?

Montan.

Ja wohl! Wie, hub sie an, hast du mich kommen hören?
Ich gieng ganz still vorbey und wollte dich nicht stören;
Doch bist du aufgewacht.

Myrtill.

Myrtill.

Und dieß ist itzt geschehn?

Montan.

Gleich itzt. Ich schlich mich fort. Sie hat mich
nicht gesehn.
Sie kommen hier vorbey. Wie wird sie nicht er-
röthen,
Wenn ich die Frage thu: Wer küßte denn Damöten?

Galathee.

O frage nicht so schlau. Nein, überlaß es mir,
Und rufe Sylvien; doch schweig, sie sind schon
hier.

Zwölfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia und Damöt.

Damöt.

Bewegt dich nichts, mein Kind?

Sylvia.

Damöt, vergiß die Liebe;
Denn sonst verlaß ich dich, so gern ich bey dir bliebe.

Damöt.

Doch meine Zärtlichkeit . . .

Sylvia.

Der will ich bald entgehn.

Galathee.

O warte, Sylvia! ich habe nichts gesehn.

Sylvia.

Nein, wenn ich warten soll, so muß Damöt nicht
klagen.

Galathee.

Galathee.

Damöt, du sollst nichts mehr von deiner Liebe sagen.
(zu Sylvien.)
Du bückest dich geschwind, und machtest es recht schön.

Sylvia.

Was denn?

Galathee.

Erschrick nur nicht. Ich habe nichts gesehn.

Sylvia.

Ich bitte, sag ihm nichts.

Myrtill.

Was soll sie denn nicht sagen?

Sylvia.

Neugieriger Myrtill! Wer wird nach allem fragen?
Es ist nichts wichtiges.

Myrtill.

Auch eine Kleinigkeit,
Wenn sie dein Mund erzählt, macht dennoch mich erfreut.

Sylvia.

Wenn du noch länger fragst, so werd ich was ersinnen.

Myrtill.

Recht gut. Nur nichts zum Ruhm der strengen Schäferinnen.

Sylvia.

Warum so still, Damöt?

Damöt.

Mein Schweigen machst ja du.
Denn wenn ich reden will, so hörst du mir nicht zu.
Ich will dich länger nicht mit meiner Liebe quälen.

Montan.

Montan.

Und ich, Damöt, will dir was Tauriges erzählen.
Ein Schäfer schlief einst ein, und seine Schäferinn
Kam gleich . . .

Sylvia.

Ich sehe wohl, daß ich verrathen bin.
Damöt, liebst du mich noch?

Damöt.

Ich liebe dich vollkommen.

Sylvia.

Und deine Zärtlichkeit hat längst mich eingenommen.

Damöt.

Ists möglich, liebst du mich?

Sylvia.

Ja, redlicher Damöt!
Ich wollte strenge seyn. Allein es war zu spät.
Ich schlug dir alles ab, doch wider mein Verlangen.
Dich wollt ich hintergehn, mich hab ich hintergangen.
Und soll ich dich beschämt noch um Vergebung flehn:
So thu ichs, meint Damöt, und will noch mehr gestehn.
Ich habe, da du schliefst, . . . willst du es weiter wissen:
So muß ich dich nunmehr zum andernmale küssen.

Damöt.

Du liebst mich, Sylvia! Ist auch mein Glück ein Traum?
Ich sehe mich geliebt, und dennoch glaub ich kaum.

Sylvia.

Ich liebe dich, Damöt.

Montan.

Montan.

Will mich denn niemand lieben?

Myrtill. (zu Sylvien.)

O Kind! wo iſt dein Herz, dein ſtrenges Herz geblieben?

Galathee.

Wo iſt dein kleiner Stolz?

Sylvia.

Kein Stolz. Zwang war es nur.
Die gröſſte Sprödigkeit weicht endlich der Natur.

Galathee.

Dieß hab ich dir geſagt.

Damöt.

Mein Wunſch iſt eingetroffen.
Ich bin beglückt. Du liebſt!

Sylvia. (klopft ihm auf die Backen.)

Nein! du haſt nichts zu hoffen.

Die

Die kranke Frau.

Ein Nachſpiel

in Einem Aufzuge.

Perſonen.

Frau Stephan.

Herr Stephan.

Jungfer Philippine, Stephans Muhme.

Jungfer Henriette, der Frau Stephan Stiefſchweſter.

Herr Wahrmund, ein Chiromantiſt.

Herr Richard.

Erſter Auftritt.

Frau Stephan, (auf einem Lehnſtule,) Jungfer Philippine.

philippine.

Wie? Madam! Sie befinden ſich nicht wohl? Das beklage ich von Herzen. Womit kann ich Ihnen dienen?

Fr. Stephan. Mit nichts, als daß Sie ſich keine Mühe geben, mir die Gefahr, in der ich mich befinde, geringe zu machen. Ich weis ſchon, wie Sie ſind. Sie wollen einem ſtets einen Muth einſprechen, und da muß der ſchlimmſte Zufall nur eine Kleinigkeit ſeyn, die keine Folge nach ſich zieht.

Philippine. Sagen Sie mir nur, was Ihnen zugeſtoßen iſt. Ich ſchwöre es Ihnen zu, daß ich Sie nicht aufrichten will, wenn Sie anders in der Untröſtlichkeit mehr angenehmes finden, als in der Beruhigung. Aufrichtig zu reden, ſo ſehe ich Ihnen mehr einen Verdruß, als eine Krankheit an.

Fr. Stephan. Das konnte ich wohl denken, daß Ihnen Ihre Scharfſinnigkeit noch ein Dutzend Zweifel wegen meiner Krankheit machen würde. Jungfer Muhme, ich will Ihnen ein Wort im Vertrauen ſagen. Sie waren vor etlichen Jahren viel artiger und beſcheidener.

Philippine. Dieſe Lobrede auf mich ſchickt ſich ſehr wohl zu dem verdrießlichen Weſen, das heute in Ihrem Geſichte herrſcht. Wir wollen es andern überlaſſen, die Grenzen von Ihrer Klugheit und meiner

Unbescheidenheit auszumessen. Damit ich Sie aber in der Freyheit, ohne Einwurf krank zu seyn, nicht länger störe: so will ich mich Ihnen empfehlen, und Ihnen in so weit baldige Besserung wünschen, als Sie dieselbe für gut befinden.

Fr. Stephan. Warten Sie doch, Jungfer Muhme, Sie wissen ja noch nicht, was mir fehlt. Ich bin krank, recht sehr krank, und den ganzen Vormittag mit gewaltigen Uebelkeiten beschweret gewesen. Vielleicht habe ich mich heute früh erkältet.

Philippine. Weil Sie über Uebelkeiten klagen, und besorgen, sich erkältet zu haben; so dächte ich, Sie legten sich eine Stunde zu Bette. Vielleicht können Sie sich durch die Wärme helfen. So beschwerlich die Uebelkeiten sind: so leicht gehen sie doch vorüber.

Fr. Stephan. Fangen Sie schon an mich zu trösten? Ich habe es ja nicht wissen wollen, daß eine Uebelkeit nicht so gefährlich ist, als der rothe und weiße Frieſel in den sechs Wochen.

Philippine. Ich wiederhole meinen Rath: legen Sie sich zu Bette. Vielleicht wird Ihnen bald besser.

Fr. Stephan. Vielleicht wird Ihnen bald besser. Dieß klingt auch gar zu frostig, Jungfer Muhme. Woher wissen Sie es denn, daß mir bald besser werden, und daß meine Maladie weniger, als nichts bedeuten wird? Ich habe schon etliche Tage ein starkes Wallen im Geblüte gemerkt. Sie wissen es, ich klage mich nicht so leicht. Nein, Jungfer Muhme, es muß mir viel fehlen, ehe ich sage, daß mir etwas fehlt. Mußte mich denn die stolze Frau Richardinn

eben

eben heute, und zwar Vormittage, mit ihrem Staatsbesuche quälen, und mich in ihrer neuen Andrienne nöthigen, über mein Vermögen zu reden?

Philippine. Madam, dadurch werden Sie sich nicht curiren, daß Sie sich über ihre Frau Schwägerinn von neuem ärgern. Denken Sie nicht mehr daran. Einer guten Freundinn kann man ja wohl eine kleine Schwachheit vergeben.

Fr. Stephan. Wenn Sie nur die Frau Richardinn hätten sehen sollen! Sie hatte von dem neumoddischen Stoffe, der in dieser Messe erst zum Vorscheine gekommen ist, eine Andrienne an, und hatte sich recht in sich selbst verliebt. Sie that wie ein Kind. Sie fragte mich wohl hundertmal, wie mir der Stoff gefiele. Die Närrinn! Ich glaube, sie denkt, sie ist besser als ich, weil ich noch keine solche Andrienne habe. Nein, darüber werde ich nicht unruhig.

Philippine. Lassen Sie die Frau Richardinn tragen, was sie will. Die Kleider bedecken doch ihre Fehler nicht. Ich will Ihnen indessen das neue Stück von dem Jüngling lesen. Es enthält eine Ode an den Frühling. Sie gefällt mir vortrefflich; und ich hoffe, daß Ihnen die Tasse Caffee recht gut dabey schmecken soll.

Fr. Stephan. Ja, wenn ich so gesund wäre, wie Sie: so möchte sich dieser Zeitvertreib wohl für mich schicken. Aber, wie können Sie mich mit Ihrem trockenen Wochenblatte quälen, da Sie wissen, daß ich krank bin? Wer weis, an welchem Fenster sich die Frau Richardinn itzt in ihrem neuen Putze sehen

läßt. Wie närrisch ist nicht eine Frau, die sich dem Staate ergeben hat!

Philippine. Wenn ich Ihnen das Blatt nicht lesen soll: so werde ich wieder gehen; denn ich kann Ihnen doch sonst nichts helfen.

Fr. Stephan. Gehen Sie doch, ich wehre es Ihnen ja nicht. Hören Sie nur, Jungfer Philippine, ich denke, das Wochenblatt würde Ihnen auch nicht so gefallen, wenn es nicht der Jüngling hieße. Verstehen Sie mich?

Philippine. Sie wollen mir sagen, daß ich den jungen Mannspersonen eben nicht gram wäre. Wenn die Jünglinge alle so artig und gesittet wären, als der Charakter dieses Jünglings ist, den ich in den Händen habe: so könnten wir ohne Fehler sehr vertraut mit Ihnen umgehen, und ohne Beleidigung der Ehrbarkeit mit einander scherzen, und einander wohl gar küssen.

Fr. Stephan. Wenn Sie aus Ihren Wochenblättern keine schönere Wahrheiten lernen, als daß das Scherzen und Küssen eine erlaubte Sache ist; so wäre es, deucht mich, kein Unglück, wenn Sie Ihre Stunden mehr mit Nehen und Sticken, als mit Lesen zubrächten. Reden Sie doch nicht so frey.

Philippine. Ich rede, wie ich denke. Und wer nichts unerlaubtes denkt, der steht nicht in der Gefahr, zu frey zu reden.

Fr. Stephan. Ich glaube, Sie wollen mich gar unterrichten. Reden Sie nicht so gar zuversichtlich, Jungfer Muhme. Oder, wenn Sie ja Ihre Weisheit ausschütten müssen: so thun Sie es bey der Frau

Richar-

Richardinn. Vielleicht wäre ich heute nicht krank, wenn sie klüger wäre. Ich mag nicht in ihrer Abwesenheit von ihr reden. Aber ihr Mann ist ja nicht so vornehm, daß sie ihre Pracht mit seinem Stande entschuldigen könnte. Und der meinige geht als ein Rechnungsführer doch allezeit über den ihrigen. Thun Sie mir nur den Gefallen, und reden Sie kein Wort mehr von dieser stolzen Frau.

Philippine. Wenn habe ich denn von ihr geredet? Oder verbieten Sie mir nur deswegen, von der Frau Richardinn nicht zu reden, damit ich desto eher von ihr reden soll?

Fr. Stephan. Seyn Sie so gut, und verlassen Sie mich. Ich weis nicht, was Sie sich für eine unverschämte Art zu widersprechen angewöhnen. Sie werden machen, daß sich alle Gesellschaften vor Ihnen verschließen. Merken Sie sich doch die Regel, daß niemand weniger klug ist, als der, der sich einbildet, klüger, als alle Andre zu seyn.

Philippine. Weil Sie mich so liebreich gehen heißen: so will ich Ihnen gleich eine Probe geben, daß ich zu leben und mich in Andere zu schicken weis. Leben Sie wohl, Madam.

Fr. Stephan. Nicht doch, Jungfer Muhme. Bleiben Sie hier, und sagen Sie es meinem Manne, wenn er von dem Doctor zurücke kömmt, daß ich mich zu Bette gelegt habe. Es wird mir gar zu schlimm. Ich merke neue Uebelkeiten . . . Herzklopfen . . . kurzen Athem . . . Bangigkeit . . . Seitenstechen . . . Ach die böse Frau, mit ihrem verwünschten Besuche!

Zweyter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Stephan.

Stephan. Wo iſt meine arme kranke Frau? Der Doctor wird gleich zugegen ſeyn.

Philippine. Ihre arme kranke Frau ſagte, ſie wollte ſich zu Bette legen, und ich vermuthe, daß ſie es gethan haben wird.

Stephan. Ach liebe Jungfer Muhme! ich weis nicht, warum mir ſo bange bey den üblen Zufällen meiner Frau iſt. Wenn mir nur nicht etwas abſtirbet. Ich wäre der unglückſeligſte Mann, wenn mir meine Frau ſterben ſollte. Ich habe ſie unausſprechlich lieb; und ich habe ſie doch lange nicht ſo lieb, als ſie es verdienet. Wenn ich nur wüßte, ob ſie etwan ſchon ſchlummerte: ſo wollte ich ſie gern nicht ſtören.

Philippine. Herr Vetter, was machen Sie ſich für fürchterliche Vorſtellungen! Man ſtirbt nicht gleich von einer Uebelkeit. Und wenn ich nicht ſehr irre; ſo iſt Ihre Frau Liebſte dem Tode nicht ſo gar nahe. Ich habe lange mit ihr geredet. Sie nimmt noch gar zu viel Antheil an den Begebenheiten der Lebendigen, als daß ich ihrem baldigen Abſchied von der Welt beſorgen ſollte.

Stephan. So dächten Sie nicht, daß meine Frau ſterben ſollte? O wäre es doch dießmal wahr! Aber die öftern Uebelkeiten . . . das Herzklopfen . . . Der Doctor hörte alle dieſe Zufälle ſehr aufmerkſam an. Er gerieth in ein tiefes Nachſinnen, und wußte

nicht,

nicht, was er dieſer Krankheit für einen Namen geben ſollte.

Philippine. Den Namen zu der Krankheit Ihrer Frau Liebſte weis ich auch nicht. Allein vielleicht errathe ich bald die Urſache. Und weil mir dieſe nicht gefährlich ſcheint: ſo vermuthe ich auch keine gefährliche Wirkung.

Stephan. Ich höre es ſchon. Sie reden etwas verdeckt, weil Sie noch nicht verheirathet ſind. Und daran thun Sie wohl. Vielleicht wollen Sie ſagen, daß meine Frau guter Hoffnung iſt.

Philippine. Daran habe ich nicht gedacht.

Stephan. Je nun, wenn es nur ſo wäre! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; und Kinder von meiner Frau müſſen tauſend gute Eigenſchaften bekommen.

Philippine. Sie müſſen. Das weis ich eben nicht.

Stephan. Und Sie können noch zweifeln, Jungfer Muhme? Iſt nicht meine Frau die ſchönſte in der ganzen Stadt?

Philippine. Weil dieſe Frage die ganze Stadt angehet: ſo mag ſie auch die ganze Stadt ausmachen. Ich will keinen Ausſpruch thun.

Stephan. Iſt nicht meine Frau die artigſte, die liebreichſte, die klügſte, die werthſchaftlichſte, die galanteſte, die frömmſte Frau von der ganzen Welt? Und müßte der nicht mein Feind ſeyn, der mir widerſprechen wollte?

Philippine. Herr Vetter, das heißt ſeine Frau auf Unkoſten des ganzen weiblichen Geſchlechts loben.

Stephan. Ich rede als ein vernünftiger Mann, der seine Frau kennt, und jeden Tag neue Vorzüge an ihr entdeckt. Denken Sie etwan, daß ich so wenig Einsicht habe, daß ich die Tugenden und Fehler an einer Person nicht wahrnehmen kann?

Philippine. O nein, das denke ich nicht. Sie haben eine sehr gute Einsicht, Herr Vetter. Aber Sie haben auch eine große Liebe für Ihre Frau, und die Liebe verblendet unsere Einsicht zuweilen.

Stephan. Was soll denn diese gelehrte Anmerkung bedeuten? Bin ich denn etwa ein Mann, der an der Einbildung krank liegt?

Philippine. Herr Vetter, ich sehe, daß Sie böse werden, wenn man aufrichtig mit Ihnen spricht. Wir wollen unser Gespräch abbrechen. Sie sollen Recht haben.

Stephan. Ja, ich will nicht allein Recht haben, sondern ich will Ihnen auch zeigen, daß Sie Unrecht haben. Sagen Sie mir doch, was Sie an meiner lieben Frau auszusetzen haben? Ich will es durchaus wissen, was sie für Fehler hat; denn ich weis, daß sie keine hat.

Philippine. Wenn Sie schon überzeugt sind, daß sie keine hat: so bin ich zum voraus widerlegt. Und also erforderts die Klugheit, daß ich schweige.

Stephan. Nein, Sie sollen nicht schweigen. Sie sollen reden; damit ich Sie widerlegen, und die Ehre meiner Frau retten kann.

Philippine. Raube ich deswegen Ihrer Frau Liebste die Ehre, weil ich sie nicht mit den Augen ansehe, mit welchen Sie sie betrachten?

Stephan.

Stephan. Kurz und gut! Ich will es wissen, was meine Frau für Gebrechen hat. Und Sie müssen mir sie sagen.

Philippine. Weil ich muß: so sage ich Ihnen aufrichtig, was ich von der Gemüthsart Ihrer Frau Liebste denke. Ich halte sie für etwas eitel, stolz und gebieterisch. Außerdem hat sie ein ganz gutes Herz.

Stephan. Sind Sie denn ganz und gar unverschämt geworden? Wenn meine Frau das wäre, wofür Sie dieselbe ausgeben: so wäre ich ja ein Narr, denn ich liebte sie, weil sie nicht liebenswürdig wäre.

Philippine. Ach nein, Herr Vetter. Man liebt an einer Frau nicht allein die Tugenden. Man liebt auch ihre Munterkeit, ihr schmeichelndes und liebkosendes Wesen, ihre einnehmende Miene, ihre gute Bildung, ihre Art, womit sie einem die Zärtlichkeiten kostbar zu machen weis.

Stephan. Jungfer Philippine, nehmen Sie mir meine Hitze nicht übel. Sie sind nicht klug. Und warum denn? weil Sie sich für klüger halten, als mich und meine Frau. Sehen Sie, ich mache keine langen Beweise, aber bündige. Beweisen Sie es doch, daß meine Frau eitel, stolz und dergleichen mehr ist.

Philippine. Den Beweis, daß Ihre Frau Liebste so ist, wie ich gesagt habe, kann ich Ihnen nicht vormalen. Sie müssen ihn in ihren Handlungen suchen.

Stephan. Jungfer Philippine, ich nehme Lehre an. Aber wer meine Frau ohne Grund und Ursache verkleinert, den halte ich für . . .

Philippine.

Perſonen.

Frau Stephan.

Herr Stephan.

Jungfer Philippine, Stephans Muhme.

Jungfer Henriette, der Frau Stephan Stiefſchweſter.

Herr Wahrmund, ein Chiromantiſt.

Herr Richard.

Erſter Auftritt.

Frau Stephan, (auf einem Lehnſtule,) Jungfer Philippine.

Philippine.

Wie? Madam! Sie befinden ſich nicht wohl? Das beklage ich von Herzen. Womit kann ich Ihnen dienen?

Fr. Stephan. Mit nichts, als daß Sie ſich keine Mühe geben, mir die Gefahr, in der ich mich befinde, geringe zu machen. Ich weis ſchon, wie Sie ſind. Sie wollen einem ſtets einen Muth einſprechen, und da muß der ſchlimmſte Zufall nur eine Kleinigkeit ſeyn, die keine Folge nach ſich zieht.

Philippine. Sagen Sie mir nur, was Ihnen zugeſtoßen iſt. Ich ſchwöre es Ihnen zu, daß ich Sie nicht aufrichten will, wenn Sie anders in der Untröſtlichkeit mehr angenehmes finden, als in der Beruhigung. Aufrichtig zu reden, ſo ſehe ich Ihnen mehr einen Verdruß, als eine Krankheit an.

Fr. Stephan. Das konnte ich wohl denken, daß Ihnen Ihre Scharfſinnigkeit noch ein Dutzend Zweifel wegen meiner Krankheit machen würde. Jungfer Muhme, ich will Ihnen ein Wort im Vertrauen ſagen. Sie waren vor etlichen Jahren viel artiger und beſcheidener.

Philippine. Dieſe Lobrede auf mich ſchickt ſich ſehr wohl zu dem verdrießlichen Weſen, das heute in Ihrem Geſichte herrſcht. Wir wollen es andern überlaſſen, die Grenzen von Ihrer Klugheit und meiner

Unbescheidenheit auszumessen. Damit ich Sie aber in der Freyheit, ohne Einwurf krank zu seyn, nicht länger störe: so will ich mich Ihnen empfehlen, und Ihnen in so weit baldige Besserung wünschen, als Sie dieselbe für gut befinden.

Fr. Stephan. Warten Sie doch, Jungfer Muhme, Sie wissen ja noch nicht, was mir fehlt. Ich bin krank, recht sehr krank, und den ganzen Vormittag mit gewaltigen Uebelkeiten beschweret gewesen. Vielleicht habe ich mich heute früh erkältet.

Philippine. Weil Sie über Uebelkeiten klagen, und besorgen, sich erkältet zu haben; so dächte ich, Sie legten sich eine Stunde zu Bette. Vielleicht können Sie sich durch die Wärme helfen. So beschwerlich die Uebelkeiten sind: so leicht gehen sie doch vorüber.

Fr. Stephan. Fangen Sie schon an mich zu trösten? Ich habe es ja nicht wissen wollen, daß eine Uebelkeit nicht so gefährlich ist, als der rothe und weiße Frieseln in den sechs Wochen.

Philippine. Ich wiederhole meinen Rath: legen Sie sich zu Bette. Vielleicht wird Ihnen bald besser.

Fr. Stephan. Vielleicht wird Ihnen bald besser. Dieß klingt auch gar zu frostig, Jungfer Muhme. Woher wissen Sie es denn, daß mir bald besser werden, und daß meine Maladie weniger, als nichts bedeuten wird? Ich habe schon etliche Tage ein starkes Wallen im Geblüte gemerkt. Sie wissen es, ich klage mich nicht so leicht. Nein, Jungfer Muhme, es muß mir viel fehlen, ehe ich sage, daß mir etwas fehlt. Mußte mich denn die stolze Frau Richardinn

eben

eben heute, und zwar Vormittage, mit ihrem Staatsbesuche quälen, und mich in ihrer neuen Andrienne nöthigen, über mein Vermögen zu reden?

Philippine. Madam, dadurch werden Sie sich nicht curiren, daß Sie sich über ihre Frau Schwägerinn von neuem ärgern. Denken Sie nicht mehr daran. Einer guten Freundinn kann man ja wohl eine kleine Schwachheit vergeben.

Fr. Stephan. Wenn Sie nur die Frau Richardinn hätten sehen sollen! Sie hatte von dem neumodischen Stoffe, der in dieser Messe erst zum Vorscheine gekommen ist, eine Andrienne an, und hatte sich recht in sich selbst verliebt. Sie that wie ein Kind. Sie fragte mich wohl hundertmal, wie mir der Stoff gefiele. Die Närrinn! Ich glaube, sie denkt, sie ist besser als ich, weil ich noch keine solche Andrienne habe. Nein, darüber werde ich nicht unruhig.

Philippine. Lassen Sie die Frau Richardinn tragen, was sie will. Die Kleider bedecken doch ihre Fehler nicht. Ich will Ihnen indessen das neue Stück von dem Jüngling lesen. Es enthält eine Ode an den Frühling. Sie gefällt mir vortrefflich; und ich hoffe, daß Ihnen die Tasse Caffee recht gut dabey schmecken soll.

Fr. Stephan. Ja, wenn ich so gesund wäre, wie Sie: so möchte sich dieser Zeitvertreib wohl für mich schicken. Aber, wie können Sie mich mit Ihrem trockenen Wochenblatte quälen, da Sie wissen, daß ich krank bin? Wer weis, an welchem Fenster sich die Frau Richardinn itzt in ihrem neuen Putze sehen

läßt. Wie närrisch ist nicht eine Frau, die sich dem Staate ergeben hat!

Philippine. Wenn ich Ihnen das Blatt nicht lesen soll: so werde ich wieder gehen; denn ich kann Ihnen doch sonst nichts helfen.

Fr. Stephan. Gehen Sie doch, ich wehre es Ihnen ja nicht. Hören Sie nur, Jungfer Philippine, ich denke, das Wochenblatt würde Ihnen auch nicht so gefallen, wenn es nicht der Jüngling hieße. Verstehen Sie mich?

Philippine. Sie wollen mir sagen, daß ich den jungen Mannspersonen eben nicht gram wäre. Wenn die Jünglinge alle so artig und gesittet wären, als der Charakter dieses Jünglings ist, den ich in den Händen habe: so könnten wir ohne Fehler sehr vertraut mit Ihnen umgehen, und ohne Beleidigung der Ehrbarkeit mit einander scherzen, und einander wohl gar küssen.

Fr. Stephan. Wenn Sie aus Ihren Wochenblättern keine schönere Wahrheiten lernen, als daß das Scherzen und Küssen eine erlaubte Sache ist: so wäre es, deucht mich, kein Unglück, wenn Sie Ihre Stunden mehr mit Nehen und Sticken, als mit Lesen zubrächten. Reden Sie doch nicht so frey.

Philippine. Ich rede, wie ich denke. Und wer nichts unerlaubtes denkt, der steht nicht in der Gefahr, zu frey zu reden.

Fr. Stephan. Ich glaube, Sie wollen mich gar unterrichten. Reden Sie nicht so gar zuversichtlich, Jungfer Muhme. Oder, wenn Sie ja Ihre Weisheit ausschütten müssen: so thun Sie es bey der Frau

Nichar-

Richardinn. Vielleicht wäre ich heute nicht krank, wenn ſie klüger wäre. Ich mag nicht in ihrer Abweſenheit von ihr reden. Aber ihr Mann iſt ja nicht ſo vornehm, daß ſie ihre Pracht mit ſeinem Stande entſchuldigen könnte. Und der meinige geht als ein Rechnungsführer doch allezeit über den ihrigen. Thun Sie mir nur den Gefallen, und reden Sie kein Wort mehr von dieſer ſtolzen Frau.

Philippine. Wenn habe ich denn von ihr geredet? Oder verbieten Sie mir nur deswegen, von der Frau Richardinn nicht zu reden, damit ich deſto eher von ihr reden ſoll?

Fr. Stephan. Seyn Sie ſo gut, und verlaſſen Sie mich. Ich weis nicht, was Sie ſich für eine unverſchämte Art zu widerſprechen angewöhnen. Sie werden machen, daß ſich alle Geſellſchaften vor Ihnen verſchließen. Merken Sie ſich doch die Regel, daß niemand weniger klug iſt, als der, der ſich einbildet, klüger, als alle Andre zu ſeyn.

Philippine. Weil Sie mich ſo liebreich gehen heißen: ſo will ich Ihnen gleich eine Probe geben, daß ich zu leben und mich in Andere zu ſchicken weis. Leben Sie wohl, Madam.

Fr. Stephan. Nicht doch, Jungfer Ruhme. Bleiben Sie hier, und ſagen Sie es meinem Manne, wenn er von dem Doctor zurücke kömmt, daß ich mich zu Bette gelegt habe. Es wird mir gar zu ſchlimm. Ich merke neue Uebelkeiten . . . Herzklopfen . . . kurzen Athem . . . Bangigkeit . . . Seitenſtechen . . . Ach die böſe Frau, mit ihrem verwünſchten Beſuche!

Zweyter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Stephan.

Stephan. Wo ist meine arme kranke Frau? Der Doctor wird gleich zugegen seyn.

Philippine. Ihre arme kranke Frau sagte, sie wollte sich zu Bette legen, und ich vermuthe, daß sie es gethan haben wird.

Stephan. Ach liebe Jungfer Muhme! ich weis nicht, warum mir so bange bey den üblen Zufällen meiner Frau ist. Wenn mir nur nicht etwas ahndet. Ich wäre der unglückseligste Mann, wenn mir meine Frau sterben sollte. Ich habe sie unaussprechlich lieb; und ich habe sie doch lange nicht so lieb, als sie es verdienet. Wenn ich nur wüßte, ob sie etwan schon schlummerte: so wollte ich sie gerne nicht stören.

Philippine. Herr Vetter, was machen Sie sich für fürchterliche Vorstellungen! Man stirbt nicht gleich von einer Uebelkeit. Und wenn ich nicht sehr irre; so ist Ihre Frau Liebste dem Tode nicht so gar nahe. Ich habe lange mit ihr geredet. Sie nimmt noch gar zu viel Antheil an den Begebenheiten der Lebendigen, als daß ich ihren baldigen Abschied von der Welt besorgen sollte.

Stephan. So dächten Sie nicht, daß meine Frau sterben sollte? O wäre es doch dießmal wahr! Aber die öftern Uebelkeiten . . . das Herzklopfen . . . Der Doctor hörte alle diese Zufälle sehr aufmerksam an. Er gerieth in ein tiefes Nachsinnen, und wußte

nicht,

nicht, was er dieſer Krankheit für einen Namen geben ſollte.

Philippine. Den Namen zu der Krankheit Ihrer Frau Liebſte weis ich auch nicht. Allein vielleicht errathe ich bald die Urſache. Und weil mir dieſe nicht gefährlich ſcheint: ſo vermuthe ich auch keine gefährliche Wirkung.

Stephan. Ich höre es ſchon. Sie reden etwas verdeckt, weil Sie noch nicht verheirathet ſind. Und daran thun Sie wohl. Vielleicht wollen Sie ſagen, daß meine Frau guter Hoffnung iſt.

Philippine. Daran habe ich nicht gedacht.

Stephan. Je nun, wenn es nur ſo wäre! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; und Kinder von meiner Frau müſſen tauſend gute Eigenſchaften bekommen.

Philippine. Sie müſſen. Das weis ich eben nicht.

Stephan. Und Sie können noch zweifeln, Jungfer Muhme? Iſt nicht meine Frau die ſchönſte in der ganzen Stadt?

Philippine. Weil dieſe Frage die ganze Stadt angehet: ſo mag ſie auch die ganze Stadt ausmachen. Ich will keinen Ausſpruch thun.

Stephan. Iſt nicht meine Frau die artigſte, die liebreichſte, die klügſte, die wirthſchaftlichſte, die galanteſte, die frömmſte Frau von der ganzen Welt? Und müßte der nicht mein Feind ſeyn, der mir widerſprechen wollte?

Philippine. Herr Vetter, das heißt ſeine Frau auf Unkoſten des ganzen weiblichen Geſchlechts loben.

Stephan. Ich rede als ein vernünftiger Mann, der seine Frau kennt, und jeden Tag neue Vorzüge an ihr entdeckt. Denken Sie etwan, daß ich so wenig Einsicht habe, daß ich die Tugenden und Fehler an einer Person nicht wahrnehmen kann?

Philippine. O nein, das denke ich nicht. Sie haben eine sehr gute Einsicht, Herr Vetter. Aber Sie haben auch eine große Liebe für Ihre Frau, und die Liebe verblendet unsere Einsicht zuweilen.

Stephan. Was soll denn diese gelehrte Anmerkung bedeuten? Bin ich denn etwa ein Mann, der an der Einbildung krank liegt?

Philippine. Herr Vetter, ich sehe, daß Sie böse werden, wenn man aufrichtig mit Ihnen spricht. Wir wollen unser Gespräch abbrechen. Sie sollen Recht haben.

Stephan. Ja, ich will nicht allein Recht haben, sondern ich will Ihnen auch zeigen, daß Sie Unrecht haben. Sagen Sie mir doch, was Sie an meiner lieben Frau auszusetzen haben? Ich will es durchaus wissen, was sie für Fehler hat; denn ich weis, daß sie keine hat.

Philippine. Wenn Sie schon überzeugt sind, daß sie keine hat: so bin ich zum voraus widerlegt. Und also erforderts die Klugheit, daß ich schweige.

Stephan. Nein, Sie sollen nicht schweigen. Sie sollen reden; damit ich Sie widerlegen, und die Ehre meiner Frau retten kann.

Philippine. Raube ich deswegen Ihrer Frau Liebste die Ehre, weil ich sie nicht mit den Augen ansehe, mit welchen Sie sie betrachten?

Stephan.

Stephan. Kurz und gut! Ich will es wiſſen, was meine Frau für Gebrechen hat. Und Sie müſſen mir ſie ſagen.

Philippine. Weil ich muß: ſo ſage ich Ihnen aufrichtig, was ich von der Gemüthsart Ihrer Frau Liebſte denke. Ich halte ſie für etwas eitel, ſtolz und gebieteriſch. Außerdem hat ſie ein ganz gutes Herz.

Stephan. Sind Sie denn ganz und gar unverſchämt geworden? Wenn meine Frau das wäre, wofür Sie dieſelbe ausgeben: ſo wäre ich ja ein Narr. Denn ich liebte ſie, weil ſie nicht liebenswürdig wäre.

Philippine. Ach nein, Herr Vetter. Man lieht an einer Frau nicht allein die Tugenden. Man liebt auch ihre Munterkeit, ihr ſchmeichelndes und liebkoſendes Weſen, ihre einnehmende Miene, ihre gute Bildung, ihre Art, womit ſie einem die Zärtlichkeiten koſtbar zu machen weis.

Stephan. Jungfer Philippine, nehmen Sie mir meine Hitze nicht übel. Sie ſind nicht klug. Und warum denn? weil Sie ſich für klüger halten, als mich und meine Frau. Sehen Sie, ich mache keine langen Beweiſe, aber bündige. Beweiſen Sie es doch, daß meine Frau eitel, ſtolz und dergleichen mehr iſt.

Philippine. Den Beweis, daß Ihre Frau Liebſte ſo iſt, wie ich geſagt habe, kann ich Ihnen nicht vormalen. Sie müſſen ihn in ihren Handlungen ſuchen.

Stephan. Jungfer Philippine, ich nehme Lehre an. Aber wer meine Frau ohne Grund und Urſache verkleinert, den halte ich für . . .

Philippine.

Philippine. Für was? Ich hoffe nicht, daß Sie schimpfen wollen? Sie haben mir ja befohlen, Ihnen die Fehler Ihrer Frau Liebste zu entdecken.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Jungfer Henriette.

Henriette. Herr Bruder, Sie sollen den Augenblick zu Ihrer Frau Liebste kommen. Sie bekömmt einen Zufall über den andern.

Stephan. Ach ich unglücklicher Mann! Ja, ja, meine Frau wird wohl sterben. Die Prophezeihung des Herrn Wahrmunds wird wohl eintreffen. Ich armer Mann! Das ist schon recht für die Feinde meiner Frau. Henriette, warten Sie doch, bis Herr Wahrmund kömmt. Ich habe ihn hieher bestellt.

Vierter Auftritt.

Jungfer Philippine. Jungfer Henriette.

Henriette. Ich weis nicht, was meiner Stiefschwester fehlt. Sie liegt auf dem Bette, und redt schon von den Sachen, die sie mir vermachen will. Sie hat sehr schönes Geschmeide; aber mir zu Gefallen mag sie noch lange leben. Es muß ihr wohl sehr schlimm seyn.

Philippine. Vielleicht hätte sie manche Krankheit nicht, wenn ihr gütiger Mann weniger auf ihre Zufälle Achtung gäbe.

Henriette. Ich vertheidige meine Schwester nicht, und beschuldige sie auch nicht. Aber ein gütiger

Mann

Mann iſt in meinen Augen etwas vortreffliches. Sollte ich einmal heirathen: ſo heirathe ich, damit ich geliebt, recht ſehr geliebt werde. Ich werde zwar nicht krank werden, um den Mann gefällig zu machen; aber ich will ihm das Leben ſonſt ſchon ſauer machen.

Philippine. Wenn ich Sie anders recht verſtehe: ſo wird es Ihrem Manne nicht wohl gehen, wenn er nicht täglich Ihr Wohlthäter, Ihr Anbeter, und Ihr Sklav iſt.

Henriette. Wenn Sie ſich nur die traurige Ernſthaftigkeit abgewöhnten, von allen unſern Handlungen und Abſichten auf das ſtrengſte zu urtheilen. Das heißt barbariſch mit ſich und Andern verfahren. Ich mag ja nicht ſo ſchwermüthig ſeyn, wie Sie.

Philippine. Ich bin nichts weniger, als ſchwermüthig. Ich ſuche das Vergnügen an allen Orten auf, und wünſche es der ganzen Welt. Aber ich bin zugleich überzeugt, daß man nicht munter und ruhig ſeyn kann, wenn man nicht zuvor ernſthaft und bedachtſam geweſen iſt.

Henriette. Laſſen ſie mir doch meinen Leichtſinn, meine Freyheit, nach meinem Einfalle zu handeln. Ich befinde mich bey meiner Unbedachtſamkeit eben ſo wohl, als Sie ſich bey Ihrer großen Ueberlegung befinden. Leben Sie wohl. Ich muß dieſen Vormittag noch meinen Talander vollends hinaus leſen. Sehen Sie wohl? ſo weit bin ich ſchon ſeit geſtern gekommen. Nachmittags will ich an meinen Charles nach Paris ſchreiben.

Philippine.

Philippine. Bleiben Sie hier und lesen Sie. Sie sollen ja auf Herr Wahrmunden warten. Ich will ohnedieß die Frau Muhme einen Augenblick in ihrem Elende besuchen; sonst möchte sie sich der Gelegenheit bedienen, und ohne Fieber allerhand zu meinem Lobe phantasiren.

Fünfter Auftritt.

Jungfer Henriette. Herr Wahrmund.

Wahrmund. Vergeben Sie mir, Mamsell. Ich suche Herr Stephan. Er hat zu mir geschickt und mir sagen lassen, daß ich ohne Zeitverlust zu ihm kommen soll. In der That hat er mir keinen Gefallen gethan. Ich saß gleich in den tiefsten Betrachtungen. Ich soll unserm Grafen, Sie kennen ihn schon, die Nativität stellen. Diese habe ich ihm übermorgen versprochen: und gleichwohl mangeln mir noch zehn ganzer Jahre an seinem Leben; denn ich bin erst bis in sein vierzigstes Jahr: und funfzig Jahre wird er alt. Und es scheint nach den Aspecten, daß ihm in diesen zehn Jahren noch viel begegnen wird. Doch von verborgenen Sachen rede ich nicht gern. Wo ist Ihr Herr Bruder?

Henriette. Ich will ihn gleich herbey rufen. Aber Herr Wahrmund, sagen Sie mir doch, was Sie so geschwind bey ihm sollen? Es ist keine Neugierigkeit. Ich möchte es nur gern wissen.

Wahrmund. Das weis ich eben nicht, was ich bey ihm soll. Und wenn ichs auch muthmaßen könnte:

te: so würde ichs Ihnen doch nicht sagen. Die Verschwiegenheit ist die Seele meiner Profession. Fragen Sie mich nicht, Mamsell.

Henriette. Mich deucht, es kömmt Ihnen weit sauer an, eine Sache zu verschweigen, als zehen auszuschwatzen. Punktiren Sie nur einige Augenblicke. Ich will indessen meinen Herrn Bruder rufen, und Ihnen zum voraus sagen, daß seine Frau seit heute früh krank ist; daß sie Ohnmachten hat. Doch hier kömmt ja der Herr Vetter. Ich werde bey dieser geheimen Audienz wohl nicht nöthig seyn.

Sechster Auftritt.

Herr Wahrmund. Herr Stephan.

Stephan. Ach lieber Herr Wahrmund, sind Sie da? Ich armer Mann bedarf Ihrer Freundschaft, Ihres Trostes ...

Wahrmund. Sagen Sie mir nichts. Ich weis alles, was Sie sagen wollen. Sehen Sie wohl, daß ich hier in der Hand etliche Punkte mit Bleystifte gemacht habe? Ist nicht Ihre Frau Liebste krank? Bekömmt Sie nicht eine Ohnmacht über die andere? Und wollen Sie nicht von mir wissen, ob diese Krankheit gefährlich ist? Habe ichs nicht errathen?

Stephan. Ists möglich! Wer giebt Ihnen doch alle Dinge ein? Herr Wahrmund, ich beschwöre Sie bey unserer Vertraulichkeit, entdecken Sie mir auf Ihr Gewissen, wie es mit meiner armen Frau werden wird. Der Doctor spricht, es könnte der Frieſel auf dem Wege seyn.

Wahrmund. Possen!

Stephan. Das denk ich auch. Ich glaube vielmehr, daß sie mich bald zu einem glücklichen Vater machen will.

Wahrmund. Schlecht getroffen! Es ist eben so wenig daran zu gedenken.

Stephan. Und warum nicht? Ich wünschte es von Herzen.

Wahrmund. Das kann wohl seyn. Aber was kann ich dafür, daß es anders ist? Ich habe Ihrer Frau Liebste vor etlichen Wochen einmal in die Hand gesehen. Es steht kein Wort in Ihrer Hand, weder von dem, noch von jenem. Aber es stehen ganz andere Dinge darinne.

Stephan. Und was denn für Dinge? Nur nicht der Tod, sonst alles! Ich elender Mann! Ich besinne mich wohl, was Sie ehmals zu mir gesagt haben.

Wahrmund. Dringen Sie nicht in mich. Sie möchten mehr erfahren, als Ihnen lieb ist. So viel sage ich Ihnen, Ihr Doctor weis nichts. Wenn er wüßte, was eine Lebenslinie wäre: so würde er dem Pulse nicht trauen. Die Lebenslinie in der Hand Ihrer Frau Liebste ist zweymal durchschnitten, und mit zwey großen rothen Punkten verletzet. Mehr mag ich nicht sagen. Eine Krankheit hat sie vor zwey Jahren ausgestanden; das ist der erste Schnitt. Eine steht ihr itzt bevor; das ist der andre Schnitt. Diesen muß ich noch einmal ansehen, und die vitalem mit der naturali und mensali genau vergleichen. Ihre Frau Liebste hat auf dem Hügel Louis einen garstigen

schwarzen

ſchwarzen Punkt; daher kömmt die Engbrüſtigkeit, das Herzklopfen. Mehr will ich Ihnen nicht ſagen. Ja ich wollte, daß ich noch gar nichts geſagt hätte. Genug, es ſteht gefährlich aus, und . . .

Stephan. O verziehen Sie einen Augenblick! Ich will hören, ob meine liebe Frau Ihren Beſuch annehmen will.

Siebenter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Wahrmund.

Philippine. Sagen Sie mir nur, ob das Ihr Ernſt iſt, was Sie dem Herrn Stephan itzt geſagt haben? Ich will es Ihnen geſtehen. Ich habe Sie behorcht; aber ich kann mir nicht einbilden, daß es ſo gefährlich mit der Frau Stephan ausſieht, als Sie es machen.

Wahrmund. Mamſell ich muß es wiſſen, wie es ausſieht; ſonſt würde ich nicht ſo dreiſt ſeyn, und es vorher ſagen.

Philippine. Aber die Frage iſt, ob Sie es gewiß wiſſen können; ob Sie ſich nicht betrügen können?

Wahrmund. Ich kann mich deswegen nicht betrügen, weil ich nichts mehr ſage, als was mich die Linien und Merkmale in den Händen und im Geſichte lehren.

Philippine. Mein Herr, dieß kann unmöglich ſeyn: ſonſt müßten Sie die Linien in Ihren eigenen Händen lehren, daß Sie vielleicht noch heute zum Geſpötte mit Ihrer Kunſt werden können. Denn wenn

ich mich nicht sehr irre, so soll die Krankheit der Frau Stephan bald, und wohl noch heute vorüber gehen.

Wahrmund. Wenn dieß geschieht, so will ich mich vor Ihren Augen zur Strafe trepaniren lassen.

Philippine. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Wahrmund. Denn wenn die Frau Stephan besser wird: so habe ich morgen die Ehre, in Gesellschaft eines Doctors und Balbiers auf Ihrer Stube zu erscheinen, und einer merkwürdigen Operation beyzuwohnen.

Wahrmund. Meine gute Mamsell, Sie werden eine Wissenschaft, die so alt ist, als die Chiromantie, wohl nicht durch Ihren Witz um Ehre und Ansehen bringen. Grafen und Fürsten haben sie in Ehren gehalten, und ich kann mich leicht zufrieden geben, daß Sie sie verachten.

Philippine. Sie werden nicht viel mit dieser Schutzrede ausrichten. Gräfinnen und Fürstinnen haben sich von den Zigeunern wahrsagen lassen; deswegen bleiben diese Leute immer Betrüger.

Wahrmund. Was mengen Sie dieses Gesindel ins Spiel? Solche Leute wissen viel von unsrer Kunst. Es gehören gelehrte, geschickte und ganz besondere Köpfe zu den chiromantischen Wissenschaften.

Philippine. Wie fein sind Sie! Sie können einem ganz unvermerkt sagen, daß Sie studirt haben, und einen großen Geist besitzen. Aber wenn Sie mirs nicht gesagt hätten: so würde ich über lang oder kurz, und vielleicht bey dem Trepaniren selbst darauf gefallen seyn. Doch woher wissen Sie denn, daß die

Zeichen

Zeichen in den Händen und auf der Stirne eben das Schickſal der armen Sterblichen abſchildern ſollen, aber welches die Vorſicht außerdem mit Fleiß einen ſehr dicken Vorhang gezogen zu haben ſcheint?

Wahrmund. Stellen Sie kein Kindereramen mit mir an. Was iſt begreiflicher, als daß die Lebenslinie auf das Leben, die Ehrenlinie auf die Ehre, und der Gürtel der Venus auf die Liebe geht? Eben deswegen, weil ſie ſo heißen, bedeuten ſie dieſes, und nichts anders. Und eben deswegen heißen ſie ſo, wie ſie heißen, weil ſie das bedeuten, was ſie bedeuten. Können Sie ſich aus dieſem Schluſſe herausfinden, meine vielwiſſende Jungfer?

Philippine. Nicht gar wohl. Aber wie, wenn die Linien und Striche in unſern Händen nichts weiter vorſtellen, als was die Ritzen und Lücken an den Bäumen vorſtellen?

Wahrmund. Mamſell, es diſputirt ſich nicht gut mit Ihnen, denn Sie mengen eins in das andere. Genug, die Natur macht nichts vergebens. Und der Strich in der Lebenslinie der Frau Stephan bedeutet eine tödtliche Krankheit. Das iſt genug geſagt.

Philippine. Weil Ihre Natur nichts umſonſt macht; ſo werden die Måler, die Leberflecken, und andere ſolche Erſcheinungen an dem menſchlichen Körper wohl auch ihre Bedeutung haben.

Wahrmund. Sie mögen bedeuten, was ſie wollen. Es wird Sie nicht viel angehen.

Philippine. Mein Herr, nehmen Sie mirs nicht übel; dieſes Compliment haben Sie nicht erfunden.

Es hat mirs vor vielen Jahren schon ein Ziegeuner gemacht. Doch im Ernste von der Sache zu reden. Ich sehe, daß die Wahrheit auf Ihrer Seite ist, und ich will der Wahrheit zu Ehren nachgeben, und es der Chiromantie, Metoposcopie, Physiognomie, Astrologie und Punktirkunst, kurz, allen Ihren Künsten und Wissenschaften abbitten, daß ich sie für keine Dollmetscher unsers Schicksals gehalten habe. Ich will Ihre Künste selber lernen. Und wenn ich heirathe: so will ich keinen andern Mann wählen, als einen Chiromantisten, einen Nativitätssteller. Und alsdann wollen wir bey jedem Kusse, bey jeder Tasse Caffee, im Wachen und Schlafen, im Leben und Sterben einander wahrsagen. O wie hübsch wird das seyn! Itzt aber beschwöre ich Sie bey Ihrer Kunst, sagen Sie mir, wie es mit der Frau Stephan werden wird. Wird sie lange liegen?

Wahrmund. Ich wollte wünschen, daß ich Ihnen keinen so nahen Todesfall ankündigen dürfte.

Philippine. Was sagen Sie mir? Die arme Frau! Ist denn ihr Tod so gar nahe? Wo werden wir denn die Sachen zur Trauer in der Eil herbekommen?

Wahrmund. Ich habe ihr itzt noch nicht in die Hand gesehen. Ich habe aber punktirt ... Mehr mag ich nicht sagen.

Philippine. Herr Stephan ruft Sie.

Achter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Richard.

Richard. Ihr Diener, Jungfer Muhme. Ich habe

habe gehört, daß sich meine Frau Schwägerinn nicht wohl befindet. Ich will sie besuchen, und ihr mit Rath und Trost beystehen. Ich habe auch mein Hauselixir schon zu mir gesteckt.

Philippine. Ich will mich gleich erkundigen, ob die Frau Stephan so viel Kräfte hat, Ihren Besuch anzunehmen.

Richard. Warum wird sie ihn nicht annehmen? Mich sehen die Kranken sehr gern. Ich bin ein munterer und scherzhafter Mann. Ich habe Erfahrung. Ich rede gern. Mein Arcanum, mein Elixir hat Wundercuren gethan. Es würde schon lange von mir heißen, mortuus est, wenn ich dieses medicamentum nicht hätte.

Philippine. Ich denke, Herr Stephan hat schon zwey oder drey Doctores angenommen. Also wird Ihr medicamentum ... Hier kömmt die Frau Stephan selbst. Ach wie ohnmächtig! Ich muß gehen, und ihren Habertrank besorgen.

Neunter Auftritt.

Richard. Frau Stephan, geführt von ihrem Manne. (Sie fällt in einen Lehnstul.)

Richard. Meine theuerste Frau Schwägerinn, wie elend sehn Sie aus! Ich bedaure Sie von Herzen. Was haben Sie denn für ein malum?

Fr. Stephan. Ach lieber Herr Schwager, wie gern sagte ichs Ihnen, wenn ich ... Athem hätte. Es will mich ersticken. ... Es will mir das Herz zu-

drücken ... Ich arme Frau! Der Doctor hat mir befohlen, mich aus einem Zimmer in das andere zu bewegen; aber wenn er mir erſt Kräfte eingegeben hätte. ... Wie elend und vergänglich iſt das menſchliche Leben! ... Ich denke, es wird nicht lange mit mir währen. ... Auch das! Ich bin alles zufrieden.

Stephan. Liebe Herzensfrau, rede doch nicht vom Tode. Ich ſterbe ſonſt eher, als Du. Vor Deinen Augen ſterbe ich.

Richard. Nur beherzt, Frau Schwägerinn! Der Menſch kann viel ausſtehen. Folgen Sie mir, und nehmen Sie einen Löffel voll von meinem Elixir ein. (Er zieht es aus der Taſche.) Hier haben Sie alle Apotheken in einem Gläschen beyſammen.

Fr. Stephan. Mein lieber Mann, es wird mir immer ſchlimmer. ... Ich fühle mich. ... Wollten Sie nicht eine Gerichtsperſon rufen laſſen? Ich wollte Ihnen die Gerade vermachen, und mich von dem Zeitlichen abziehen. ... Ach! Was macht denn Ihre Frau Liebſte? Herr Schwager. Warum beſucht ſie mich denn nicht?

Richard. Sie hat zu ihrem Unglücke einen vornehmen Beſuch bey ſich. Sie wird aber auf den Abend die Ehre haben, Ihnen ihre Viſite zu geben.

Fr. Stephan. Ja, wenn ich da noch lebe, ſo ſoll mirs lieb ſeyn. Sie war heute vor Tiſche bey mir, und nöthigte mich viel zu ſprechen. Vielleicht habe ich mir damit Schaden gethan. Sie war recht aufgeräumt. Sie hatte ſich recht ſchön, ſehr ſchön geputzt. ... Aber es iſt alles Eitelkeit. Ein Fieber,

ein Steckfluß, ſo ſind wir dahin, und unſere Kleider bleiben dahinten. ... Ich bin zu allem bereit. ... Das Reden wird mir ſehr ſauer. ... Ich kann kein Wort mehr aufbringen. Wer iſt denn der vornehme Beſuch, den Ihre Frau Liebſte bey ſich hat? ... Wenn ſie mich gleich dazu gebeten hätte, ich hätte doch nicht kommen können. ... Ach lieber Mann, fühlen Sie doch meine Hände an. Es wird mir ſo kalt. Die Gedanken vergehen mir ganz. (Hustet.) Warum fühlen Sie mich denn nicht an? Lebe ich Ihnen ſchon zu lange? Sie haben mich ja noch kein Jahr, und ſind meiner ſchon ſatt? Ich unglückliche Frau!

Stephan. Ach meine Frau, zürne nicht. Ich weis vor Jammer nicht, wo ich bin. Ich vergehe. Ich will wieder zum Doctor laufen. Ich will ihn auf den Knien bitten, daß er mir einen Lebensbalſam für Dich zurechte macht. Ich laſſe Dich nicht ſterben.

Richard. Wie blaß werden Sie, Frau Schwägerinn! Ich will einen Löffel holen. Sie müſſen von meiner Univerſalmedicin einnehmen.

Zehnter Auftritt.

Stephan. Frau Stephan.

Fr. Stephan. Armer Mann, haben Sie mich denn auch noch lieb? Wie viel wird Sie meine Krankheit wieder koſten! Nichts macht mir meinen Tod ſchwer, als daß ich Sie verlaſſen muß. Sonſt iſt mir alles auf der Welt gleichgültig; Ehre, Staat

Ihre Frau soll es einnehmen. Es ist meine Pflicht, für Ihre Gesundheit zu sorgen, und jedem Nächsten mit Rath und That beyzustehen.

Fr. Stephan. O! itzt muß mirs das Herz abgedrückt haben.

Richard. Nur eingenommen; so wird das Herz wieder anwachsen. Ich lasse mein arcanum nicht verachten. Alles ist zu etwas gut. Ich will Ihnen alles in der Welt zu gefallen thun, wenn Sie mir folgen.

Fr. Stephan. So geben Sie nur her. (Sie trinkt mit zitternder Hand.) Das schmeckt ja bitterer, als der Tod.

Stephan. Wohl bekomme Dirs!

Richard. Machen Sie doch ein Gesichte, wie der Rhinoceros. Fühlen Sie nicht, wie es auf der Brust brennt? Nun müssen Sie reden, recht schreyen, damit es nicht auf der Brust sitzen bleibt; sonst zündet es Lunge und Leber an.

Fr. Stephan. Sind Sie nicht ein gottloser Mann? Was geben Sie mir denn für höllischen Schwefel?

Stephan. Herr Schwager, Sie sterben auf dem Schavotte, wenn Sie meine Frau in das Grab bringen.

Richard. Ach! das muß ich verstehen. Nur geredt, Frau Schwägerinn, sonst bin ich für nichts gut.

Fr. Stephan. Boshafter Mann, ich kann ja eben nicht reden. (Hustet.) Ich habe ja keinen Athem. Wo soll ich ihn denn hernehmen? Mit Ihrer verwünschten Arzney! Ich wollte, daß Sie an meiner Statt krank würden.

Richard. Immer geredt! Sie haben noch guten Athem.

Fr. Stephan. Was? Ich hätte keinen kurzen Athem? (heftig.) Wie? Sie widersprechen noch einer kranken Frau? Sind Sie nicht ein unverschämter und unhöflicher Mann; Sie und Ihre Frau bringen mich noch um das Leben. Mein Mann wird über Sie schreyen, wenn ich lange im Grabe liege.

Richard. Sie hören so bald wieder auf. Sie müssen in einem Stücke fortreden. Fangen Sie einen Zank mit Ihrem Manne an. Sehn Sie nur, wie er da steht, als ob er mich mit Gifte vergeben wollte, bloß weil ich so dienstfertig bin.

Stephan. Herr Schwager, ich zittere.

Fr. Stephan. Von ihrem Zittern werde ich nicht gesund. Sie wissen es noch nicht, was Sie an Ihrer Frau verlieren; aber Sie werdens nach meinem Tode schon fühlen.

Richard. Genug, Frau Schwägerinn. Nun müssen Sie ein wenig ruhen; sonst geht die Entzündung ins Blut.

Fr. Stephan. Sind Sie denn unsinnig? Da Sie mich aufgebracht haben: so soll ich schweigen?

Richard. Das bitte ich Sie, erzürnen Sie sich nicht, sonst können Sie des Todes bey meiner Arzney seyn. Lustig, zufrieden, munter! so schlägt mein Medicament an. Nunmehr müssen Sie sich eine halbe Stunde zu Bette legen, und sich recht warm zudecken, damit Sie in einen gelinden Schweiß fallen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Jungfer Henriette.

Henriette. Herr Wahrmund möchte gern wiſſen, ob Sie noch etwas zu befehlen hätten. Er will gehen.

Stephan. Der ehrliche Mann! den hab ich in der Angſt gar vergeſſen.

Fr. Stephan. Mein Schatz, führen Sie mich wieder in mein Schlafzimmer. Ich kann nicht länger ausdauren. Herr Wahrmund mag es auf ſein Gewiſſen ſagen, wie mir die Arzeney bekommen wird.

Richard. Sie wird Ihnen ſehr gut bekommen. In einer halben Stunde beſuche ich Sie wieder; dann können Sie noch eine Doſis zu ſich nehmen.

(Frau Stephan geht mit ihrem Manne ab, und Richard will auch gehen; Henriette aber winkt ihm.)

Dreyzehnter Auftritt.

Henriette. Richard.

Richard. Was iſt zu Ihren Dienſten? Wollten Sie etwa auch von meinem Elixire einnehmen?

Henriette. Nein, ſo lüſtern bin ich nicht. Ich wollte Sie etwas fragen. Die Andrienne hat mir ſo wohl gefallen, die Ihre Frau Liebſte heute anhatte. Wo haben Sie denn den ſchönen Stoff gekauft?

Richard. Es hat mich ein Kaufmann, dem ich zu einer wichtigen Wechſelſchuld geholfen, vorgeſtern mit einem ganzen Stücke beſchenkt. Davon habe ich meiner Frau zu einer Andrienne abſchneiden laſſen.

Das

Das übrige will ich Ihnen für einen guten Preis lassen. Es langt gleich noch zu einer Andrienne.

Henriette. Wenn es nur gleich gemacht wäre! Ich wollte Ihnen dafür geben, was Sie verlangten. Ich soll morgen mit einem jungen Herrn zu Gevatter stehen, und da brauchte ich diesen Staat.

Richard. Sind Sie nicht wunderlich! Ich verdiene gern einen Thaler Geld, und ich bin Ihnen auch ohnedieß gut. Wissen Sie was? Sie sind ja mit meiner Frau von einer Größe. Ich gehe gleich nach Hause und schicke Ihnen die Andrienne meiner Frau, ohne daß sie ein Wort davon weis, und lasse ihr den Augenblick die andre fertig machen.

Henriette. Das wollten Sie thun! Sie sind ja die Gefälligkeit selbst. Ich will Ihnen das Macherlohn doppelt bezahlen. Und weil der Stoff noch nicht in den Läden zu haben ist; so gebe ich Ihnen für jede Elle sechs Groschen mehr, als der übrige gilt.

Richard. Das bin ich zufrieden. Ich diene meinen Freunden in Leid und Freud allemal gern. Sorgen Sie indessen, daß Ihre Frau Schwester in einen gelinden Schweiß kömmt, damit ich mit meiner Arzney Ehre einlege. Ich bin in einer halben Stunde wieder bey Ihnen.

Henriette. Aber die Andrienne . . . Ich will Ihnen gleich ein paar Louisdor drauf geben. Sie sind liebreicher, als ein Vater.

Richard. Es hat nichts zu sagen. Die Andrienne ist so gut als Ihre.

Vierzehnter Auftritt.

Jungfer Henriette. Jungfer Philippine.

Henriette. Freuen Sie sich, Jungfer Muhme, morgen werde ich rechten Staat machen, wenn ich Gevatter stehe. Herr Richard ist so gütig gewesen und hat mir versprochen, die neue Andrienne seiner Frau Liebste mir für Geld und gute Worte zu lassen. Es hat ihm ein Kaufmann mit einem ganzen Stücke beschenkt. Er will seiner Frau von dem Reste gleich eine andere machen lassen.

Philippine. Das ist alles sehr gut. Aber wenn es nach dem Ausspruche des Herrn Wahrmunds geht: so kriegen wir heute noch eine Trauer. Und wie wird es alsdann morgen mit Ihrem neuen Staate werden?

Henriette. Wenn ich Herr Wahrmunden alles glaube, so glaube ich ihm das nicht.

Philippine. Wenn Ihre Frau Schwester noch nicht krank gewesen ist: so scheint sie es doch nunmehr zu seyn, da sie die Arzeney des Herrn Richards eingenommen hat. Sie bekömmt Hitze, und sie fängt schon ziemlich an zu phantasiren.

Henriette. Das gefiele mir! Sie könnte mir einen Strich durch meine Gevatterschaft machen.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Wahrmund.

Wahrmund. Wie steht es mit der Frau Stephan? Nicht wahr, es ist seit der kurzen Zeit, da ich nach Hause gerufen war, schon schlimmer mit ihr

ihr geworden? Das sind die Früchte von des Herrn Richards Arzeney.

Philippine. Ja wohl. Sie fängt schon an zu phantasiren, und sie bekam, ehe ich hieher gieng, einen so starken Paroxismus, daß vier starke Männer sie kaum auf dem Bette erhalten konnten.

Wahrmund. Das hab ich gedacht, und voraus gesehen. Nunmehr werden Sie bald glauben, daß ich etwas weis. Ich muß doch zu ihr gehen.

Henriette. Herr Wahrmund, Sie haben mir schon lange versprochen, daß Sie mir einmal in die Hand sehen wollten. Sehen Sie doch, wie es um mein künftig Glück steht, ob ich noch in einen fremden Stand heirathen werde, oder nicht?

Wahrmund. Wie verstehen Sie das?

Henriette. So: Wenn mein Charles wieder von Reisen kömmt, (er ist itzt in Paris,) und mir sein Wort hält, und ich die reiche Erbschaft von zwanzig tausend Thalern thue, kann ich alsdann keine gnädige Frau werden? Machen Sie nur. Hier ist meine Hand. Sie ist sonst viel weißer; aber ich habe itzt seine Briefe durchgesucht, und den Staub noch nicht wieder abgewaschen.

Wahrmund. (Er sieht ihr in die Hand.) O Ihre Hand ist ja so weiß, wie ein Alabaster.

Philippine. Wissen Sie dieses aus der Chiromantie, oder sagen es Ihnen die bloßen Augen? Aber hat Jungfer Henriette eine glückliche Hand?

Wahrmund. Eine vortreffliche Hand. Sehn Sie nur die schönen Berge an, die prächtige Ehrenlinie,

den großen Tiſch, die vortreffliche Kopflinie. Sie muß viel Eſprit beſitzen. Und hier ... doch ...

Henriette. Nun, warum ſtocken Sie? Iſt dieſes eine gefährliche Linie?

Wahrmund. Nein, aber ich könnte mich lange dabey aufhalten, wenn Sie nicht roth würden.

Henriette. Warum ſollte ich roth werden? Es kann doch nichts mehr, als die Liebeslinie ſeyn. Nur heraus mit der Sprache. Ich bin ja ſechzehn Jahr alt, und habe vielleicht mehr von der Liebe geleſen, als Sie mir ſagen können.

Philippine. O reden Sie doch, Herr Wahrmund. Offenbaren Sie mir Henriettens ganzes Herz; alle ihre Liebesangelegenheiten. Wer iſt ihr itziger Liebhaber? Können Sie mir das ſagen?

Wahrmund. (Er ſieht genau in die Hand.) Wenn ich mich nicht ſehr irre: ſo iſt es einer von Adel.

Henriette. Recht, Herr Wahrmund! Sie ſind ein braver Mann.

Philippine. Aber können Sie auch ſehen, ob er groß oder klein, jung oder alt, reich oder nicht reich iſt? Das iſt wohl zu viel gefordert.

Wahrmund. Er iſt von mittler Perſon.

Henriette. Getroffen, Herr Wahrmund! Er iſt von mittler Perſon. Ach der allerliebſte Blondin!

Wahrmund. Er iſt jung, und zwiſchen achtzehn und zwanzig Jahren.

Henriette. Ich küſſe Sie vor Freuden. Es trifft alles ein.

Wahrmund. Er iſt reich.

Henriette. Ja wohl. Er hat zwey Rittergüter, und er gieng, so lange er hier ſtudierte, in lauter reich beſetzten Kleidern. Er hatte zuweilen ganz vortreffliche Weſten an, und in ſeinem ganzen Anzuge war ein allerliebſter Geſchmack.

Philippine. Herr Wahrmund, Sie wiſſen ja ſo viel, als Jungfer Henriette kaum weis. Aber noch eins. Wenn Sie das wiſſen: ſo wiſſen Sie alles. Was hat er für Haare, was für Augen?

Wahrmund. (Er ſieht wieder lange in die Hand.) Blaue Augen, ſo viel ich ſehe; ſchöne blaue Augen und falbes Haar, wohl friſirt. Habe ich recht?

Henriette. O mein guter Goldmann! Nun ſchätze ich Sie erſt hoch. Ja, ein Blondin iſt er. Recht, mein Herr, ſchöne große blaue Augen hat er, rechte gewölbte Augen, und ein weißlichtes Haar, ſo weich wie Seide. Die Blicke blieben recht in den Locken hangen; ſo ſchön, ſo methodiſch wußte er ſie zu friſiren. Was ich Ihnen ſage, er hat den Hut binnen vier Jahren, Sommer und Winter, im Schnee und Regen, aus Liebe zu mir, nicht auf den Kopf gebracht. Ich dachte immer, die Kälte, oder die Hitze würden ihm die Gedanken ſchwächen. Aber nein, er blieb artig, ohne Unterlaß witzig. Er hatte die munterſten, die charmanteſten Einfälle. Alles lebte an ihm. O wäre er doch ſchon wieder hier!

Philippine. Werden Sie nicht ungehalten, Herr Wahrmund, daß ich noch eine neugierige Frage an Sie thue. Wo iſt Henriettens Liebhaber? Iſt er im Lande, oder ...

Wahrmund. Er ist auf Reisen, und wird in ein paar Jahren wieder zurückkommen, und alsdann sein Wort erfüllen.

Henriette. Was für ein Wort? Englischer Mann! Was soll das für ein Versprechen seyn?

Wahrmund. O verstellen Sie sich nicht. Er hat Ihnen die Ehe versprochen. Denken Sie unmaßgeblich an den letzten Kuß, den er Ihnen in ...

Henriette. In der Thüre gegeben. Ich komme ganz außer mir. O könnte ich Sie doch glücklich machen! Ich muß gleich gehen und in den Brief, den ich itzt an meinen Charles geschrieben habe, noch ein Postscript zu Ihrem Lobe hineinsetzen.

Sechzehnter Auftritt.

Philippine. Wahrmund.

Philippine. Ja, Herr Wahrmund. Nun wird mir selbst Angst. Die Frau Stephan hat, wie Sie wissen, schon phantasirt, und ziemlich auf mich, und auf den Richard und seine Frau, in der Hitze geschimpft. Sie nehmen es doch nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß sie Sie im Phantasiren einen Narren geheißen hat. Wie gesagt, vier Männer konnten sie kaum erhalten.

Wahrmund. Nun wird es nicht lange mit ihr währen. Ich merke, daß ein Schlagfluß auf dem Wege ist. Ich muß sie noch einmal sprechen, ehe sich die Sprache völlig verliert.

Philippine. Itzt besinne ich mich. Ich soll nach einem Balbier schicken. Sie will zur Ader lassen.

Siebenzehnter Auftritt.

Wahrmund. Stephan.

Stephan. Ich suche Sie. Ich brauche Trost. Ich weis mich nicht mehr zu lassen. Die ganze Welt liegt auf mir. Es verschlimmert sich alle Augenblicke mit meiner liebsten Frau. Könnte ich sie doch gesund weinen, ich wollte Blut weinen, so sehr liebe ich sie.

Wahrmund. Nicht wahr, sie hat große Hitze, und schon phantasirt, seitdem ich sie verlassen habe? Sie hat mich sogar im Phantasiren geschimpft.

Stephan. Wie? Haben Sie das alles vorhin schon in der Hand gesehen? Mehr kann kein Sterblicher wissen, als Sie wissen. Vergeben Sie es der lieben Frau, wenn sie im Phantasiren ein Wort wider Sie hat laufen lassen. Wer ist in solchen Umständen seiner mächtig?

Wahrmund. Wie viel Männer mußten Ihre Frau Liebste im Paroxismo halten? Waren es ihrer nicht viere?

Stephan. Was wollen Sie sagen? Vier Männer! Nein, so weit ist es nicht gekommen. Sie hat noch keine Convulsiones gehabt. Sie hat immer noch ruhig gelegen, wenn sie gleich wunderlich geredt hat.

Wahrmund. Es sey, wie es wolle. Genug, ich habe vier Männer in der Hand gesehen, die sie gehalten haben. Es kann aber seyn, daß sie sie nur im figürlichen Verstande halten, nämlich, daß sie ihr in der Krankheit beystehen.

Stephan. Da haben Sie vollkommen Recht. Der Doctor und ich, sind zwey; und Sie und Herr Richard sind zusammen viere. Liebster Herr Wahrmund, meine Frau schlummert itzt wieder ein wenig. Wenn sie erwacht, so thun Sie mir den einzigen Gefallen, und sehen Sie ihr noch einmal in die Hand, ob sich etwa die Linien unter der Zeit geändert haben.

Wahrmund. (Er langt ein Papier heraus.) Hier habe ich gleich die Hand der Frau Liebste abgezeichnet. Sehen Sie unbeschwert her. Hier ist das Jr zwischen dem Daumen und Zeigefinger. Hier ist die inwendige hohle Hand; hier sind die Linien und Berge; kurz, der carpus und metacarpus, thenar und hypothenar. Sehen Sie wohl? Hier ist linea vitalis, naturalis, mensalis. Die vitalis ist leider sehr kurz.

Stephan. Ach, können wir sie denn nicht verlängern? Warum mußte sie denn so kurz seyn?

Wahrmund. Hier am Ende der Lebenslinie ist ein Punkt; der bedeutet eine Krankheit, und zwar die Krankheit, mit welcher die Frau Liebste itzt befallen ist.

Stephan. Ist das gewiß? Ach der verwünschte Punkt! Warum ist er nicht in der Hand meiner ärgsten Feindinn? Zeigen Sie mir den Strich nicht

mehr. Er sieht recht meschant aus. Ich falle in Ohnmacht.

Wahrmund. Nach diesem Punkte endiget sich die Lebenslinie unmittelbar. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.

Stephan. Ach ich elender Mann! Ist denn gar keine Hoffnung mehr übrig? Liebster Herr Wahrmund, hier haben Sie etwas weniges für Ihre Mühe. Es sind etliche Dukaten. Und wenn meine Frau leben bleibet: so ...

Wahrmund. Denken Sie denn, daß ich Geld für meine Kunst nehme? Schämen Sie sich nicht, daß Sie so niederträchtig mit mir umgehen?

Stephan. Es soll ja keine Belohnung für Ihre Mühe seyn. Nein, ich gebe es Ihnen zum Zeichen meiner Freundschaft; und ich gebe Ihnen eben deswegen nicht viel, weil ich weis, daß Sie den Reichthum hassen.

Wahrmund. In diesem Verstande will ich das Geld annehmen, ohne mich lange zu bedanken.

Stephan. Ach liebster Freund, Sie haben mir auch einmal gesagt, daß die Linien an den Fußsohlen ein großes Licht geben. Dürfte ich denn wohl bitten? Itzt gienge es gut an, da meine Frau zu Bette liegt. Wollen Sie?

Wahrmund. Was kann man Ihnen denn abschlagen?

Stephan. Ich will sehen, ob sie aufgewacht ist, damit Sie die Linien ...

Achtzehnter Auftritt.

Wahrmund. Philippine.

Philippine. Gehn Sie geschwind in die Nebenstube. Die Frau Stephan läßt sich hieher führen, um sich von der Ohnmacht zu erholen. Sie ist etwas nachläßig angekleidet, und mag sich von keinem Fremden sehen lassen.

Wahrmund. Die gute Frau! Es wird wohl ihr letzter Gang seyn. Ich will in die andre Stube gehen.

Neunzehnter Auftritt.

Philippine. Frau Stephan, geführt von ihrem Manne. (Sie fällt nieder auf den Lehnstuhl.)

Fr. Stephan. Eine Ohnmacht über die andere! Das ist erbärmlich ... Richards Elixir hilft nichts ... Die Tropfen des Doctors schlagen auch nicht an.... Ach Philippine! Das sieht nicht gut aus. Nicht wahr, Sie bedauern mich?

Philippine. Ja, Frau Muhme, wenn ich Sie durch mein Mitleiden gesund machen könnte: so müßten Sie es den Augenblick werden. Machen Sie sich das Herz nicht schwer. Ich habe gute Hoffnung. Sie sind der Welt noch zu nöthig.

Stephan. Ja wohl ist sie mir und der ganzen Welt nöthig, gar zu nöthig.

Fr. Stephan. Trösten Sie nur, Jungfer Muhme. Ich muß es am besten wissen, wie mir ist....

So

So bald hätte ich doch meinen Tod nicht vermuthet. ... Ach wie zittern mir die Füße! Das muß der Tod seyn.

Stephan. Nein, wenn eins sterben soll, so will ich sterben. Du sollst leben bleiben. Das Grab ist Deiner nicht würdig.

Fr. Stephan. Wenn doch der Valbier käme! Vielleicht schaffte mir die Ader einige Linderung ... Ich kann nicht mehr reden.

Philippine. Ich habe schon nach ihm geschickt. Er wird nicht gar lange mehr ausbleiben können.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Richard mit einem Bedienten.

Richard. Nun, Frau Schwägerinn, bin ich nicht besser, als zehn Doctores? Wie ist Ihnen auf meine Arzeney?

Fr. Stephan. Weit schlimmer, als erst.

Richard. Das ist gut. Es muß erst schlimm werden, ehe es besser werden kann.

Stephan. Dächten Sies? Herr Schwager! Ja, warum sollte mir denn ein so früher Tod meine Frau nehmen? Ich thue ja dem Nächsten so viel gutes, und ... —

Fr. Stephan. Ach es wird mir wieder ganz dunkel vor den Augen. Wo bin ich? Wo bin ich?

Stephan. In meinen Händen bist Du, mein Kind. Und daraus soll Dich der Tod selbst nicht reißen.

Frau Schwägerinn um ihre Andrienne? . . . Ich gebe es nicht zu. Ich schicke zur Frau Schwägerinn und lasse es ihr sagen. Ich kann eher nicht ruhig sterben.

Philippine. (Sie macht die Andrienne auseinander.) Ach liebe Frau Muhme, sehn Sie doch den allerliebsten Staat an! Eine solche Andrienne sollten Sie haben, die würde Ihnen vortrefflich stehen. Herr Vetter, Sie sind auch nicht halb so galant gegen Ihre Frau, als Herr Richard gegen die seinige.

Richard. Ja wohl, galant bin ich, ohne mich zu rühmen.

Stephan. Liebster Schatz, wenn ich Dich in diesem Kleide gesund erblicken könnte, mein halbes Vermögen gäbe ich darum.

Philippine. Frau Muhme ich küsse Ihnen die Hand, wenn Sie mir die Freude machen und diese Andrienne anversuchen. Ich weis, sie ist Ihnen gerecht. Sie müssen ganz englisch darinne aussehen. Nicht wahr, Herr Stephan, Sie machen Ihrer Frau Liebste ein Präsent damit, wenn sie sich überwinden kann, sie noch heute anzuziehen?

Stephan. Von Herzen gern. Und wenn das Kleid von Golde wäre. Ich bezahle es, obgleich die Zeiten nicht die besten sind.

Richard. Aber, was wird Jungfer Henriette sagen?

Philippine. Sie mag sagen, was sie will. Die Frau Muhme geht doch wohl vor. Ob das Mädchen

Fr. Stephan. Auf Ihre Gefahr und Ihnen zu Liebe will ichs wagen. Jungfer Muhme, führen Sie mich in meine Stube, und halten Sie mich fest. Ich bin so matt, so matt, daß mich eine Fliege umstoßen könnte.

Philippine. Kommen Sie, ich will Sie wie eine Prinzessinn anputzen. Und Sie, meine Herren, müssen hier warten, bis wir fertig sind.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Richard. Stephan.

Stephan. O wenn sichs doch mit meiner armen Frau bessern wollte! Herr Wahrmund hat mir nichts gutes prophezeiht.

Richard. Herr Wahrmund ist ein Narr, wenn er das gethan hat. Wofür wäre denn mein Elixir in der Welt? Wenn sie es noch einmal einnimmt: so muß ihr in vielen Jahren kein Finger mehr weh thun. Ich freue mich recht, daß meine Arzney so gut angeschlagen hat. Aber, Herr Schwager, wer bezahlt die Andrienne? Ich muß wenigstens etliche Gulden Profit haben.

Stephan. Sie sollen zehn Gulden über den ordentlichen Verlag bekommen, wenn ich meine Frau in diesem Kleide gesund umarmen kann. Ich will es an einem andern Orte wieder ersparen. Und für Ihre Arzeney will ich Ihr ewiger Schuldner bleiben, und Sie zeitlebens als meinen Erretter ansehen. Wenn sie doch käme, o wenn sie doch käme!

mag mit Ihrer Kunst seyn, wie es will: so weis ich doch so viel, daß sie nicht viel werth ist.

Wahrmund. Mein Herr, ich sehe es an Ihrer Stirne, daß es Ihnen an etwas fehlt.

Richard. Und ich höre es aus Ihren Reden, daß Sie ein hochmüthiger und eingebildeter Mann sind.

Wahrmund. Ich lese sehr genau aus Ihren Gesichtszügen, daß Sie einen großen Feind an dem Verstande haben.

Richard. Und ohne Ihr Gesicht und Ihre Hand anzusehen, will ich Ihnen sagen, hüten Sie sich, daß Sie vor großer Weisheit nicht närrisch werden.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Stephan. Stephan. Philippine. (Wahrmund will davon gehen.)

Philippine. Herr Wahrmund, wo wollen Sie hin? Ein Schelm, der davon läuft!

Stephan. Ach, Herr Schwager, wer hätte das vor einer Stunde gedacht, daß sich meine englische Frau so bald erholen sollte! Sie blüht wieder, wie eine Rose. Sehen Sie sie nur recht an. Sieht Sie nicht wie eine Göttinn?

Fr. Stephan. Seyn Sie nicht zu froh, mein Liebster! Sie sehen wohl, daß ich mir, Ihnen zu Liebe, etwas Zwang anthue. Ich danke es indessen

Krankheit wieder hergestellt sehe. Ach Herr Richard, lassen Sie doch das Recept von Ihrer vortrefflichen Medicin allen kranken Weibern zum Troste, und Ihnen zum Ruhme im Drucke ausgehen! Wenn ich nur wüßte, womit ich Ihnen den heutigen Dienst belohnen sollte!

Richard. Mit nichts in der Welt, als daß Sie mein Arcanum allen schönen jungen Weibern anpreisen. Und wenn ich den Gradum eines Doctors von allen medicinischen Facultäten bekommen hätte, ich würde mir nicht so viel darauf einbilden, als auf die Ehre, daß ich Sie so glücklich curirt, und die Prophezeihung des vielwissenden Herrn Wahrmunds zu Schanden gemacht habe.

Philippine. Ja, Frau Muhme, können Sie sich wohl einbilden, daß Sie unser Herr Wahrmund heute durchaus zu Tode hat prophezeihen wollen?

Wahrmund. Ich will mich gar nicht verantworten. Genug, ich bin meiner Kunst gewiß, wenn sie auch den Haß der ganzen Welt auf sich geladen hätte.

Stephan. Ja wohl! Was können Sie für die Linien und Punkte, wenn sie sich zuweilen verstellen. Daran ist die Kunst nicht schuld.

Richard. (zu Wahrmunden.) Und wenn Sie mir mein Medicament wieder verachten: so nehmen Sie

sich

sich in Acht, daß ich Ihnen nicht einmal Gift eingebe. Ob so ein Zeichendeuter eines natürlichen Todes stirbt, oder nicht.

Wahrmund. Ars non habet osorem, nisi ignorantem.

Richard. Sie sind ein Ignorant, ich nicht.

Philippine. Ja, Herr Wahrmund, die Frau Stephan ist wieder gesund, wie Sie sehen. Sie haben gesagt, Sie wollten sich trepaniren lassen, wenn dieses heute geschähe; und Sie müssen, als ein ehrlicher Mann, Ihr Wort halten. Vielleicht ist der Balbier noch zugegen. Ich bezahle zum Besten der Welt die Kosten für die Operation.

(Wahrmund schleicht sich heimlich davon.)

Stephan. (zu seiner Frau.) Du gefällst mir ganz vortrefflich in der neuen Andrienne. Sie hat Dir wieder eine recht gesunde Miene gegeben. In acht Tagen ist Dein Geburtstag, da will ich Dir noch ein Präsent machen.

Fr. Stephan. Aber die Frau Richardinn ...

Richard. Sie kriegt eine andre Andrienne. Sie wird morgen fertig. Und wenn jene etwa noch besser gemacht wäre: so sollen Sie die Wahl haben. Aber, liebe Frau Schwägerinn, Sie stehen zu still. Mein Medicament erfordert eine starke Bewegung. Kommen Sie, wir wollen den Tanz wiederholen, den wir vor dem Jahre auf Ihrer Hochzeit tanzten. Jungfer Philippine mag ihn trällern.

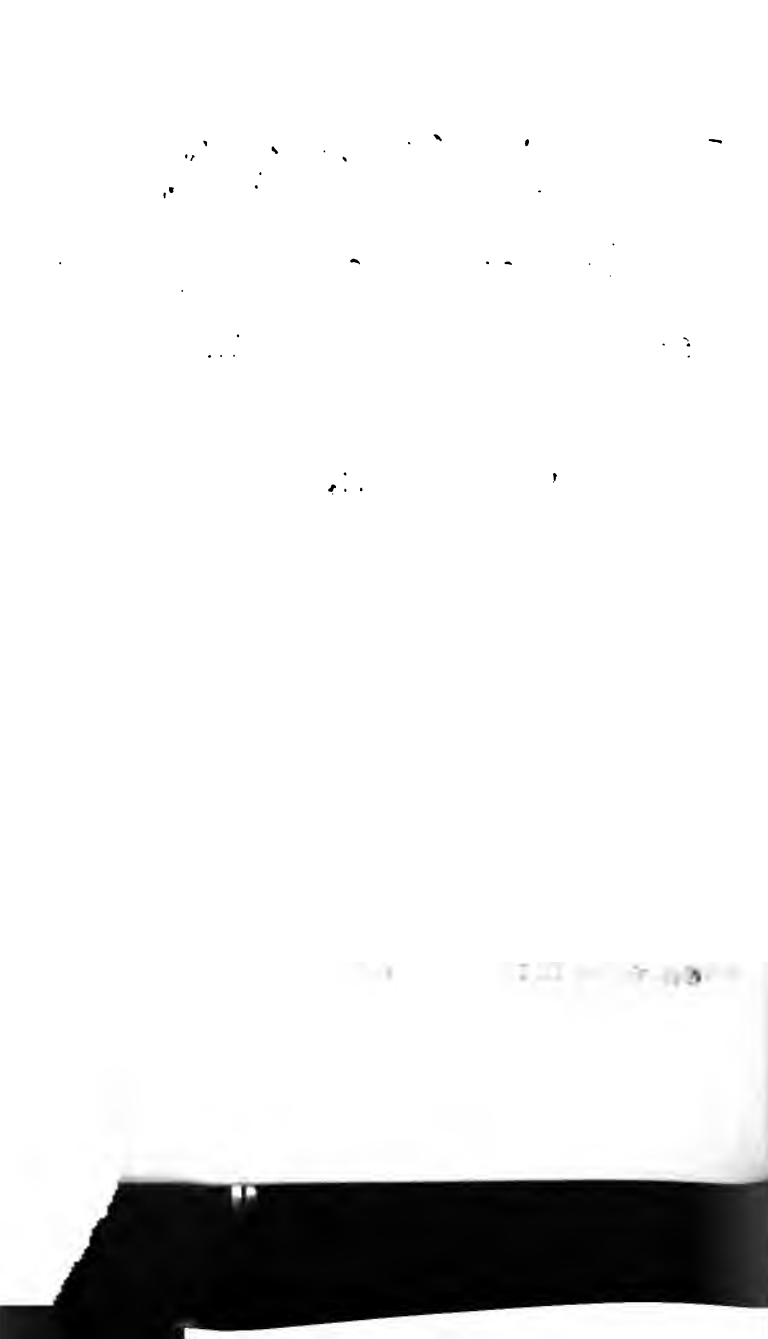
Fr. Ste-

Das Band.

Ein Schäferspiel.

Aus den Belustigungen des Verstandes und Witzes,

vom Jahre 1744.



Vorbericht zum Bande.

Da das Band einmal in der Frankfurtischen Sammlung steht, und ich sicher weis, daß es noch seine Liebhaber hat: so will ich ihm hier einen Platz vergönnen, ob ichs gleich mit einem heimlichen Widerwillen thue. Allein, da ich nichts darinnen geändert habe: so muß ich auch nothwendig einige Anmerkungen dazu machen, damit dieses Gedicht dem guten Geschmacke in den Schäfergedichten nicht nachtheilig werde. Wäre das Landleben überhaupt das Schäferleben der Poesie: so würde das Band ein recht gutes Gedicht seyn, dieß kann ich ohne Eitelkeit sagen, und in seiner Art den Werth haben, den in der Malerey ein getreues Portrait hat. Ich würde mir unter der Daphne, der Mutter der Galathee, eine gute Landwirthinn, eine fleißige Pachterinn; unter ihrer Tochter ein gutes ehrliches Bauermädchen, in den Geschicklichkeiten der Wirthschaft wohl erzogen, vorstellen. Ihr Montan würde ungefähr des Schulzens oder Verwalters Sohn

ſie in der Hand hat, und ihre Galathee ſchlau fragt, warum ſie bey dem Namen Montan roth wird: daß Daphne von ihrem Sohne Damöt rühmt, daß er ihr einen ſo ſchönen Rechen geſchnitzt, an dem oben Zinken ſtehen, und unten Zinken ſind; daß er ihr einen Stab, geſchnitzt auf beyden Seiten, gebracht, deſſen eine Seite ihm, und die andere ſeine Chloris vorſtellen ſoll; daß ſie ihrer lieben Tochter zwar die Zärtlichkeit, aber nicht das Lieben erlauben will; daß Myrtill von ſeinem Staare redt, den er die Namen Hylax und Chloris ſprechen gelehrt; daß er dem Montan die Amſel wegnimmt; daß Galathee in der Hitze oft in ſehr ſchnippiſchen Sprüchwörtern, und alle Perſonen oft in ſehr kurzweiligen reden, daß ſie ſagen, wie ſie einander einen Streich geſpielt, einander zuweilen zum Beſten haben; daß Galathee zu ihrem Montan ſpricht: nun dieß gefällt mir noch, du haſt Recht überley; nein dießmal bin ich taub; ich bin beſtändig ſo, wenn ich nicht anders bin; gar auf mein Herz zu pochen! bey Phyllis! bey der Stolzen! So, jene ſpitzt ſie zu, und die verſchießt die Bolzen! daß

arg; ich dachte, was dir wäre; daß er spricht: ich geh und will den Hahn zur Sie in Bauer stecken; die Jungen bring ich dir, so bald die Alten hecken; daß die guten Kinder am Ende auf den Streit auch lustig seyn, eine frische Milch zusammen essen, und im Kühlen um Pfänder spielen, und insonderheit das Spiel: Was macht die Liebe? spielen wollen; alles dieses und noch hundert solche Züge mehr würden mir an diesem nicht ungesitteten Landvolke gefallen. Allein, wenn das Schäfergedicht keine bloße Nachahmung des Landlebens, oder doch nur die feinste Nachahmung ist; wenn es mehr ein erdichtetes Schönes zu seinem Gegenstande hat; wenn es das Mittel zwischen dem Land- und Stadtleben hält; wenn es sich von der Plumpheit und dem Ekelhaften des Bauerstandes eben sowohl, als von dem Zwange und der List des Stadtlebens, entfernen, das Land mit allen seinen Annehmlichkeiten, und abgesondert von allen seinen Beschwerlichkeiten, vorstellen muß; wenn die Schäfer Geschöpfe sind, die sich uns nicht allein durch die Einfalt der Sitten, sondern

durch

durch eine liebenswürdige Einfalt derselben, nicht allein durch Offenherzigkeit, sondern durch eine unschuldige, einnehmende Offenherzigkeit empfehlen müssen; wenn ihre Liebe mit einem gewissen natürlichen Witze verbunden, ihr Vergnügen auf dem Lande mehr ein Geschenke der Natur, als eine Frucht mühsamer Arbeiten, seyn muß; wenn ihre Sprache zwar leicht und ungekünstelt, aber doch die Sprache der feinern Empfindungen seyn muß; wenn ihre Beredsamkeit nicht darinne besteht, daß sie von ihrem Schäferstabe, von ihrer Tasche, von ihrem Phylax, von Heerden, Milch und Obst reden; wenn gewisse Züge und Beschreibungen des Landlebens nur der Wahrscheinlichkeit und des Vergnügens wegen, das uns die Vorstellung der Natur zu geben pflegt, in diese Gedichte eingeflochten werden, und gleichsam nur die Einfassung des Gemäldes abgeben; wenn dieses, sage ich, die Anforderungen des Schäfergedichts sind: so wird man sehr viel bey dem Bande zu erinnern finden. Ich will die Handlung des Stückes einen Augenblick beleuchten. Galathee sieht ein Band, das sie selbst gewirket, das sie, zum Zeichen ihrer Liebe, ihrem Montan geschenket,

wegen des Bandes erkundiget, und gesteht dem Montan, daß sie sich geirret. Dieses wußten die Zuschauer lange. Montan hatte es ja in der Mitte des Stückes schon ehrlich genug betheuert, daß er ihr Band nicht weggeschenkt hätte. Vielleicht wäre die Auflösung besser geworden, wenn Phyllis das Band wirklich gehabt, es aber durch eine List, oder durch ein anderes Mittel, ohne daß es Montan wissen können, bekommen hätte, und selbst eine von den spielenden Personen gewesen wäre. Galathee drückt aus Rache gegen den Montan einer armen Amsel auf dem Theater den Kopf ein. Ein sehr blutdürstiges Unternehmen für eine Schäferinn! Wo bliebt die schäferische Unschuld der Sitten? Ist das nicht das jähzornige verliebte Bauermädchen, die ihren Montan, wenn er nicht so heurüthig geredet hätte, zur Noth gar in die Haare gefallen wäre? Aber, es ist ja natürlich. Freylich ist dieses Natur, aber Natur des Dorfes, nicht des Schäferstandes. Von der Sprache habe ich schon geredt. Sie ist, wie der Charakter, nur gar zu natürlich. Will man aber dieses Gedicht nicht gegen die Regeln der Kunst, sondern nur gegen gewisse

Das Band.

Ein Schäferspiel

in einem Aufzuge.

Personen.

Galathee.
Daphne, der Galathee Mutter.
Montan, der Liebhaber der Galathee.
Doris.
Myrtill.

Erster Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Was machst du, Galathee? Du scheinst mir nicht vergnügt.

Galathee.

Ich weis es selber nicht, was mir im Sinne liegt. Ich bin nicht aufgeräumt.

Doris.

Du wirst doch etwas wissen, Was dir . . .

Galathee.

Ich wollt vorhin mein klares Garn begiessen,

Das

Galathee.

Erwähn ihn weiter nicht.

Doris.

Was hat er denn gethan?

Galathee.

Mehr als ich je gedacht! Mir also mitzuspielen?
Mir, seiner Galathee? Er soll es schon noch fühlen.
Bedenk es nur einmal: Ich schenk ihm jüngst ein Band,
Und knüpf es ihm dazu noch selber um die Hand;
Und gestern seh ich gar .. Es ist um mich geschehen!
Ich habe dieses Band um Phyllis Hals gesehen.

Doris.

In Wahrheit, Galathee, dieß ist ein schlimmer Streich.
Allein, du irrst dich wohl! eins sieht dem andern gleich.

Galathee.

Ich kenn es gar zu gut. Ich trug es um die Stirne.
Der Eintrag war von Garn, der Boden war von Zwirne;
Zween Fäden liefen grün, zween roth, die andern blau,
So schecklgt, wie ein Specht! ich kenn es ganz genau.
Es war zween Finger breit, und zackigt an den Seiten:
Es war mein schönstes Band. Willst du noch lange streiten?
Ich hab es selbst gemacht; drey Wochen sind es kaum,
Mein Name steht darauf, und auch der Tannenbaum,

Bey

nommen.
Doch, Kind, verstecke dich, ich seh die Mutter kommen.

Zweyter Auftritt.

Galathee. Daphne.

Daphne.

Nun, meine Galathee, die Sonne meynt es gut.

Galathee.

Sie brennt fast gar zu sehr; man weis kaum, was man thut.

Daphne.

Itzt schadt die Wärme nicht; sie hebt vielmehr die Saaten,
Und wenn die Wittrung bleibt, wird alles wohl gerathen.
Ich sahe meine Lust itzt mitten in dem Gehn;
Der Lein steht schon so gut, er kann nicht besser stehn.
Und alles grünt und blüht. Doch wenn mirs nicht so scheinet,
So fehlt dir doch etwas. Mich deucht, du hast geweinet.

Galathee.

Geweinet? Nein, dieß nicht.

Daphne.

Was soll dir dieser Kler?

Galathee.

Ich bind ihn um den Kopf; er thut mir gar zu weh.

Daphne.

Daphne.

Wie albern bist du doch! Gewiß, du sollst dich schämen,
Klee hilft dir nimmermehr; nein, Poley mußt du nehmen.
Doch gestern, weißt du wohl, wer auf die Hitze trank?
Dieß ist die Frucht davon.

Galathee.

Ach nein, ich bin nicht krank.
Ich weiß, wovon es kömmt; es kömmt vom Veilchenpflücken;
Wie vielmal muß man sich um eine Hand voll bücken!

Daphne.

Wem soll denn dieser Straus?

Galathee.

Hier ist er.

Daphne.

Soll er mein?

Galathee.

Ja, darum band ich ihn.

Daphne.

Der Straus ist wirklich fein;
Vielleicht hat ihn Myrtill von dir bekommen sollen.

Galathee.

Er? Nein, da hätt ich ihn schon schlechter binden wollen.
Dieß unterbleibet wohl, auch ohne dein Verbot.

Daphne.

Vielleicht hat ihn Montan...? Doch warum wirst du roth?

Galathee.

Dieß werd ich gar zu leicht.

Daphne.

Leicht, um Montanens willen?
Doch warum warbst dus nicht zugleich auch bey Myrtillen?

Galathee.

Ich rede für mein Herz, dieß ist nicht Schuld daran.

Daphne.

Doch hab ichs in Verdacht so gut, als den Montan.
Ich hab es wohl gemerkt, ihr könnt einander leiden.

Galathee.

Fast täglich sag ichs ihm, er soll mich gänzlich meiden.
Stets will er was von mir, ich heiß ihn freundlich gehn,
Und sags ihm auch im Zorn, und dennoch bleibt er stehn,
Und redt mich wieder an, und giebt mir wohl die Lehre,
Es stünde gar nicht fein, wenn man so spröde wäre.

Daphne.

Was deine Schwester sagt, klingt anders.

Galathee.

Dieses Kind?
Wer wollte Chloris traun? Man weis, wie Kinder sind.

Daphne.

Die Kinder reden wahr, und sagen, was sie sehen.

Galathee.

Sie rede, was sie will, mir ist zu viel geschehen.

Gesetzt,

Gesetzt, daß auch Montan zuweilen mit mir treibt,
Und auf dem Rohre bläst, und mir die Zeit vertreibt;
Gesetzt, daß ich zugleich in seine Flöte singe:
Wird dieß wohl unrecht seyn?

Daphne.

Dieß sind erlaubte Dinge.
Allein du sagtest ja, du hießt ihn öfters gehn.

Galathee.

Ja, dieses thu ich auch; allein er bläst so schön.
Ich bitt ihn nicht darum. Dem Echo zu gefallen,
Das in dem Busche ruft, läßt er sein Rohr erschallen.

Daphne.

Du wirst das Echo seyn. Das Singen wehr ich nicht;
Nur fürcht ich, daß Montan mit dir von Lieben spricht.

Galathee.

Er denket nicht daran. Frey, spricht er, will ich leben;
Es liebe, wer da will, mir ist es nicht gegeben.

Daphne.

Doch warum sagt er denn, daß du so spröde wärst?

Galathee.

Itzt sagt er dieß nicht mehr; es war nur in der Erst,
Wenn ich ihm dann und wann die Antwort schuldig bliebe.
Es ist gewiß andem, er denkt an keine Liebe.
Nur Freundschaft wünscht er sich, und diese gieng ich ein;
Er kann ja wohl mein Freund, ich seine Freundinn seyn.

Doris.

Sie weis noch nicht genug. Mich sollte sie nur fragen,
Was für dein Kopfweh hilft; ich wollts ihr besser sagen:
Montan nur hilft dafür.

Galathee.

Ach! quäle mich doch nicht,
Der falsche Schäfer, der! So ehrlich sein Gesicht,
So schlimm ist doch sein Herz. Er soll mich nicht mehr fangen;
Wer Einmal mich betrügt, hat stets mich hintergangen.

Doris.

Du thust ihm wohl zu viel.

Galathee.

Und du vertrittst ihn noch?
Ich soll zufrieden seyn? Nicht wahr? Bedenk es doch!
Ein Band, ein Band von mir, an Phyllis zu verschenken?
Er liebt sie. Dürft ich nur nicht weiter an ihn denken!
Mich dauert jeder Kuß.

Doris.

Hast du ihn oft geküßt?

Galathee.

Ach mehr, als tausendmal! Du weißt ja, wie man ist.
Das erst und andremal, da hielt er mir die Hände;
Ich drohte, doch zu schwach. Erräthst du bald das Ende?

Nun, das begreif ich nicht,
Wie da ein Tag verstreicht, wenn man nichts weiter spricht,
Als Kind, Montan, mein Herz!

Galathee.

Du bringst mich nicht zum Lachen;
Ach! Doris, hör nur auf, du wirst mich böse machen.
Wir redten sonst noch viel, als vom beständig seyn;
Die Lieb und unser Herz gab uns die Reden ein.

Doris.

Gut. Heute spracht ihr dieß; was spracht ihr aber morgen?

Galathee.

Was liegt doch dir daran? Dafür laß Andre sorgen,
Doris,
Erzähl mir immer mehr!

Galathee.

Auch war es was gemeins,
Wir zankten uns einmal, und wurden wieder eins.

Doris.

Gezankt?

Galathee.

Ja! Wird nicht auch der Himmel öfters trübe?
Und wie das Wetter ist, so wechselt auch die Liebe.
Oft sahen wir uns nur zu ganzen Stunden an;
Sein Auge hieng an mir, und nirnts an Montan.

So ist die Liebe denn ein Spielwerk in Gedanken?
Ein Gutseyn, Reden, Sehn, ein Küssen und ein Zanken?

Galathee.

Das Tändeln fehlt dir noch.

Doris.

Das Tändeln? Was ist das?
Dieß hab ich nie gehört.

Galathee.

Es ist nun so etwas.
Man streichelt sich die Hand, man kneipt sich in den Backen,
Man schüttelt sich am Kinn, und klopft sich in den Nacken.

Doris.

Dieß habt ihr auch gethan?

Galathee.

Ja, das versteht sich schon.
Wie günstig war ich ihm! Nun hab ich meinen Lohn!

Doris.

Was wird denn nun daraus? Willst du den Schäfer lassen?

Galathee.

Die Liebe, ihn, das Band, und Phyllis will ich hassen.
Sprich, warum kömmt er nicht, wenn er beständig wär?
Seit gestern seh ich ihn mit keinem Auge mehr.
Da kömmt Myrill. Bleib hier, und ruf ihn zu der Heerde.
Ich will nach Veilchen gehn, damit ich fertig werde.

Vierter

Vierter Auftritt.

Doris. Myrtill.

Doris.

Was hast du da, Myrtill? Versteck es nicht vor mir.

Myrtill.

Nichts, liebe Schäferinn; es ist ein kleines Thier.

Doris

Ein kleines Thier? Myrtill! Dieß brauchst du nicht zu sagen;
Denn Wölfe wirst du wohl nicht in den Händen tragen.

Myrtill.

Hier ist es, sieh es an.

Doris.

Nunmehro will ich nicht.

Myrtill.

Du nimmst es übel auf, was man im Scherze spricht?

Doris.

Nein, eine Kleinigkeit wird mich nicht gleich verdrießen.
Es sey auch, was es will; ich brauch es nicht zu wissen.
Gewiß, es kränkt mich nicht, daß du mirs nicht gesagt;
Das aber ärgert mich, daß ich dich gleich gefragt.

Myrtill.

Nun, sey nur wieder gut; ich will dirs gerne zeigen.
Doch, Doris, noch etwas: Versprichst du mir, zu schweigen?

Doris.

Ich schweige, wenn ich will.

Und deine Amsel auch. Im Ernst, du solltst dich schämen;
Montanens Freund zu seyn, und ihm etwas zu nehmen!
Doch ich besinne mich auf eine kleine List.
Letzt sagte Galathee, du hättest mich geküßt;
Sie gab mirs zweymal Schuld. Jtzt könnten wir uns rächen.
Laß Jhr den Vogel sehn, und sprich ...

Myrtill.

Was soll ich sprechen?

Doris.

Sprich: Siehst du, wie Montan an seine Freunde denkt?
Er hat mir heute früh die Amsel gar geschenkt.
Doch nimm dich auch in Acht, und fang nicht an zu lachen.

Myrtill.

Verlaß dich nur auf mich, ich wills schon listig machen.

Doris.

Sie hat ihn in Verdacht, und ist voll Aergerniß;
Und wenn du ernsthaft sprichst: so glaubt sies ganz gewiß.

Myrtill.

Schon gut, ich will es thun, vom Kleinsten bis zum Größten;
Mich hat das lose Kind zuweilen auch zum Besten.
Dort kömmt schon Galathee; sie kömmt. Montan kömmt auch.

Geschwind verstecke dich hier hinter diesen Strauch.
Ich will zu Phyllis gehn; sie schläft dort in dem Garten.

Myrtill.

Allein, Montan kömmt ja.

Doris.

Er wird nicht lange warten.

Fünfter Auftritt.

Galathee. Montan. Myrtill, versteckt.

Montan.

Du läufst so gar vor mir? Was ist dir, Schäferinn?

Galathee.

Ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin.

Montan.

Nie hab ich dich, mein Kind, noch so erzürnt gesehen.

Galathee.

Und nie geschah vielleicht, was gestern ist geschehen.

Montan.

Doch, meine Galathee, was hab ich dir gethan?

Galathee.

Ich sage, laß mich gehn, und sieh mich nicht mehr an.

Montan.

Ich bitte, rede doch.

Galathee.

Du kannst die Worte sparen.

Montan.

Wenn du nicht reden willst: wie soll ichs denn erfahren?

Galathee.

Nun, dieß gefällt mir doch, du hast Recht überley.

Montan.

Was ist denn mein Vergehn? Gesteh es doch nur frey.

Galathee.

Es reut ihn nicht einmal; er kann noch gar verlangen,
Daß ich ihm sagen soll, wie sehr er sich vergangen.

Montan.

Kind, ich erstaune ganz. Heißt dieß, du hast mich lieb?
Wo bleibt dein letzter Schwur?

Galathee.

Er bleibt, wo deiner blieb.

Montan.

Wo bleibt dein treues Herz?

Galathee.

Gar auf mein Herz zu pochen?
Nur sachte, mein Montan, dieß war zu viel gesprochen!

Montan.

Ach! meine Galathee, mein Herz, mein liebstes Kind!

Galathee.

Man höre nur einmal, was das für Reden sind!
Ich bin ja Phyllis nicht. Du redst vielleicht im Schlafe.

Montan.

Wer nichts verbrochen hat, den schmerzt dergleichen Strafe.
So hilft kein gutes Wort?

Galathee.

Nein, dießmal bin ich taub.

Montan.

So treffe denn das Gift Vieh, Fluren, Bäum und Laub,

Wofern

Dem ich, damit es dir in allem wohl gelinge,
Nun schon so manchen Bock gebückt zum Opfer bringe.
Der Becher quälte mich fast auf ein halbes Jahr;
Oft hast du meine Hand, die wund vom Schneiden war,
Mitleidig abgewischt, bedauret und verbunden.
O Zeit! wo bist du hin? Du bist zu schnell verschwunden!
O Kind, ich bitte dich, beym Göttern unsrer Flur,
Wer raubt mir deine Gunst? Wer ists? Gesteh es nur!
Denn, dich mir treu zu sehn, will ich das Größte wagen.

Galathee.

O frage nur dein Herz, dieß wirds am besten sagen.

Montan.

Mein Herz, betrognes Kind, kennt keinen Unbestand.

Galathee.

So, so! wo hast du denn mein roth und blaues Band,
Das ich dir ehedem ...

Montan.

... Es ist um wenig Schritte:
So hol ich dir dieß Band; es liegt in meiner Hütte,
Gleich bey dem Nelkenstraus, den ich von dir empfieng,
Als ich das erstemal mit dir zum Tanze gieng.
Ich hol es, warte hier; es ist ja bald geschehen.

Galathee.

Mein Herz glaubt weiter nichts, als was die Augen sehen.

Myrtill.

Ich dachte, was dir wäre!
Wer wird den Augenblick gleich voller Argwohn seyn?
Wenn mir die Amsel wird, so bleibt Montan doch dein.
Ich geh und will den Hahn zur Sie in Bauer stecken;
Die Jungen bring ich dir, so bald die Alten hecken.

Galathee.

Weis her!

Myrtill.

Nimm dich in Acht; sie fliegt dir sonst davon.

Galathee.

Ja, ja, sie ists, Myrtill; sie ists, ich seh es schon.
Das Thierchen ist recht fett.

Myrtill.

Du mußt sie nicht so drücken.
Ganz locker halte sie, sie möchte sonst ersticken.

Galathee.

(Sie giebt ihm die Amsel wieder.)

Die Amsel ist erstickt; und dieß hab ich gewollt.
Ihr Schäfer wißt kaum mehr, wie ihr uns quälen sollt.
Was denkt ihr denn von uns? Ach lernt euch doch besinnen;
Denn wenn ihr Schäfer seyd, so sind wir Schäferinnen.
Nun soll sie dein, Myrtill; vergiß die Jungen nicht.
Ein Schäfer hält es stets, was er einmal verspricht.

Myrtill.

Ach ehrlicher Montan, du bist um viel gekommen!
Verstohlen hab ich ihm die Amsel weggenommen.

Siebenter Auftritt.

Montan. Myrtill.

Montan.

Glück zu! Myrtill, Glück zu! Wie kömmts, so ganz allein?
Wo ist denn Galathee?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.
Ich soll, bis daß sie kömmt, bey ihrer Heerde warten.

Montan.

Ist Phyllis weit von hier?

Myrtill.

Nicht weit; sie ist im Garten.

Montan.

Ach vorhin wünscht ich dich! Es war ein rechter Zank;
Da sollt ich mit Gewalt, und wider allen Dank,
Mein Band, das Galathee, als wir den Maytanz gaben,
Mir um den Arm geknüpft, so gar verschenket haben.
Es war ihr ganzer Ernst.

Myrtill.

Wer hätte das gemeynt?

Montan.

Allein ...

Myrtill.

Ein Wort, Montan? Ich bitte dich, mein Freund,
Bey allem, was du liebst ...

Montan.

Was willst du? Mit Vergnügen,
Wenn ich dir helfen kann, so sollst du alles kriegen,

So sags doch nur einmal; ich will nicht böse werden.

Myrtill.

Ich selber würde mich recht ungestüm geberden,
Wenn mirs begegnet wär. Bedenke, heute früh
Nehm ich die Amsel weg, und Doris siehet sie;
Drauf spricht sie: nimm sie mit, und sprich zu Galatheen,
Montan hat mich beschenkt.

Montan.

Mich so zu hintergehen?

Myrtill.

O! dieß ist nicht genug.

Montan.

Was ist denn noch dabey?

Myrtill.

Laß sehn, spricht Galathee, obs auch die meine sey?
Sie nimmt die Amsel weg.

Montan.

Und giebt sie dir nicht wieder?

Myrtill.

Ach nein, sie streichelt sie, geht einmal auf und nieder;
Ich seh mich um, sie spricht, das Thierchen ist recht feist,
Darauf ...

Montan.

Ich merk es schon, ich weis, der Vogel beißt.

Myrtill.

Ach nein, sie drückt ihn todt.

Montan.

Gern, oder wider Willen?

Myrtill.

Geh, sprach sie, armes Thier, geh, du gehörst Myrtillen.

deuten:

Ich habe ja das Band; was will sie länger streiten?

Myrtill.

Sie wird es auch nicht thun. Verlasse dich auf mich;
Sie liebt dich gar zu sehr, und darum zankt sie sich.
Komm nur, wir suchen sie.

Montan.

Wir mußten auch so zaudern!
Sieh! Dort kömmt Daphne her; nun wird sie mit uns plaudern.

Achter Auftritt.

Montan. Myrtill. Daphne.

Daphne.

Ihr Kinder, treibt das Vieh doch besser in den Klee.
Doch hier ist kein Damöt, und keine Galathee;
Wo sind sie?

Myrtill.

Gar nicht weit. Wir blieben bey den Schafen.

Daphne.

Damöt macht mirs zu bunt. Der faule Schelm wird schlafen.
Ich war vor kurzem da, und traf ihn auch nicht an.

Myrtill.

Ich mein, er ist nicht weit, und das weis auch Montan.

Montan.

Er ist dort an dem Fluß, und putzt und hackt die Weiden.

Daphne.

Dieß gienge schon noch an; allein ich kanns nicht leiden,

Daß er die Heerde läßt, und stets was anders thut.

Montan.

O schmähle nicht auf ihn! Damöt ist wahrlich gut;
Er übertrifft uns stets an Fleiß und an Geschicke.

Daphne.

Ja, red ihm nur das Wort.

Montan.

So oft ich ihn erblicke;
So wird er fleißig seyn. Bald flicht er Bast und Stroh;
Bald pflanzt er einen Baum; bald rückt er diesen so,
Damit er Sonne kriegt; bald schneidet er die Reben,
Und bald umpfählt er sie; bald zieht er kleine Gräben,
Und führt die Quellen ab, daß nicht das Gras ersäuft,
Und greift in allem zu, was in den Feldbau läuft.

Daphne.

Er ist nicht ungeschickt, ich muß es selber sprechen;
Es geht ihm von der Hand. Letzt braucht ich einen Rechen,
Sogleich läuft mein Damöt, und schnitzt ihn ganz geschwind,
Daß oben Zinken stehn, und unten Zinken sind.
Jüngst bracht er einen Stab geschnitzt auf beiden Seiten.
Damöt, so fang ich an, wen soll denn das bedeuten?
Stellts deine Schwester vor? Nein, spricht er, lächelnd, nein!
Dieß hier bin ich, und dieß soll meine Chloris seyn.

Ich

Wenn Mütter strenge sind: so sind sies oft im Scherze.
Er sey ihr immer gut; und wenn er mit ihr spricht:
So ists ihm unverwehrt. Nur lieben soll er nicht.

Montan.

Damöt ist nicht verliebt.

Daphne.

Dieß hab ich auch erfahren.

Montan.

Doch günstig war er ihr, seit seinen ersten Jahren.

Myrtill.

Ist das ein Unterschied, verliebt und günstig seyn?

Montan.

Ja. Bist du recht verliebt: so bleibst du nicht mehr dein.
Du wünschest, sinnst und denkst, und träumst bey hellem Tage,
Bist andern eine Last, und dir die größte Plage,
Zur Arbeit träg und faul, bey guten Freunden stumm,
Und siehst dich, wenn du siehst, nur nach der Liebsten um.
Der erste finstre Blick schlägt deinen Muth darnieder;
Dann kömmt ein holder Blick, und der belebt dich wieder.
Du bist Myrtill zugleich, und bist auch nicht Myrtill.
Kurzum; du lachst und weinst, so wie die Schöne will.

Daphne.

Daphne.

Ey, ey, Montan, Montan! Du magst die Liebe kennen!

Montan.

Ich kenne sie, doch nur vom Hören und vom Nennen.

Myrtill.

Was ist denn günstig seyn?

Montan.

O, günstig seyn ist schlecht;
Man ist einander gut, und ist es doch nicht recht.
Man sieht einander gern, und wünscht sich oft zu sehen:
Doch gehts nicht immer an; so läßt mans auch geschehen.

Myrtill.

Wenn du und Galathee nun bey einander seyd,
Was ists? Verliebt seyn?

Montan.

Nein. Nur bloße Zärtlichkeit.

Daphne.

Recht? dieses kann ich auch von meiner Tochter glauben.
Das Zärtlichseyn ist gut; dieß will ich euch erlauben.

Myrtill.

Bey mir ist Zärtlichkeit das, was man Liebe nennt.

Daphne.

Ihr Schäfer, wißt ihr wohl, wie ihr euch helfen könnt?

Sprecht

und dergleichen.

Genug. Ich muß nun gehn; die Zeit wird mir verstreichen.

Neunter Auftritt.

Montan. Myrtill. Galathee. Doris.

Montan.

Myrtill, da kommen sie! Ich weis nicht, wie mir wird.

Galathee.

Ach ehrlicher Montan, ich habe mich geirrt!
Es war ein andres Band. Die besten Augen trügen;
Vergieb mir ein Versehn.

Montan.

Ich thu es mit Vergnügen.

Galathee.

Mein Fehler, wie du weißt, ist Hitz und Eifersucht.

Montan.

Den Fehler duld ich gern; er ist der Liebe Frucht.
Ich weis, du thusts nicht mehr, du wirst dich besser fassen.

Galathee.

Ich hab es oft versucht, uud kann es doch nicht lassen.

Myrtill.

Ja, für die Eifersucht hilft nichts in unsrer Flur.
Euch, Schäferinnen, euch, euch quält sie von Natur.

Doch laßts geschehen seyn; ihr bleibt noch gute Kinder.
Und siehst du, Galathee, hier ist das böse Band.

Galathee.

Montan, ich schäme mich: o thu es aus der Hand!
Ich sprach mit Phyllis itzt, mein Band hat ihr gefallen,
Sie hat eins nachgemacht, und dieß ist schuld an allen.
Drum sey mir wieder gut; ich bin zeitlebens dein.
Mein Herz und dieser Kuß, die sollen Zeuge seyn.

Myrtill.

Wie, lose Galathee? Einander gar zu küssen?

Galathee.

Es ist ja mein Montan: wie kann dich das verdrießen?

Myrtill.

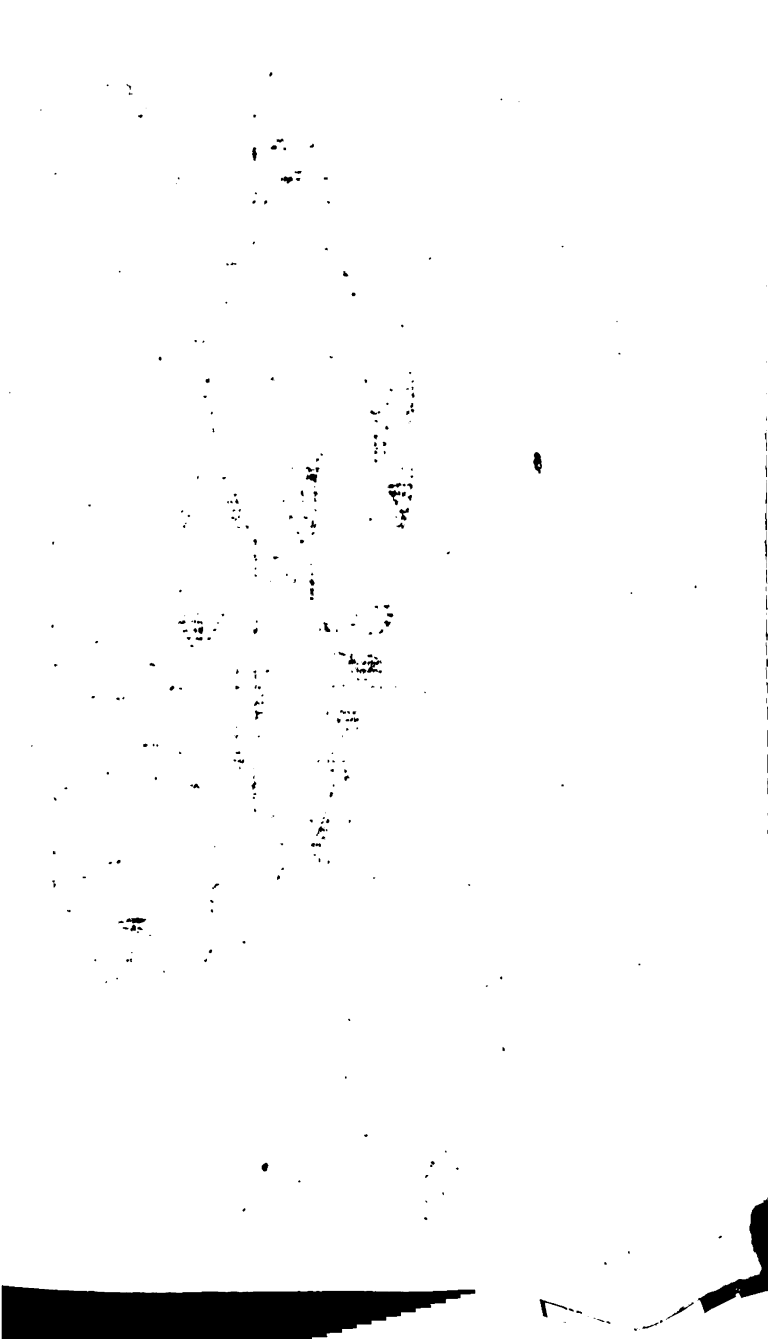
Doch, Kinder, wißt ihr was; treibt fein bey Zeiten ein.
Wir wollen auf den Streit auch heute lustig seyn;
Wir essen eine Milch; dann wollen wir im Kühlen ...

Montan.

Ja nun, was wollen wir?

Myrtill.

Einmal um Pfänder spielen.



THALIA

sämmtliche

Schriften.

Vierter Theil.

Neue verbesserte Auflage.

Mit Römisch-Kaiserl. Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächs. allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, und Caspar Fritsch, 1784.

Vorrede.

Wenn auch meine Leſer mit dieſen Briefen nicht ganz zufrieden ſeyn ſollten: ſo wird ihnen doch die Abſicht nicht mißfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünſche; nämlich junge Leute, und inſonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und Andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unſre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlſtandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegſam und geſchmeidig genug ſey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieſer Abſicht heraus geben will, daß man ſolche wähle, die man wirklich an gewiſſe Perſonen geſchrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, ſie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im erſten Falle lebhafter, beſtimmter, und eben da-

daß sie schon gedruckt seyn möchten; und kaum setzte ich mich an die Stelle der Leser: so sah ich, daß diese so schönen Briefe bald Räthsel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leser hätte den Verfasser, er hätte diesen und jenen Freund, diesen und jenen Umstand, der oft zehn andere Umstände zu Gefährten hatte, kennen müssen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen sollen. Was helfen der Welt dergleichen verschlossene Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Person sind: so wird man freylich nach und nach mit ihren Umständen bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leser eine andre Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch solche Hausumstände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verstande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an sich selber.

sie denkt den und den Mann, der diese oder jene Bedienung, dieses oder jenes ernsthafte Amt, diese oder jene Jahre hat; sie denkt seine Geschäffte, seine Schriften, seine Freunde, sein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verliert alsdann also, wenn sie den Mann kennt, weil sie Umstände dazu bringt, die sie vergessen sollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn sie ihn nicht kennt, weil ihr Umstände verborgen sind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverständlich wird, doch wenigstens die Hälfte seiner Anmuth verliert. Man schreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es mischen sich stets gewisse Umstände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke solche Umstände weg, so geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundnen Dingen, de-

zusammen; und wenn dieß nicht ist, so haben sie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Personen, an die man schreibt, und von denen man in den Briefen redet, verursachen in Ansehung des Druckes eben diese Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewissen Umstand nicht bekannt machen, oder man kann ihn beynahe nicht erklären; und gleichwohl ist oft der ganze Brief, oder sein größtes Verdienst auf diesen Umstand gegründet. Alle fallen dergleichen Briefe, wenn man sich zum Drucke entschließt, wieder weg. Ferner giebt es gewisse Briefe, die zwar alle Welt würde lesen dürfen, und, wenn sie solche nur lesen möchte, auch würde verstehen können. Aber der Innhalt ist so geringe, so unansehnlich, so persönlich, so familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und so gut dergleichen Briefe in ihrer Art sind; so ist man ihrer vielleicht bey dem dritten schon müde, und niemand verlangt solche Exempel, als

diese-

wissen; das ist, die gut schreiben sollten.

Endlich sind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr schön, weil der Leser das besondre Verhältniß, das zwischen mir und der Person ist, an die ich schreibe, nicht weis, und also die größte Tugend, den Wohlstand des Briefes, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es ist in diesem Falle nicht allemal genug, daß man, zum Exempel, weis, daß der Andre mein Gönner ist. Man sollte das besondre Verhältniß zwischen ihm und mir, man sollte seinen und meinen Charakter, und zwar in diesen oder jenen Umständen und Aussichten, wissen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs, recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieses Schicksal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe so gut zu schicken gesucht, als es möglich gewesen ist. Ich habe aus vielen nur wenige, nur solche ausgelesen, die nach

sämmtliche

Schriften.

Vierter Theil.

Neue verbesserte Auflage.

Mit Römisch-Kaiserl. Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächs. allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,

und Caspar Fritsch, 1784.

Vorrede.

Wenn auch meine Leser mit diesen Briefen nicht ganz zufrieden seyn sollten: so wird ihnen doch die Absicht nicht mißfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünsche; nämlich junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und Andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unsre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieser Absicht heraus geben will, daß man solche wähle, die man wirklich an gewisse Personen geschrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, sie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im ersten Falle lebhafter, bestimmter, und eben da-

durch brauchbarer; im andern Falls freyer, unstudirter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienst, an wirkliche Personen, und ohne alle Absicht des Drucks, geschrieben zu seyn. Wollte der Himmel, daß sie auch eben so gewiß das größte hätten, nämlich, daß sie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indessen bin, daß man durch wirklich geschriebene Briefe die Absicht erreichen könne, die ich mir vorgesetzt habe: so finden sich doch verschiedne Ursachen, welche die Ausführung dieser Absicht schwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdrusse gelehrt hat. Bald verliert der Leser, bald der Verfasser des Briefs, bald die Person, an die er geschrieben ist; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andere Personen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man solche Briefe dem Drucke überlassen will. Ich habe oft die angenehmsten und natürlichsten Briefe von Andern in

den

den Händen gehabt. Ich wünschte in der Hitze, daß sie schon gedruckt seyn möchten; und kaum setzte ich mich an die Stelle der Leser: so sah ich, daß diese so schönen Briefe bald Räthsel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leser hätte den Verfasser, er hätte diesen und jenen Freund, diesen und jenen Umstand, der oft zehn andere Umstände zu Gefährten hatte, kennen müssen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen sollen. Was helfen der Welt dergleichen verschlossene Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Person sind: so wird man freylich nach und nach mit ihren Umständen bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leser eine andre Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch solche Hausumstände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verstande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an sich selber.

Fleiß vergaß; und eben daher schön redete: sondern sie denkt den und den Mann, der diese oder jene Bedeutung, dieses oder jenes einsilbige Amt, diese oder jene Jahre hat; sie denkt seine Geschäffte, seine Schriften, seine Freunde, sein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verliert alsdann oft, wenn sie den Mann kennt, weil sie Umstände dazu bringt, die sie vergessen sollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn sie ihn nicht kennt, weil ihr Umstände verborgen sind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverständlich wird, doch wenigstens die Hälfte seiner Anmuth verliert. Man schreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es mischen sich stets gewisse Umstände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke solche Umstände weg, so geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundnen Dingen, de-

diejenigen seyn, die sie am wenigsten zu gebrauchen wissen; das ist, die gar nicht schreiben sollten.

Endlich sind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr schön, weil der Leser das besondre Verhältniß, das zwischen mir und der Person ist, an die ich schreibe, nicht weis, und also die größte Tugend, den Wohlstand des Briefs, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es ist in diesem Falle nicht allemal genug, daß man, zum Exempel, weis, daß der Andre mein Gönner ist. Man sollte das besondre Verhältniß zwischen ihm und mir, man sollte seinen und meinen Charakter, und zwar in diesen oder jenen Umständen und Aussichten, wissen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs, recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieses Schicksal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe so gut zu schicken gesucht, als es möglich gewesen ist. Ich habe aus vielen nur wenige, nur solche ausgelesen, die nach

Briefe des Abschreibens werth zu achten: so schien es mir nöthig, diesen historischen Umstand anzuführen. Und da ich zugleich den Leser versichert habe, daß dieses nicht erdichtete, noch zum Drucke geschriebene, Briefe sind: so habe ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten, diese Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eine seyn muß, als einer Unwahrheit verdächtig zu machen.

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Briefe das Merkwürdigste sind, werden unzufrieden seyn, daß ich beides die meistenmale weggelassen habe. Ich gebe auch gern zu, daß unsre Neubegierde bey gewissen Briefen etwas entbehrt, wenn sie die Namen der Personen, an welche sie geschrieben sind, und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht diesen oder jenen beleidiget haben, wenn ich seinen ganzen Namen hätte hinsetzen wollen? Würde es nicht gelassen haben, als ob ich meine Bekanntschaft mit

gen Leuten zum Dienst niedergeschrieben. Es ist wahr, daß in der Schreibart auch die besten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte sind; aber es läßt sich doch mit einer unvollkommnen Karte besser reisen, als mit gar keiner; und was ist zu thun, wenn keine zulängliche möglich ist? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leser stets mit meiner Meynung übereinstimmen werden. Nein! Es geht mit unsern Urtheilen, spricht Pope, wie mit unsern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der seinigen:

'Tis with our Judgments as our Watches, none
Go just alike, yet each believes his own.

Ich weis nichts mehr zu sagen, als daß ich vielleicht schon zu viel gesagt habe. Leipzig, im Aprilmonat, 1751.

Inhalt

Briefe,

nebſt einer

Praktiſchen Abhandlung

von dem

guten Geſchmacke

in Briefen.

Praktische Abhandlung

von dem

guten Geschmacke

in Briefen.

Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Absicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundsätze der Beredsamkeit zu Hülfe nehmen: so wird man sich die nöthigsten Regeln, welche die Briefe fordern, leicht entwerfen können. Wenn man sich endlich gute Beyspiele vorlegt, untersucht, warum sie schön sind, und sich bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden: so wird man nicht allein seine Regeln vollständiger, sondern auch seinen Geschmack im Schreiben gewisser machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: so ist es sehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unsere Empfindung sagt sie uns, und ein geschwindes Urtheil des Verstandes, das sich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt sich in unsre Empfindung, ohne daß wir es allemal wissen. Wir wollen uns

daß der Brief nicht natürlich ist, und bald mit der Antwort fertig seyn, daß man im gemeinen Leben nicht so zu reden pflege. Der Anfang von diesem Briefe mag so heißen:

Gnädiger Herr,

„Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß „Ew. Hochwohlgebohrnen eines Sekretärs bedürf„tig sind, und ich mich zu solchaner Bedienung seit „vielen verflossenen Jahren auf Schulen und Aka„demien bestmöglichst geschickt gemacht habe ꝛc.“

Ein Frauenzimmer von gesundem Geschmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunst bekannt ist, wird das Unnatürliche in diesem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht so, das wird ihre Critik seyn. Und was ist wahrer? Wenn verbindet man zween leicht zu verstehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird strotzend. Wenn sagt man im gemeinen Leben: nachdem ich heute viermal vergebens bey Ihnen gewesen bin, so will ich mir die Freyheit nehmen . . ? Die Redensart, in Erfahrung bringen, ist der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß sehr mühsame Nachforschungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem solchen Eingange nicht die wichtigsten Entdeckungen vermuthen? Und es ist weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem großen Herrn sagen: Sie sind eines Sekretärs bedürftig. Das Wort, bedürftig, ist unge-

es im gemeinen Leben oft gehört wird. Gesittete und geschickte Leute enthalten sich auch solcher Dinge schon im Umgange, und noch mehr wird man dieses im Schreiben zu beobachten verbunden seyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent seine Worte aus den gesellschaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern sich bey den Briefen gewisse Umstände. Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derselben seyn. Was geschrieben ist, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß sich daher um desto mehr hüten, durch seine Briefe keinen Ekel zu erwecken. Dieses kann nicht besser geschehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am ersten in der Rede beschwerlich wird, und wenn man sich so wohl von dem Altfränkischen, als von dem Neumodischen, in der Sprache gleich weit entfernet. *) Man bedient sich im Schreiben der Worte, **) die in der Welt üblich

*) Ergo, vt nouorum optima (verba) erunt maxime veterа, ita veterum maxime noua. *Quinct.* L. I. c. 6.

**) Non sunt alia sermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad vsum quotidianum, alio ad scenam pompamque sumuntur: sed ea nos cum iacentia sustulimus e medio, sicut mollissimam ceram ad nostrum arbitrium formamus, et fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. p. 500. edit. *Elsev.*

durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewisse Zierlichkeit, die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben so von der Sache gesprochen haben, weil er seine Worte hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme so in Briefen, wie andere im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geschickt nach. Ich will dieses durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünschen, oder sein Beyleid zu bezeugen, die sehr gebräuchlich sind, und in denen man die Leute sprechen lassen muß, wenn man sie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein anstatt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich lassen sollten: so werden sie vielmehr beschwerlich, wenn man sie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Gestalt zu geben sucht. Ich finde z. E. in einem Briefe diese Stelle: »Indessen hoffe ich, Sie werden versichert seyn, daß ich an Ihrem Glücke das größte Theil nehme, und von Herzen wünsche, daß Sie nebst Ihrer Frau Gemahlinn alles ersprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die spätesten Zeiten genießen mögen.« Dieser Wunsch ist eine Formel, die man tausendmal gehört hat; aber läßt sie darum in einem Briefe natürlich, weil sie im Reden gewöhn-

wöhnlich ist? Nein, sie ist für den Brief zu gemein. Wenn ich schreibe: so thue ich nur, als wenn ich redte, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelhaften treiben. Man sage hingegen: „Sie können versichert seyn, daß mich ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn die größte und dauerhafteste Zufriedenheit in Ihrer Ehe wünsche...“ Auf diese Art wird dem Wunsche das Gemeine benommen. Er ist nicht mehr in den ordentlichen Worten des Gespräches abgefaßt; allein die Worte sind doch einzeln, ja selbst in ihrer Verbindung, üblich. Ihre Stellung scheint fremder zu seyn, als die erste; aber sie ist dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen lassen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period ist dadurch kürzer und gefälliger geworden, als der erste. Die Worte und Redensarten eines Briefs müssen also im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichsten, sie müssen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, sondern auch im Zusammenhange, üblich seyn. Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redte, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken Anderer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu bestimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutsamen Nachahmung des Gespräches sich in die Briefe einschleichen können, muß man ferner auf den Innhalt der Briefe Achtung geben. Wer weis nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß sie nur in so weit schön ist, als sie sich zu den Dingen schickt, welche sie vorträgt? Die meisten Briefe sind Verzeichnisse von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem Andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das seine Deutlichkeit schon bey sich führt, so bald es in üblichen und verständlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geschmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: so hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Diese werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen sinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht sagen, daß man in seinen Briefen schläfrig denken müsse, daß man allen feinen und schönen Gedanken den Zugang verwehren müsse. Nein, man soll sich nur hüten, daß man sie nicht von weitem herholt, und mit Gewalt in seine Materie hinein

zwingt.

zwingt. Endlich iſt es nicht genug, wenn die Einfälle nicht geſucht ſind, man muß ſie auch mit Beſcheidenheit und Sparſamkeit anbringen. Ein Brief ſoll eben nicht einem armſeligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer iſt; aber er muß auch kein pralendes Putzzimmer ſeyn, darinnen man eine Menge von Koſtbarkeiten zur Schau ausgeſetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerkſamkeit ermüden, anſtatt, daß ſie dieſelbe bequem ſättigen ſollten. Geſuchte Gedanken, ſpitzfindige Einfälle, denen man die Mühe anſieht, die ſie den Verfaſſer gekoſtet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben ſo ſehr, als ungekünſtelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewiſſe Geſichter, die gar nicht blendend ſind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Miene uns ſanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewiſſe Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man ſie ſieht; die aber durch eine gewiſſe unſchuldige, oder ſchalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verſchämte, durch eine muntre und nachläßige Miene gefallen. Mit dieſen kann man ſeinen Brief wohl ausputzen. Sie zerſtreuen die Aufmerkſamkeit nicht, und ermüden ſie auch nicht; ſie unterhalten ſie nur. Sie entfernen ſich gleich weit von den ganz ſtarken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten ſich an, oder laſſen ſich doch, wie die Veilchen unter

den

wisse Hochachtung gegen mich ein, daß ich so glücklich bin, ohne Mühe so fein von einer Sache zu reden. Dieses schreibt sich vermuthlich von unsrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieser Gelegenheit mengt sich unsre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles so leicht und natürlich ist, daß wir selbst eben so gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfasser doch gleich thun könnten, so bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe gesagt habe, durch einige Beyspiele zu erläutern suchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyspiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muster *) guter Briefe, angepriesen hat. Es ist ein

*) Man sehe die Vorrede zur siebenten Auflage des Junkerischen Briefstellers. Nichts, spricht der Verfasser, war diesem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muster, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieser Art nicht leicht jemand diesem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat diese wenige Stücke nicht den Buchhändlern vor Geld alphabetweise hingeschmieret; sondern wirklich in solchen Umständen, als darinnen vorkommen, an wahrhafte Personen abgelassen.

»ich schon nichts mehr haben, damit ich mich für
»Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein
»Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie ha-
»ben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gu-
»tes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage sinne,
»ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich ent-
»weder zu Beschreibung Dero großen Gemüths;
»oder zu Ausbildung meiner unterthänigsten Er-
»kenntlichkeit schicket. Ich habe mir zwar viel-
»mal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal
»auszuschütten, und alles, was ich von Ew. Ex-
»cellenz bishero empfangen, in eine einzige Lob-
»schrift zu fassen: Aber nachdem ich den ganzen
»Plinius gelesen, und alle Schmeichel-Gedichte
»der alten und heutigen Poeten durchstankert, so
»habe ich allererst gesehen, daß Ew. Excellenz Ih-
»res gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero
»neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und
»ungemeine Formeln erfordert. Nun wollte ich
»mich auch hierum wohl bemühen: Allein ich fürch-
»te, je mehr ich sage, je mehr werde es die Welt
»für Lügen halten; weil sie doch unmöglich glau-
»ben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an ei-
»nem einzigen, und zwar fremden, Menschen er-
»wiesen. Ich thue also viel vernünftiger, wenn
»ich schweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz,
»und finden alle Buchstaben darinnen, welche zu
»einer Rede vonnöthen seyn. Sie machen sich
»ihr Loblied selber, und seyn zufrieden, daß ich
»mit unterthänigstem Respect bewundre, was ich

»doch

„doch nicht anders vergelten kann, als daß ich „mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorsamsten Knecht.“

Wir wollen diesen Brief stückweise durchgehen, und ihn so wohl in Ansehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen: „Wenn ich so verschwenderisch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, „so würde ich schon nichts mehr haben, womit ich „mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte.“ Wenn dieser Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörte, welche Anfangs mit der Miene des Witzes schmeicheln, und wenn man sie untersucht, zum Lachen bewegen: *) so würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich seyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu sagen, daß er mit seinen Wohlthaten verschwenderisch ist! Ist das die bedachtsame Sprache eines Clienten? Und wenn nun auch Neukirch so verschwenderisch mit Worten wäre, als sein Gönner, nach seiner Meynung, mit Wohlthaten ist, würde er sich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man

*) Minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excussae risum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur. Quinct. VIII. 5.

man einmal gebraucht hat? Kann man ſich nicht mehr bedanken, wenn man ſich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke iſt natürlich, der im Grunde falſch iſt. Neukirch begeht noch einen Fehler. Indem er den Gegenſatz von der Verſchwendung mit Worten und Wohlthaten macht: ſo ſagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, ſondern er lobt ſich auch ſelbſt, daß er haushälteriger auf ſeiner Seite iſt. Er fährt fort: „Allein Sie werden „dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augen„blicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da „ich hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine „Redensart finde, welche ſich entweder zu Beſchrei„bung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung „meiner unterthänigſten Erkenntlichkeit ſchickt.“ Man ſieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period ſoll eine Erklärung des Vorhergehenden ſeyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das dadurch iſt undeutlich. Man muß großen Herren nichts von arm werden vorſagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine ſchreckliche Hyperbole iſt: ſo verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth ſeines Gönners. Das iſt ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entſchütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um ſie den Tagen entgegen zu ſetzen, da ich hergegen oft acht Tage

sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. s. w. Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnisses wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Clienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er zur Beschreibung meines großen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthänigsten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einem armseligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeschreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; daß ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müssen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das ist wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, ist eine gesuchte und undeutliche Redensart. Was heißt seine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommner in seinem eignen Herzen machen, nicht aber sie durch Worte zu erkennen geben. »Ich »habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Ge»danken auf einmal auszuschütten . .« das ist sehr

unver-

unverschämt mit dem Herrn von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein großes Geschenke. Der Lobspruch, der unmittelbar folgt, ist die größte Beleidigung für einen bescheidnen Mann. Einem gerade zu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das ist etwas schreckliches. Ein Client verräth bey einem solchen Machtspruche einen erstaunenden Stolz. Er rühmt sich gleichsam, die Verdienste aller Andern so genau zu kennen, daß er den Ausspruch thun kann, wer der Größte sey. Gesetzt, daß er nach seinen Gedanken Recht hätte: so muß ers doch mit Bescheidenheit sagen. Er setzt schon zum voraus, daß sich sein Gönner gern loben läßt; und das ist doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf so einen Lobspruch, wenn er auch aufrichtig wäre, doch nicht stolz werden. Wer macht ihm denn den Lobspruch? Ein Mensch, der von seinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen schon partheyisch ist, der sich neue Gunstbezeugungen erkaufen will, und der sich endlich aus Bescheidenheit das Recht nicht anmaßen sollte, die Verdienste seines Gönners mit so großem Geräusche zu bestimmen. »Aber nachdem ich den ganzen Plinius gelesen, und »alle Schmeichel-Gedichte der alten und heutigen »Poeten durchstankert, so habe ich allererst gesehen, »daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, »und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart »auch neue und ungemeine Formeln erfordert.«

Die ganze Stelle iſt wunderbar. Was heißt der ganze Plinius? Vermuthlich ſeine Lobrede auf den Trajan. Alſo iſt ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchſtankert. Durchſtankern iſt ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn ſeinem Gönner auch Schmeicheleyen ſagen wollen? Ihres gleichen iſt ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer ſagt im Ernſte, der Mann hat eine ganz neue Gemüthsart? Und warum erfordert ſeine neue und ungemeine Gemüthsart bloß neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfaſſer die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um ſich von dem Unnatürlichen dieſer Sprache zu überzeugen: ſo mache man aus dieſer Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue ungemeine Wohlthat erwieſen, die auch neue und ungemeine Formeln erfordert u. ſ. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für ſeine Wohlthat betrunken hätte? „Nun wollte ich mich „auch hierum wohl bemühen; allein ich fürchte, je „mehr ich ſage, je mehr werde es die Welt für Lü„gen halten, weil ſie doch unmöglich glauben kann, „daß Ew. Excellenz dieſes alles an einem einzigen „und zwar fremden Menſchen erwieſen ꝛc.“ Hier iſt erſtlich der Zuſammenhang dieſes Periodens und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun

ſagt

sagt er; die Welt würde das Lob derselben für Lügen halten. Warum? weil sie nicht würde glauben können, daß er alle diese Wohlthaten einer einzigen Person erwiesen. Man erwartet natürlicher Weise ganz was anders. Er redet itzt von seiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauterischen Verdiensten. Besteht denn das ganze Verdienst, warum der Herr von Rauter besser ist, als alle übrige Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwiesen hat? Er gesteht, daß er sich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man große Herren verschonen. Er fährt fort: „Ich thue also viel vernünftiger, „wenn ich schweige.“ Ist dieses nicht der schönste Gedanke in dem Briefe, so ist es doch der wahrste. „Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle „Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede von„nöthen seyn. Sie machen sich ihr Loblied selber, „und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem „Respecte bewundre, was ich doch nicht anders ver„gelten kann, als daß ich mich nenne Ew. Excellenz „unterthänigen und gehorsamsten Knecht.“ Nachdem der Verfasser in dem ganzen Briefe mit seinem Gönner pedantisch complimentirt hat: so wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt sein Herz, und findet alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig sind. Es ist beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftsteller, und der Herr von Rau-

ter, als ein Setzer, einfallen sollte, der sich sein Loblied selber macht. Erst hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Bescheidenheit noch höher, und spricht, daß nur die bloßen Buchstaben zu einer Rede in seinem Herzen fertig liegen. Wenn dieses kein falscher Gedanke ist, so muß gar keiner möglich seyn. Was sind Buchstaben im Herzen? Wie kann man sie sehen? Soll der Gedanke einen Verstand haben, so muß er so viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wissen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Danksagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig sind. Auf diese Art beziehet sich der Gedanke nur auf die Danksagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides anspielen. Sie machen sich Ihr Loblied selber; eine grobe Schmeicheley! „Und seyn zufrieden, „daß ich mit unterthänigstem Respecte bewundre, „was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß „ich mich nenne ꝛc.“ Der Schluß ist eben so spitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er sich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären sie vergolten, wenn sie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief ist unnatürlich. Die Gedanken sind frostig, kindisch und falsch. Der Zusammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, ist gezwungen. Der Ausdruck ist niedrig, schmutzig und undeutlich. Die meisten von den neukirchischen galanten Briefen können zu Mustern dienen, wie ein

Brief

Brief nicht beſchaffen ſeyn muß, wenn er natürlich ſeyn ſoll.

Der erſte Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbeſondre in Briefen, zu verbinden pflegen, iſt das Leichte; dieſes entſteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks. *) Allein ich habe ſchon erinnert,

*) Man ſchreibt, damit man verſtanden werde, und nicht allein, damit man verſtanden werde, ſondern daß uns der Leſer auch gewiß, bald, und ganz verſtehe. Man muß alſo alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart ſchaden kann; unverſtändliche oder verlegne Worte, oder ſolche Worte, die zwar gebräuchlich ſind, denen wir aber andre Begriffe geben, als ſie im gemeinen Leben haben, oder die ſonſt zweydeutig ſind; unrichtige Wortfügungen, weitſchweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgerißne Sätze. Cicero lehrt uns dieſes im dritten Buche vom Redner: Neque vero in illo - - diutius commoremur, vt diſputemus, quibus rebus aſſequi poſſimus, vt ea, quae dicamus, intelligantur: Latine ſcilicet dicendo, verbis, vſitatis, ac proprie demonſtrantibus ea, quae ſignificari ac declarari volemus, ſine ambiguo verbo aut ſermone, non nimis longa continuatione verborum - - non diſcerptis ſententiis, non praepoſteris temporibus, non confuſis perſonis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig ſeyn, und man kann doch noch in ſeinem Vortrage dunkel und räthſelhaft werden, wenn man zu viel, oder zu wenig Worte macht; gewiſſe Umſtände

daß dieſes nicht genug iſt. Wenn das bloße Verſtändliche und Deutliche, in ſo weit es dem Dunkeln und dem Schwülſtigen entgegen geſetzt iſt, eine Schreibart ſchön machte: ſo wäre nichts leichter, als gute Briefe zu ſchreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verſtändlich ſchreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in ſeiner Sprache begeht, ſchreibt er noch nicht ſchön. Und niemand wird einen darum loben, weil er ſo geredet hat, daß die Anweſenden ſeine Meynung haben verſtehen können; ſondern man verachtet den, der es nicht thun kann.

ſtände verſchweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erſte, nichts das andre ſeyn läßt, oder bald von dieſem, bald von jenem redet. Dieſe Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewiſſe Uebung erfordert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, ſo bald ſie davon ſchreiben. Im Reden waren ſie unbeſorgt, und ſich ſelbſt überlaſſen, darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben ſie auf ſich Achtung, und weil ſie beſſer ſchreiben wollen, als ſie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdrucks ſind: ſo verfallen ſie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil ſie alles umſchreiben, und koſtbar ſagen wollen. Eſt etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti ſpecie nitoris, circumeunt omnia copioſa loquacitate, quae dicere volunt. *Quinct.* VIII. 2.

kann. *) Der Hauptbegriff von dem Natürlichen ist, daß sich die Vorstellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müssen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, sondern in dem Ganzen, in dem Zusammenhange der Gedanken unter einander, suchen. Wenn die Gedanken aus einander herzufließen scheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verstande nöthig ist; wenn keiner da steht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilt, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar schlußweise zusammenhängt, den wir aber leicht selber denken können, und deswegen in der Reihe auszulassen pflegen; wenn dieß ist: so heißt der Zusammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird also bey dem Natürlichen nicht bloß mit dem Leichten zufrieden seyn müssen, sondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche sich hieher am besten schicken, welche die Sache nicht allein am deutlichsten, sondern auch am feinsten, am kürzesten, am lebhaftesten ausdrücken können. Dieß, dieß ist das große Verdienst der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht ist, gefällt deswegen, weil es leicht und verständ-

*) Nemo extulit eum verbis, qui ita dixisset, vt, qui adessent, intelligerent, quid diceret, sed contemsit eum, qui minus id facere potuisset. *Cic.* de *Orat.* L. III. p. 463. *ed. cit.*

lich ist, sonst müßte die matte Schreibart am meisten gefallen. Es giebt vielmehr tausend schöne und edle Gedanken, bey denen der Leser fühlt, daß er sie nicht würde gehabt haben, die ihn so gar einige Mühe, sie zu verstehen, kosten; nichts destoweniger gefallen sie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und sieht, daß sie dem Andern, in seiner Art zu denken, natürlich gewesen sind, ob sie gleich ihm selber nicht natürlich sind. Wenn ich sage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut schreiben; so ist nichts leichter, nichts verständlicher. Aber wird dieses Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille *) sage:

Pour bien écrire encor j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front passent jusqu'à l'esprit,

„um noch gut zu schreiben, habe ich zu lange geschrieben, und die Runzeln meiner Stirne erstrecken sich bis auf meinen Witz;“ wenn ich dieses sage: so scheint der Gedanke nicht mehr so natürlich zu seyn, als der erste; und er ist doch eben derselbe, und rührt mich mehr als der erste. Ob nun gleich ein Brief der scharfsinnigen und großen Gedanken nicht sehr fähig ist: so verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieses Lebhafte besteht oft in der Art, den Gedanken vorzustellen; darinnen, daß man ihm durch die Aussicht, in der man ihn sehen läßt, eine gewisse Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedan-

*) Oeuvres diverses de *Pierre Corneille*, à Amsterdam 1750. p. 84.

Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe ſie mit einer Sache zu Stande kommen. Er iſt natürlich; aber er iſt darum nicht lebhaft. Die Begriffe ſind zu allgemein. Man beſtimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weiſe, die Urſachen: ſo wird der Gedanke ſinnlicher, und deswegen lebhafter. Man ſage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur, dum comuntur, annus eſt.

Indem ſie etwas thun wollen, indem ſie ſich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unſre Einbildung etwas zu thun. Sie ſieht die Hände der Schönen gleichſam beſchäfftigt; ſie ſtellt ſich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwegne Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch ſeine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbeſtimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeſchloſſen iſt, trägt auch viel zu ſeiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, ſo wird er ſeinen Werth verlieren. Man ſage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe ſie jedes durch die Muſterung gehen laſſen, und den Puder recht gleich darauf ſtreuen, ehe ſie das Nachtzeug anſtecken, und die Bänder knüpfen: ſo kann leicht ein ganzes Jahr vorbey ſtreichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn ſchwächen. Ich konnte dieſes alles bey dem moliuntur und comuntur ſelbſt denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn alſo eine Schreibart aus vielen Gedanken, die bloß

verſtänd-

verſtändlich ſind, beſteht: ſo kann ſie matt werden; wenn ſie aus mäßigen und ſolchen Gedanken beſteht, die wir leicht von uns ſelbſt hinzuſetzen können: ſo wird ſie langweilig und weitläuftig. Eben dieſes kann entſtehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles, was zu ihnen gerechnet werden kann, ſehen laſſe; oder wenn ich nicht die beſten, die richtigſten, die abgemeſſenſten Worte wähle; daß heißt, ſolche, welche die Begriffe der Sache am geſchwindeſten und ſtärkſten erwecken können. Dieſes iſt nicht die gute natürliche, ſondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie iſt freylich deutlich; aber man ſchläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, iſt ein geringes Verdienſt, und heißt mehr von Fehlern frey ſeyn, als eine große Tugend in ſich haben. Und wie der Leib, wenn er ſeine Dienſte verrichten ſoll, nicht allein geſund, ſondern auch lebhaft und ſtark ſeyn muß: ſo muß gleichfalls die Rede, und ſo gar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank ſeyn, ſondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geſchrieben.

Wertheſter Freund,

„Da Sie ſo lange nicht an mich geſchrieben haben, „und ich beynahe nicht mehr weis, was ich denken ſoll: „ſo habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die Ur-

„ſache

»ſache Ihres langen Stillſchweigens fragen, ob ich »Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir mei»nen Zweifel zu benehmen, und an mich zu ſchrei»ben. Ich möchte beynahe ſagen, daß ich böſe auf »Sie wäre. Aber vielleicht ſind Sie zeither nicht »in Leipzig geweſen, oder durch viele Arbeiten am »Schreiben verhindert worden; denn das will ich »nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten »haben ſollte, mich Ihres Andenkens zu verſichern. »Ich befinde mich, dem Himmel ſey Dank! auf mei»nem Landguthe, wo ich zuweilen ſtudire, und mich »zuweilen auf allerhand Art erluſtige, noch wohl. »Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin ꝛc.«

Iſt dieſer Brief nicht deutlich? Die Worte ſind verſtändlich, und üblich, und grammatiſch richtig. Die Gedanken ſind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zuſammenhang iſt nicht gezwungen. Es hat alſo in Anſehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abweſenheit offenbarer Fehler erzeugt noch keine Schönheiten. Er iſt ſo deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entſteht aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter überſehen werden, als ein Aſt, an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter, und doch eben ſo deutlich ſeyn, als er iſt, er hätte nur mit einer freyern Art abgefaßt werden dürfen. Will man ſehen, wie viel die Art, eine Sache zu ſagen, dem Briefe hilft, und worinnen

ſie

ſie beſtehe: ſo halte man einen Brief des Plinius von eben dieſem Innhalte gegen den erſten. Er ſchreibt ſo an ſeinen Freund Paulinus: *)

„Ich bin böſe, ohne recht zu wiſſen, ob ichs ſeyn ſoll; aber genug, ich bin böſe. Sie wiſſen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausſchweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich iſt. Doch meine Urſache iſt groß genug; nur weis ich nicht, ob ſie billig iſt. Indeſſen thue ich, als ob ſie nicht weniger billig, als groß, wäre, und bin ſehr böſe auf Sie, daß Sie mir ſo lange nicht geſchrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nämlich, wenn Sie mir wenigſtens nunmehr oft und recht viel ſchreiben. Dieſes will ich allein für eine wahre Entſchuldigung gelten laſſen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergötze mich zuweilen durch

„Stu-

*) S. den Zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe ſo wohl in dieſem, als in den bald folgenden Briefe des Cicero, das lateiniſche Du durch unſer Sie ausgedrückt. In einer ganzen Ueberſetzung würde ichs ſchwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beiden, als ein Exempel, anführe, ſchien mir das Sie nöthig zu ſeyn, um die Aehnlichkeit der alten und unſerer Briefe fühlbar zu machen, und den Leſer geſchwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieſelben geweſen ſind.

„Studiren, zuweilen auch durch Müßiggang. Bei„des habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäfften „zu danken. Leben Sie wohl.“

Dieser Brief ist unstreitig besser, als der erste, und man kann leicht sehen, warum. Er ist lebhafter, und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beide Briefe mit einander gemein haben, sind in diesem besser geformt, darum ist er feiner. „Sie können mich nicht anders wieder gut „machen, als wenn Sie mir nunmehr oft und recht „viel schreiben. Dieses wird mir die beste Ent„schuldigung seyn; alle andre werde ich verwerfen.“ Von diesen Einfällen weis der erste Brief nichts. Beide reden vom Böseseyn. Der erste spricht: Ich möchte beynahe auf Sie böse seyn, nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geschickt, und eine große Zubereitung zu einem sehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein beynahe schwächt, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fängt mit dem Böseseyn an, ohne die Ursache zu sagen. Dieses ist nicht allein natürlicher, sondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerksamkeit. Der erste Brief macht einen Einwurf wider das Böseseyn, der andre auch. Jener sagt gerade zu, „aber „vielleicht sind Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, „oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert „worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie „eine Krankheit sollte abgehalten haben, mich Ihres „Andenkens zu versichern.“ Dieser betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höf-

lichkeit

lichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böse zu seyn, daß der andre so lange nicht an ihn geschrieben. Er ist zu bescheiden, daß er sein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als seinen Freund, zu schreiben, gründen sollte. Er läßt seinen kleinen Zorn nicht bloß aus dem langen Stillschweigen seines Freundes entstehen. Er rechtfertiget ihn erst durch die Natur der Liebe. Dieser nimmt also mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch seiner Vorstellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt so behutsam mit seinen Freunden reden sollte, und ob dieses nicht schon zu gekünstelt wäre. Mich deucht, Plinius, dessen Briefen man die Mühe und das Studirte sonst leicht ansieht, ist hier nicht zu weis gegangen. Nur die Sentenz: Scis, quam sit amor iniquus interdum, impotens saepe, μικροψυχος semper, scheint mir zu geputzt zu seyn. Das interdum, saepe, semper, ist ohne Zweifel gesucht. Indessen ist die Stelle im Lateinischen nicht so beleidigend, weil sie kürzer ausgedrückt ist, als im Deutschen geschehen kann, und deswegen nicht so lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelste Glied wegnimmt, so wird sie nachläßiger. Die Entschuldigungen vom verreist seyn, vom krank seyn, weis Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läßt seinen Freund selbst reden: Non sum auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluß in seinem Briefe ist ungleich stärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Versuch machen. Ich will einem

Freunde

Freunde sagen, daß mir seine Abwesenheit sehr schwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntschaft erfreue, in die er mit einem gewissen gelehrten Manne gekommen ist.

»Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen »nicht recht in Holland bey dem Herrn General ge»fallen wollte. Dieses war mir nicht lieb. Um »desto angenehmer ist mirs, da ich nunmehr erfah»re, daß es Ihnen besser da gefällt; und daß Sie »itzt über meine Empfehlung, die ich Ihnen an den »Herrn General überschickt, zufriedner sind, als »Anfangs. Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß »mich zuweilen wünsche, es möchte Ihnen weniger »da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, Sie »eher wieder zu sehen, und mich zu überreden, daß »Ihnen ohne mich nichts recht angenehm seyn könnte. Doch ich will das Verlangen nach Ihnen gern »ertragen, wenn Sie nur das Glück, das ich hoffe, »in Holland machen. Ueber die vertrauliche Be»kanntschaft, die Sie mit dem gelehrten Herrn N. »gemacht haben, erfreue ich mich von Herzen. Er»werben Sie sich ja seine Liebe vollkommen. Leben »Sie wohl.«

Dieser Brief scheint ziemlich natürlich zu seyn. Wer indessen wissen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichern Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben diesem Falle reden. Er schreibt an den jungen Trebatius, den er sehr liebte, und der damals bey dem Cäsar war, dem er ihr oft

empfohlen hatte. Trebatius sehnte sich im Anfange sehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief so zu übersetzen suchen, daß das Eigenthümliche der deutschen Sprache nichts dabey leiden soll. *)

„Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit sich „selber sind, die lieben! Anfangs war ich unzufrie„den, daß es Ihnen bey dem Cäsar nicht gefallen „wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da ge„fällt. Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über „meine Empfehlung an den Cäsar kein größres Ver„gnügen hatten; und nun thut mir es weh, daß „Ihnen etwas ohne mich angenehm ist. Doch lie„ber mag mich die Sehnsucht nach Ihnen beunru„higen, als daß Sie das, was ich hoffe, nicht er„langen sollten. Ueber Ihre Freundschaft mit dem „liebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich „ein unbeschreibliches Vergnügen. Machen Sie ja, „daß er Sie recht sehr lieben muß. Sie können „nichts schöners aus dieser Provinz zurück bringen, „als seine Freundschaft; glauben Sie mirs! Leben „Sie wohl.“

In dem Vortrage dieses Briefs ist weit mehr Natur, als in dem ersten, und weit mehr Beredsamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunst sein Herz hat reden lassen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius seine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck

*) S. den 15. Brief des siebenten Buchs.

druck iſt ſo einfältig, als die Gedanken ſind, und eben ſo gefällig, weil er richtig, und nicht weiter oder enger iſt, als die Vorſtellung es erfordert. Man mache, daß ſich die Gedanken nicht mehr ſo genau berühren, und ſetze Zwiſchengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und ſuche ſie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateiniſchen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, ſogleich wird die Schönheit dieſes Briefes verſchwinden. Rollin hat das Verdienſt der Ciceronianiſchen Briefe vortrefflich beſtimmt. *)

*) Ses lettres peuvent nous donner une juſte idée du ſtile épiſtolaire. Il y en a de pur compliment, de remercîment, de louange. Quelques-unes ſont gaies et enjouées, où il badine avec eſprit: d'autres graves et ſérieuſes, où il examine des queſtions importantes: dans d'autres il traite des affaires publiques; et celles-là ne ſont pas à mon ſens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite, qu'il a gardée dans le gouvernement de ſa province, ſont un parfait modéle de la netteté, de l'ordre, et de la préciſion, qui doivent regner dans des mémoires et dans des relations: et l'on doit ſur tout y remarquer la maniere adroite et inſinuante, qu'il emploie pour ſe concilier les bonnes graces de Caton. - Sa fameuſe lettre à Lucceius, où il le prie d'écrire l'hiſtoire de ſon Conſulat, ſera toujours regardée avec raiſon comme

un

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann besteht das Verdienst desselben, wie ich schon erinnert habe, in dem Zusammenhange und der Vollständigkeit seiner Theile. Wenn ich einen Brief schreibe: so habe ich den Innhalt schon, und ich bin nicht so wohl bekümmert, was ich dem Andern sagen will, als wie ichs ihm sagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung besteht, ausfüllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und schließen werde. Wir reden also nunmehr von der Form eines Briefs. In was für einer Ordnung soll er abgefaßt werden? Gehört eine gewisse abgemeßne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewisse Kunst, oder verschiedne Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief ist: so wird man sich diese Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von solchen Dingen spricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedient sich

im

un monument éclatant de son éloquence, aussi bien que de sa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre qu'il écrivit à son frere Quintus, où toutes les graces et toutes les finesses de l'art sont mises en usage. *De la maniere d'enseigner et d'étudier les Belles-Lettres.* Tome III. à Amsterd. 1763. p. 105. etc.

im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man ſetzt gemeiniglich das, was in der Sache das erſte iſt, voran. Man fährt mit den Vorſtellungen fort, wie ſie ſich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigſte geſagt zu haben. Dieſes iſt auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene ſich alſo keiner künſtlichen Ordnung, *) keiner mühſamen Einrichtungen, ſondern man überlaſſe ſich der freywilligen Folge ſeiner Gedanken, und ſetze ſie nach einander hin, wie ſie in uns entſtehen: ſo wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich ſeyn. Dieſe Regel bleibt ſtets die beſte, ſo viel man auch dawider einwenden mag. Man kann ſagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen ſehr unnatürlichen und unordentlichen Brief ſchreiben kann, nämlich wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm iſt. Es

*) Illam vnam eſſe artem epiſtolarum in eloquendo cenſebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo ſtulti ſenſus aut inepti, et nimis perturbatus abeſſet ordo. *Io. Ludov. Vives*, de conſcr. epiſtol. p. m. 54. Nec in ordine quidem admodum laboro: qui optimus in epiſtola, neglectus aut nullus, vt in colloquiis incurioſum quiddam et incompoſitum amamus. - - Omnino *decora eſt incuria:* et recte monuit Cicero, *epiſtolas debere interdum hallucinari.* Itaque ille ipſe haeſitat, renocat, turbat, miſcet: nec quicquam magis curaſſe videtur, quam ne quid curae praeſerret. *Lipſius* Inſtitut. Epiſtol. C. VI.

ist wahr; aber wir setzen einen gesunden Verstand zum voraus. Diesen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute sind von Natur so finster, daß sie auch bey den gemeinsten Dingen noch unordentlich denken. Diesen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer seinen Verstand noch gar nicht durch den Umgang mit geschickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Lesen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen bösen Geschmack gar schon verderbt hat, der wird freylich nach dieser Regel immer noch elende Briefe schreiben können. Unterdessen ist sie die einzige, der man folgen soll. Alle diese künstlichen Methoden, nach welchen uns unsre Briefsteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und seine Gedanken in gewisse Behältnisse zwingen soll, in die sie sich meistentheils nicht schicken, sind niemanden anzupreisen. *) Ja man kann beynahe das von ihnen sagen, was Cicero von einer gewissen Anweisung zur Beredsamkeit gesagt hat. Cleanth, spricht er, hat eine Redekunst geschrieben; aber so, daß man nichts anders zu lesen braucht, als

*) Superstitiose faciunt, qui libertatem illam epistolarem certis partibus alligant, atque eiusmodi seruituti includunt, cuiusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In simplicibus argumentis eum sequamur ordinem, quem consilium nobis dictauerit, non praeceptiunculae. *Erasmus* de *rat. conscr. epist.* p. m. 98.

als ihn, wenn man verstummen will. *) Die Erfinder dieser Künste haben es unstreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefschreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn sie die schlimmste Absicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe schreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formulare abfassen, bald in der Gestalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald so, daß wir unsre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Consequens einspannen müssen. Sie wollen uns, sage ich, auf diese Art bey Zeiten gute Briefe schreiben lehren, und sie machen, daß wir Zeit Lebens schlechte schreiben lernen, wenn wir uns einmal an diese Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieses Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewisse Anfangs- und Schluß-Formeln, gewisse Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich sind, gleichsam als Hüter, damit unsre Gedanken nicht aus ihren Fesseln entrinnen können. Der Gebrauch dieser Methoden ist unstreitig an dem schlimmen Geschmacke in Briefen hauptsächlich Ursa-

*) Scripsit artem rhetoricam Cleanthes, sed sic, vt, si quis obmutescere concupierit, nihil aliud legere debeat. *De finib.* L. 4. c. 7.

che, der lange Zeit in Deutschland geherrscht hat. *) Die Briefe haben nothwendig steif und ängstlich wer-

*) So groß die Menge der deutschen Anweisungen zu Briefen ist: so groß, ja noch viel größer ist die Anzahl der lateinischen, die zum Theil von großen Gelehrten aufgesetzet worden, und doch nur zu beweisen scheinen, daß es eine vergebne Mühe ist, das Briefschreiben in die Form einer Kunst zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeschrieben; Andere über die Anweisungen der Andern Commentarien gemacht; die meisten nur für die lateinische Sprache gesorgt. Ludwigs a. Vives Anleitung scheint, in Beziehung der übrigen den Namen, aureus libellus, mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipsius haben selbst nichts aus ihren Anweisungen gemacht. Man findet indessen noch allemal Spuren großer Männer darinne. In Philipp Horsts und Valentin Erythräi Anleitung trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechischen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem ersten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in seiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beiden Bücher περὶ τῶν ἐπιστολικῶν τύπων, de epistolarum formis, s. typis, und περὶ τῦ ἐπιστολικῦ Χαρακτῆρος, de charactere epistolico, die einige dem Libanius zuschreiben, und von denen das letzte eine mühsame Eintheilung der Briefe ist. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nicobulus, von der Kürze, der Deutlichkeit, und der Anmuth eines Briefs, ist vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweisung. Es ist unter seinen Briefen der hundert und neunte. Caselius hat einen Com-

werden müſſen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erſtickt hat. Sie haben einförmig und ekelhaft werden müſſen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hierzu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen, die Kanzleyſprache wäre die beſte, und alſo auch die Sprache der Briefe; welches eben ſo viel heißt, als wenn man ſagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigſten gehört, und beynahe gar nicht verſtanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer ſolchen künſtlichen Einrichtung eines Briefes aus Junkers Briefſteller vor uns nehmen, um den Werth der Diſpoſitionen kennen zu lernen. Er ſagt uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Theſe einrichten kann. Man ſetze, ſagt er, erſt den Hauptſatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann

Commentar darüber geſchrieben. Die franzöſiſche Anweiſung, die vor Richelets Sammlung auserleſener Briefe ſteht, verdient geleſen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Général du Stile etc. à Amſterdam 1750. zu finden iſt. Unter den deutſchen Anweiſungen haben ſich des Herrn Rector Stockhauſens Grundſätze den meiſten Beyfall erworben. Wer aber im Lateiniſchen eine recht kurze und ſehr ſchöne Anleitung zu Briefen leſen will, der ſchlage in des Herrn D. Erneſti ſeiner Rhetorik das Capitel von Briefen nach, S. 798.

beſchließe man. Das Skelet von einem ſolchen Briefe ſieht nach ſeinem Aufſatze a. d. 74. S. alſo aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß deſſen Eheliebſte geſtorben ſey.

Beweis: Denn ſie war ihrer Tugend wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per diſtributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Häuslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Ehehern,
e) Freundlicher Bezeugung gegen jedermann.

Beſchluß: Darum iſt es kein Wunder, wenn er, ſo wohl als ich, nebſt andern Freunden, darüber gar ſehr bekümmert worden.

Endlich ſetzet man einen Troſt, nach gegenwärtigem Exempel, bey, und beſchließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieſes Aufſatzes klingt alſo:

Wohledler,

Hochgeehrter Herr Secretär.

„Niemals bin ich ſo ſehr beſtürzt geweſen, als „bey Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich „die unverhoffte Nachricht von dem Abſterben Dei-

„ner

»ner wertheſten Eheliebſten bekommen. Die Spu»ren von den Thränen, ſo Du in währendem »Schreiben vergoſſen, lockten mir gleichfalls die »Thränen aus den Augen, und ich konnte mich um »deſto weniger der Thränen enthalten, je größer »der Verluſt iſt, den nicht allein Du, ſondern auch »alle diejenigen, ſo keine Feinde der Tugend ſind, »darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslich»keit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe ge»gen ihren Eheliebſten, und ihre ungemeine Be»ſcheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange »mit jedwedem, iſt werth, daß alle, welche den »Werth einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, »wie die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt »mit Dir beklagen, den Du insbeſondere leideſt. »Ich weis Dir ſelber keinen Troſt zuzuſprechen, »als daß ich Gott bitte, er wolle den Geiſt des »Troſtes in Dein Herz ſchenken, daß Du in chriſt»licher Gelaſſenheit die Weisheit ſeiner Wege erken»nen mögeſt. Ich meines Orts wünſche, daß ich »forthin Dir allemal durch etwas anders, als Con»dolenzbriefe, zeigen möge, daß ich ſey ꝛc.“

Man betrachte nur die Erweiterung der Urſache, (Aetiologie,) und ſehe, ob ſie natürlich iſt! »Ihre (der verſtorbenen Frau) Gottesfurcht, Häus»lichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe »gegen ihren Eheliebſten, und ihre ungemeine Be»ſcheidenheit und Freundlichkeit in den Umgange »mit jedwedem, iſt werth, daß alle, welche den Werth »einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, wie

»die

„die Deinige gewesen, erkennen, den Verlust mit „Dir beklagen, den Du insbesondre erlitten hast ...“. Das heißt, deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, sondern durch überflüßige Begriffe beschweren, und durch eingeschobne Worte aus einander dehnen. Man sieht dieser Erweiterung das Studirte, das Mühsame, auf allen Seiten an; und eben dieses Mühsame und Gesuchte ist wider den Affect der Traurigkeit, den ich dem Andern zu erkennen geben will. Um diese Ursachen auszudenken, brauche ich Gelassenheit und Nachsinnen. Wenn ich also diese Gründe gleichsam in einer Schlachtordnung nach einander hinstelle: so zeige ich an, daß ich nicht sehr bestürzt gewesen seyn muß. Keine Ordnung würde bey dieser Gelegenheit die beste Ordnung gewesen seyn. Wer pflegt gegen seinen Freund so stufenweise zu declamiren, wenn er ihm mündlich sagen will, daß er den Verlust seiner Frau bedauert? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wer mit ihm von ihrem Tode spricht? Wäre der Verfasser wirklich gerührt gewesen, so würde ihm bald dieses, bald jenes, von diesen Umständen eingefallen seyn; aber nicht auf einmal, und in Einem Perioden; so pflegen wir im Affecte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte sich in keine Chrie zwingen lassen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, sondern an seinen armen Freund gedacht, und seine Empfindungen niedergeschrieben: so würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden seyn. Endlich

wenn

wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beiden Sätze: Ihre wackere Frau iſt geſtorben; ich bin betrübt darüber; bieten ſich durch die Sache ſelbſt an, und die Chrie ſagt nichts mehr, als daß ich dieſen vor und jenen nachſetzen kann, oder umgekehrt. Dieſes hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat den Verfaſſer zu einem einzigen ängſtlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe iſt alles willkührlich hinzu geſetzt, und der junge Menſch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieſes Modell getroſt abſchreiben. Sollte man alſo wohl junge Leute nach ſolchen Methoden in Briefen anführen, wenn ſie auch nicht unnatürlich wären? Das beſte Mittel, dieſe Methoden zu widerlegen, ſind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme ſie, und ſage uns, in welcher Form ſie geſchrieben ſind. Man wird unter hunderten nicht Einen finden, der ſich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede, zwingen läßt. Dieſe guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus dieſen Exempeln ſehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemeßne Ordnung giebt, die man ſchon im Vorrath hat, ehe man den Brief ſchreibt: ſondern daß die Vorſtellung des Innhaltes jedesmal die Einrichtung giebt; daß dieſe nicht gezwungen ſeyn darf; daß ſie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlaſſen iſt. Junge Leute werden tauſendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu leſen giebt,

und ſie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgehe, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald ſehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die ſich zur Sache ſchicken, ausfüllen ſoll. Man mache ſie auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt ſchönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerkſam. Man laſſe ſie oft aus wohlgeſchriebnen Briefen einen trocknen und kurzen Innhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Innhalt belebt und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen iſt; wie er alles verderbt haben würde, wenn er dieſen oder jenen Gedanken mehr aus einander gewickelt hätte. Man mache oft ſelbſt einen Hauptinnhalt aus einem ſolchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage ſie, wie ſie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwiſchengedanken durch Fragen erfinden. Man laſſe ſie den Brief aufſetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original ſelbſt. *) Dieſes wird die Fähigkeit zu denken bey

*) Bey der Durchſicht ihrer Briefe folge man der Vorſchrift des Erasmus: Neque ſat habeat doctor, manifeſta ſermonis vitia caſtigare, verum ſi quod verbum parum elegans, ſi minus ornatum, ſi ſordidum, ſi durius translatum -- ſi quid abſurdius compoſitum, ſi quid aſperum, ſi quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum ſi quid alio loco dictum, quod alio magis qua-

bey jungen Leuten nicht allein vermehren, sondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geschmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel versuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebster Freund,

»Fahren Sie doch heute mit mir spatzieren. Es »ist so schön Wetter. Untersuchen Sie nicht, wie »viel Sie Vergnügen auf dieser Reise haben wer»den, denken Sie lieber daran, daß ich ohne Ihre »Gesellschaft keins haben werde. Wenn Sie mir »dieses sagten, so käme ich gewiß. Der Wagen ist »schon bestellt. Wollen Sie kommen? Ja.«

Wenn ich also einen jungen Menschen nach diesem Exempel üben wollte: so würde ich ihm sagen, er sollte an einen guten Freund schreiben, und ihn bitten,

quadrabit: si quid additum, quod non cohaereat: si quid praeteritum, quod inferi oportebat: si quod argumentum futile, vanum, translatum, aut alioqui vitiosum: si quod decus parum feliciter affectatum: si locus sit frigidior: si languidius dictum, quod acrius oportebat: sicubi a decoro fuerit recessum: si tractationis color parum prudenter sit delectus: si verbosius tractatum, quod oportebat breuius: aut si breuius perstrictum, quod fusius erat tractandum. Nec simul tamen omnia reprehendet praeceptor, sed alias alia. *De conscrib. epist.* p. m. 49.

bitten, daß er heute mit ihm spatzieren fahre. Thun Sie, würde ich forfahren, als ob Sie wirklich Lust hätten, spatzieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieser Gelegenheit mündlich sagen? „Daß ich Lust hätte spatzieren zu fahren; daß heute schön Wetter wäre; daß er mir einen großen Gefallen erweisen würde, wenn er mit mir führe.“ Aber ist das nicht zu viel begehrt, daß er bloß Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll? „Nein, er kann ja eben das Vergnügen in meiner Gesellschaft haben, das ich an seiner habe.“ Wollen Sie ihm dieses sagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu stolz gesprochen ist? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll; aber wenden Sie den Gedanken so, daß er vortheilhaft für Ihren Freund wird. Lassen Sie ihn sehen, wie sehr Sie ihn lieben. „Ich will ihm also sagen, daß ich überhaupt ohne seine Gesellschaft kein Vergnügen genießen könnte.“ Ich dächte, Sie ließen das überhaupt weg. Der Gedanke ist zu allgemein, und klingt zu schmeichlerisch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn bloß auf die itzige kleine Reise ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und sagen Sie mir nunmehr, wie Sie schreiben wollen. . .

„Ich werde schreiben:

„Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, und „fahren Sie heute mit mir spatzieren. Es ist ein „so schöner Tag, und ich sage Ihnen, daß ich ohne

„Ihre

»Ihre Gesellschaft kein Vergnügen auf dieser Reise »haben werde.« Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er soll Ihnen einen Gefallen thun. »Ich will ihm sagen, daß »ich ihm wieder eben diesen, oder einen andern Ge»fallen erweisen will. Ich will also fortfahren: »Sie können versichert seyn, daß ich Ihnen eben »diesen Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen »werde.« Diese Stelle ist mir zu matt. Ihr Sie können versichert seyn, ist nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Den Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben diesen Gefallen wieder erweisen wollen, ist gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs: »Ich »will Ihnen alles wieder zu Gefallen thun, wenn »Sie mir diese Freude machen.« Wollen Sie nicht was weiter sagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende? »Ich bitte noch »einmal.« Wie wollen Sie also schließen? »Thun »Sie es doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, »ich bitte Sie recht sehr.«

Nunmehr würde ich seinen Brief gegen den ersten halten. Ich würde ihm zeigen, daß seine Formel: Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, kein besondrer Zierrath in einem freundschaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: »Versichern Sie nichts, wie viel Sie »Vergnügen auf dieser Reise haben werden; bemerken Sie vielmehr daran, daß ich ohne Ihre Ge-

„ſellſchaft keines haben werde,“ weit beſſer ſey, als die ſeinige: „Ich ſage Ihnen, daß ich ohne „Ihre Geſellſchaft kein Vergnügen auf dieſer Reiſe „haben werde.“ Die erſte iſt natürlicher. Sie erinnert ihn an ſein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reiſe entſchließen ſollen. Sie benimmt dem Andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobſpruch. Der Lobſpruch ſelber wird beſcheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf dieſe Art kann man jungen Leuten ſagen, wie ſie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewiſſe Art neu machen können; wie ſie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müſſen, wenn er gefallen ſoll. Ich würde ihm endlich ſagen, warum der Schluß in dem erſten Briefe einigen Vorzug vor dem Schluſſe ſeines Briefes hätte. Wüßte ich einen gezwungnen Brief von eben dieſem Inhalte: ſo würde ich ihn ſolchen leſen laſſen, und ihn nöthigen, mir ſein Urtheil zu ſagen. Es ſteht einer in Junkers Briefſteller, der eben dieſen Inhalt hat:

„Mein Herr,

„Sehr werther Freund,

„Sie ſind es nun von langer Zeit her überzeugt, „daß ich kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie „durch Ihre werthe Geſellſchaft mir ſolches nicht

gleichsam erst angenehm machen. Da nun heute »überaus schön Wetter ist, welches mich anreizet, »eine Spatzierreise zu thun: so bitte mir die Ehre »Ihrer Gesellschaft aus. Ich erwarte Sie in ei»ner Stunde auf meiner Stube, und Sie wer»den sodann den Wagen bereits vor der Haus»thüre finden.«

Er würde mir das Gezwungne in der Verbindung und in den Perioden, das Matte, das Fremde in den Wörten und Redensarten aufsuchen, und mir die Ursachen sagen müssen. Diese Arbeit stärkt die Einsicht, und vermehrt den guten Geschmack, oder die geschwinde und zarte Empfindung, das, was schön, oder nicht schön ist, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen schön macht, in seinen Verstand eindrücken. Es ist oft keine Ursache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen üblen Geschmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geschmack an schönen Beyspielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerst an schlimme Exempel gewöhnet haben.

Man vergesse also die gewöhnlichen Künste der Briefsteller, wenn man natürliche Briefe schreiben will. Man bekümmere sich dafür um gute Briefe, man lese sie mit Aufmerksamkeit, mehr als Einmal, und mache sich mit ihren Tugenden bekannt. Ge-

fällt uns einer besonders: so ziehe man, wie ich schon gesagt habe, den Hauptinnhalt in Gedanken heraus, und sehe, wie ihn der Verfasser einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu seiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umstände, wodurch der Verfasser zu diesem oder jenem Einfalle gekommen ist, und wie sie sich der Sache dargeboten haben. Man sehe, wie er sich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutschen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen lesen können,*) oder sich mit Uebersetzungen behelfen wollen.

Will

*) Unter der großen Menge französischer Briefe sind diejenigen, die wir von der Babet, der Marquisinn von Sevigne, von ihrem Vetter, dem Grafen von Bussy-Rabutin, von dem Grafen von Estrades, von Crebillon, dem Jüngern, von Racine, dem Aeltern, von Rousseau, und von Voltairen, in seinen Werken, haben, unstreitig die besten. Man findet die Briefe der Babet in den Lettres de Respect, d' Obligation et d' Amour de Mr. Boursault, à Paris 1667. Dieses muntre und witzige Mädchen beschämt den Boursault sehr durch ihre Briefe. Es sind ihrer kaum dreyßig. Boursault sagt in der Vorrede, daß er die andern weggeliehen, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die seinigen abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche die

Will man sich selber im Briefschreiben üben: so wird man sehr wohl thun, wenn man im Anfange

 gute

die Frau von Sevigne an ihre Tochter, die Gräfinn von Grignan, geschrieben, ist bekannt. Man hat sie in sechs Bänden zu Haag 1726 wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von dem damaligen französischen Hof hat, wird freylich vieles nicht genug verstehen, oder nicht genug schmecken. Sie sind von 1670 an geschrieben. Die Briefe des Büssy würden vielleicht noch schöner seyn, als sie sind, wenn der General, der Staatsmann, der Academist, weniger darinn redete: mit Einem Worte, wenn der Graf nicht eben so stolz, als kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von Estrades, die zu Brüssel 1709 in fünf Bänden unter dem Titel: Lettres, Memoires et Negociations, herausgekommen sind, und die er als französischer Abgesandter in Holland geschrieben, sind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten schreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verdienst, das aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunst entsteht, mit einem Prinzen zu rathschlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu schonen, ohne sie zu verändern. Es sind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche sein Herr, der König, und Lionne an ihn geschrieben haben. Crebillons Briefe (Lettres de Madame de M** au Comte de R**) verdienen in Ansehung der Moral nicht angepriesen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzimmer schreibt an ihren Liebhaber. Es ist wahr, daß sie bey ihrem Tode sehr unruhig wird: daß sie sich die größten

Vor-

gute Briefe überſetzt. Allein dieſe Arbeit iſt ſehr gefährlich, wenn man ſie ohne Aufſeher unternimmt, und

Vorwürfe macht; und vielleicht ſoll dieſes die Lehre ſeyn. Aber ſie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieſes auch eine Lehre ſeyn? Außerdem ſind ſie eine Originalgeſchichte des menſchlichen Herzens, wenn es liebt. Sie ſind natürlich geſchrieben, ſo bald man ein Frauenzimmer vom Verſtande und von der Gemüthsart der Marquiſinn voraus ſetzt. Eben ſo genau ſchildern die Briefe der Ninon L' Enclos (Lettres de *Ninon de L'Enclos* au Marquis de Sevigné, à *la Haye* 1750.) das menſchliche Herz ab, und ſie würden es noch genauer abſchildern, wenn ſie nicht manchmal beſondre Wahrheiten in allgemeine verwandelten. Sie offenbaren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgenſten Geheimniſſe der Liebe ſo ſcharfſinnig, daß man die ernſthafte Enthuſiaſterey der platoniſchen Liebe nicht mit ſtärkern Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen ſie einzuwenden haben, wenn ſie ſich nicht zuweilen ein wenig allzuſehr auf die andre Seite ſchlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend abſprächen, und ſie ganz für eine ſinnliche Empfindung ausgeben wollten! Manche Wahrheit würde vielleicht der Leſer lieber aus dem Munde einer Mannsperſon, als aus dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfaſſer, oder die Verfaſſerinn, hätten keine beſſere Perſon zu ihren Briefen wählen können. Wenn ſie ein Frauenzimmer ſchreiben ſollte: ſo konnte ſie eine freye Lenclos am erſten ſchreiben. Uns deucht, daß ſie

den

und nicht Einsicht genug in beide Sprachen hat. Man kann das schönste Original durch eine halb-

den Briefen des Crebillon noch vorzuziehen sind. Doch wer weiß, ob sie ihn nicht selbst zum Verfasser haben. Racinens Briefe findet man in den Memoires de Jean Racine, die sein Sohn heraus gegeben. Sie sind nicht allein als Briefe schätzbar, sondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Charakter dieses vortrefflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit seinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit seinem Sohne reden, so ist er immer Racine. Er ist es sogar in den Briefen, die er in seinen ersten Jahren geschrieben, und sein noch nicht reifer Witz verräth doch schon den künftigen großen Geist. Die Briefe des Fontenelle verdienen, deucht mich, größten Theils immer noch eine Stelle unter den guten sinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Gesuchten vor; aber wenn weis ein Fontenelle nicht seine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von diesen und von Crebillons Briefen eine deutsche Uebersetzung; die erste ist von dem Herrn Professor von Steinwehr, und die andre von Herr Straube. An den sinnreichen Werken der Frau von Lambert (Oeuvres de Madame la Marquise de *Lambert*, a Lausanne 1747) stehen auch einige schöne Briefe, davon man aber die meisten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Critik, als Briefe im eignen Verstande, nennen könnte. Wer den feinen Geschmack des St. Mard kennt, der wird sich auch von seinen galanten und philosophischen Briefen, welche den

zweyten

getreue Ueberſetzung verderben. Das heißt nicht getreu überſetzen, wenn man nur den Sinn ſeines Autors

zweyten Band ſeiner Werke ausmachen, nicht wenig verſprechen können, obgleich der Verfaſſer ſelbſt davon das Urtheil fällt, daß ſie zum Theil vielleicht zu tiefſinnig, zum Theil, als ein Werk ſeiner Jugend, zu ſchimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verſchiedener franzöſiſcher Scribenten, auszugsweiſe, in zween Bänden herausgegeben, und ſie unter gewiſſe Claſſen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem erſten Theile ein langes Verzeichniß von Briefſchreibern ſeiner Nation; und wer ein noch längeres ſehen will, der leſe den Herrn Arenhold in ſeinem Conſpectu Bibliothecae vniuerſalis - - Epiſtolarum, 38-58. Seite, Hanou. 1746. Es ſind nach dieſer Zeit noch eine Menge guter Briefe in franzöſiſcher Sprache erſchienen. Einen großen Theil derſelben kann man in den geſammelten Frauenzimmerbriefen zum Unterrichte und Vergnügen, in 12 Bänden, und in dem Unterrichte und Zeitvertreibe für das ſchöne Geſchlechte in geſammelten Briefen und Erzählungen, beide aus verſchiedenen Sprachen ins Deutſche überſetzt, leſen. Dieſe letzte Sammlung wird noch bey Weidmanns Erben und Reich fortgeſetzt und beſteht bereits aus 26 Theilchen. Man hat im Italiäniſchen bey nahe eine eben ſo große Menge Briefe, als im Franzöſiſchen; gute und ſchlechte. Annibal Caro, Guidiccioni, Bonſadio, Bembo, Bentivoglio, Loredano und Lupis ſind bekannt. Die Briefe des Annibal Caro (Lettere famigliari, *Ven.* 1574.

II. *Vol.*

Autors ausdrückt. Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck seiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieses in meiner Sprache nicht mehr angeht, beides mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechseln wissen. Dazu gehört viel Geschmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdessen hat das behutsame Uebersetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals besser bekannt, und man bereichert seinen Ausdruck, weil man genöthigt ist, die Wörter und Redensarten seiner Sprache in Gedanken aufzusuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu schwächen, und doch auch ohne undeutsch zu reden. *)

II. *Vol.*) und des Bonfadio nehmen unter den guten, so wie des Loredano und Lupis seine unter den schlechten Briefen, die ersten Stellen ein. Caro unterscheidet sich nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienst, das man ihm in Ansehung der Reinigkeit und Schönheit der Sprache zugestehen muß, macht seine Schreibart schätzbar. Und man muß sich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande gewesen ist, die frostigen Methaphern und die gothischen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerksamkeit zu würdigen.

*) Cicero sagt, daß er in seinen jüngern Jahren diesen doppelten Vortheil, durch das Uebersetzen der griechischen Reden, erlangt habe: Postea mihi placuit eoque sum vsus

Wenn man endlich ſelbſt Briefe ſchreiben will, ſo vergeſſe man die Exempel, um ſie nicht knechtiſch nachzuahmen, und folge ſeinem eignen Naturelle. Ein jeder hat eine gewiſſe Art zu denken und ſich auszudrücken, die ihn von Andern unterſcheidet. Dieſe ſoll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber ſie nie unterdrücken, ſonſt wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: ſo würde die Aufmerkſamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einſchlafen. Die Mannichfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unſer Vergnügen, und wer ſeiner eignen Art zu denken nicht folgt, der benimmt ſich das ſicherſte Mittel, dem Andern zu gefallen, und etwas neues zu ſagen. Wer ſich gar nichts, ſondern alles ſeinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur ſeinem Beyſpiele kümmerlich folgen, *) der wird ihm

vſus adoleſcens, vt ſummorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc aſſequebar, vt, cum ea, quae legerem Graece, Latine redderem, non ſolum optimis verbis vterer, et tamen vſitatis, ſed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae noua noſtris eſſent, dummodo eſſent idonea. L. I. de *Orat.* p. 305. *l. c.*

*) Eum nemo poteſt aequare, cuius veſtigiis ſibi vtique inſiſtendum putat. Neceſſe eſt enim ſemper ſit poſterior, qui ſequitur. Adde, quod plerumque facilius eſt plus facere, quam idem. *Quinctil.* L. X. c. 2. Tur-

pe

ihm nicht allein nicht gleichen, sondern auch stets unter ihm seyn. Ueber dieses ist es meistentheils leichter, mehr zu thun, als eben dasselbe zu thun; und eben so unanständig, bloß auf Andrer Kosten zu schreiben, als auf Anderer Kosten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden seyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

Man vergesse im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meistens in der Nähe liege, und daß viele nur darum schlechte Briefe schreiben, weil sie beides in der Ferne suchen, und sich dessen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beschaffenheit der Personen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie suchen, und sie kommen dadurch aus den Grenzen des Natürlichen. *) Die Kunst soll in den Briefen eigentlich nichts

pe etiam illud est, contentum esse id consequi, quod imiteris. Nam rursus quid erat futurum, si nemo plus effecisset eo, quem sequebatur? *ibid.*

*) Plerumque optima rebus cohaerent et cernuntur suo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant semper, seque subducant. Ita nunquam putamus circa id esse, de quo dicendum est; sed ex aliis locis petimus et inuentis vim afferimus. *Quinctil.* L. 8. *Procem.* Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieses vortrefflichen Anführers in der Beredsamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe machen:

Si

nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorſtellungen keinen Ekel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir ſchreiben, erzeugen die meiſten Gedanken in Briefen. Man ſey alſo aufmerkſam auf die kleinen Umſtände, welche die Gelegenheit darbietet, um ſich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich iſt, den wird nichts rühren, als das Grobe an einer Sache, und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache ſieht, ſo bekömmt man viele und alſo auch neue Vorſtellungen. Auf dieſe Art entſteht das Volle und das Mantre in der Schreibart. Wer unter vielen Vorſtellungen, durch die Hülfe einer zarten und glücklichen Empfindung, die leichteſten, feinſten und nöthigſten wählen, und einen gewiſſen Wohlſtand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe ſchreiben.

Si non reſupini, ſpectantesque tectum, et cogitationem murmure agitantes, expectauerimus quid obueniat; ſed quid res poſcat, quid perſonam deceat, quod ſit tempus - -, intuiti, humano quodam modo ad ſcribendum acceſſerimus. Sic nobis et initia, et quae ſequuntur, natura ipſa praeſtabit. Certa ſunt enim pleraque, et, niſi conniuemus, in oculos incurrunt: ideoque nec indocti, nec ruſtici diu quaerunt, vnde incipiant. Non ergo putemus ſemper optimum eſſe, quod latet. L. X. c. 3.

ben. Aus diesem Grunde kann man sicher sagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen.*) Die Empfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorstellung macht bey ihnen geschwind der andern

*) Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine sehr schöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elles (les Lettres de *Balzac* et de *Voiture*) sont vuides de sentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, et qui doivent aux femmes leur naissance. Le sexe va plus loin, que le notre, dans ce genre d'écrire: elles trouvent sous leur plume des tours et des expressions, qui souvent en nous ne sont l'effet que d'un long travail et d'une pénible recherche, elles sont heureuses dans le choix des termes, qu'elles placent si juste, que tout connus qu'ils sont, ils ont le charme de la nouveauté et semblent être faits seulement pour l'usage, où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un seul mot tout un sentiment, et de rendre délicatement une pensée, qui est délicate. Elles ont un enchaînement de discours inimitable, qui se suit naturellement, et qui n'est lié que par le sens. Si les femmes étoient toûjours correctes, j'oserois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles seroient peut-être ce que nous avons dans nôtre Langue de mieux écrit. *Tom.* I. pag. 152.

dem Platz, daher halten sie sich selten bey einem guten Gedanken zu lange auf: wir fühlen ihn stärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken selbst sind, wie ihre Eindrücke, leicht; sie sind ein scharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer sorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird ihr Brief desto freyer und weniger ängstlich. Sie wissen durch eine gewisse gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanständige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tischgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und diese gute Empfindung der Harmonie unterstützt sie auch im Denken und Briefschreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zusammen gehören, so zu stellen weis, daß eins das andre erhebt, der wird auch seine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geschickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geschmacke aufgewachsen sind; die ihren Verstand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebessert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwissende Frauenzimmer, nicht solche, vor welchen Juvenal *) die Männer warnt:

Non

*) Juv. Sat. 6.

Non habeat matrona, tibi quae juncta recumbit,
Dicendi genus, aut curuum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes,
Sed quaedam ex libris, et non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend seyn, und immer noch sehr schöne Briefe schreiben. Und es ist keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die sie an den Boursault geschrieben, von den größten Kunstrichtern für die natürlichsten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt stets von den lebhaftesten Empfindungen der Freundschaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erstaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, sie werde sie übertreiben, sie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben diese große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch ekelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne schön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwissend an. Man gefällt sich bey dem, was man fühlt, und man würde oft unzufrieden seyn, wenn sie anders geredt, sich behutsamer ausgedrückt, und eine gewisse liebenswürdige Nachläßigkeit vermieden hätte. Sie ist außer der Stunde ihres Affects in den Augenblicken, wenn sie erzählt, oder scherzt, eben so lebhaft

haft in ihren Vorstellungen, eben so fruchtbar an Bildern, eben so naif bey Kleinigkeiten.

Ob gleich alle Briefe natürlich seyn sollen: so müssen es doch die am meisten seyn, in welchen ein gewisser Affect herrscht. Wenn man also dem Andern seine Traurigkeit, sein Mitleiden, seine Freude, seine Liebe, in einem hohen Maaße zu erkennen geben, oder in ihm selbst die Empfindungen erwecken will: so lasse man sein Herz mehr reden, als seinen Verstand, und seinen Witz gar nicht. Man wisse von keiner Kunst, von keiner Ordnung in seinem Briefe. Der Beweis dieser Regel liegt in den Affecten selber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich ist, dem verstattet seine Empfindung nicht, an das Sinnreiche, oder an eine methodische Ordnung, zu denken. Er beschäfftigt sich mit nichts, als mit seinem Gegenstande. Von diesem ist er voll, und seine Gedanken sind geschwinde und abgedrungene Abdrücke seiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, stark und unterbrochen seyn. Wie unser Herz, wenn es in Wallung ist, geschwinder und stärker schlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: so unterbricht auch der Affect die gewöhnliche Art zu denken, und sich auszudrücken. Es ist also in solchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunst und Mühe verräth. Es wird eine gewisse Stille und Ruhe des Geistes erfordert, wenn wir unsre Vorstellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegensätze

genſätze und andere witzige Einfälle fallen ſollen. Der Affect aber läßt uns zu dieſer Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es ſey ſo ſchön, als es will, iſt in ſolchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten ſorgen. Unſer Gedächtniß wird uns diejenigen ſchon eingeben, die den Leidenſchaften eigen, und deswegen die kräftigſten ſind. Ein verwegner Ausdruck, der ſonſt nicht gebräuchlich iſt, kann im Affecte ſchön werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem ſolchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug geſagt zu haben, die uns ſtets vor den Augen ſchwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüßig iſt, kann in dergleichen Briefen natürlich ſeyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht ſchwer ſeyn, davon zu reden; es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böſer Geſchmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertriebnen Trauerſchreiben ſehen will, der leſe Neukirchs Brief an die Frau von Bojanowsky, *) über den Tod ihres Gemahls.

Allein,

*) S. Neukirchs galante Briefe am Ende des Junkeriſchen Briefſtellers, S. 210. Man findet dieſe Briefe

Allein, wird man sagen, wenn man nun selbst nicht gerührt ist, wie soll man denn da schreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudensbezeugungen müssten wir nicht mit kaltem Blute aufsetzen! Unser Herz nöthiget uns nicht dazu, sondern die Mode, der Wohlstand, der bloße Name eines Freundes, eines Clienten. Man stellt sich, als ob man etwas wäre, das man nicht ist. Gut! Wer eigennützig genug ist, sich zu verstellen, oder wer dazu gezwungen ist, der behält doch allemal in seinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorstellen will. Er wird sich doch erinnern können, wie er selbst, oder Andre, bey dergleichen Gelegenheit, im Affecte zu reden pflegen. Diese Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht sein kaltes und verstelltes Herz entdecken soll; allein er muß sie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrößerungen und Künsteleyen entsagen, damit sein Affect nicht studirt, oder komisch werde. Er erinnere sich folgender Erzählung:

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte,
Der seine Frau durch frühen Tod verlor,

Und

auch bey einer Uebersetzung der Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730 herausgekommen; desgleichen in Volks Briefsteller ꝛc.

Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studirt zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
„Daß ich, von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weis, wie ich ihn trösten soll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich sagen wollen.“

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird Ihr Brief naürlich seyn.

Ueberhaupt läßt sich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geist des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewisse betrübte oder freudige Fälle, oder an gewisse Tage, an Namens-Geburts- und Neujahrs-Tage, gebunden hat. Sie sind die beschwerlichsten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die schlechtesten. Es sind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen

man die Verſtellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeiniglich anſieht. Es ſind ausgedehnte, froſtige, übertriebene Complimente. Die Materie verändert ſich in dieſen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünſchen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit iſt nur die Urſache dazu. Wer kann einem ſo unfruchtbaren Innhalte etwas anſtändiges ſagen? Und wenn es Einmal angeht, wer kann es ſechs- zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Perſon oft ſelbſt nicht betrübt iſt, an die andern ſchreiben; wer kann ſich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andre Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünſchen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloßes Compliment läßt ſich ſeiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schluß-Formeln nehmen, iſt pedantiſch. Sein Compliment in das Gepränge einkleiden, iſt eben ſo viel, als wenn ich mir ein mündliches Compliment nicht herſagen, ſondern meinen Gönnern nach den Noten abſingen müßte. Wenn nicht das beſondre Verhältniß, das zwiſchen mir und dem Gönner iſt, freywillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung ſolcher Complimente hergiebt; kurz, wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, und gewiſſe zufälligte Umſtände, uns

nicht

dichte bey solchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: so werden solche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, grosse Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und condoliren unter ihren Dienern abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an seinem Geburtsfeste, überhäuft von den schriftlichen Complimenten seiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando misér jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel sind, wodurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn sie auch, unsre Ehrfurcht zu bezeigen, geschrieben werden: so sind es doch so ungewisse und durch die Mode so verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angst dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man lese zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

„Meine Schuldigkeit erfordert, Ew. Excellenz bey „dem Eintritt des neuen Jahres meinen unterthänigsten Glückwunsch abzustatten. Allein ich suche „die Worte vergebens, wodurch sich das alles ausdrücken ließe, was man Ihnen wünschen muß, „wenn man das Verlangen seines eignen Herzens befriedigen will. Stete Zufriedenheit, Leben und „Hoheit eine gewisse Belohnung der Verdienste: so „werden Ew. Excellenz mit diesem Jahre noch eine lange Reihe zufriedner und glückseliger Tage antreten. Ich werde nie ablassen, um die Erfüllung

»dieſer Wünſche die Vorſicht anzurufen, und mit »der erſinnlichſten Ehrerbietung zu beharren ꝛc.

Man fühlt den Zwang in dieſem Briefe, ob er gleich in ſeiner Art noch erträglich iſt. Es iſt nicht gerade zu, es iſt durch einen kleinen Umweg gewünſcht, und dadurch hat der Wunſch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunſtgriff zu ſehr. Der Wunſch iſt nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf dieſe Art hat er zwar das Alltägliche verloren; aber eben dadurch iſt er redneriſch geworden. Unterdeſſen glaube ich doch, daß man beſſer thut, wenn einmal ſolche Briefe geſchrieben werden ſollen, daß man ſie durch eine Toue verlängert, als daß man den Wunſch auf die Folter ſpannt, und alle ſeine Theile unförmlich ſehen läßt; daß man, ſage ich, beſſer thut, wenn man ihn in ſeine Worte einkleidet, als wenn man ſich der Canzleyſprache bedient, wozu uns Herr Ehnig durch ſeine curiöſen Hof- und Staatsſchreiben und durch ſeinen Vorrath wohlſtyliſierter neuer Briefe hat einladen wollen. Ich will aus dieſer letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen.

»Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das »zu Ende eilende Jahr bey allem hohen Vergnügen »zurück legen, und haben daher zu Bezeigung Un»ſerer Freund-Vetterlichen (Nachbarlichen) Erge»benheit nicht ermangeln wollen, zu dem geſegneten

»Ein-

„Eintritte dieses instehenden neuen Jahres zu gra„tuliren, mit dem aufrichtigsten Beywunsch, daß „der Allerhöchste Ew. Liebden in diesem und vielen „folgenden Jahren mit aller selbstwählenden Fürst„lichen Prosperität, und demjenigen, was sonst zu „Dero Contento gereichen kann, mildiglich erfreuen „wolle, die wir Ew. Liebden unter ausbittender „Continuation Dero hochschätzbaren Freundschaft „und Wohlwollens zu Erweisung ꝛc. ꝛc.

So muß man schreiben, wenn man wohlstylisirt schreiben will. Außer der Armuth des Innhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Respect, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe schwer und steif. Man soll mit großen Herren nicht frey reden; und was ist alsdann möglicher, als daß man ängstlich spricht? Man soll demüthig und ehrerbietig sprechen; und wie leicht kann diese Sprache kriechend und sklavisch werden? Man soll mit großer Behutsamkeit reden, und aus großer Behutsamkeit wird man oft kostbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels schränken die natürliche Art, zu denken, so sehr ein, daß man diese oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unsrer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Gesetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abstracte gemacht, und den gnädigen Herrn in die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und so weiter verwandelt. Man soll nach

dem Befehle der Briefsteller dieſe Titulaturen an beſtimmten Stellen wiederholen. Dieſes muß nothwendig Ekel und Bangigkeit im Ausdrucke verurſachen. Man ſoll nicht, wie man meiſtens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, ſondern durch Dieſelben, Dero, Deroſelben, Höchſtdenenſelben, reden. Und wenn alles dieſes nicht die Grammatik beleidigte: ſo beleidigt es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: ſo muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weiſe unverbunden geſagt werden wollen, in Einen Perioden zwingen. Unſere Anführer treiben uns noch weiter. Wir ſollen, aus Ehrerbietung für Andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht ſagen: Nachdem ich ſo glücklich geweſen, Ew. Excellenz Befehl zu vollziehen; ſondern: nachdem, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich ſo glücklich geweſen bin. Dieſe und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten ſoll, machen es beynahe unmöglich, einen ſolchen Complimentbrief natürlich abzufaſſen. Sie ſtören die freye Art zu denken, ſo wie vielleicht die weitſchweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht ſtören, wenn wir, indem wir z. E. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über dem man oft zwey- bis dreymal Athem holen muß.

Die Bittſchreiben und Dankſagungsbriefe an große Herren ſind weit leichter zu machen, als die

leeren

leeren Complimente. Man hat einen wahren Innhalt, dazu sich immer verschiedene Umstände, verschiedene Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Bestreben seines Gönners, uns und Andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten selbst, die er uns schon erwiesen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, Andre zu unserm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, sind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß sie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, als daß sie uns gar keine eingeben sollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen, als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht schläfrig sprechen soll: so muß man sich doch auch nicht dem Balzacischen oder Voiturischen Geschmacke überlassen, und weder, ohne auszuruhen, noch auch, was der größte Fehler dieser Männer ist, immer auf Einen Schlag sinnreich seyn. Muntre Köpfe sind diesem Unglücke am leichtesten unterworfen. Es hat diesen beiden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, sie haben eher zu viel Witz. Sie prahlen damit. Sie wollen ihn stets anbringen, es koste, was es wolle. Alles, was sie betreten, soll eine Rose werden. Sie verschwenden ihre Hyperbolen in den Lobsprüchen, ihre Gegensätze in dem Scharfsinnigen. Sie werden also, zur Unzeit und gezwungen, sinnreich in ihren Briefen. Endlich sind sie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beste, ermüdet, wenn es im-

mer eben daſſelbe bleibt. Voiture iſt ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigſtens ſind einige von ſeinen ſcherzhaften Briefen *) angenehm zu leſen. Boileau hat beider Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt, **) und ſeine Nachahmung iſt die beſte Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzaciſchen Schönheiten mag folgender Brief ***) an

*) Der Herr von Voltaire ſetzet die Zahl derſelben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Boursault und le Pays. (S. ſeinen Temple du Goût.) Wir wollen uns des Voiture nicht annehmen; aber daß Herr Voltaire den Büſſy mit ſeinen Briefen nicht in den Tempel laſſen will, ſcheint eine kleine Tyranney zu ſeyn. Die Fehler ſeiner Briefe ſind Fehler ſeines Herzens, und nicht ſeines Verſtandes. Die Sprache ſeiner Eigenliebe iſt beſchwerlich, das beſtändige Wehklagen über ſein Unglück iſt ein Fehler; aber deswegen hört ſeine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu ſeyn. Pitaval beſchwert ſich über dieſen Ausſpruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une auſſi grande injuſtice, qu'on la lui feroit, ſi on ne l'y plaçoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le ſtile Epiſtolaire, qui ſurpaſſe le ſtile fin et aiſé du Comte de Buſſy. S. *Cauſes celebres*, Tom. VI. p. 317.

**) S. den vierten Theil ſeiner Werke, d. 93. S. Amſt. Ausgabe.

***) Lettres de Mr. *Balzac*, à Amſterd. 1664. p. 356.

an die Marquisinn von Montausier seyn. Er wünscht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

Madame,

»Ob mich gleich meine Krankheiten von den »Pflichten des bürgerlichen Lebens befreyen: so will »ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedie»nen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia »aufhören müssen, und Sie haben uns eine so gute »Nachricht von sich hören lassen, daß ich darüber »vergessen habe, daß ich krank bin. Sie hat die »Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu er»wecken, aus dem der Ruf von Frankreichs Sie»gen, und die Triumphlieder der öffentlichen Zei»tungen mich zu ermuntern nicht vermögend waren. »Sie hat mir die Freude gegeben, so wenig ich auch »fähig war, Freude anzunehmen. Da sie mir nun »die süße Gemüthsbewegung wieder gegeben hat, »die ich gar verloren zu haben glaubte: so halte »ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen, Madame, »für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in »dem Ihrigen finde. Die Festtage Ihres Hauses »sind keine Privatfeste, und bilden Sie sich ja »nicht ein, daß Sie nur für sich allein glücklich »sind. Nein, Madame, es ist ein Licht, womit »sie die Welt ausgeschmückt haben; es ist ein Glück, »das Sie unserm Jahrhunderte zu Wege gebracht »haben. Und weil ich mich neuerlich wieder zum »Poeten aufgeworfen: so wird es Ihnen nicht »fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt,

»das

»das prophetisch klingt. Ich kann von dem nicht »niedrig reden, noch eine nur geringe Hoffnung »von dem haben, was sich von zwo Personen her»schreibt, für die ich eine so hohe Ehrerbietung »trage. Man kann in dem Falle unmöglich ver»wegne Wünsche thun, wenn Sie dieselben erfüll»len sollen. Und weil die vortreffliche Erziehung »nicht weniger von Ihnen selbst herkommen soll, »als die vortreffliche Geburt: so glaube ich auch »nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihun»gen zu seyn, als ich itzt in der Versicherung bin, »zeitlebens zu seyn ꝛc. ꝛc.«

Dieser Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegensatzes über. Jeder Period hat etwas von diesen beiden Stücken. Gleich in dem zweyten erscheint eine überflüßige Sentenz. Der dritte ist eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden setzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der süßen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu stellen. Er fährt fort: »Ich habe es für meine Schuldigkeit erachtet, Ihnen für mein eignes Vergnügen zu danken, das »sich in dem Ihrigen finde.« Wieder ein sinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechselt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquisinn die Welt ausgeschmückt. Nunmehr spielt er mit den Worten Poet und prophetisch. Er entschuldiget sich un-

mittel-

mittelbar darauf wegen des Prophetischen in einem Gegensatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünstelt ist nicht der Schluß! Balzac gleicht beynahe in seinen Briefen einem Menschen, der nach dem Tacte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriole schneidet, und, wenn er sich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuße hattirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen sagen, deren Innhalt aus bloßen Erzählungen besteht. Sie scheinen die leichtesten zu seyn, so wie sie vielleicht die gebräuchlichsten und nothwendigsten sind. Wenn man nichts sagen will, als daß heute dieser Gast, morgen ein andrer sich zugetragen hat: so wird freylich nichts leichter seyn. Aber dieses heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht bloß wissen, was vorgegangen ist, sondern oft auch, wie es erfolgt ist. Wir wollen eine Sache in den Umständen wissen, durch die sie eine Begebenheit geworden ist; allein wir wollen sie auch bald wissen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus diesem Grunde entstehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Diese beiden Regeln zu vereinigen, ist die Kunst im Erzählen. Man muß die Umstände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht stören, in welcher sie

auf einander gefolgt sind. Man muß die geringen bald außen lassen, bald etliche in Einen zusammen ziehen, das heißt, sein Gedächtniß, seine Augen und Ohren mit Verstande ausschreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig ist. Diese Art, zu erzählen, ist schon ein großes Verdienst für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit schaden, sondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meine, das Mundte, dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein versteht, sondern daß man glaubt, sie selbst zu sehen, und ein Zeuge davon zu seyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieses geschieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umständen, oder Personen, entwirft, insonderheit wenn man die Personen zuweilen selbst reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft selbst im Erzählen den Andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen sehen. Man antwortet sich; man streut kleine Betrachtungen ein, die uns unser Witz, oder unsre Beleſenheit hergeben. Alles dieses am rechten Orte, mit Anständigkeit, nicht zu häufig, kurz, so thun, daß alles, so sehr es entbehrt werden kann, doch zur Anmuth der Geschichte unentbehrlich gewesen zu seyn scheint, dieses ist das Verdienst der Erzählung. Selbst wenn sie prosaisch ist, bleibt sie noch allezeit auf gewisse Weise eine Art der Poe-

ſie. Wie es überhaupt in der Poeſie gewiſſe Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die ſo wohl Glück als Sorgfalt ſind; wie es in ihr, ſo wohl als in der Muſik, namenloſe Annehmlichkeiten giebt, die ſich durch keine Methoden lehren laſſen, und die, wie Pope *) ſpricht, ein Meiſterſtand allein erreichen kann: ſo geht es auch mit vielen Schönheiten der proſaiſchen Erzählung. Livius iſt ein Meiſter in dieſer Art zu erzählen. Man darf nur ſeinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen leſen, wenn man ſich davon überzeugen will. Die Perſonen, denen man erzählt, können, nachdem ſie hoch, oder uns gleich ſind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen ſelbſt, nachdem ſie wichtig, oder nicht wichtig, weitläuftig, oder kurz, traurig, oder luſtig ſind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieſes der Klugheit eines jeden überlaſſen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, ſondern auch zum Vergnügen: ſo giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geſchrieben werden. In dieſen Briefen, die eine Art von

Ver-

*) Some beauties — no Precepts can declare,
For there 's a happineſs as well as care.
Muſick reſembles Poetry; in each
Are nameleſs graces, which no methods teach,
And which a Maſter-hand alone can reach.

Eſſay on Criticism v. 141.

Vertraulichkeit, oder des genauern Umganges, vorausſetzen, haben wir die Erlaubniß, ſinnreich zu ſeyn, und tauſend Dinge, die in ernſthaften Briefen unnatürlich ſeyn würden, können hier natürlich ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, halb im Ernſte, oder zum Scherze ſinnreich ſeyn. Ich will im Scherze nichts ſo wohl überreden, als den Andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er ſieht meine Abſicht, und willigt gleichſam unter der Bedingung darein, daß ich ſie glücklich ausführen werde. Es iſt alſo bey ſolchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben ſo ſinnreich, und ſo fortgeſetzt ſinnreich zu reden pflegt. Nein, es iſt die Frage, wenn man ſolche Briefe vor ſich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieſelben der Mühe werth ſind, ob ſie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig ſind, ob ſie ungezwungen ſind. Wenn das iſt, ſo mag der Brief durch und durch ſinnreich ſeyn, er wird immer in ſeiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht ſowohl von der Seite eines Briefs; man ſieht ihn für einen witzigen Aufſatz in Form eines Briefs an, und nach dieſer Ausſicht beurtheilt man ihn. Man unterſucht nicht ſowohl, ob uns oder vielen dieſe Art zu reden eigen iſt, ſondern vielmehr, ob ſie dem Verfaſſer leicht geworden iſt. Die Proſa iſt, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poeſie. Allein, wenn wir gute Gedichte leſen, in welchem alles ohne Zwang, und doch weit feiner geſagt iſt, als man proſaiſch davon zu reden pflegt:

ſo iſt es uns genug, daß dieſe Art zu denken dem Verfaſſer natürlich läßt, und wir wiſſen es ihm Dank, daß er ſo und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekoſtet, ob er keine Kunſt dabey angewandt hat. Wir ſind zufrieden, wenn wir dieſe Mühe, dieſe Kunſt nicht ſehen. Es gefällt uns an ihm, daß er ſo glücklich iſt, immer das Beſte und Feinſte an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten ſeinen Witz für keine Pralerey, wenn wir ſehen, daß er nicht ſo wohl für ſeinen Ruhm, als für die Sache und für unſer Vergnügen beſorgt geweſen iſt. Eben dieſes findet auch bey den ſinnreichen Briefen ſtatt, in ſo weit dieſe ſinnreiche Art zu denken nicht vielen, ſondern nur wenigen eigen iſt. Man tadelt die Fontenelliſchen und andre dieſen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unſern Briefen nicht ſinnreich zu reden pflegen; ſondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht ſelten gezwungen und froſtig iſt; wenigſtens ſollte man ſie nur aus dieſem Grunde tadeln. Wenn endlich ſolche Briefe auch ihrer Natur nach gut ſind: ſo iſt es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von ſcharfſinnigen Schreiben den Leſer bald müde macht. Je länger unſer Geiſt von einem angenehmen Eindrucke angeſtrengt wird, deſto geſchwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdruſſe. Und ob der Wein gleich weit geiſtreicher iſt, als das Waſſer, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieſes: ſo werden wir ihn

doch weit eher satt. Die sinnreiche Schreibart greift unsern Geist empfindlicher an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem sie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet sie in der Länge. Wie aber solche Briefe einzeln geschrieben werden: so sollte man sie auch nach der Wirkung, die sie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was sie verursachen, wenn man sie hinter einander liest. Allein auch einzeln genommen, können sie ermüden, wenn sie lang, und immer aus einem Tone sinnreich sind; so wie überhaupt eine abgemeßne, geschmückte, und lebhafte Schreibart, ohne Abwechselung, ohne Mannichfaltigkeit, wenn sie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt ist, dennoch, weder in der Poesie, noch in der Prosa lange vergnügen kann. *) Man sollte also die sinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieses nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt sinnreich seyn. Ein anders ist, sich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anstrengen. Niemand muß einen Anspruch auf diese Gattung

der

*) Vel ex poetis, vel ex oratoribus postulamus iudicare, concinnam, distinctam, ornatam, festivam, sine intermissione, sine reprehensione, sine varietate, quamvis claris & coloribus picta vel poetis, vel oratio, non posse in delectatione esse diuturna. Cic. de *Orat.* L. III. p. 477. *edit. Lips.*

der Schreibart machen, bey die Natur nicht dazu gebildet hat. Und Niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zu dem Leidlichen in der sinnreichen und scherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch seinen Scherz nicht gefällt, so kann man sicher wissen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch so viel Lust dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieser Schreibart hat, bey dem wird sie durch das Lesen muntrer Briefe nicht allein erweckt, sondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man schöpft, wenn man scherzhaft und galant seyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widersprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen soll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernsthafte Art thäte. Man wird in den Poesien des Abts Chaulieu verschiedene schöne Briefe von dieser Art finden, die er an die Herzogim von Bouillon geschrieben hat, die aber auch den freyen Charakter ihres Verfassers nicht selten verrathen.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundschaft und Liebe insbesondre eigen ist. Sie kömmt mehr aus dem Innersten des Herzens, als

aus dem Ueberflusse des Witzes her. Sie ist nicht so wohl sinnreich, als naif. Man sagt seine wahre Meynung mit einer gewissen Sorglosigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlstand zu vergessen scheint, und die doch gefällt, weil sie aus einem freudigen und immer zufriednen Herzen quillt. So redet die muntre Babet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernste, und redet doch selten ernsthaft von der Liebe. Alles ist Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entspringt. Ihr Charakter ist Freude und Vergnügen, und ihre Liebe richtet sich nach diesem Charakter. Sie sagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichsten Sachen. Sie nimmt sich kleine Freyheiten heraus, welche Mannspersonen unverschämt lassen würden; allein ihr stehen sie wohl. Man muß auch mehr, als Einen lesen, wenn man ihre Schreibart schmecken will. Eine Uebersetzung davon findet man in gesammelten Frauenzimmerbriefen.

Von solchen aufgeweckten Briefen trifft man verschiedne gute in den griechischen Briefen des Alciphrons und Aristänets an; denn alle kann man sie von einem gewissen sophistischen Witze wohl nicht frey sprechen. Wer diese oft sehr freyen Galanterien im Griechischen nicht lesen kann, den verweisen wir in Ansehung der Briefe des Alciphrons auf die deutsche Uebersetzung des Herrn Professor Heels. *)

Außer-

*) Alciphrons Briefe, drey Bücher, aus dem Griechischen übersetzt von J. F. Heel. Altenburg, in der Richterischen Hand-

Außerdem hat man von beiden eine, obwohl nicht ganz getreue, franzöſiſche Ueberſetzung. *) Des Alciphrons Briefe ſind zwar darinne nicht alle überſetzt, ſondern nur die galanten gewählt. Es ſtehen auch in den bremiſchen Beyträgen, im zweyten Bande, ein Paar Ueberſetzungen, die man mit Vergnügen leſen wird.

Viele von den ſcherzhaften Briefen des le Pays im Franzöſiſchen, und die meiſten von denen, die man von Neukirchen in dieſer Art hat, fallen zu ſehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Froſtige, als daß man ſie jemanden anpreiſen könnte. Man leſe folgenden Brief von Neukirchen, wenn man ſich einen Ekel vor der unverſchämten Art zu ſcherzen erwecken will.

Handlung, 1767. 8. Wer eine kurze und bündige Nachricht von den griechiſchen Epiſtolographen leſen will, dem können wir vorzüglich die Einleitung empfehlen, die der Recenſion vorgedachter Ueberſetzung in der Neuen Bibliothek der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, im 5ten Bande, auf der 292. S. vorgeſetzt iſt. Eine Sammlung ſelbſt aber von griechiſchen Briefen, Briefen von fünf oder ſechs und dreyßig Verfaſſern, theils Philoſophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunſt, hat Aldus Manutius in zween Bänden im Jahre 1499 zuerſt heraus gegeben.

*) Lettres d'*Ariſtenete* aux quelles on a ajouté les Lettres choiſies d'*Alciphron*, traduites du Grec. à Londres 1739. Ariſtenäts Briefe ſind eher Gemälde und Beſchreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verſtande.

An Calliſten.

Meine Jungfer,

„Ich habe ſchon anderthalb Tage nichts gegeſſen, „und ängſte mich ſo abſcheulich, daß ich mir nicht „mehr ähnlich ſehe. Meine Jungfer wird vielleicht „meynen, daß ich es darum thue, weil ſie ſchon „zwey Tage mit mir gezürnet. Es iſt wohl etwas: „aber die gröſte Schuld hat mein Philax, welcher „geſtern früh verſchieden, und ein ſo unglückliches „Ende genommen, daß die Seele ſchon vor der „Thüre war, als mein Junge mir allererſt verkün„digte, daß er ſtürbe. Ich kann nicht ſagen, wie „ich mich darüber quäle, abſonderlich, weil mich „alle meine Leute beſchuldigen, daß ich an ſeinem „Tode Urſach ſey. Der arme Schelm hatte unſers „Nachbars Amarelchen geſehen, und beſuchte ſie „etliche Tage nach einander ſo oft, daß ich endlich „furchte, es möchte zu einer wahrhaften Liebe aus„ſchlagen. Weil ich nun aus meinem eignen Exem„pel wußte, daß nichts ſchädlicher ſey, als dieß „Feuer, wenn man es nicht bey Zeiten löſchet: ſo „wollte ich ihm die Gelegenheit dazu benehmen, „und ſchloß ihn etliche Tage in meine Kammer. „Inzwiſchen unterhielt ich ihn mit guten Speiſen, „ich ſchmeichelte ihn mehr als ſonſten, und bemühte „mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern: Aber „deſſen allen ungeachtet blieb er betrübt, und rühr„te ſich nicht von der Stelle, wann ich ihn nicht „mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieſer erbärm-

„liche

»liche Fall erfolgte, und er ſich vor Herzeleid und »Kummer todt gegrämet. Ich weis, daß ihm »meine Jungfer ſehr wohl gewollt, und darum »kann ich mir leicht einbilden, wie ſie ſich über die»ſe Zeitung geberden wird. Wie? wird ſie ſagen: »Hätte er denn nicht können klüger ſeyn? Der arme »Hund hat es ihm ja genug gewieſen, daß er ohne »ſeine Buhlin nicht länger leben könnte: Warum »hat er ihn nicht wieder loß gelaſſen? Ich bekenne »es, meine Jungfer, ich habe geirret, und wann »ich gewußt hätte, daß ich irrte, ſo würde es wohl »ſchwerlich geſchehen ſeyn. Allein meine Jungfer »weis, daß ſie mich quälet, Sie hat meine Liebe »ſelbſt angezündet, und kann leicht ſchließen, daß »ein Menſch empfindlicher iſt, als ein Hund, und »daß ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was »ich an meinem Philax erlebet. Gleichwohl höret »ſie nicht auf, mich einzukerkern, und meynt, ſie »habe ihre Sache ganz wohl gethan, wann ſie mich »nur mit Worten ſpeiſet, da ſie mich doch inzwi»ſchen durch ihre unerträglichen Geſetze zu Grabe »ſchicket. Ach Calliſte! Sie beherrſchet mich allzu»ſtrenge. Je mehr ich mich bemühe zu thun, was »ſie befiehlet, je mehr befiehlet ſie mir zu thun, was »mich nicht kann. Und alſo iſt es unmöglich, ihr zu »zeigen, daß ich wahrhaftig ſey, wie ich es doch »von Herzen bin,

Meine Jungfer,

Dero gehorſamſter Knecht ꝛc.

Muß Callisto nicht ein Vergnügen über dieſe ſchalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die ſie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen ſie eben ſo ſtark, ja wohl noch ſtärker iſt, als die Liebe ſeines Hundes gegen Nachbars Amarylchen war! Hätte der Verfaſſer wohl ein nachtheiligers und ſchmutziger Bild für ſich und ſeine Schöne wählen können? Es hat ſich ſchon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutſchen gefunden, der ſeine Landsleute in Briefen hat wollen ſcherzen und galant ſprechen lehren. Ich meyne den Verfaſſer der Neu-Aufgerichteten Liebes-Cammer; *) Franzisty. Damit alſo die Jugend ermuntert werde, ſich dieſes luſtige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geſchmack in ſcherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: ſo will ich ein Exempel daraus herſetzen.

CCI

*) Der ganze Titel dieſes Buchs heißt: Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer, darinn allerhand höfliche verliebte Sendſchreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andere Perſonen, abgefaßt und beantwortet ſind: voll mancherley Erfindungen ſo wohl allerhand Schreibgrüße und andrer Formularen, als vieler ſeltner Liebesfälle und mehrer Sachen, ſo der Jugend nicht nur luſtig, ſondern auch guten Theils nützlich zu leſen, erbauet durch E. F. 1672.

CCI Brief.

An Clymenen.

Was ein Kuß sey?

„Zum höchsten wundert mich, schönste Clymene, „daß sie von mir schriftlich verlangt zu wissen, was „eigentlich ein Kuß sey: da ich doch vermeine, es „könnte ihr diese Wissenschaft mündlich viel bequemer werden beygefügt. Denn däferne sie nur einen einigen aus gewogenem Herzen rührenden mir „ertheilte; würde sonder Zweifel die erfolgliche Empfindung ihr genugsamen Unterricht geben, was „das Küssen sey und bedeute, und was Sinnenbeliebte Verkünderungen daraus entstehen. Weil „sie deswegen die geschickteste Meisterinn ist, eine „solche Frage aufzulösen; möchte ich die Antwort „lieber geben, als schreiben, wenn es nach meinem „Wunsch und Gefallen ergienge. Ich will aber „meine Meinung unter ihren Willen demüthigen, „und kürzlich ihren gnädigen Befehl verrichten, so „gut es immermehr möglich, in einer Sachen, welche „sich besser durch die That, weder mit Worten und „Buchstaben erklärt.

„Jedoch wisse die Schönste, daß ich solches so „bloß, ohne Bedingung einiges Lohns nicht thun „könne; besondern aufs wenigste ein paar Küsse, „zur Vergeltung meines Diensts, darüber hoffe; „um zu prüfen, ob meine Feder wohl oder übel „davon geschrieben.

„Der Kuß iſt gleichſam das aufgedruckte Sie„gel eines Leb- und Treubefliſſenen Willens: Ein „Pfandſchilling künftiger Vereinigung: Die ſtumme, „aber allervernehmlichſte Sprache des verliebten „Herzens: Ein Geſchenke, das man giebt und ver„liert: Ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer „Korallinenpreſſe: Ein paar gegen einander ſchla„gende Feuerſteine: Ein Karmeſinrothes Wunden„pflaſter der Liebe: Ein ſüßer Lippenbiß: Ein hold„ſeliger Munddruck: Eine Speiſe, die man mit ro„then Löffeln zu ſich nimmt: Ein Zuckerbrod, das „nicht ſättiget: Ein Obſt, ſo man zugleich pflanzet „und abbricht: Die allerſchnelleſte Frage und Ant„wort zweyer Herzen: der vierte Grad der Liebe.

„Befindet Sie dieſe Beſchreibung und Eigen„ſchaften des Kuſſes nicht richtig: Wohlan, Schön„ſte, ſo laßt uns eine nach der andern an unſern „Lippen fürnehmen und examiniren, und widerlegt „mich durch die Erfahrung, ſo ichs etwan nicht „recht getroffen.

Ihrer Liebe Ergebener

M. M.

Ein Kuß iſt ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer korallinen Preſſe. Die Lippen ſind koralline Preſſen, denn ſie ſehen roth, und laſſen ſich von der Zuneigung, wie vom Drucker, zuſammenziehen, und daraus entſteht ein Abdruck, das iſt der Kuß. Ein Kuß iſt ein Paar gegen einander ſchlagender Feuerſteine. Hört man bey dieſer Abbildung

nicht

nicht die Küsse vernehmlich schallen? Und weil die Küsse das Feuer des Herzens vermehren: so sind sie freylich Feuersteine. Das karmesinrothe Wunderpflaster der Liebe, und die Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt, versteht sich von sich selbst. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe seyn soll, möchte manchem deswegen nicht gefallen, weil er nicht weis, was die ersten drey Grade sind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende, die allerschnellste Frage und Antwort zweyer Herzen auch etwas beyzutragen scheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften liest, daß die Ausländer ehedem nicht Unrecht gethan haben, wenn sie den deutschen Witz zu einem Sprüchworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des schlimmsten Geschmacks, so viel außerordentlich elende und so wenig schöne Werke der Wohlredenheit und Poesie angetroffen, als vielleicht in der unsrigen? Und wann werden wir den Schimpf der schlechten Schriften durch den Werth so vieler guten auslöschen können? Ich habe diese Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu spotten; denn dazu gehört sehr wenig: sondern um die Jugend zu erschrecken, und ihr sichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unsinn man verfallen, und wie sehr man sein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geschmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder ansetzt. Die Bitterkeit ist mein Fehler gar nicht: allein

lein ich würde meiner selbst gespottet haben, wenn ich dergleichen Beyspiele ernsthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutschen Briefen, aus unsern Zeiten, haben sich die freundschaftlichen Briefe, in Ansehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die Sendschreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen sind, den meisten Beyfall erworben. In der That muß man sich wundern, warum es in unsrer Sprache noch so sehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredsamkeit und der Dichtkunst schon glücklich gewesen ist. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe schreiben können? Sehen wir dieses nicht an Cicero, Plinius, und unter den Neuern an Chaulieu, an Racinen, an Rousseau, an Voltairen, an Popen, *) an Swiften, und vielen andern? Sind wir

*) In seinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was sie von einem so großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer seiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! ich rede von dem Verfasser der Clarissa und des Grandison. So verschieden die Charaktere seiner Personen sind, so läßt er doch jede, von der Clarissa an bis auf die Arabella, vom Sir Grandison bis zum Ritter Meredith herab, so schreiben, wie diese Personen geschrieben haben würden, wenn sie wirklich existirt hätten; und diese Meisterstücke des Witzes verdienen unter den Briefen eine eben so vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

wir ſchon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter laſſen ſollten, oder ſind wir zu bequem dazu? Iſt unſre Sprache zu ſtarr und unbiegſam, oder ſchreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unſrer eignen? Oder ſind wir nur zu derjenigen Beredſamkeit geſchickt, welche Mühe und Kunſt verlangt? Vielleicht machen es einige von dieſen Urſachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geſchmacke haben. Vielleicht heben auch geſchickte Leute aus Beſcheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht iſt es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt ſeine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch ſeine Briefe ſeinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieſer Urſachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache; und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn ſie unſre Sprache lernen, von uns denken ſollen, daß wir keine haben; oder was ſie von dem Geſchmacke eines Landes denken ſollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen iſt. Wie man auf den guten oder böſen Geſchmack einer Nation aus den öffentlichen Luſtbarkeiten, aus den Schauſpielen ſchließt, die ſie liebt: ſo ſchließt man vielleicht noch ſichrer aus der Schreibart, die ſie zu dieſer oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausſchweifenden Sitten, und auf die pedantiſche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geſchmack in einem Lande überhaupt, und inſonderheit den guten Geſchmack in Briefen herzuſtellen,

braucht

braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf Einmal aufzustehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren sind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leser an sich; sie erwerben sich in kurzem die meisten Stimmen. Man liest sie, weil sie uns gefallen. Man liest sie wegen der Hochachtung, die sie sich bey Andern erworben haben, eben so begierig, als seines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, schämen sich doch, den Klugen und den Meisten zu widersprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geschmacks. Man ahmet endlich diese Beyspiele nach, und will eben so schön schreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke schreibt. So werden durch wenig gute Beyspiele, die in ihrer Art vortrefflich sind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in Andern erweckt und unterhalten, und der gute Geschmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrschende Geschmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das steht nicht in unsrer Gewalt; aber seine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrsamkeit erfordern, oder die uns bekannt sind, in einer anständigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, diese Geschicklich-

keit können ſich alle junge Leute durch eine gemeine Uebung erwerben. Gleichwohl treiben ſie die beyden erſten Künſte oft lieber fruchtlos, als daß ſie ſich mit der beſchäfftigen ſollten, in welcher ſie glücklicher ſeyn könnten. Wenige von denen, die ſtudiren, ſind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredſamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unſern Willen Verräther unſers Verſtandes, und oft unſers ganzen Charakters ſind; daß ſie Mittel ſind, Andern eine gute oder ſchlechte Meynung von unſerer Geſchicklichkeit beyzubringen; daß ſie Beweiſe ſind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, geſund oder krank in unſerm Geiſte ausſieht, ob wir zu leben wiſſen oder nicht; daß ſie alſo ſehr oft Mittel ſind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unſer Glück zu befördern oder zu hindern; ſo ſollten ſie ſich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und, da dieſe, ohne die Kenntniß der Sprache nicht richtig ſeyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, ſo groß er war, war doch nicht zu groß, um ſich nicht bis zu einem Sprachfehler *) mit ſeiner Kritik herab zu laſſen, den ſein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie

folg-

*) — ſed heus tu, qui κακῶν eſſe imperitorum ſcriptorum ſoles, unde illud tam ἄκυρον, *valetudini fideliter inſerviendo?* unde in iſtum locum *fideliter* venit? cui verbo domicilium eſt proprium in officio — *Epiſt.* 17. Lib. XVI.

sorgfältig bestraft nicht Racine, der Aeltere, seinen Sohn in seinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es ist ein Vergnügen, wenn man sieht, daß so große Geister über die Richtigkeit ihrer Sprache so gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig schreiben, wenn man sich einmal dazu gewöhnt hat, kostet nicht mehr Mühe, als schlecht schreiben. Schlechte Briefe schreiben, und studirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts sucht, als verstanden zu werden: so ists doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verstanden wird, als die gute. Man sollte also selbst an die niedrigsten Personen, seines eignen Nutzens wegen, immer noch gut schreiben. Ich will durch alles dieses niemanden, der einmal in dem Besitze einer üblen Schreibart ist, in seinem Rechte stören. Nein, man kann sie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann seyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug sind, eine Bitte von mir anzuhören, ersuchen, daß sie sich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß sie sich ihre Aufsätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen lassen. Diese Kritiken werden sie aufklären, und sie das Natürliche, das Wohlanständige besser finden lassen, als dicke Bände voll trockner und unbestimmter Regeln.

Briefe.

Erſter Brief.

An den

Herrn Rittmeiſter von B***.

Es iſt wahr, meine Briefe an Sie enthalten beynahe einerley; immer Verſicherungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hoch ſchätze; immer Dankſagungen und gute Wünſche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht ſo redlich gegen mich geſinnt: ſo würde ich nicht beſtändig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie alſo Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) ſo ſtehen Sie beſtändig in der Gefahr, einerley Briefe von mir zu leſen. Doch was ſchadets? Können die Verliebten in ihren Briefen, ohne es überdrüßig zu werden, von nichts, als von Liebe, reden: ſo müſſen auch gute Freunde von der Freundſchaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch Andre ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen ſie mit den Empfindungen unſers Herzens anfangen und beſchließen. Es iſt für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu ſeyn, und ich fühle ſo viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ihnen ſage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel

hundertmal sagen würde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter Brief.

Madam,

Freuen Sie sich! Ich bin entsetzlich für meinen Eigensinn bestraft worden. Dasmal auf einer Landkutsche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten lassen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Post zu erwarten, unmöglich so viel Böses wünschen können, als mir auf meiner Rückreise begegnet ist. Ueber sechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutsche und eine Nacht in der Schenke zubringen müssen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; so zerschlagen ist er mir. Ich habe hinnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weiß, ob ichs jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beschwerlichkeiten des Fuhrwerks sind immer noch das Wenigste, wenn ich an meine Reisegefährten denke. Stellen Sie sich einmal vor, wie ich in einem schwer bepackten Wagen nebst drey Personen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte ersticken mögen, eingeschlossen sitze. Ich will

Ihnen

Ihnen diese Leute auf die Art bekannt machen, wie ich sie habe kennen lernen. Ein befahrter Mann mit einem hagern Gesichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein paar kleinen pechschwarzen Augen, mit einer Nase, die ganz über seinen Knebelbart herunter hieng; kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weste, mit einem schwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergessen, war mein Nachbar. Ich sah ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund fest zu, damit er nicht etwan mitten im Fahren seine Kunst an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Gesichter aufsuchen will: so stößt er mich ziemlich freundschaftlich in die Seite, und präsentirt mir seine beinerne Schnupftobacksdose. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finstre Miene, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finstrer ich aussah, destomehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zeiz mit beywohnen. Es soll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unsern Leuten soll sein Probestück machen. Ich will gern sehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geschrieben, daß die Delinquentinn viel zu fett kurzen Hals hat. Je nun, wenn er sich auch nicht daran wagen wollte: so bin ich doch dazu. Und wenn der Hals in den Schultern stecket: so muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier

fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich sah das Stählchen bringen, ich sah das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervorragen, ich sah alles. Einer von den beiden übrigen Reisegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unserm ehrwürdigen Manne die meiste Hochachtung, und erkundigte sich sorgfältig bey ihm nach allen Personen, die in diesem Jahrhunderte im Sächsischen waren abgethan worden. Und das war unserm Scharfrichter schon recht. Er erzählte mit einer henkerischen Beredsamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperson, oder als College, seit der Zeit seines tragenden Amtes, das hieß, seit fünf und vierzig Jahren, beygewohnt hatte, und wünschte nichts mehr, als daß er sein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerdte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeschichte, die noch schrecklicher, als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Curen kamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und also schon in N***. Hier stieg unser Scharfrichter ab, und bedauerte sehr, daß es ihm Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier, wegen seiner Patienten, (es war eine Viehseuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten müßte. Nunmehr holte ich das erstemal

ſtemal aus freyer Bruſt Athem; nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer ſieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünſchte dem Scharfrichter noch allerhand Böſes; als ein junger Menſch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutſche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich ſahe ihn für einen jungen Studenten aus J - - an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Miene wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungeſittet, aber deſto gelehrter. Er beſuchte nach einem halben akademiſchen Jahre ſeinen Herrn Vater zum erſtenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit verſuchen, die er zu Hauſe ausſchütten wollte. Der Leinweber ſchlug ſich Feuer zum Tabak an. Dieſes erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Elektricität. Er brachte die ganze Sache in ein Syſtem, und docirte ſo gelehrt, daß der Leinweber vor Erſtaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfſchütteln, das mir das Stoßen des Wagens verurſachte, unſtreitig für einen Widerſpruch. Dieſes machte ihn nur hitziger, und ſeine Augen wurden ganz elektriſch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonſtrirte mir, daß mir die Haare zu Berge ſtunden. Ich wollte eben aus dem Wagen ſteigen, als der Leinweber zu ihm ſagte: Ich möchte Sie predigen

hören, es gehet Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, sagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater besteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angst an; ich dachte, Sie legten sich auf die Philosophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philosophie in der Theologie auf. Wer nicht demonstriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jerusalem, das sind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden ... Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünscht; denn so lange dieser da gewesen war, hatte unser Demonstrant kein Wörtchen geredt. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er versicherte mich, daß er es schon auf der Schule weit in der Poesie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er schalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Versen sagte er, daß kein Judicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er stieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unserm Kunstrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen so glücklichen Tag sollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unser Kutscher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit seiner Frau auf eine Hochzeit gereiset, und hatte die Herrschaft seinem Sohne, einem Lümmel von funfzehn Jahren, überlaß sen. Sie können leicht denken, daß nichts zu essen da war; aber das verschlug mich nichts. Der

Hunger

Hunger verging mir, so bald ich in die Stube trat. Ich wünschte mir nichts, als gut Wasser. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glase zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieser Gegend seyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und versprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge Laffe antwortete mir, daß sie ihre Kammern selber brauchten, und in den meisten Obst liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne, dieser brachte es so weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hätte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, sich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten sicher seyn möchte, als man die Tische aus der Stube schaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hüner, Gänse, Schweine, und was zither unter dem Ofen geschlafen hatte, lebendig, und besuchten mich, eins um das andere, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und schütteten Hopfen in die Stube. Was soll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der schon bey mir lag, an. Wir wollen Hopfen lesen, rief des Wirths Sohn, ich habe sung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach, Madam, wie ward mir bey dieser Anstalt zu Muthe! Bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören.

Mein Fuhrmann, den ich in der Angſt umarmte, und ihm alles verſprach, und ihn zu meinem Erben einſetzte, ſo krank war ich, fieng an zu ſchmähelen, und zwar ziemlich nachdrücklich; er redete mit des Wirths Sohne von der Peitſche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkoſungen dahin, daß er aufſtund und ſelbſt mit ſcheelte. Nun war ich ohne Troſt. Der Hopfen war geleſen, die Stube ward ausgekehrt, und itzt nahm der junge Wirth ſeine Geige von der Wand, und ſpielte ſein Leibſtückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub erſticken müſſen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu ſtolz war, mit zu tanzen, ſehr demüthig, daß ſie mir eine Kammer einräumen ſollte. Kurz, ich bewegte ſie, daß ſie mich in ihre eigne führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Muſik ganz betrunken. Ehe ich ſo glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein Paar Mäuſe ſchrecklich über mich weg. Ich, der ich vor dieſen Thieren natürlicher Weiſe zittere, ſprang aus meinem Bette, ſetzte einen Stul auf den Tiſch, und mich auf den Stul, und ſo blieb ich ſitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir,

daß

daß ich Ihnen ſchon ſo viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von ſeinen ausgeſtandenen Unglücksfällen? Ich küſſe Ihnen die Hand für alle die Freundſchaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hauſe erwieſen haben, und thue eine Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutſche zu fahren. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An den

Herrn von P***.

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlinn? Doch kann ich mir dieſe Frage nicht ſelber beantworten?

Ihr liebt und ſchmeckt das Glück der Zärtlichkeit,
In aller der Vollkommenheit,
In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Ovide lehrten lieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit
Die Fontenellen ſich beſchrieben.

Können Sie an der Seite einer ſo liebenswürdigen Gemahlinn wohl anders, als zufrieden, leben?

Ich ſehe ſie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unſchuld und Vergnügen.
Gefälligkeit und Sehnſucht blickt aus ihr,
Und Liebe herrſcht in allen ihren Zügen,
Sie ſieht ſich um. Nach wem? nach Dir!
Ihr Auge ſpricht. O laß michs wagen,
Und was ihr Auge ſprach, mit meinen Worten ſagen!
„O P** mein ganzes Herz iſt Dein.
„Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;
„Nein, jeder Tag muß Zeuge ſeyn,
„Daß keine wahre Freud uns fehlet,
„Seit unſre Herzen ſich gewählet,
„Und der beglückten Wahl ſich freun.
„Ein jeder Blick muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir ſtets zärtlicher empfinden,
„Daß wir ſtets feſter uns verbinden,
„Und jeden Augenblick bereun,
„Den wir nicht ganz der Liebe weihn.
„Ein jedes Wort muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir uns ſelbſt die Freuden geben,
„Die alle Stunden für uns reun;
„Daß uns vergebens Sorgen dräun,
„Daß wir vor keinem Unfall beben,
„Und daß, ſo lange wir nur leben,
„Uns alle Tag ein Feſt der Liebe prophezeihn.
„Ein jeder Kuß muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir kein größer Glücke wiſſen,
„Als uns des Lebens zu genieſſen,
„Als uns zu ſehn, zu ſprechen, und zu küſſen.“

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die vergnügten Augenblicke, die ich in Ihrer Gesellschaft und an der Seite Ihrer vortrefflichen Gemahlinn zugebracht habe. Ich sehe noch jede kleine Miene, mit der sie einander liebkosen, und einander tausend schöne Dinge sagen. Ich höre noch alle die aufrichtigen Lobsprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemahlinn beschrieben. Ich sehe noch die Röthe und die niedergeschlagnen Augen, die ihr diese Lobsprüche abnöthigten. Ich höre sie noch bitten, daß Sie sie nicht loben sollten, und jedes Wort überzeugt mich noch, daß sie es verdient. Warum kann ich denn nicht oft um Sie beide seyn, und an Ihrem Beyspiele die Stärke der Liebe, der Eintracht, und der Klugheit kennen lernen, wodurch Sie Ihre Zufriedenheit verdienen, indem Sie sie befördern, und wodurch Sie mich, als einen Zuschauer, allemal auf ganze Tage ruhig und glücklich machen würden! Ja, liebster P . . . wenn es bey mir stünde, ich käme noch heute zu Ihnen, und in langer Zeit nicht von Ihrer Seite. Doch es soll mir so gut nicht werden. Ich muß mit der Hoffnung zufrieden seyn, Sie mit dem Ende des Jahres erst wieder zu sehen. Aber werde ich denn binnen dieser Zeit nicht wenigstens einen Brief von Ihnen erhalten? Nicht Einen? Das wäre zu viel! Wenden Sie nur einige Augenblicke von denen, die Sie Ihrer Gemahlinn nicht schenken können, dazu an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie beide noch nach meinem Wunsche leben; daß Sie den Neid

ben so besiegen, wie das Glück; daß Sie mein Freund sind: so will ich zehn Briefe dafür schreiben, ohne eine Antwort zu begehren. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.

An eben denselben.

Hochwohlgebohrner Herr,

Ihre Frau Schwester, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich besorgt ist, hat mir befohlen, ein Trostgedicht an Sie aufzusetzen. Wollte Gott, daß dieses das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es ist es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verlusts zu sehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig sollte trösten können, und Sie sind zu betrübt, als daß Sie meinen Trost anhören sollten.

Was soll ich, Dich zu trösten, sagen?
Du klagst, und ich will mit Dir klagen,
Dieß ist der beste Trost für Dich.
Du weinest aus gekränktem Herzen.
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und ihr Verlust erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir sich in der Tugend üben?

Mit Dir ſich Deines Glücks erfreun?
Mit Dir die Laſt der Sorgen theilen?
Dir, wo Du gehſt, entgegen eilen?
Dir Freundſchaft, Welt und Wolluſt ſeyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; ſie ſind Liebe, ſie ſind die zärtlichſte Liebe, ſie ſind die ſicherſten Beweiſe von dem Werthe Ihrer ſeligen Gemahlinn, und Sie wären Ihrer nicht würdig geweſen, wenn Sie ſie weniger beklagen könnten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichſte Ehemann zu ſeyn! In dem erſten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte ihres Lebens vollendet hat, die Sie unausſprechlich liebte, die das edelſte Herz beſaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geſchaffen! Sie verlieren ſie, nachdem ſie Ihnen einen Sohn geſchenkt hat. Mein ganzes Herz weigert ſich, eine Perſon, der ich das längſte Leben verſprochen und gewünſcht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüthe der Geſundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geſchmückt, geſehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum ſtillen Verehrer ihres Geiſtes gemacht hat; ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert ſich, dieſe Perſon ſich itzt im Sarge vorzuſtellen. Der Abſchied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schweſter überſchrieben, hat mich tauſend Thränen gekoſtet: »Alſo muß ich Sie verlaſſen? O Gott, warum »habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie lieben »müſſen?

„müssen? Sie, Sie machen mir mein Ende schwer, „sonst nichts in der Welt. — Kann ich Sie denn „nicht noch ein Jahr besitzen? Doch, Herr, nicht „mein Wille, sondern der deinige geschehe! — „Verlassen Sie mich. Ich liebe Sie, ich sterbe.“ Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergesetzet. Es ist die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch sehr viel Trost. „Verlassen „Sie mich. Ich liebe Sie, — ich sterbe.“ Weinen Sie, liebster Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treusten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundschaft noch der Liebe kennen, sehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und schämen sich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es ist unmöglich, den ersten Regungen zu widerstehen. Es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe sich die Heftigkeit unsrer Empfindungen setzt; aber ich weis, daß Sie dieser Zeit, durch die Vorstellungen der Weisheit und Religion, zuvor kommen werden.

Denn, Freund, wem ist der Menschen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre standhaft seinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,
Ist er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach seiner Weisheit that.

Dieß

Dieß ist der einzige Trost, den Andre, und wir selbst uns geben können. Ich bedaure Sie aus Grund meiner Seele, und bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An den

Herrn von E***.

Halb ist es Rache, daß ich Ihnen so spät antwortete, und halb Beschäfftigung. Rache? werden Sie sagen; Ist nicht mein langes Stillschweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entschuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E ..; Sie mußten doch Ihre Noth jemanden klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weis Ihnen für diese Bescheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundschaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer so wohl wissen, als Ihr Vergnügen, und in beiden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Period ist nunmehr vorbey. Was soll ich Ihnen nun sagen? Daß ichs von Herzen gern höre? Das sagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde sind. Aber, wenn Sie mir geschrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren;

so hätte ich Ihnen auch in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, ist ein sicheres Verdienst zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und bin ꝛc.

Sechster Brief.

Gnädiges Fräulein,

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundinn von meinem Charakter geurtheilt, und wie glücklich würde ich seyn, wenn ich diese Ehre verdiente! Aber nein, ich sage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene sie nicht; und dennoch wünschte ich, daß Sie diese Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausspruch nicht wieder zurück zu nehmen; so sehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieses ist eine Eitelkeit, über die ich bey Andern spotten würde, und mir vergebe ich sie sehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weis, daß ich bey dem Lobspruche von hundert andern Fräuleins sehr gleichgültig geblieben seyn würde. Ich danke Ihnen also, gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meynung mit einer gewissen edlen Empfindung, zu der man allein fähig ist, wenn man von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben die-

sem

ſem Briefe an Ihre Freundinn gewünſcht, reich zu ſeyn, um mir jährlich eine Penſion ausſetzen zu können, und ich verſichere Sie, daß mich dieſer Wunſch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Penſion von einem groſſen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Groſsmuth zu, Andre ohne ihr Bitten glücklich zu machen, ſondern auch dieſe, ohne ſie es wiſſen zu laſſen, wem ſie ihr Glück zu danken haben. Dieſes können nur die edelſten Herzen. Aber, gnädiges Fräulein, wenn es bey mir ſtünde, ſo würde ich mir, wenn Sie einmal vermählt ſeyn ſollten, mehr wünſchen, als eine Penſion. Ich erinnere mich, daß La Fontaine in dem Hauſe der geiſtreichen Marquiſinn de la Sabliere zwanzig Jahre ſeinen Aufenthalt, und an ihr eine groſsmüthige Beſchützerinn und Freundinn gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich ſeyn, wenn ich La Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht ſo wohl auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La Fontaine ſo wohl, als - -? Doch Sie würden böſe werden, wenn ich den Gedanken fortſetzte: und eben ſo wenig darf ich Ihnen ſagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen Freundinn, und in meinen Augen verloren hat, ſeit dem Sie nicht mehr hier ſind; wie Sie beynahe der einzige Innhalt unſrer Geſpräche ſind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünſchen können, das Ihre Eigenſchaften verdie-

nen; alles dieſes darf ich Ihnen nicht wohl ſelbſt ſagen. Ich ſchließe alſo, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung ꝛc.

Siebenter Brief.

An eben Dieſelbe.

Gnädiges Fräulein,

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu ſchreiben, würde Ihnen bald zur Laſt, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen ſo ſorgfältig und ſo ſchön beantworten wollten, wie den erſten. Ich bitte Sie alſo, mir nur ſelten, oder nur in ein Paar Zeilen zu antworten, und aus dieſer Bitte zu ſchließen, daß ich lieber das größte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringſte Mühe machen will. Dieſe Beſcheidenheit iſt eine nothwendige Tugend, wenn man ſo viel Hochachtung für eine Perſon hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundinn ſo hart verwieſen, daß ſie Ihnen etwas von dem Beyfall gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart geſprochen habe? Sie liebt Sie viel zu ſehr, als daß ihr auch das geringſte Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig ſeyn ſollte; und ſie verſteht ſich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß ſie nicht

aus

aus meinen Worten, und aus dem Tone selbst, mit dem ich sie ausgesprochen habe, hätte schließen sollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Personen Ihres Geschlechts haben, zu wenig; und eben dieses Verdienst muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur destomehr erwerben, und Andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die Sie sich selbst versagen. Wer so lebhaft und richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der schreibt allemal schön, und um desto schöner, je weniger er daran denkt, schön zu schreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madam Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und selbst ihre Nachläßigkeiten sind noch liebenswürdig. Es ist ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns Ihr Geschlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon seyn. Vergeben Sie mir diesen pedantischen Ausspruch wegen seiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande seyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich selbst nicht gut schreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu schätzen weis. Ich habe die Ehre, zeitlebens zu seyn ꝛc.

Achter Brief.

Madam,

Sie sind die beste Frau von der Welt, und ich bin Ihr bester Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (lassen Sie diese Zeile Ihren Mann nicht lesen!) Sie verdienen einen noch bessern und vornehmern Mann, als Ihr C... ist. Dennoch darf Sie dieses nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich so viel Verdienste haben, als Sie und ... darf ichs sagen? als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in Q...? Ist mein Gedichte auf Ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört Ihr Mann ... Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer nachahmen, und eine so seltne Begebenheit verdient es ja wohl!... Hört Ihr Mann den süßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundinn, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geschickt hätten: so wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müssen Sie die Welt beschenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um diese Zeit ein Geschenke von funfzig Dukaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen sollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Lustgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten: so hätte ich meinem Pathen alle diese Dukaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücken; mit doppelten Herzen,

mit

mit Cometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. ... Ich soll sie aufheben; wollen Sie mir sagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr ist es zu spät. Ich besann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie also lieber bis wieder auf eine solche Begebenheit; denn itzt könnte ich meinem Pathen fast mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Segen dienen, in der Sprache der Betschwester zu reden. ... Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungrischen Wein, seinem Stande gemäß, im Keller haben soll. Sagen Sie ihm doch, daß er sich mit einem Antheil sehr beliebt bey mir machen, und zugleich, als mein ehemaliger Respondent, das Präsidium bey mir dadurch abtragen könnte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal sehen und küssen. Es sind freylich sechzehn Meilen; es ist auch schlechter Weg; es ist kalt: aber alles dieses wird mich nicht abhalten. Das menschliche Leben ist kurz, ich will reisen, und Sie noch einmal sprechen, und Ihnen ganze Wochen lang sagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie sehr ich stets gewesen bin, und noch bin ꝛc.

Neunter Brief.

Madam,

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin seit vierzehn Tagen ein rechter Heautontimorumenos. Lassen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verstehen, und das ich Ihnen vielleicht selbst nicht recht erklären kann. Es schickt sich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Lesen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat so was schwerfälliges und verdrießliches bey sich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauschen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriednen und mürrischen Menschen bedeuten, mein Herz sagts mirs; und wenn es auch was anders bedeuten sollte: so will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriednen bedeuten soll. Der bin ich, Madam! Ein vollkommner Heautontimorumenos bin ich seit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin; weiter weis ich Ihnen nichts zu sagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachsinnen sollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungestört verdrießlich seyn, wenn ich lange nachsinnen wollte? Ich habe die schönste Gegend vor mir, und ich nehme mich sehr in Acht, daß sie mich nicht rührt. Ich sehe sie an, und denke nicht auf das, was ich sehe, sondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieses, ich möchte jenes lesen, ich möchte sie alle lesen. Ich berathschlage,

schlage, welches ich lesen will, und nach langen Berathschlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich lese, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß sind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken sollten dunkel, die Sprache sollte ängstlich seyn; dann würde ich lesen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn wenn ich nicht krank seyn sollte: so müßte ich beynahe närrisch seyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Hasses gegen mich selbst, nicht seyn. In den ersten Wochen konnte ich mich an den mannichfaltigen Scenen dieser Gegend nicht satt sehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüsche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu sehen: so ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Itzt kommt ich nicht weiter, als von dem Pfarrhause auf den Kirchhof. Ich besehe die Leichensteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halbverloschnen Namen herausgebracht habe. Wenn ich auf den Denkmaalen die Worte finde, er starb alt und lebenssatt: so bewegt sich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem bessern Verstande, als ich es einmal in meinem siebenten oder achten Jahre war. Ich weis nicht, was mir für ein kindischer Wunsch damals fehl geschlagen seyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen

Baum im Garten, und bat den Tod recht inständig, daß er mich gen Himmel holen sollte; so verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verschließen läßt: so weis ich vor Angst nicht mehr, was ich anfangen soll. Aber warum kommen Sie nicht mehr in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande so unzufrieden sind? Das weis ich auch nicht, Madam. Ich glaube, ich warte darauf, daß Sie mich bitten sollen. Und wenn Sie mich bitten werden: so werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht inständig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reisen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmesser sehr höflich abfordern. Merken Sie diese List nicht? — Aber wer hat denn gesagt, daß ich schwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir selber, dieß ist es alles; und deswegen läßt man mir das Federmesser abfordern? Sagen Sies auf ihr Gewissen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders schließen, als daß ich mürrisch bin, daß ich selbst nicht weis, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondrisch bin? Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinen Wirth verschlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, lustig zu seyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeschlagen zu seyn? Das ist artig! Sie sind tausendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie lassen sich

viel-

vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieses sehe ich als die gröſste Wohlthat an, und küsse Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr ꝛc.

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L... haben bekannt machen wollen. Er ist aller meiner Freundschaft und Liebe werth, und seine persönlichen Eigenschaften würden mir schon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigsten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntschaft gesucht hätte. Um destomehr werde ichs thun, da mich die Freundschaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen seinen Herrn Vater dazu verbinden. Gesetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder selbst begangen habe, oder wohl noch begehe: so wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden seyn können. Gelehrt werden ihn schon andre Leute und sein eigner Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey seinen wenigen Jahren schon so viel gelesen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beiden läßt

sich

ſich alles hoffen. Leben Sie wohl, und ſchicken Sie mir bald wieder einen ſo geſchickten Jüngling.

Eilfter Brief.

An den Herrn von H—g.

Sie mögen ſeyn, wo Sie wollen, Sie ſind nirgends ſicher vor meinen Briefen. Ich habe mir ſo feſt vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor Andern ſchuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe ſchreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das ſchlimmſte iſt: ſo finde ich oft eine ſo große Wolluſt im Briefſchreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beſchrieben iſt. Aber zum erſtenmale will ich Sie nicht ſo ſehr erſchrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es iſt Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu beſtrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf dieſe Art noch vielmal würde ſatt ſchreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H..., es iſt mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umſtänden zu haben. Ich wünſche Ihnen die größte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hören,

ten, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von Niemanden lieber, als von Ihnen selbst. Sagen Sie mir dieses, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner sind: so will ich Ihnen wider meine Neigung versprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar schwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin ꝛc.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine schuldig wäre: so würde ich doch an Sie schreiben, und Ihnen sagen, wie sehr ich Ihr Freund bin, und wie sehr ich wünsche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freylich wünsche ich auch, daß Sie noch bey mir seyn möchten; und wenn sich Ihr Glück mit diesem Wunsche vertrüge: so würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indessen froh, daß Friede ist, oder daß wenigstens die Leute vom Frieden reden, weil ich auf diese Art Sie am ersten wieder in Sachsen zu sehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, sonst werde ich sehr finster aussehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madam S... vorgelesen, und sie war böse, daß er so kurz war. Wie gefällt Ihnen

dieser

dieſer Lobſpruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzuzuſetzen habe? Was macht denn der Herr Major G . . .? Sagen Sie ihm nebſt tauſend freundſchaftlichen Grüßen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreyzehnter Brief.

An drey Schweſtern.

Ich begehe eine Freyheit, die ſehr neu iſt. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geſchrieben, ohne ſie zu kennen, ohne ſie geſehen zu haben, und ohne ihren Namen zu wiſſen? Hören Sie mir unbeſchwert zu, meine drey unbekannten Schönen, (wofern anders dieſer Brief in Ihre Hände kommen ſollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L . . . zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie ſo gütig geweſen ſind, mich grüßen zu laſſen, und meine Schriften mit Ihrem Beyfall zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit beſitzen, oder, den Lobſpruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande ſeyn, wenn ich mich nicht nach Ihrem Namen hätte erkundigen ſollen. Ich that es; aber mein Freund war ſo boshaft und ſo eigennützig, daß er mir nicht darauf antwortete. „Ob Sie die Namen „wiſſen oder nicht, fieng er trotzig an; genug, es „ſind drey angenehme und kluge Frauenzimmer,

„drey

„drey liebe Schwestern, die den Geschmack und ihre „verführerischen Schriften lieben. Das ist alles, „was ich ihnen sagen kann. Sie wohnen in G . . . „Sehen sie, hier steht es; aber mehr erfahren sie „nicht, und wenn sie auch vor Neugierigkeit alle „Krankheiten auf einmal bekommen sollten.“ Dieses unbescheidene Compliment beleidigte mich um destomehr, da mein Herz von dem Lobspruche, den Sie mir ertheilet, noch ganz stolz war: dennoch verbarg ich meinen Unwillen mit einer gewissen lächelnden Miene, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne gesehen hatte, und fragte ihn ganz demüthig, ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an diese drey artigen Schwestern bestellen wollte, aber versiegelt. Ja, sagte er, weil sie noch Caffee haben, so will ich eine Pfeife Taback bey Ihnen rauchen; doch, so bald die Pfeife aus ist, so muß der Brief fertig seyn, oder ich bestelle ihn in meinem Leben nicht. Ach! der böse Mensch! Itzt klopft er den Knaster aus. Er steht gar auf. Ich möchte so gern noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte Sie so gern um Ihre Freundschaft bitten. Ich muß alles vergessen, wenn ich anders will, daß dieser Brief fortkommen soll. Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil zu sagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster- oder Michaelismesse vorbey lassen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen; ich schreibe, so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt sieht. Ich komme selten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische, ganz sauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weis ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich elle nach Hause, und nehme die Feder in die Hände, und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers seyn sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt ist, herein, und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath Butter und Brodt war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in seiner Sprache an: bingt mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph,

sprach

ſprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er ſichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeiſter und der Schulze auf ſeinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerſt geſehen, ſich bald ſcheckicht darüber gelacht hätten, ſo viel ſpaßhaftes Zeug ſtünde darinne; er ſagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der ſchon hübſch leſen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und ſeine Pfeife Taback in Ruhe rauchte, etwas daraus vorleſen ſollte, ſo würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen laſſen: ich wollte ihm was abbrechen, aber er ſagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groſchen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherſchreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, ſprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geſchrieben, er handelt nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr ſelber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht ſo viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen ſollte, und er that es zu meinem Glücke, denn außerdem würde ich mich dem Bauer ſelbſt entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten ſehen ſollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achſeln klopfte, und mich ermahnte, mehr ſolch

schnatisch Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag ausserordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser von dem Größten bis zu dem Holzhauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweyten Theil von der S** fertig zu machen, den Sie mit diesem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde schwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, sonst schreibe ich Ihnen keine solche merkwürdige Hist'rchen mehr. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

An die Madam S**.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie sind kaum abgereist, so schreibe ich schon an Sie, und ich denke, ich werde so lange schreiben, bis ich Sie wieder zurück geschrieben habe. In der That sind auch seit zweymal vier und zwanzig Stunden fast eben so viel Ursachen entstanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen scheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigsten melden. Ihr Herr Liebster hat gestern Nachmittage das Fieber nebst einem kleinen Frieselbekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu schreiben. Ich habe es ihm auch versprochen; allein in einer Sache, die Sie so nahe angeht, sehe ich es für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet sich itzt zwar ganz leidlich, und verschiedne Leute

wollen

wollen ihn heute auch gar haben ausgehen sehen; ich muß es aber am besten wissen, daß es noch sehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefähr den Porcellantisch umgestoßen, und gestern Nachmittags . . darf ichs Ihnen sagen? O wie bedaure ich Sie! . . gestern Nachmittags, denken Sie einmal das Unglück an! ist Ihr ganzer Silberschrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis diese Stunde noch weis, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle hersetzen wollte, die sich seit Ihrer Abwesenheit zugetragen haben. Nur noch Eine Ursache kann ich nicht verschweigen, die mich insbesondere Ihre baldige Rückkunft wünschen heißt. Es ist ein Ruf, den ich nach B . . mit der heutigen Post erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr, als jemals, je unschlüßiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madam, warum sind Sie doch gereist? Was soll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L . . verlassen kann, ohne Ihnen für die tausend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in so vielen Jahren erwiesen haben. Und gleichwohl . . Ich dächte, Sie kämen noch diese Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie . . Ob das alles wahr ist, was ich Ihnen erzählt habe? Ja wohl, Madam, denn, wenn ich nein sagte, so kämen Sie nicht so bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebster rufen. Was

wird wieder vorgegangen seyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hause nur auf Ihre Abwesenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madam. Ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An eben dieselbe.

Madam,

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie saßen und schrieben, und ob Sie gleich beynahe sechzehn Meilen von mir sitzen mochten: so konnte ich durch Hülfe des Traumes doch so viel sehen, daß Sie an einen guten Freund schrieben. Wer war froher, als ich? Ich sah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewisser, als daß Sie an mich schrieben, ja ich war schon etlichemal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und stieß so unvorsichtig an den Tisch, daß die Dinte umfiel. Ich wollte in der Angst entweder nach dem Briefe, oder nach der Dinte, greifen, und darüber wachte ich auf, und quälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Base erzählt. Sie sagte mir, die Dinte bedeutete Zank und Streit mit Abwesenden. Ach Madam! Nur nicht mit Ihnen!

Das

Das wolle der Himmel nicht! Nein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Laſſen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Poſttage an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen darf, wie hoch ich Sie ſchätze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn Sie in Dresden ſind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madam,

Machen Sie ſich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B.. kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführet werden ſoll. Ich will zu Ihnen nach G.. ziehen. Nach G..? warum denn das? Um den guten Geſchmack befördern zu helfen, der in dieſer Stadt unter dem Frauenzimmer herrſcht. Sollte man denn nicht den Mädchen eben ſo wohl Collegia leſen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut, liebe Madam, ſo ſuchen Sie mir ein halb Dutzend hübſche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poeſie, in dem Briefſchreiben, in der Philoſophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will ſo wenig ein Pedant, und ſo wenig ein junger Menſch ſeyn, als es die Beſchaffenheit meiner Zuhörerinnen fordert. Ich will auf öffentliche Koſten eine Frauenzimmerbibliothek anle-

gen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Lesen fehle. Ich sähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen sich zur Heirath entschließen: so wollte ich ihnen, zum Besten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel, sie zu erhalten, sie zu versüßen, und so weiter, lesen. Was meynen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geschlecht durch diesen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorsage, das sie morgen nicht mehr wissen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läse um die Ehre, und wenn mir die Witzigste von meinen kleinen Freundinnen zuweilen einige Liebkosungen machte: so würde ich mich für sehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in Ihrem Hause muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Gesellschaft ist die erste Ursache, warum ich in G.. leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Pastor,

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern

Freun-

Freunden vermiſſe! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Perſon zu ſehen und zu genießen, außer in einer andern Welt. Da ſollen unſre Umarmungen erſt angehen, wenn uns eine gewiſſe Stimme in unſerm Herzen ſagen wird, daß wir es ſind, die ſich einander ſuchen. Gott! Was iſt es für eine Wolluſt uns das Gefühl der Freundſchaft! Und wie wenig ſind derer, die dieſes Geſchenke des Himmels zu ſchätzen und zu gebrauchen wiſſen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit ſoll mir manche ſchwere Stunden erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben dieſe Dienſte! Ich traue es ihr wenigſtens zu. Was würde die Welt, die dieſer Empfindungen nicht fähig iſt, von uns denken, wenn ſie uns ſo reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundſchaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigne Menſchheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthiget wäre, Sie zu lieben, und den Werth ihrer Freundſchaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergeſſen, und von Ihren mir überſchickten Werken reden. Ich habe ſie mehr, als Einmal geleſen, und allemal ſehr ſchöne Stücken darinnen gefunden; aber ganz haben ſie mir niemals gefallen. Laſſen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet ihrer gemachten Verbeſſerungen, einen gewiſſen Zwang in Ihren Erzählungen, der ſich bald von

der kurzen und sich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herschreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner stets beleidigend bleiben wird. Ich habe sie meine Freunde lesen lassen, die alle schon Ihre Freunde sind; und alle diese sind meiner Meynung, und wünschen von Ihnen weit lieber andre Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimlose, als gereimte Gedichte zu lesen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Prosa aufzumuntern, in der Sie ungleich stärker und neuer sind, als in der Poesie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelassen in die Ausgabe Ihrer Poesien willigen sollte. Verlangt aber Ihr Glück dieses Opfer, so wollte ich doch wünschen, daß Sie Ihren Namen nicht vor das Werk setzten. Ich sage Ihnen dieses mit schwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur strenge seyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienste genug um den guten Geschmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den schönen Wissenschaften durch andre Schriften befriedigen, wenn es Ihnen sonst Ihre Amtsgeschäffte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden vieles von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umständen gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Per-

son gekommen; aber funfzig Meilen, das ist freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebste und allen, die zu Ihrer Freundschaft gehören, und schreiben Sie mir ja bald wieder.

Neunzehnter Brief.

An eben denselben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geschwiegen hätten: so würde ich doch nicht einen Augenblick auf die Gedanken gefallen seyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein, ich liebe Sie so sehr, daß ich gar nicht in diese Versuchung gerathen kann; und so grausam auch der Ausspruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: so habe ich doch nicht die geringste schlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich sah wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein ich sah auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Absichten diesen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Bescheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittre Meynung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigne Stärke. Es ist in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum ist man es, so ist man unruhiger, als jemals; und so gern ich, in Ansehung der Welt, die Zahl der guten Scribenten vermehrt sehe: so sehr bedaure ich oft

das Schickſal eines Autors, der ſich mit tauſendfacher Mühe den ungewiſſen Beyfall der Welt erkauft, der am Ende noch ſchwerer zu behaupten, als zu erlangen, iſt. Ja, lieber Herr Paſtor, ich freue mich, es iſt wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich ſolche feine Lobſprüche leſe, als die Ihrigen ſind. Ich gefalle mir; aber wie lange? Ein einziger gegründeter Tadel reißt alle mein Vergnügen darnieder. Die Begierde, immer einen neuen Verſuch zu wagen, und die ſchrecklichen Gedanken: Wird es dir auch gelingen? Wirſt du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke, arbeiten? Ach was ſind das für heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors ſchmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Proſa. In dieſer verſpreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freunde, durch Sie viel Ehre. Vielleicht iſt Ihrem kleinen Jacob das Glück, oder Unglück aufgehoben, ſich durch die Poeſie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnaſſe zeigen kann, den ich gern ſelbſt erſtiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen ſuchen ſoll! Lehren Sie ihn, ſo bald es ſeine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieſer Verfaſſung zu mir kömmt: ſo werden wir ſchon gute Freunde ſeyn, und gern mit einander ſtudiren. Der zweyte Theil der G.. iſt ſchon auf der Michaelsmeſſe herausgekommen. Ihre Frau Liebſte hat alſo nicht Urſache, auf meine Langſamkeit böſe

zu seyn; vielleicht aber auf meine Geschwindigkeit, wenn sie das Werk gelesen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenstes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der größten Hochachtung und Aufrichtigkeit ꝛc.

Zwanzigster Brief.

An den

Herrn von A**.

Ihr Geschenke ist mir sehr angenehm gewesen, doch die freundschaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, ist mir noch kostbarer, als das Geschenke selbst. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern stehen sehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, der ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünschen, daß ich sie verdienen mag. Ja je gewisser ich weis, daß Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen oder hoffen, destomehr wünsche ich mir eine Gelegenheit, erkenntlich zu seyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigstens eben so gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weis ich, und die mir auch die liebste ist, wenn sie nur schon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich sehe Sie gewiß noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlinn; ich sehe

Dereinst

Dereinſt noch einen Sohn, entflammt von Deinem Namen,
An Deinem Beyſpiel ſich erfreun,
Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen,
Des beſten Vaters würdig ſeyn.

Ich bitte um Ihre Freundſchaft, ob ich ſie gleich ſchon habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gerne ſchreiben; denn warum ſchreiben Sie ſo ſchön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein Schweſter das ehrerbietigſte Compliment zu machen. Wie viel Glück wünſche ich dem, der ſie verdient! Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung Ihr ergebenſter Freund und Diener.

Ein und zwanzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Um mich wenigſtens durch eine gute Abſicht um den jungen Herrn von G** verdient zu machen: ſo will ich einen Vorſchlag zu ſeiner Erziehung thun. Er iſt gar nicht ſinnreich, er iſt vielmehr natürlich und einfältig, und vielleicht deswegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Beſitzer ſeiner eignen Güter werden: ſo kann er nie zu viel lernen, und, um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hauſe hat tauſend Hinderniſſe. Ein Hofmeiſter kann unmöglich alles wiſſen; und wenn er auch viel weis: ſo hat er doch nicht allemal die

Gabe,

Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müssen leicht und angenehm lernen, ehe wir wissen, wie viel wir zu lernen haben. Es ist nicht genug, zu lernen, wir müssen auch beyzeiten mit der Welt bekannt werden; allein, die Welt zu Hause ist nicht allemal die beste. Wir sehen nur immer einerley Geschöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, so bemerken wir auch Andre wenig. Kurz, wir bleiben gern schläfrig in unserm eignen Hause, und werden in unsern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hause zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch schreiben. Ich will nur sagen, daß es so wohl für den Verstand eines jungen Menschen, als für sein Herz und für seine Sitten, vortheilhaft ist, wenn er an einem fremden Ort erzogen wird.

Könnte sich die gnädige Mama entschließen, ihren Sohn von sich zu lassen: so wünschte ich, daß er unter der Aufsicht eines Hofmeisters, dessen Herz eben so gut seyn muß, als sein Verstand, je eher, je lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr ist erst zehn Jahr alt. Dieß sind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus sich machen läßt, weil unser Herz nicht weis, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: so wird es uns so gar beschwerlich werden, müßig zu seyn.

Man

Man weis oft nicht, wozu ein junger Mensch geschickt ist, bis er vieles versucht hat. Es ist also gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu sehen und zu hören. Der Herr von G.. hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeister in Sprachen, in der Musik, im Zeichnen, zu ihm auf die Stube gehen lassen. Er wird auf eine leichte Weise zu den ersten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht beyzeiten, damit er den Körper in seine Gewalt bekömmt, und derselbe desto dauerhafter wird. Er geht mit seinem Hofmeister in Gesellschaften, und wird der Welt gewohnt, ehe sie ihn noch rührt. Er speist an einem Familientische, und wohnt in dem Hause eines angesehenen Mannes, wo er stets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf diese Art ist der junge Graf.. als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in sein sechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit seinem Hofmeister auf Reisen gegangen. So sind itzt noch verschiedene sehr junge Herren hier. Der Vortheil ist groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu seyn. Kommen sie in dem sechzehnten oder achtzehnten Jahre erst auf Universitäten: so sind sie oft schon zu lüstern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch die bösen Beyspiele, wenn sie auch das beste Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausschweifungen verleitet. Es versteht sich, daß sich der Hofmeister wenigstens auf sechs Jahre dem jungen Herrn

ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufsicht lassen muß. Er muß sein Freund, aber auch sein Gebieter, seyn können. Er bildet seinen Verstand und sein Herz, und sorgt, daß diejenigen, die ihn unterweisen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles selbst. Es versteht sich ferner, daß der Hofmeister auch mehr, als gewöhnlich, belohnt werden muß. Und was ist es denn, ob der junge Herr etliche tausend Thaler mehr, oder weniger hat, wenn er dafür geschickt worden ist, der Welt und sich zu dienen, zu seiner Ehre, zu seinem Vergnügen, zu seinem Glücke, zu leben, und sein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn sich Herr K.. zu dieser Stelle verstehen wollte: so hielt ichs für sehr gut. Er hat Verstand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an seine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das ist leider schwer. Ich erwarte Ihren Ausspruch, und bin ꝛc.

Zwey und zwanzigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich mir sie doch nehmen; so groß ist mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja, ich bin so stolz, daß ich gar glaube, daß

Ihnen

Ihnen diese Versicherung nicht gleichgültig seyn kann.

Estimer la vertu, c'est toujours ma maxime;
Voyez vous la raison, pourquoi je vous estime?

Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieses Geständniß unangenehm seyn sollte; dazu aber sind Sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es ist also gewiß, daß ich vor Andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieses gesagt: so dürfte ich bald meinen Brief schließen, damit ichs Ihnen nicht noch Einmal sage. Doch, ich kann noch nicht schließen. Ich muß erst fragen, wie Sie leben. — Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigstens weis ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie diese aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu schreiben, und ich würde Sie recht inständig darum bitten, wenn ich dieses Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eignen Gütigkeit, als meinen Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beständig mit der größten Hochachtung seyn ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

Liebe Mama!

Meine Schwester hat Ihnen gesagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen lassen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es Ihnen eben so gern schicken, wenn ichs nur noch hätte, aber ich habe es nicht mehr. Wo hast das denn hingethan? Wo ichs hingethan habe? Ich habe es . . soll ichs Ihnen sagen, meine liebe Mama? Ich habe es . . Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. Geschwind laß dirs wiedergeben, und schicke mirs. Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weis, weinte ich nicht alsdann selbst mit. Ich bin ihr gut, sie ist mir wieder gut, und so sind wir einander schon lange gut gewesen, und ich denke, wir werdens noch lange seyn. Sage mir nur, ob das dein Ernst ist? Du bist ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht so gewogen gewesen? Das weis ich selbst nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen sehen sollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie ist recht artig, und in meinen Augen schön. Sie sieht fast so aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt sind. Lassen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Dürfte ich sie denn nicht einmal mit nach

Hauſe bringen? Vielleicht könnte ich ſie alsdann dewegen, daß ſie Ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama? Sie haben mir ja wohl eher gewünſcht, daß ich eine ſtille und hübſche Frau finden möchte; warum ſollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein ſolch Mädchen habe? Ich ſinne itzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und ſie heirathen kann: alsdann wollten wir unſre Mama zu uns nehmen; denn, nicht wahr, es würde Ihnen beſſer bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und ſehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum Abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle ſehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falſchheit reden; und ehe ich dieß anhöre, ſo will ich die Angſt, zu halben Tagen ſo unbeweglich, wie eine Bildſäule, zu ſitzen, lieber noch einmal ausſtehen, und mich vom neuen malen laſſen. Aber, Mama, reden Sie nicht etwan im Eifer ein Wort wider das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu ſind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr liebſter Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe: ſo bin ich doch ſonſt viel beſſer, als meine Brüder; und im dreyßigſten Jahre geht dieſer kleine Fehler ja noch wohl an ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Seyn Sie so gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr als zehnmal die Ehre gesucht, ihm selber bey seiner Anwesenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den großen Perücken, vor den Sammtröcken, vor den reichen Westen, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorsaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weste mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur seidene. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs, dem einen Bedienten, der mich, ich weis nicht warum, lange ansahe, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelassen, und ich schämte mich, daß mein Name einem so wohl gewachsenen Menschen unbekannt war. Ich blieb also demüthig stehen, und sahe zum Zeitvertreibe die Gesichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was sie bey ihm suchten. Bey vielen war mirs unmöglich, etwas heraus zu bringen; sie sahen mir aus, als wenn sie es selber nicht recht wüßten: aber den meisten sahe ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß sie einen Lobspruch, eine Pension, ein besseres Amt, oder so etwas suchten. Diejenigen, die etwas in dem Busen stecken hätten, oder deren Taschen dicke wären, machten mir die wenigste Mühe. Was konnten sie anders

anzubringen haben, als Disputationen, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungeſtümen, die den Großen ihr Schickſal ſo ſauer machen. Kurz, ich gieng fort, und glaubte, daß ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um ſeine fernere Gnade für mich, wenn ich ſie verdiene . . . Iht Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das iſt doch nicht recht, daß Sie ſich in der Liebe von ihm übertreffen laſſen. Machen Sie doch bald Sich und ein Mädchen glücklich.

Ich ſing alsdann gewiß ein Brautgedicht,
Wovon? das weis ich izt noch nicht.
Ich könnte von der Liebe ſingen;
Von ihrer Liſt; von ihren Schlingen,
Die ſie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der ſie ſich der Sterblichen bemeiſtert,
Wie Bilder oft mit Witz begeiſtert,
Wie Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,
Die Freyen ſpröde, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu;
Wie ſie Betſchweſtern oft in ihrem Singen ſtöret,
Und morgen ſchon verbuhlt die Mütter ſeufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd,
Bey ihrem Fluch, das Lieben unterſagt;
So könnt ich von der Liebe ſingen,
Wie ſie vom Feld an Hof, die Großen zu bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern ſchleicht,
Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alter keucht.

Aus dem Bramarb bramarbasiret,
Aus dem Pedanten meditiret,
Aus süßen Herren roffiniret;
Dieß alles sing ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübsches Gedicht auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, außerdem möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poesie zu alt werden. Ich will meinen Brief schließen, ich möchte sonst mehr schreiben, als Sie zu lesen Lust hätten, und ich will Ihnen zugleich versprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen sicher seyn sollen. Grüßen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Fünf und zwanzigster Brief.

Mein fauler Freund,

Damit ich auf gewisse Weise eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir schreiben dürfen: so habe ich in Ihrem Namen selbst einen Brief an mich aufgesetzt. Seyn Sie so gut, und lesen Sie ihn durch, streichen Sie die Stellen mit Bleystift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und schicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herr Friderichen, damit er mir ihn zuschicket. Hier ist der Brief:

„Mein lieber Freund,

„Wundern Sie sich ja nicht, daß ich seit etlichen „Jahren noch keine Zeile an Sie geschrieben habe. „Ich bin E - -, das ist genug gesagt. Eben so we„nig müssen Sie sich wundern, daß ich Ihnen Ihr „Manuscript noch nicht geschickt habe. Es ist wahr, „Sie haben mich darum gebeten; Herr G - - r hat „auch schon etlichemal deswegen auf mich ge„schmählt, ich habe es auch fortschicken wollen; „aber, wie ich sehe, liegt es noch da. Je nun, wer „kann sich helfen? Genug, daß Sie Ihre Gedichte „itzt erhalten, und zwar in eben der Beschaffenheit, „wie Sie mir sie auf meinen Tisch gelegt haben. „Sie irren nicht, wenn Sie glauben, daß kaum die „Hälfte davon gut ist. Werfen Sie die angestriche„nen weg, und heben Sie die andern bis zu einer „neuen Auflage auf. Zum Unterstecken sind sie noch „eher gut, als ein neu Regiment davon aufzurich„ten. Denn im Vertrauen gesagt, sie sind weder „recht gut, noch recht schlecht:

As heavy mules are neither horse nor ass,

„könnte ich zu Ihnen sagen, wenn Sie nicht Ihr „bißchen Englisch vergessen hätten. Hätten Sie „mirs doch von meinen Gedichten bewiesen, werden „Sie denken; aber ich antworte mit dem Cicero: „Neque - - si quid est euidens, argumentari so„leo: perspicuitas enim argumentatione eleuatur. „Also brauche ich keine lange Critiken zu machen,

„und zwar aus Liebe zur Deutlichkeit. Kurz, mein „lieber Freund, keine Gedichte mehr!

O! Dichter, denkt an Philomelen!
Singt nicht, so lang ihr singen wollt!

„Wollt ihr aber nicht folgen, nun so ist euch das „Urtheil schon gesprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit!

„Für die überschickten Näschereyen und für den gu„ten Knaster bedanke ich mich, mein guter Freund. „Ich habe mirs recht gut mit ihrem Bruder schme„cken lassen. Ich weis nicht, es ist alles so niedlich, „so himmlisch, was von Leipzig kömmt. Immer „fahren Sie fort, mir von Messe zu Messe so was „zum Weine zu schicken. Ich will auch heute Ihre „Gesundheit bey Renkendorfen trinken. Ich bin, „wohne es Ihnen unter etlichen Jahren wieder zu „schreiben, Ihr Freund und Diener E...“

Dieß ist die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgesetzt habe. Nehmen Sie geschwind eine Feder, und schreiben Sie, wo Sie es für gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und schicken Sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weis ichs Ihnen nicht zu machen ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

Madam,

Aus Ihrem letzten Briefe sehe ich zwar, daß Sie die Comödien nicht ganz hassen; allein ich sehe auch, daß Sie von dem Nutzen derselben noch nicht sehr überzeugt sind. Es kränkt mich, daß die Comödie Ihren völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren soll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit, daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem so lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie leugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Comödie nicht; dazu ist Ihr Geschmack viel zu schön. Nein, Ihr Verstand preist solche Arbeiten, und Ihr gar zu gewissenhaftes Herz verwirft sie. Erlauben Sie mir die Ehre, Madam, daß ich Ihr Herz hierinnen widerlegen darf. Glauben Sie wohl, daß eine Schrift nützlich ist, wenn sie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und Meynungen der Menschen auf eine sinnliche und spöttische Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft, liebenswürdig vorstellt? Ich höre Sie diese Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke sehe ich noch eine zweifelhafte Miene in Ihrem Gesichte entstehen. Sie wollen mich vermuthlich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine spöttische Art zeigen müßte, und ob es der Menschenliebe nicht gemäßer sey, sie mit sanftem Ernste zu lehren und zu bessern? Diese liebreiche Frage ist leicht beant-

wortet. Gewiſſe Krankheiten des Geiſtes ſind eben ſo wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewiſſe Krankheiten des Körpers. Die Satyre iſt der Moral eben ſo nöthig und heilſam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunſt. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen ſeyn, wenn man ſie nicht wider einzelne Perſonen, ſondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Geſpräch ſchreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in ſolche Umſtände verwickele, daß ſie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine ſolche Art entdecken, daß man ſie bald belacht, bald haßt: ſo ſehe ich nicht, wie dieſes die Menſchenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verleumderiſche Clelia, ein unerträglicher und großſprecheriſcher Damon auf dem Theater, ſind nichts, als der Geiz, die Verleumdung, und Großſprecherey ſelbſt. Dieſe Leidenſchaften verſpottet der Comödienſchreiber; dieſe läßt er in einzelnen Perſonen handeln und herrſchen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches dieſe Laſter bey ſich führen. Er ſpottet nicht, um zu ſpotten, ſondern um zu lehren.

Aber, werden Sie ſagen, man denkt doch bey den Perſonen in der Comödie an Perſonen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen, oder Verleumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Perſonen, an welchen ich dieſe Fehler wahrgenommen ha-

he, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt also nicht sowohl den Haß gegen die Laster, als gegen lasterhafte Personen. Und wie leicht kann dieser Haß ungerecht, und den Gesetzen der Menschenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geschöpf ansehe, wie leicht wird mirs nicht seyn, ihm meine Dienste, meine Gefälligkeiten zu entziehen, seine Fehler zu vergrößern, bey aller Gelegenheit bekannt zu machen, und auf seine guten Eigenschaften, die er etwan noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Geduld ertragen, und seine Gemüthsart zu verbessern suchen, wenn mir seine Person einmal verhaßt ist?

Ich gebe zu, daß die Comödie diesen Fehler nach sich ziehen kann; aber er ist nicht sowohl ihr, als uns, eigen. Man lasse den Redner oder Poeten die bösen Neigungen, welche wir Laster und Thorheiten nennen, im strengsten Ernste beschreiben. Es soll ihm kein spöttisches Wort entfahren. Er soll nur seine Laster recht nach dem Leben und auf ihrer verächtlichsten Seite entwerfen. Wird seine Rede, wird sein Gedicht, indem es uns mit dem Hasse gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Hasse gegen die Thoren beleben? Die Comödie ist also nicht daran Schuld, weil sie eine Comödie ist; eben so wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Ekel ist, der wider die Unordnung in diesem Zimmer in mir entsteht. Endlich ist die Verachtung und

der Ekel gegen die Thoren, den die Comödie erregt, an und für sich nichts strafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Gesetz der Religion lieben. Ich soll ihn vielmehr in diesem Verstande verabscheuen, und nur so viel Liebe für ihn haben, als nöthig ist, ihn zu bessern, wenn er sich nicht selbst widersetzt. Und wenn die Comödie wider diese Art der Liebe zu streiten scheint: so darf man die Schuld dem Poeten nicht beymessen. Seine Absicht ist, die schlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er sie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den Geiz als abscheulich vorstellet, kann zur Lieblosigkeit gegen die Geizigen eben sowohl Gelegenheit geben, als die Comödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madam, als ob Sie mit der Auflösung dieses Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Comödien vorzubringen? Vielleicht dieses, daß sie zur Eitelkeit verleiten? Daß sie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß sie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beydes weit nützlicher anwenden könnten? Darf ich bitten, so lassen Sie mich auf diese Einwürfe im Namen der Comödie antworten. Die Comödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht sagen wollen, daß sie dem Frauenzimmer und den jungen Mannspersonen Gelegenheit giebt, sich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenlie-

he etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht sagen wollen, daß durch den Innhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit, oder ein solches Verlangen beygebracht werde, welches bloß auf die Befriedigung unsrer Sinne und unsrer Einbildung geht. Zu dem ersten können alle öffentliche Versammlungen, und sogar diejenigen, die der Andacht gewidmet sind, Anlaß geben. Der andern Gefahr sind wir bey allen Gesellschaften ausgesetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was ist also die Eitelkeit, von der Sie reden? Sind es die verliebten Streiche, die listigen Verstellungen und Betrügereyen, die grenzenlosen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie diese Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Comödien und Nachspiele sind mit einer strafbaren Liebe und mit närrischen Romanstreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunst nach, sondern man bringt die grobe Natur selbst auf das Theater. Man beleidiget unsern Verstand durch ungesittete Vorstellungen, und unser Herz durch böse Neigungen. Man wird ein Possenreißer, ein Unverschämter, um seinen elenden Witz sehen zu lassen, und auf Kosten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle solche Stücke und alle schlimme Stellen in guten Stücken, sind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anstoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß sie

oft

oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann sie dafür, daß sie nicht Freunde und mächtige Beschützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuschauer wachen?

Allein die meisten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein, es wäre besser, daß sich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen schlössen. Viele sonst wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume stehen, daß eine Comödie ein verliebtes Mährchen sey, wenn die Poeten in ihren Lustspielen mehr an andre geschickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den sie in dem Herzen der Menschen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unschuldige Liebe ist das empfindlichste Vergnügen der Menschen. Und da uns die Natur mit diesem Affecte gar zu genau verbunden hat; da so viel Glück und Unglück aus dieser Begierde entsteht: so kann die Liebe nie zu sehr auf ihrer schönen Seite, und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausschweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige Zärtliche und närrische Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüstige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin stellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, ist, so sehr man sich mit der Nachahmung der menschlichen Handlungen

schützt,

schicht, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und also auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich ist, bleibt es auch auf der Schaubühne, und soll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutsamkeit, gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung setzt: so sind wir ihr für diesen Dienst sehr verbunden. Je mehr sie uns an Beyspielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und gesittet ist; desto mehr wird sie uns zu beiden Eigenschaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für sehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene sagen, was wir nicht seyn sollen: so lehren uns diese zugleich, was wir seyn sollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verleumderinn und Mißgünstigen, macht diese weit verächtlicher; so wie diese jene im Gegentheil erhebt. Freundschaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe, und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menschliche Gesellschaft ruhig machen, sollten zum Besten der Tugend eben so reizend auf der Schaubühne vorgestellt werden, als man die schlimmen Neigungen ungereimt und widrig abschildert.

Ihr letzter Einwurf wider das Theater, scheint bloß die Verschwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gebohren zu seyn glaubt, um sich bloß zu belustigen, kann allerdings nie zu sorgfältig mit seiner Zeit umgehen.

Indessen

indessen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande ist, etwas wichtiges zu verrichten. Aber werden Sie sagen, sind denn dieses eben die Stunden, wenn die Comödie angeht? Könnte man diesen dieser Zeit nicht noch etwas nützlichers vornehmen? Ja, Madam. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müssen besondre Umstände rechtfertigen, wenn er sich keinen Vorwurf machen soll. Aber so viel ist doch gewiß, daß wir zuweilen von unsern ordentlichen Geschäfften ausruhen müssen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieser Absicht ist das Vergnügen eben so nothwendig, als die Arbeit, weil diese ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und schläfrig, von statten geht. Wenn ich nun diese Erholung, dieses Vergnügen in der Comödie finden kann: so ist meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, außer dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unser Geschmack, unser Verstand, unser Herz, unsre Sitten und Lebensart können darinn verbessert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem gutem Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, ob gleich auf unterschiedne Weise. Und eben deswegen verdienet der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er so allgemein ist. Es ist wahr; man könnte die Comödie, als ein gutes Gespräch, zu Hause lesen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen

Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madam, daß eben durch die öffentliche Vorstellung auf dem Theater die Comödie erst recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geschicklichkeit des Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden sie entweder gar nicht lesen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorstellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und sinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: glauben Sie wohl, daß sie etwas anhören würden, was sie oft nicht wissen wollen? Die beste Comödie verliert ihre Kraft, wenn sie nicht Aufmerksamkeit findet. Und man liest doch meistens, oder läßt sich solche Stücke lesen, weil man mit seinem Nachdenken dabey müßig seyn will. Ein guter Acteur ist bey dieser Krankheit der beste Arzt. Er zwingt uns durch seine Geschicklichkeit die Aufmerksamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit sich hindurch, ehe wir wissen, daß wir ihm schon so weit nachgefolgt sind. Wenn also witzige und moralische Gespräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: so sind doch die Comödien, in so weit sie öffentlich vorgestellet werden, weit kräftigere und allgemeinere Mittel, diese doppelte Absicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas muntres und witziges zu lesen und zu hören: diesem verschafft sie das Theater. Mancher würde den Abend auf seinem Lehnstuhle vergähnen,

oder ſein Geld auf dem Caffehauſe verſpielen; oder in einer elenden Geſellſchaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Setzen Sie nun zum voraus, daß die Wenigſten ſo viel Klugheit beſitzen, ſich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die Meiſten immer ein Vergnügen ſuchen: ſo werden Sie ſehen, wie nöthig es iſt, dem Volke in einer großen Stadt ſolche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerſpiele ſind.

Was die Koſtbarkeit dieſes Zeitvertreibs anlanget; ſo gebe ich Ihnen gern zu, daß jeder, der die Comödie zu oft beſucht, er bezahle nach ſeinem Stande den theuerſten, oder den wohlfeilſten Platz, in ſeiner Art eine Verſchwendung begehen kann, wenn er ſich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man ſich ſein Vergnügen nicht zuweilen verſagen, und das Geld dafür zu einer Guthat anwenden? Endlich ſollte ich glauben, daß, wenn auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwande gäbe, ſie deswegen noch nicht einzuſtellen wäre. Man ſchließe alle Theater zu, dennoch werden diejenigen, die ſich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts erſparen. Sie ſuchen andre Gelegenheiten. Und iſt es denn nicht beſſer, daß ſie eine ſolche ſuchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen geſorgt hat?

Es könnte vielleicht den meisten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erstlich sollten die Comödianten einen geschickten und edelgesinnten Aufseher haben, dessen Urtheile sie alle Stücke unterwerfen müßten, welche sie aufführen wollten. Dieser vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närrischen Possenspiele, auf das Theater lassen. Er würde so gar in den guten Stücken die freyen und anstößigen Stellen wegwerfen, und also sorgen, daß beide Geschlechter ohne Gefahr alle Comödien anhören könnten, und nie die Einen bey dem Händeklatschen der Andern die Augen niederschlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Personen müßten alle Stücke sicher besuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und schöne Stücke zu liefern, müßte der Aufseher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erste oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geschieht. Ferner müßte ein Abend für das Armuth, oder zu andern guten Anstalten ausgesetzt werden. Wie sehr würde dieses den Poeten und den Acteur ermuntern, wenn jeder wüßte, daß er durch seine Mühe heute ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müßten eine ansehnliche Besoldung und einen gewissen Rang bekommen, damit sie ordentlich und anständig leben, und die übeln Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Comödie zur Schande,

viel-

vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht, zu machen pflegt. Wenn die Comödie so eingerichtet wäre, wie sie seyn sollte; so wäre ein guter Acteur ein sehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Mensch würde sich schämen dürfen, eine solche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Kosten erhalten werden. Man müßte beständig für gute Musik sorgen, damit auch auf dieser Seite das Vergnügen der Zuschauer befördert würde. Diese Anstalten sind alle leicht auszuführen, wenn sie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt, unterstützt werden.

Und wenn die Comödie eine solche Gestalt gewönne: so sehe ich nicht, was man für ein unschuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte. . . .

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

Liebe Madam,

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie schreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von . . Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich ist! Ich kann sie nicht

einmal alle abdrücken; doch Sie werden mir schon auf mein Wort glauben. Es ist wahr, es ist unter allen den Briefen keiner so schön geschrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundschaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten also sehr ungerecht seyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unsern Briefwechsel so lange unterbreche, bis ich diesen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich sage Ihnen dieses nicht deswegen, als wo ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlassen würden, nicht ohne die gerechteste Ursache verabsäume. Bin ich nicht bis zum Erstaunen gewissenhaft?

Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie stets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie schreiben werde, als zeither: so würden Sie etwas wissen, das nicht recht zusammenhängt, und das dem ungeachtet sehr wahr ist. Ich weis nicht, was ich für ein ungezogener Mensch werde. Ich schreibe gar nicht gern mehr

Briefe.

Briefe. Es liegen ihrer mehr, als ein halbes hundert, auf dem Fenster, die ich seit Ostern hätte beantworten sollen. Ich weis nicht, wie viel darunter von Ihnen sind; allein ich mag es auch nicht wissen. Ich müßte suchen, und wenn ich suchte; so würde ich viele andere finden, die ich gar nicht sehen mag. Also mögen Sie alle liegen. Wenigstens weis ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie loben mich darinnen, und zwar recht hübsch. Sie führten mir auch einen Lobspruch aus einer gewissen Schrift an, dafür ich Ihnen sehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonstriren könnten, daß ich ihn in der That und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieser Nachricht das Vergnügen, den Verfasser dieser Schrift bey mir zu sehen, ohne es damals zu wissen, daß er der Verfasser und mein Lobredner war. Er ist ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht so gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo sind Sie denn itzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Wo denn? Etwa in Amsterdam? Noch weniger. Also müssen Sie doch auf Ihrem Landgute seyn? Ich freue mich! Nun, das ist mir sehr lieb. [illegible] in Sachsen reisen, [illegible] in kurzer Zeit wissen; so [illegible] Sie nun nicht [illegible] und [illegible] gefahren [illegible] Mehr will ich Ihnen nicht sagen, als ich bin Ihr [illegible]

Neun und zwanzigster Brief.

Madam,

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weis ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterstadt urtheilen, und so leicht man sie auch mit einem Dorfe verwechseln kann: so gefällt mirs doch an keinem Orte in der Welt besser. Nirgends, Madam, es ist mein wahrer Ernst, nirgends geht die Sonne so schön auf, nirgends sieht der Himmel so blau aus, nirgends scheint der Mond so hell, und nirgends erfrischen Luft und Wasser so, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'est point ailleurs si pur, l'onde si claire,
Le saphir brille moins, que le Ciel, qui m'éclaire;
Et l'on ne voit qu'ici, dans tout son appareil
Lever, luire, monter et tomber le soleil.

Diese vier Verse möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern für meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn Bonnin sur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich itzt singen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher singen, als die um Leipzig. Ich sitze eben itzt unter den beiden Linden, die mein Vater in

dem

Dem Jahre meiner Geburt hat setzen lassen, damit sie mit mir aufwachsen sollten. Was für unschuldige Freuden fühle ich unter diesen freundschaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß süßer auf mich herab hauchen, weil es mein Geburtstag ist! Seyd mir gesegnet, schattenreiche Bäume! und du grünende Hecke! die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe, in dir sitze noch einst der Sohn meines besten Freundes, und erinnere sich seines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir diese kleine Enthusiasterey, Madam, sie hat gar zu viel Wollust für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, itzt sollten sitzen sehen!

Hier, wo ich frisch begränzt, als Knabe, froh gesessen,
Als Jüngling mich gewünscht zu seyn;
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergessen,
Und noch einmal ein Jüngling seyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurückgelegten Weges betrachtet: so sehe ich in diesem Augenblicke von meinem dreyßigsten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beschäftigt mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Absicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geschwind sehe ich weg! Ich zähle meine gesunden und frohen Tage, und sehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und schlage die Hände freu-

dig zusammen, daß sie überstanden sind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald ... Nein, hier sehe ich eine leere Scene. Zu der stolzen Rolle eines Patrons hat mich mein gutes Schicksal noch nicht bestimmen wollen. Ich habe zwar ein Paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein sie verdienten sie; sie waren auch viel klüger und geschickter, als ich, und also bin ich wohl noch kein rechter Patron gewesen.

Itzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht, daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herholen, und mich an ihrem freundlichfrommen Gesichte, an ihren ehrwürdigen weissen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die Du mich gebahrst, hier, Theure, setz ich heute
Mich voll Entzücken zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebst, freu mich an Deiner Seite,
Daß ich von Dir gebohren bin.

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieser Gegend beytragen. Alles, was sie redt und thut, ist Liebe und Gewissen. Lassen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie so viel Aehnlichkeit haben. Letztens liest ihr meine Schwester aus einer von meinen Schriften

etwas

etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „Das „hat er ganz hübſch gegeben, fängt ſie endlich an. „Wer muß ihm doch das alles geſagt haben! „Er hat es doch auch ſelbſt gemacht? „Ich hätte „freylich wohl eine Freude, wenn ich ihn loben hö„re. „Die Leute werdens doch aufrichtig meynen. „Ich höre, daß er zuweilen in ſeinen Schriften von „der Liebe redt, und äußerlich thut er nun gar nicht, „als ob er dem Frauenzimmer gut wäre. „Je nun, „man kann ja einander in allen Ehren gut ſeyn. „Er iſt ſtets ſtill und eingezogen geweſen.“ „Ja Madam, ich gefalle mir in dieſem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unſchuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. „Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abſtamme! Endlich nähert ſie ſich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun ſollten Sie noch bey uns ſeyn, Madam, ſo wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die ſonſt nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Geſundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geſchrieben! Leben Sie wohl.

Dreyßigster Brief.

Madam,

Wie froh bin ich, daß die Brunnencur zu Ende ist; nun darf ich wieder schreiben. Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder ansehen dürfen, so barbarisch ist der Medicus mit mir umgegangen. „Mein Herr, sprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne Sie, ich weis, daß Sie gern sitzen und schreiben; allein, ich sage es Ihnen, Gift werden Sie trinken, und keinen Brunnen, wenn Sie sich nicht von allen Verrichtungen los machen.“ „Aber, sagte ich, darf ich denn nicht wenigstens drey oder vier Briefe von guten Freundinnen bey meiner Cur beantworten? Das wird mir doch nichts schaden!“ Was? Nichts schaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencur? Mein Herr, Sie mögen wohl ein guter Poet seyn; aber nehmen Sie mirs nicht übel, von der Medicin verstehen Sie nicht den Kukuk. Wollen Sie dann die Diät besser wissen, als ein alter Praticus? Ich sage es Ihnen kurz, Sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flasche rein ausgetrunken ist. Der Pirmonter Brunnen ist ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigsten an ein Frauenzimmer, denken darf. ...

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihte mir so viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angst

zuschwur, keine Feder anzusetzen. Der böse Mann hat mich so lange vom Briefschreiben abgehalten! Das soll die letzte Brunnencur seyn. Verlassen Sie sich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entschuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schwester habe ich zwar eine böse Hand, als die Ursache meines Stillschweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundschaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachläßiger Freund bin, weil ich ein nachläßiger Correspondent bin. Was macht Ihr Herr Liebster? Befindet sich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beide manchmal an mich? Ich denke sehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundschaft.

Ein und dreyßigster Brief.

Madam,

Meine Hand ist nunmehr so gesund, als ich mir nur wünschen kann. Ich habe mir auch diese Messe Federn und Papier, alles, was zum Briefschreiben nöthig ist, gekauft, und ich sehe nicht, was mich abhalten sollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu schreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu seyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht alles sagen! Und vielleicht

leicht doch noch nicht so viel, als ich wünsche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen lesen! Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madam, wenn Sie diese Messe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten; so wollte ich gleich einen Brief in Versen an Sie schreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn singen?
Doch, Sylvia, was frag ich erst?
Ist unter tausend schönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne singen,
Wohl eines, das Du lieber hörst,
Wohl eines, das Du mehr verehrst,
Wohl eins, von dem ich lieber schriebe,
Da Du mich seinen Werth selbst durch Dein Beyspiel lehrst,
Als der Geschmack, und als die Liebe?

Aber, weil Sie nicht gekommen sind, so will ich das Gedichte versparen, bis Sie kommen, und Sie in Prosa bitten, Ihrem Herrn Liebsten etliche finstre Gesichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig sind, daß er mich nicht besucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hause, und am ersten für einen guten Freund gemacht. L... der böse Mensch, ist gewiß Schuld daran. Wenn er nur stürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu sehen. Wie sind Sie

und

und Doris, und Aemilie mit der Schwediſchen Geſinn zufrieden? Wäre es beſſer, wenn ſie nach dem erſten Theile geſtorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouvernneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Coſakenmädchen auszuſetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher ſind, als ſieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich bin Ihnen ſehr lange eine Antwort ſchuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entſchuldigen, und unter vielen Hinderniſſen eine weite Reiſe nach Niederſachſen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundſchaft überlaſſen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Troſt von mir verlangt, und ich will wünſchen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die ſtärkſten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müſſen: ſo bin ich doch zu ſehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und ſüßen Klagen ſtören wollte. Nein, verehren Sie immer an Ihrer

durch

einmal alle überzählen; doch Sie werden mir schon auf mein Wort glauben. Es ist wahr, es ist unter allen den Briefen keiner so schön geschrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundschaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten also sehr ungerecht seyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unsern Briefwechsel so lange unterbreche, bis ich diesen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich sage Ihnen dieses nicht deswegen, als wo ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlassen würden, nicht ohne die gerechteste Ursache verabsäume. Bin ich nicht bis zum Erstaunen gewissenhaft?

Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie stets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie schreiben werde, als zeither: so würden Sie etwas wissen, das nicht recht zusammenhängt, und das dem ungeachtet sehr wahr ist. Ich weis nicht, was ich für ein ungezogener Mensch werde. Ich schreibe gar nicht gern mehr

Briefe.

Briefe. Es liegen ihrer mehr, als ein halbes hundert, auf dem Fenster, die ich seit Ostern hätte beantworten sollen. Ich weis nicht, wie viel darunter von Ihnen sind; allein ich mag es auch nicht wissen. Ich müßte suchen, und wenn ich suchte; so würde ich viele andere finden, die ich gar nicht sehen mag. Also mögen Sie alle liegen. Wenigstens weis ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübsch. Sie führten mir auch einen Lobspruch aus einer gewissen Schrift an, dafür ich Ihnen sehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonstriren könnten, daß ich ihn in der That und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieser Nachricht das Vergnügen, den Verfasser dieser Schrift bey mir zu sehen, ohne es damals zu wissen, daß er der Verfasser und mein Lobredner war. Er ist ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht so gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo sind Sie denn itzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Wo denn? Etwa in Amsterdam? Noch weniger. Also müssen Sie doch auf Ihrem Tusculum seyn? Ja freylich! Nun, das ist mir sehr lieb. [illegible] sächsisch reisen, vier und zwanzig Meilen in [illegible] Zeit reisen; so werde ich doch [illegible]. Erschrecken Sie nur nicht, wenn jemand [illegible] und Michael [illegible] gefahren [illegible]. Mehr will ich Ihnen nicht sagen [illegible] bis Ihnen. [illegible]

Neun und zwanzigster Brief.

Madam,

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weis ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterstadt urtheilen, und so leicht man sie auch mit einem Dorfe verwechseln kann: so gefällt mirs doch an keinem Orte in der Welt besser. Nirgends, Madam, es ist mein wahrer Ernst, nirgends geht die Sonne so schön auf, nirgends sieht der Himmel so blau aus, nirgends scheint der Mond so hell, und nirgends erfrischen Luft und Wasser so, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'est point ailleurs si pur, l'onde si claire,
Le saphir brille moins, que le Ciel, qui m'éclaire;
Et l'on ne voit qu'ici, dans tout son appareil
Lever, luire, monter et tomber le soleil.

Diese vier Verse möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern für meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedicht des Herrn Boudin sur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich itzt singen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher singen, als die um Leipzig. Ich sitze eben itzt unter den beiden Linden, die mein Vater in dem

dem Jahre meiner Geburt hat setzen lassen, damit sie mit mir aufwachsen sollten. Was für unschuldige Freuden fühle ich unter diesen freundschaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß süßer auf mich herab hauchen, weil es mein Geburtstag ist! Seyd mir gesegnet, schattenreiche Bäume! und du grünende Hecke! die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe, in dir sitze noch einst der Sohn meines besten Freundes, und erinnere sich seines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir diese kleine Enthusiasterey, Madam, sie hat gar zu viel Wollust für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, itzt sollten sitzen sehen!

Hier, wo ich frisch begrünt, als Knabe, froh gesessen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun:
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergessen,
Und noch einmal ein Jüngling seyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurückgelegten Weges betrachtet: so sehe ich in diesem Augenblicke von meinem dreyßigsten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beschäftigt mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Absicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geschwind sehe ich weg! Ich zähle meine gesunden und frohen Tage, und sehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und schlage die Hände freu-

dig zusammen, daß sie überstunden sind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald ... Allein, hier sehe ich eine leere Seite. Zu der stolzen Rolle eines Patrons hat mich mein gutes Schicksal noch nicht bestimmen wollen. Ich habe zwar ein Paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein sie verdienten sie; sie waren auch viel klüger und geschickter, als ich, und also bin ich wohl noch kein rechter Patron gewesen.

Itzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht, daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andere Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herholen, und mich an ihrem freundlich frommen Gesichte, an ihren ehrwürdigen weissen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die Du mich gebahrst, hier, Theure, setz ich heute
Mich voll Entzücken zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebst, freu mich an Deiner Seite,
Daß ich von Dir geboren bin.

Gewiß mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Richtigkeit dieser Gegend beytragen. Alles, was sie redt und thut, ist Liebe und Gewissen. Lassen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie so viel Aehnlichkeit haben. Letztens liest ihr meine Schriften aus einer von meinen Schriften

etwas

etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „Das „hat er ganz hübsch gegeben, fängt sie endlich an. „Wer muß ihm doch das alles gesagt haben! . . „Er hat es doch auch selbst gemacht? . . Ich hätte „freylich wohl eine Freude, wenn ich ihn loben hö„re . . Die Leute werdens doch aufrichtig meynen. „Ich höre, daß er zuweilen in seinen Schriften von „der Liebe rede, und äußerlich thut er nun gar nicht, „als ob er dem Frauenzimmer gar wohe . . Je nun, „man kann ja einander in allen Ehren gut seyn. „Er ist stets still und eingezogen gewesen. . . Ha Madam, ich gefalle mir in diesem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unschuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. . . Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abstamme! Endlich nähert sie sich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun sollten Sie noch bey uns seyn, Madam, so wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die sonst nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Gesundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geschrieben! Leben Sie wohl.

Dreyßigster Brief.

Madam,

Wie froh bin ich, daß die Brunnencur zu Ende ist; nun darf ich wieder schreiben. Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder ansehen dürfen, so barbarisch ist der Medicus mit mir umgegangen. „Mein Herr, sprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne Sie, ich weis, daß Sie gern sitzen und schreiben; allein, ich sage es Ihnen, Gift werden Sie trinken, und keinen Brunnen, wenn Sie sich nicht von allen Verrichtungen los machen. „Aber, sagte ich, darf ich denn nicht „wenigstens drey oder vier Briefe von guten Freundinnen bey meiner Cur beantworten? Das wird „mir doch nichts schaden!“ Was? Nichts schaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencur? Mein Herr, Sie mögen wohl ein guter Poet seyn: aber nehmen Sie mirs nicht übel, von der Medicin verstehen Sie nicht den Kukuk. Wollen Sie dann die Diät besser wissen, als ein alter Practicus? Ich sage es Ihnen kurz, Sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flasche rein ausgetrunken ist. Der Pirmonter Brunnen ist ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigsten an ein Frauenzimmer, denken darf. ...

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihte mir so viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angst

zuschwur, keine Feder anzusetzen. Der böse Mann hat mich so lange vom Briefschreiben abgehalten! Das soll die letzte Brunnencur seyn. Verlassen Sie sich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entschuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schwester habe ich zwar eine böse Hand, als die Ursache meines Stillschweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundschaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachläßiger Freund bin, weil ich ein nachläßiger Correspondent bin. Was macht Ihr Herr Liebster? Befindet sich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beide manchmal an mich? Ich denke sehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundschaft.

Ein und dreyßigster Brief.

Madam,

Meine Hand ist nunmehr so gesund, als ich mir nur wünschen kann. Ich habe mir auch diese Messe Federn und Papier, alles, was zum Briefschreiben nöthig ist, gekauft, und ich sehe nicht was mich abhalten sollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu schreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu seyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht alles sagen! Und vielleicht

leicht doch noch nicht so viel, als ich wünsche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen lesen! Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madam, wenn Sie diese Messe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten; so wollte ich gleich einen Brief in Versen an Sie schreiben. Allein, wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn singen?
Doch, Sylvia, was frag ich erst?
Ist unter tausend schönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne singen,
Wohl eines, das Du lieber hörst,
Wohl eines, das Du mehr verehrst,
Wohl eins, von dem ich lieber schriebe,
Da Du mich seinen Werth selbst durch Dein Beyspiel lehrst,
Als der Geschmack, und als die Liebe?

Aber, weil Sie nicht gekommen sind; so will ich das Gedichte versparen, bis Sie kommen, und Sie in Prosa bitten, Ihrem Herrn Liebsten etliche finstre Gesichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig sind, daß er mich nicht besucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hause, und am ersten für einen guten Freund gemacht. L... der böse Mensch, ist gewiß Schuld daran. Wenn er nur stürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu sehen. Wie sind Sie

und

und Doris, und Aemilie mit der Schwedischen Gesinn zufrieden? Wäre es besser, wenn sie nach dem ersten Theile gestorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Cosakenmädchen auszusetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher sind, als sieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich bin Ihnen sehr lange eine Antwort schuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entschuldigen, und unter vielen Hindernissen eine weite Reise nach Niedersachsen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundschaft überlassen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Trost von mir verlangt, und ich will wünschen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die stärksten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müssen: so bin ich doch zu sehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und süßen Klagen stören wollte. Nein, verehren Sie immer in Ihr Herz

durch

durch Betrübniß und Sehnsucht, das Ihrer Liebe so sehr werth war, und verdienen Sie sich dadurch eins, das dem verlornen gleicht. Ich wünsche und gönne es Ihnen vor vielen andern, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Drey und dreyßigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr,

Schreiben Sie mir nicht mehr so schöne Briefe, wie der letzte war, ich stehe sonst nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eifersüchtig auf Sie werden sollte, so sehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir sagen, Sie müßten itzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie schläfern mich mit dieser kleinen List gar nicht ein. Ich sehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzley, die Sprache der Welt nicht vergessen, und in Ihren Briefen eben so schön deutsch schreiben werden, als ob Sie niemals mit Acten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernste, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um desto mehr Dank weis, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich soll Ihnen eine Beschreibung von der Universität ... machen; allein ich weis Ihnen nicht viel zu sagen, als daß es an diesem Orte wohlfeil ist, daß die Professoren fleißig lesen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild, leben. Ihre ganze

Moral

Moral scheint diese zu seyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer seine vier bis fünf Stunden des Tages hört, der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag spielen, er mag sich herumschlagen, er mag sich andern Ausschweifungen überlassen, das hat nichts zu sagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studirens ist die Freyheit. Kurz, ihre Sitten sind etwas cynisch. Dem ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und gesitteter Mann auf dieser hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umsonst da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher ist, als ein andrer, mag sonst noch so viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmste. In Ansehung der Collegien ist dieses noch gut, daß man sie fast alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weis ich ungefähr von dieser Akademie; allein ich weis es nur aus den Erzählungen der Andern. Ich selbst bin niemals da gewesen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beschreibung für authentischer hielten, als ich sie ausgebe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundschaft, mit Ihren Briefen und Ihren Commissionen. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Vier und dreyßigster Brief.

An den Herrn Grafen von L**.

Ich ersuche Sie gehorsamst, mir in dieser Messe eine Gelegenheit zu verschaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefährlichen Absicht;

Nicht in der Stellung der Clienten,
Und mit erseufzten Complimenten,
Mit einer Bittschrift ihm zu danken.
Nein, ohne Dedication,
Und ohne ein Lob auf seinen Sohn,
Und ohne meins ihm zu erzählen,
Such ich das Glück allein,
Mich einem Manne zu empfehlen,
Der würdig war, so groß zu seyn.

Sie wissen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichambern der Großen, und ich weis nicht, ob ich zu blöde, oder zu bescheiden, oder zu stolz dazu bin; aber Ihrem Papa möchte ich herzlich gern meine Aufwartung machen. Mir ist dieses ein Beweis, daß ich ihn aus bloßer Hochachtung zu sehen verlange; ich weis nicht, ob ers Ihnen auch seyn wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von großen Verdiensten, wenn alle Leute ihre Hochachtung so weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, ist zu groß, als daß mich dieser Gedanke aufhalten sollte. Ich wiederhole meine Bitte, und habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Fünf und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B***.

Ich erhalte gestern die erste, und heute die andre Ordre zum Aufbruche nach M**; und da ich den Ueberbringer des Briefes frage, ob die Kutsche vor meinem Hause stünde: so sagt er mir ganz sinnreich, sie wäre schon gestern wieder nach M** gegangen. Wundern Sie sich also ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die gestern schon abgegangen ist. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache gestern Abends mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die mich nicht wollten reisen lassen. Ich sitze so lange darüber, daß ich die Nacht übel schlafe. Ich ziehe mich früh zur Reise an, und warte auf die Rosse, die mich zu Ihnen bringen sollen, und siehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths, und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umsonst ist. Ich hätte dem Menschen gern das Dintenfaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht versichert hätte, daß er und seine Collegen unschuldig wären. Doch vielleicht soll ich nicht mehr nach M** kommen. Besuchen Sie mich diese Feyertage, so ist der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erstaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde so gütig seyn, und einmal aufhören, an Sie zu schreiben, weil Sie so sinnreich sind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Last sind, und deswegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Posttage zu vermehren. Man kann sich an einem, der nicht gern zuhört, nicht besser rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht besser, als wenn man ihm Briefe über Briefe schickt. O! werden Sie, mit zehn sindern Mienen, heraus fahren, der Mensch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er stets an mich schreibt. Sie irren sich, Herr Rittmeister, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: so würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie sähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich schreibe mit Willen nachläßig und von nichts, damit Sie recht böse werden, und mir endlich in der Hitze einmal schreiben mögen, daß ich zu schreiben aufhören soll. Durch diese List denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute ist Sonnabend, verlassen Sie sich darauf, auf den Montag sollen

Sie

Sie wieder einen Brief haben, darinnen noch weniger ſteht, als in dem itzigen. Wegen des Porto wollen wirs ſo machen, daß ich einen um den andern frankire; auf dieſe Weiſe geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworteten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Sieben und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Im Ernſte, liebſter Herr Rittmeiſter, iſt es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H... kommen können? Sie würden meinem ganzen Hauſe eine unendliche Freude machen. Wir ſind alle beyſammen, und es geht ganz abſcheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expreſſen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich iſt, Sie bey uns zu ſehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug ſollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle: ſo will ich nach R.. kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In dieſem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Paſtor und ein rechter frommer Mann iſt, und dort will ich Sie ſprechen, und Sie einſegnen laſſen,

weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht und dreyßigster Brief.

An eben denselben in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A.. bey Ihrer Freundinn? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute gewesen sind. Hier erwarte ich Sie und sage Ihnen einmal für allmal, daß Sie Morgen früh mit mir nach H.. reisen, und die Vaterstadt Ihres besten Freundes in ganz Deutschland sehen müssen. Meine Mama, meine Schwestern, Christiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat bloß Ihrentwegen sechs Kapaunen, noch weit mehr Enten und vier Truthühner abschlachten lassen, weil ich ihr gesagt habe, daß Sie außerordentlich stark äßen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R... und bewillkommten mich auf das solenneste. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort, oder Ihren Gottfried. Der Herr Pastor in R.. nebst seiner Frau Liebste bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt ꝛc.

Neun

Neun und dreyßigster Brief.

An eben denſelben.

Dem Himmel ſey tauſendmal Dank, daß Sie noch leben! Ich bin von Herzen erſchrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schleſien erhielt; aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage, gezittert. Mir iſt es ſehr gleichgültig, wer Schleſien oder Böhmen beherrſcht, und ich gönne es jedem, dem es das Schickſal überlaſſen will. Doch, Sie über dieſem Streite zu verlieren, würde genug ſeyn, es weder einem Könige, noch einer Königinn, zu gönnen. Es iſt ein groſſes Glück, daß Sie der Gefahr unbeſchädigt entgangen ſind; allein, es würde ein noch viel gröſſeres ſeyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde ſtehen, das iſt, ſo lange Sie ſich auf den erſten Wink eine Ehre daraus machen müſſen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden; ſo lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armſelige Soldat würde ich geworden ſeyn! Kann man nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entſagt: ſo will ich lieber hinter dem friedfertigen Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit ſterben. Es iſt wahr, man kann nie ohne Bewunderung an einen Helden denken; aber auch nie

ohne ihn zu bedauren, daß er ein Held geworden ist. Ist es möglich: so vergessen Sie den Lorbeer, den man durch sein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerstümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher schätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft gestehen werden, daß Sie die Gefahr menschlich vermieden hätten, als wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an diesem und jenem Orte gewagt. Nein! Zu unsrer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; sie ist ihr vielmehr schädlich. Ist denn die Welt etwan nicht schön genug, daß man recht darnach eilen sollte, sie nicht länger, als zwanzig, oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch, was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundinn bewerkstelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von ihr, und Sie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf dem Vorposten, schreiben sollten. Veränderliches ist nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; sie seufzt nach Ihrer Wiederkunft; sie thut neue Gelübde; sie liest Ihre Briefe; sie schickt nach allen Zeitungen, und zittert indem sie liest; sie klagt über mich, wenn ich sie trösten will. Dieß sind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich

wünsche

wünſche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tauſend Andern Ihr Freund ꝛc.

Vierzigſter Brief.

An eben denſelben.

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten . . Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeiſter, daß ich Sie Eure Excellenz genennt habe. Indem ich den Brief anfangen will: ſo ſtelle ich mir vor, wie Sie einmal, als General, ausſehen würden. Ich ſahe Sie in einem Geſichte mit großen Falten; und in den Mienen, wo ſonſt Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrſchten itzt das Alter und der Krieg. Sie trugen eine ſchwarze Perücke, und ſahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich ſtehe, nach meiner Meynung, vor Ihnen, und weil ich in der Angſt nicht weis, was ich ſagen ſoll: ſo fange ich in Gedanken an zu ſagen: Eure Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen ꝛc. und in Gedanken ſchreibe ich dieſe Worte aufs Papier. Es iſt mir auch ganz lieb. Denn bey dieſer Gelegenheit habe ich doch eine Seite voll geſchrieben, und Ihnen zugleich eine verſteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf ſind Sie alſo ſo ſtolz? Es iſt noch um einen Feldzug zu thun, ſo iſt Ihr ganzer Reiz verloren. Es

haben mich schon viele Officiere versichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie so entstellt, daß Sie sich kaum mehr ähnlich sähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachsen: man wird sich nicht sehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber . . höre ich Sie sagen. So? Ist dieses nichts, wenn Sie nicht an mich schreiben, und so kaltsinnig mit mir umgehen, als wenn ich Ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn ich so ein großes Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und sie nur gar zu gern läse. Nein! Ich kann sie leicht entbehren. Aber Sie sollen mir doch den Respect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde, und als einem Gelehrten, schuldig sind. Allein, aller Ihrer Kaltsinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das versprochene Manuscript überschicken. . . Lassen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herum laufen. Ich will sehen, ob Sie inskünftige zärtlicher mit mir umgehen werden. Es ist leider wahr, daß ich Sie noch liebe; allein, wenn Sie mir nicht bald schreiben: so hoffe ich es vor Ostern noch so weit zu bringen, daß ich in zehen Jahren nicht in die Versuchung fallen will, an Sie zu denken. Mein Vater erkundigt sich fast in allen Briefen nach Ihnen; und damit ich der beständigen Anfrage los werde: so habe ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit gestorben wären. Wenn Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie für todt hält: so dürfen Sie, weil Sie ohne dieß gern schreiben,

den, nur an ihn schreiben, und ihm melden, daß Sie zu großem Glücke oder Unglücke noch lebten: Ich will mirs gefallen lassen, und noch einige Zeit seyn ꝛc.

Ein und vierzigster Brief.

Eines Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: so will ich Ihnen etwas entdecken, was man sonst sorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede seit acht Tagen sehr übel von Ihnen, und lenke in allen Gesellschaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das Gespräch auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenschaften beyzulegen. Dieses mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich Ihre Verdienste vergrößern wollte, damit man das Böse glauben soll, das ich von Ihnen zu sagen willens bin. Ich könnte Ihnen einige von meinen Erfindungen hersetzen, die Sie gewiß etliche Officierflüche kosten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem, was ich sage, am meisten quälen wird: so will ich Sie auch darinnen lassen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch sogar meine eigne Bosheit nicht verschweige? Es ist wahr, ich thue Ihnen Unrecht;

allein, wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauren, daß ich keine andre Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundschaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen schaden kann, wenn Sie nicht aufmerksamer auf mich sind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abschied verlassen, und Andre mir vorgezogen haben: so bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieses: so will ich in allen Gesellschaften durch eben so viel gute Erzählungen meine ersten Nachrichten widerrufen. Thun Sie es nicht: so fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner seyn soll, Ihre Freundinn, oder Ihre Verleumderinn.

Zwey und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft, und ich weis für diese Ehre nicht dankbarer zu seyn, als wenn ich Ihnen sage, daß ich wünsche, sie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde diese Bitte um desto öfterer wiederholen, weil ich sonst kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Aber was soll ich auf Ihren Glückwunsch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch

mein

mein Schicksal mag über mich beschlossen haben, was es will, und mir eine Versorgung in Ihrer Vaterstadt geben, oder nicht: so habe ich doch Ursache, Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen, daß Sie an meinem noch ungewissen Glücke zum voraus Theil nehmen. Es ist Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor Andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten sollte, durch Ihren Umgang noch schätzbarer machen werden. Ich bin ꝛc.

Drey und vierzigster Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schwester,

Ich suche Sie durch diesen Brief von meiner Hochachtung und Freundschaft zu überführen, und der Beweis wird mir sehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen, Sie zu sehen und zu sprechen, beynahe die einzige Ursache von meiner Reise nach B. . gewesen ist. In Wahrheit, liebe Jungfer Schwester, so sehr ich Ihren Versprochnen und meine übrigen Freunde, die um ihn sind, liebe: so würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reise von vierzig Meilen entschlossen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereist, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder so weit reisen werde;

werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spatzierfahrt spricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja sagen kann. Aber stellen Sie sich auch vor, wie sehr ich erschrocken bin, da ich Sie nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B.. entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu trösten. Bedauren Sie mich immer ein wenig, ich verdiene es; und wenn auch das zu viel gefordert ist: so belohnen Sie mich wenigstens dadurch für meine Reise, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich sie in der Absicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen, mir Ihre Freundschaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alle das Glück zu wünschen, das nur ein Bruder seiner Schwester gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schwester, ich bin recht stolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu seyn. Ein Frauenzimmer, das G..r zu seiner Frau wählt, muß außerordentliche gute Eigenschaften haben. Vergeben Sie mir diesen Lobspruch, er geht mir von Herzen, und ich sehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend schuldig bin. Leben Sie wohl, liebste Jungfer Schwester. Ich weis es gewis; Sie sind zeitlebens glücklich, mit Ihrem G..r glücklich ꝛc.

Vier und vierzigster Brief.

Meine liebe Mademoiſell,

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen ſagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter, als aus Ihren Briefen an mich, kennt, und aus etlichen kleinen Beſchreibungen, die ihm Herr ... von Ihnen gemacht, hat ſich in Sie verliebt. Nehmen Sie ſich in Acht, meine liebe Freundinn; der Menſch ſieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, deſſen Bild und deſſen Poeſie Sie ſo wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieſer Miene gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebten? Gleichwohl weis ich, daß Sie die Liebe für eine beſchwerliche Sache halten. Ich will Sie alſo recht aufrichtig gewarnt haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie ſich vor meinem Freunde. Er wird nach G... kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekanntſchaft Ihrer Frau Schweſtern verſchaffen werden. Durch dieſe will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er ſich unvermerkt in Ihre Liebe einſchleichen. Wenn alſo ein Menſch mit einer halbfinſtern Miene, mit ein Paar himmelblauen Augen, wenn ſich ſo ein Menſch vor Ihnen ſehen läßt: ſo zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund iſt, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch mehr Merkmale geben. Er redt wenig, in großen Geſellſchaften, und bemerkt lieber den

Witz

Witz der Andern, als daß er seinen eignen in Ansehen bringen sollte. Er sucht durch eine ungekünstelte Aufrichtigkeit zu gefallen, und er gefällt, weil es sein natürlicher Charakter ist. Nunmehr werden Sie ihn nicht so leicht verfehlen; aber den ungeachtet gehen Sie nicht oft allein mit ihm um. Die Liebe hat tausend Mittel, unsre Vorsichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den ersten Jahren her. Er ist ein Poet, er ist eben so beständig, als er zärtlich ist; er redet von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er scheint oft wider die Liebe zu reden, und macht ihr doch einen verdeckten Lobspruch. Dieses ist es alles, was ich Ihnen in der Eil sagen kann; aber vielleicht habe ich Ihnen schon zu viel gerathen. Vergeben Sie mirs; es ist ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn Ihr Liebhaber erscheinen sollte. Ich verdiene diese Belohnung. Leben Sie wohl.

Fünf und vierzigster Brief.

Mademoiſell,

Ihr unbekannter Liebhaber soll nunmehr nicht zu Ihnen kommen. Ich weis es selbst nicht recht, warum; aber das kann ich Ihnen gestehen, daß ich ihm eben so sehr von dieser Reise abgerathen habe,

habe, als ob ich etwas dabey verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgelesen, so gern ich sonst mein Vergnügen mit ihm theile. Er ist freylich mein Freund, aber Ihr Brief war so schön, daß er mich nur allein vergnügen sollte. In Wahrheit, Mademoiselle, Sie vermehren durch Ihren Briefwechsel alle Tage mein Verlangen, Sie von Person kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja, ich kränke mich, daß mir meine Umstände nicht so viel Freyheit lassen, dieses unschuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verlust Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu ersetzen, und Ihrem Geschlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieser Charakter so wohl gefallen hat; es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt seyn, der sich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige ist, zu belohnen. Ich bin ꝛc.

Sechs und vierzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Sie sehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat: so ist man keine Stunde sicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beschenkt, wir mögen es nun haben

wollen,

wollen, oder nicht. Es kann, zum Exempel, seyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile - - gelegen ist, aber das verschlägt mich nichts; ich schicke Ihnen dieses Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe fest ein, daß Sie es mit Vergnügen lesen werden. Mit diesem unverschämten Irrthume muß sich ein Autor für seine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, desto mehr muß er sich den seinigen geben. Ja, mein lieber K - -, hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürstenschule ganz demüthig in der letzten Classe saßen, daß ich ein so fruchtbarer Scribent werden sollte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht, gestehen Sie es nur. Aber Sie hätten es denken können. Habe ich nicht in Tertie alle Periodos simplices und compositas, aduersatiuas, concessiues, etc. in Verse gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr als Eine aphthonianische Chrie in ganz hübschen Versen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorschaft gewesen? Ich wollte, daß ich das itzt wäre, was wir uns damals zu seyn einbildeten, wenn wir beide bey dem Examen einen öffentlichen Lobspruch bekamen; oder, daß ich itzt so vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spatzierplane nach einem langen Jahre den Ball einmal schlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederhole das Sprüchelchen oft:

Flicht der ersten Jahre Morgen!
O! so geht es nicht mehr an,
Daß man die bestimmten Sorgen
Durch den Ball verschlagen kann.

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie so gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief nebst der Beylage, und wenn Sie sich um mich verdient machen wollen, so suchen Sie mir seine Gnade zu erhalten, und mein Glück seiner Vorsorge zu empfehlen. Aber, werden Sie sagen, warum bitten sie ihn nicht selbst? Es ist wahr, es ist ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin zu verschämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen großen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beschweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin.

Sieben und vierzigster Brief.

An den

Herrn von E**.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Versprechen, an mich zu schreiben, erfüllen? Aber, Sie sehen doch wohl, daß Sie falsch gedacht haben? Ja, ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufschub Briefe von Ihnen. Und

wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht schreiben: so ist nichts gewisser, als daß ich Sie noch einmal mahne, und so von einem Posttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie sagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Gesellschaft seyn; oft verreisen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles seyn; aber deswegen fällt mein Recht nicht weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünsche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt gewesen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu sprechen, und wie viel ich seit Michael verloren habe, da ich Sie nicht mehr sehe, Sie nicht mehr durch meinen Besuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein Liebes E..? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehmaligen Wohnung vorbey. Ich sehe in die Fenster, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus sehen könnten. Habe ich ein klein Vergnügen gehabt: so rührt es mich schon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Miene darüber nicht sehen kann; und wenn ich niedergeschlagen bin: so werde ichs schon mehr, weil ichs Ihnen nicht sagen kann, warum ichs bin. Ersetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, diesen Verlust? Und diese Briefe wollten Sie mir noch dazu versagen, oder doch sparsam damit seyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz ist eben so freundschaftlich, als das mei-

nige.

nige. Sie lieben mich eben so sehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: so werden Sie mich doch mit leichter Mühe in diesen süßen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieselben schreiben, eine leichte Mühe sind. Wie lieb ist mirs, daß ich Ihnen darinnen zuvor gekommen bin! Sie haben mir also wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anders entzogen haben. Ich sehe schon, wie wehe es Ihnen thun wird, sich zu entschuldigen. Doch ich will Ihnen diese kleine Strafe gern erlassen, wenn Sie mir bald und recht viel schreiben. Leben Sie wohl ꝛc.

Acht und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben mich durch einen sehr schönen Brief mit Ihrer Freundschaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieses doppelte Geschenk schon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andre Hindernisse von diesem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute soll mich nichts stören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundschaft genießen, ohne zu untersuchen, ob ich sie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund ist mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke.

Ich weiß mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken sammle, und mich mit diesen rechtschaffenen Männern so betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wann ich von einem zu dem andern gehe, bey jedem verschiedene Gaben und Verdienste, und doch bey allen einerley guten Geschmack, bey allen ein empfindliches und groſſes Herz antreffe! Und wie stolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieſer Versammlung ansehe, und wie erweitert sich meine Seele durch das Verlangen, aller dieſer Freunde werth zu ſeyn!

Dieſes Geſtändniß ſoll die Stelle der Dankſagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre mir freywillig geſchenkte Freundſchaft ſchuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten: ſo will ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von Ihren Poeſien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie ſind ſchön, und ſie würden noch ſchöner ſeyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunſt zu erzählen beſteht. Kurz, die Poeſie ſcheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verurſacht zu haben, und Sie ſcheinen ſich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten ſtrengen Geſetzen abgewichen ſind. Vielleicht würden Sie mich und viele Andre im Erzählen zurück laſſen, wenn Ihnen

Ihre

ihre Umstände eine sorgfältige Uebung und Ausesserung verstatteten, und wenn Sie einige kunsterständige Freunde bey Ihren poetischen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen bezehen in Kleinigkeiten, die sich mündlich sehr halb, schriftlich aber desto übler sagen lassen. Indessen in ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poesien gehorsamst verbunden. Bleiben Sie stets mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der grösten Hochachtung bin ꝛc.

Neun und vierzigster Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louise überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir seyn könnte . . . Ob ich die tausend Thaler gleich habe? Nein, ich habe sie nicht; aber mein Nachbar soll funfzig tausend Thaler haben, und sein Kammerfenster geht in meinen Hof, und ich wollte . . Du verstehst mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu sehen bekommen. Lebst Du denn recht vergnügt, recht zufrieden mit ihr? Und ist Louise überzeugt, daß sie keinen bessern Mann, als Dich, hätte bekommen können? Ganz gewiß! Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit ansehen, sie genießen, und Euch Euer Glück

in meinen Augen könnte lesen lassen? Gewiß, mein lieber G**r, Du mußt besser seyn, als ich; weil besser, weil die Liebe so sehr für Dich sorgt, und für mich gar nicht. Bald wirst Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, gelesen, und künftig hergestellt sehen. Bald wirst Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reize heran wachsen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten sehen, sie für ihn allein aufzuheben. Alle diese Freuden soll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louise finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finstre Miene**! aber ich sehe ja nicht stets finster aus. Ich bin ja nicht stets stumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht so gar jung mehr bin? Das ist noch die Frage. Wenigstens gläube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu seyn verdiente. Ich habe doch mit alle dem, wie mir verständige Leute sagen, ein Paar hübsche blaue Augen, und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wissen sollten, wie sehr ich sie allezeit gelobt habe, und noch lobe: ich wette, daß sie mir gewogner seyn sollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut ist, und der ich wieder recht gut seyn könnte? Schade für das Glück, berühmt zu seyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich schreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau sterben soll. Das kannst Du allen

Leuten

Leuten sagen; vielleicht hören sie diese drohende Nachricht gern. Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin Dein ꝛc.

Funfzigster Brief.

An eine Freundinn.

Mademoiſell,

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie seit meiner Abreise vier Briefe an mich geschrieben haben, und daß alle diese Briefe verloren gegangen sind? Sie sagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringsten Zweifel zu setzen: so will ich mich für die verlornen Briefe eben so nachdrücklich bedanken, als ob ich sie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Postbedienten von hier bis B... alles Unglück wünschen darf. Es ist billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Ursache sind, daß ich seit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe lesen können. Aber, liebste Freundinn, bey wem soll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltene Zuschrift von Ihnen nicht so zärtlich ist, als ich wünsche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche suche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen mir Ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Messe, schicken. So lange soll ich noch

warten? So lange noch? Und warum soll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der ersten Post zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie sich ja nicht über meine ungestüme Anforderung. Untersuchen Sie vielmehr bey dieser Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fordre: so wird es ein Beweis seyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder sehen würden. Was soll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich mir dieses Vergnügen alle Minuten wünsche? Meine Absichten dürften mich wohl diesen Sommer noch in G... zurück halten; doch können Sie mir ohne Betheurung glauben, daß ich Niedersachsen nicht verlassen werde, ohne die angenehmste Person noch einmal zu sehen, die ich in diesem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekanntschaft stets, als den größten Vortheil meiner bisherigen Reisen, ansehen, und mich selber zu hassen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu seyn ꝛc.

Ein und funfzigster Brief.

An einen Freund.

Sie sind ganz gewiß der Unbekannte, in dessen Namen mir Herr N.. eine so ansehnliche Beloh-

Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht gestehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht gestehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abstatte. Wer könnte sonst eine so kleine Mühe so reichlich belohnen, und zugleich so bescheiden? Sie haben der Belohnung die Gestalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen zu lassen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Leugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geschenk schuldig bin. Sie haben Ihre Absicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr selbst zu meiner Freude, daß ichs wissen muß, daß ich sie niemanden anders schuldig bin, als Ihnen. Ihr Geschenk ist mir nicht so wohl durch sich angenehm, als weil Sie mirs gemacht haben. Und so verbraucht auch dieser Gedanke ist: so empfinde ich doch seine Wahrheit zu sehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigste Danksagung halten sollte. Eben itzt erfahre ich, daß es sich mit Ihrem schon so lange sterbenden Freunde etwas gebessert hat. Möchte ich doch der erste seyn, der Ihnen diese freudige Nachricht gäbe! Ich wünsche Ihnen, nebst Ihrer eignen Gesundheit, sein Leben zum neuen Jahre und bin ꝛc.

Zwey und funfzigster Brief.

An eben denselben.

Also haben Sie Ihren besten Freund, Ihren L**, verloren? Sie dauren mich unendlich, und ich wünschte, daß selbst diese Versicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich sonst, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unsrer Zusammenkunft in Merseburg denken sollen, daß dieser so muntre und vor uns allen belebte Freund, der erste und nächste zum Tode seyn sollte! Und er war es in diesem Jahre noch. Vater der Menschen! Wie flüchtig ist das Leben, das wir so sehr lieben, und als dein Geschenk auch lieben müssen! Ich weine, indem ich dieses schreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B**, und ich wünsche, daß mich niemand diese Stunde in meinen Thränen und in meinen menschlichen Empfindungen stören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig sind, glücklicher anwenden, als wenn ich sie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verstorbenen schenke! ** Er ist also in dem Schooße der Ewigkeit und der unaussprechlichsten Ruhe **? Was muß ein Geist, von der Erde weggenommen, bey dem ersten Eintritte in das Land der Vollkommnen, fühlen; welche göttliche Wollust! ** Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überschaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit

preist

preist er den Tag der Geburt und des Todes zu gleich, und fühlet, daß der Herr Gott ist. . . Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und verliert sich in dem Meere seiner Liebe, und wird trunken von den Geheimnissen der Erlösung. . . Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. . . Die kleinste gute That auf Erden stellt sich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Absicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwissenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angesichte der Vollkommnen. . . .

Nehmen Sie, mein lieber B. . , diese Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht so glücklich seyn, als ich gesagt habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott in diesem Augenblicke, daß ers ist. Wollten Sie wohl Ihren L. . , wenn es bey Ihnen stünde, von diesem Glücke auch nur eine Stunde zurückhalten? Heben solche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müssen, nicht auf: so machen sie unsre Betrübniß doch zur Tugend, indem sie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Trost ist stärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, gesund und zufrieden, und schenke Ihnen diese Wohlthat noch in vielen folgenden. Er lasse Sie die Freude der glücklichsten Väter erleben, und Sie, in

den

den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und stets den Lohn einer sorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünsche dieses mit dem aufrichtigsten Herzen, und bin zeitlebens ꝛc.

Drey und funfzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen sollte, mit dem Sie unlängst meine Poesie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten sollte. Ich will vielmehr die Lobsprüche, die Sie mir beygeleget haben, mit Ihnen theilen. Ihr schöner poetischer Brief überzeugt mich, daß Sie ein näher Recht dazu haben, als ich. Das Geschenk Ihrer Freundschaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man sie durch Liebe für den guten Geschmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann: so hoffe ich, derselben unaufhörlich werth zu seyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht, und ich wollte wünschen, daß Sie mir diesen Verlust durch Ihre Briefe ersetzten. Ich bin ꝛc.

Vier und funfzigster Brief.

An eine Freundinn.

Also sind alle Hinderniſſe gehoben, die Ihre Wünſche ſo lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter iſt mit einem anſehnlichen Glücke verſorgt, und Sie ſind binnen wenig Wochen die Seinige? Keine Nachricht in der Welt hat mich ſo vergnügt, als dieſe. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht ſatt leſen. Wer iſt glücklicher, als ich? fangen Sie ihn an. Ja, wer iſt glücklicher, als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient es zu ſeyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beſtändiger geliebt? Ich ſage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth bewieſen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühling der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewiſſen Glücke die vortheilhafteſten Gelegenheiten aufopfern, ohne ſie erſt anzuhören; ja, meine Freundinn, wer kann das? Ich möchte Ihren erſten Umarmungen zugeſehen haben! Doch Sie haben mir ja dieſen zärtlichen Auftritt ſo beſchrieben, daß ich ihn geſehen und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieſes leſen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tauſend Küſſen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf Ihre Hochzeit; gewiß; denn der Himmel iſt zu gütig, als daß er

mir

mir die Freude entziehen sollte, die größte Liebe und Tugend belohnt, kurz, Sie und Ihren Mann, nach so langen Wünschen, glücklich zu sehen. Wie wird er mir in den Armen seiner Braut danken, daß ich der erste gewesen bin, der sie ihn hat kennen lehren! Also ist durch meine Freundschaft die zärtlichste, und endlich auch die glücklichste Liebe entstanden? Stolzer Gedanke! Ich küsse Ihnen die Hand, liebste Braut, und bin in acht Tagen selbst bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweisen, daß ich vor tausend Andern bin ꝛc.

Fünf und funfzigster Brief.

An die Frau von P**.

Gnädige Frau,

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl versichert hat, daß Sie es gern sehen würden, wenn ich in Versen an Sie schriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gern sehen: so kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetisch an Sie zu schreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht gelesen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberinn von der Poesie waren; aber ich wußte nicht, daß Sie selbst so schön dichteten. Itzt weis ichs nicht allein, sondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine solche Verse zu machen, als Sie verdie-

verdienen, als Sie selbst machen; und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, sondern warten, bis eine Stunde kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück, haben werde. Aber ich entschuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieser Brief prosaisch, und nicht poetisch ist. Ist dieser Fehler nicht fast eben so groß, als wenn ich ein schlechtes Gedicht gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigen reden? Ja, Madam, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß; und dieses ist die Frucht Ihres Umgangs. Wenn Sie nur hören sollten, wie glücklich er sich preist, daß er Sie besitzt! Ich dürfte beynahe sagen, daß er mir itzt gewogner ist, als jemanden, bloß weil er sieht, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich überzeugt bin, daß er keine bessere Wahl hätte treffen können. Ich sehe, daß ich in der Gefahr stehe, mehr zu sagen, als es Ihre Bescheidenheit erlaubt; ja ich fürchte, daß ich diesen Fehler, in den die eifrigste Hochachtung am leichtesten verfällt, schon begangen habe. Ich will also lieber schließen, und Ihnen durch mein Stillschweigen die Größe der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen Andern bin ꝛc.

Sechs und funfzigster Brief.

Mein lieber Freund,

Ich bin krank. Kann man sich denn etwan gesund schreiben, wenn man an Sie schreibt? Sonst konnte ich mich zuweilen gesund lesen; aber itzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe gestern alle Ihre Schriften hervor gesucht, ich las so gar meine eignen, und ich blieb immer noch mattherzig, immer noch schwergeistig. Ja, ja, der Witz mag freylich nicht vor alles helfen. Wenn ichs gleich versuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Christianchen gesund küssen könnte. Was meynen Sie? Es kann mir wenigstens nicht schaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe mir immer sagen lassen, daß ein Kuß von einem lieben Mädchen eine halbe Universalmedicin seyn soll. Ach, was müssten nicht tausend, nicht noch einmal tausend, für Stärkung geben! Ich will es also immer wagen, und Sie sollen der Erste seyn, dem ich meine Gesundheit melden will, wenn das Mittel anschlägt. Was thut man nicht der Gesundheit wegen? Und was läßt sich nicht ein guter Freund gefallen, um dem Andern dazu zu verhelfen? Machen Sie sich keine Sorge, es soll keine Gewohnheit daraus werden; Sie sollen auch nicht dabey vergessen werden. Ach, will ich sprechen: noch eins, Christianchen, nur noch eins, nicht für mich, für Ihren Freund, für Ihren lieben Damon .... Sehen Sie, so küßt Ihr Damon ..., doch nein, er küßt nicht ganz so; aber so. Ich

will

ill gleich zu ihr gehen, denn es wird mir über dem chreiben immer ſchlimmer. Itzt tritt mirs recht us Herz! Leben Sie wohl.

Sieben und funfzigſter Brief.

Madam,

Sie verlangen, daß ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer ſorgfältigen Erzie-ung der Töchter ermuntern ſoll. In der That iſt hr Verlangen ſehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? Und wenn ichs fände, würden die rmen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stel-en Sie ſich einmal vor, daß die Mütter meinem Rathe folgten, und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen ließen; daß ſie ſie eben ſo wohl den-ken und reden lehrten, oder lehren ließen, als nä-hen und kochen: was würde daraus entſtehen? Un-ter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehn einen Mann bekommen, und unter dieſen zehn Ehen wür-den kaum zwo glückliche ſeyn. Nein, Madam, ſo lange die meiſten Mannsperſonen albern ſind: ſo würde es das größte Unglück für unverheirathete Frauenzimmer ſeyn, wenn ſie alle klug wären. Ent-weder die Männer würden ſie nicht haben wollen, weil ſie den Fehler hätten, klüger, als ſie, zu ſeyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Rath Gehör fände, würden ſie nicht haben wollen, weil ſie ih-nen zu albern wären. Aber könnte denn nicht Ein

kluger Mann zehn kluge Weiber nehmen? Ja, das läßt sich gar wohl denken; aber die Polygamie hat zu viel Beschwerlichkeiten, als daß wir sie wieder einführen sollten. Ich, zum Exempel, komme außer mir, wenn ich nur Ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich sehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an sich zögen? Nein, Madam, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht bestehen. Lassen Sie also immer die meisten Mädchen ohne Witz aufwachsen, damit sie ihren künftigen Männern gleichen. Es ist genug, wenn eine kleine Anzahl der Schönen in jedem Lande sorgfältig erzogen, und durch den guten Geschmack recht liebenswürdig, und zur Liebe fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Christianchen bin ich unbesorgt, so lange sie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tante ist. Ihr gutes Herz wird bey so vielen Beyspielen, die besser lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unschuld, der Klugheit, und der Wohlanständigkeit zu erhalten pflegt. Aber wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth ist, wenn sie so wird, wie sie uns hoffen läßt? Das weis ich Ihnen nicht zu sagen, wenn ich auch noch so lange herumsänne. Leben Sie recht wohl.

Acht und funfzigster Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich sehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich über jenes Unwissenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beides mein Mitleiden hätte erwecken sollen. Was ist es denn nun, ob mich dieser unbekannte Mann kennet und liest, oder nicht? Und was ist es denn nun mit des Andern seinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu mir selber kam. Er will dir ungefähr sagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärst. Gut; laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht;

Sed qui te vendit, Bibliopola putat.

Ist das nicht genug? Nachdem ich dieses Gedachte gesagt habe: so fühle ich sehr genau, daß ich nicht mehr böse auf Sie bin. Aber dem ungeachtet soll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht sehe, warum ich mehr an Sie schreiben soll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben so viel bin, als Sie. Ihr Brief ist fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben so viel Zeilen. Also leben Sie wohl. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb sind; nein, Sie müssen sie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen diese Schmeicheley?

Neun und funfzigster Brief.

Madam,

Sie haben an mich geschrieben, und ich bin über diese Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachläßigkeit nicht höher treiben, als ich sie getrieben habe. Zehn Jahre vorbey zu lassen, ohne an eine Person zu schreiben, die man hoch schätzt, das ist ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen größern begehen, wenn ich unverschämt genug wäre, den ersten zu entschuldigen. Sie haben mir in Ihrem Briefe nicht den geringsten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meisten geschmerzt. Lassen Sie es an dieser Strafe genug seyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geschrieben habe: so denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang beynahe alle Wochen einigemale an Sie geschrieben, und Sie vielleicht alle Monate einmal besungen habe. Lassen Sie die Frau Commissionräthinn mit der Phyllis abrechnen. Denn diesen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter sorgfältiger und gewissenhafter Liebhaber gewesen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in alle den vielen Briefen und Gedichten gesagt haben? Das möchte ich gern wissen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich seyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Messe mit, ich bitte Sie recht innständig darum. Sie werden die Ihri-

gen in meinem Schreibetische so sorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter sein kostbares Manuscript aufhebt; aber das versteht sich, daß sie ziemlich abgenutzt sind. Ich trug sie das erste Jahr aus großer Liebe meistens bey mir. Im andern machte ich sinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten schloß ich sie mit vieler Bekümmerniß in meinen Schreibtisch ein, weil ich hörte, daß Sie heiratheten. Wird Ihr Herr Liebster nicht lachen, wenn er sieht, wie grausam Sie mich haben seufzen lassen! Wie lange habe ich Sie bitten müssen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube, ein ganzes Vierteljahr. Eine solche Anekdote findet man in allen Romanen nicht. Dennoch küsse ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Sechzigster Brief.

Liebster Freund,

Also bin ich Ihr Beförderer, und geschickter, meine Freunde zu versorgen, als mich selbst? Reisen Sie ins Gebürge, und nehmen Sie Ihr Amt als ein Geschenk Ihres günstigen Schicksals an, das Sie so lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl geht. Dieses

ses soll die Belohnung für eine Freundschaft seyn, für die ich eigentlich gar keine zu fordern habe. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Ein und sechzigster Brief.

Madam,

Ich will Ihren letzten Brief nicht so wohl beantworten, als Ihnen nur sagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich setzte gern hinzu, daß ich ihn mit dem größten Vergnügen gelesen hätte, wenn ich dieses ohne Eitelkeit von einem Briefe sagen dürfte, der größtentheils mit meinem Lobe angefüllt ist. Doch, was soll ichs leugnen? So bescheiden ich auch bin, oder zu seyn wünsche: so sehe ich mich doch von niemanden lieber gelobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie sind: und ohne die Begierde, Ihrem Geschlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, sondern auch weniger Gutes geschrieben haben. Die beiden Gedichte, von welchen Sie reden, sind von mir. Eins davon hat mir selbst gefallen; aber ach! wie selten erlebe ich dieses Glück! Ich habe so vielmal ohne Liebe von der Liebe singen müssen, daß es ein Wunder wäre, wenn diese Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles herſetzen, was ich Ihnen gönne, und was Sie verdienen. Aber,

nein,

nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum wollte ich Sie mit einem langen Wunsche bestrafen? Leben Sie, nebst Ihrem Herrn Liebsten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieser Wunsch von Herzen geht, und daß mich schon der bloße Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und sechzigster Brief.

Mademoiſell,

Ich wills Ihnen recht aufrichtig gestehen, warum ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe. Ich bin - - was dächten Sie wohl? Krank gewesen? Nein. Verreist gewesen? Auch nicht. Mit Geschäfften überhäuft gewesen? Noch weniger. Ich sehe es wohl, Sie errathen es nicht; aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur - - Nicht wahr, nun wissen Sies? Ja, meine liebe Mademoiſell, Sie haben recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyßig andere seit vielen Monaten unbeantwortet gelaſſen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: so verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläßigkeit nicht vorwerfen sollen. Die Ursache, die mich dazu verleitet hat, ist ja so menschlich, als eine seyn kann. Ja, Mademoiſell, wenn Sie nur

das liebe Mädchen sehen sollten! Wenn Sie nur ihre großen blauen Augen, die unschuldige und zugleich witzige Miene . . Doch ich darf nicht weiter an Sie denken, sonst vergesse ich das Schreiben. Wie sie heißt, wollen Sie wissen? Das ist beynahe zu viel gefordert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß sagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heißt, wie Sie, wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr sagen, außer, daß ich Ihr beständiger Freund und Verehrer bin.

Drey und sechzigster Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebste Freundinn,

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Person kenne, und zuweilen bin ich so eitel, daß ich mir einbilde, es könnte Ihnen auch nicht gleichgültig seyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieser süßen Einbildung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich, auf mich schließen. Der Einfall ist sehr sinnreich; aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es ist wahr, ich und Ihr Mann wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allem. Zum Exempel, ich habe kei-

en von seinen Fehlern, ich lasse mich weit besser
nken, als er; ich mache keine Spöttereyen, und
de meinen Freunden nichts Böses nach. Ich bin
n vortrefflicher Wirth, und bloß das, was ich in
einen jüngern Jahren erspart habe, beläuft sich
hr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieser Zeit
icht das geringste aufweisen können. Hundertmal
abe ich zu ihm gesagt: Liebster Freund, legen
Sie doch etwas zurück; wenn Sie einmal
heirathen, alsdann ist dieses Geld gefunden.
Aber es half nichts. Er blieb immer leichtsinnig.
Freylich wird ers leugnen, wenn Sie ihn darüber
zur Rede setzen; denn wer gesteht gern seine Feh-
ler? Verliebt ist er auch Zeit seines Lebens gewesen.
Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer
erzählt, die Calliste hieß? . . Doch ich mag nicht
reden. Sie möchten böse auf ihn werden, und das
wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich
Ihnen im Vertrauen sagen, daß er mit meiner
Schwester noch bis auf diese Stunde eine heimliche
und verbotne Correspondenz führt. Sie ist frey-
lich schon funfzig Jahre; allein wozu ist das viele
Schreiben nütze? In der That ists wahr, er schreibt
sehr schön, und hat auch eine beßre Hand, als ich;
er macht beßre Verse, als ich; er kann sehr tiefsin-
nig denken. Aber bey allen seinen schönen Versen,
bey aller seiner Tiefsinnigkeit, ist er (nehmen Sie
mirs nicht übel, daß ich mich wieder selber loben
muß) ist er, sage ich, im Umgange doch nicht so
munter, so artig, so gefällig, so gesellschaftlich, wie

ich. Es ſagte mir letztens noch eine Franzöſinn zu mir, daß ich unter allen deutſchen Gelehrten, die ſie geſehen hätte, die meiſte Vivacité (es iſt ihr eigne Wort) beſäße, und am wenigſten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meiſten Leuten aus der Stubenſtube an, daß ſie in Geſellſchaften ſtumm ſind, ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgeſagt haben, und mit vieler Wahrſcheinlichkeit noch immer nachſagen; ich bin ſo wenig zu dieſem Fehler geneigt, daß ich ſo gar in der Geſellſchaft der Schönen unſrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viel Beredſamkeit. ... Ob ich ſo ſchön ausſehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht geſagt haben. Indeſſen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen laſſen, und alle Welt geſteht, daß mein Geſicht im Bilde recht angenehm ausſieht. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der erſten B... Meſſe zu überſchicken, damit Sie wenigſtens die Bildung Ihres Verehrers und beſten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich ſelber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntſchaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reiſe nach Oberſachſen zu bewegen. Im Vorbeygehen geſagt, meine liebſte Freundinn, es ſollte Ihnen bey uns ſo wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreiſe vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief mit gutem Gewiſſen ſchließen, wenn ich Ihnen nicht noch ſagen wollte, daß das beygelegte Präſent von mir herrührte.

Nicht,

icht, als ob Sie mich deswegen zu Gevattern tten ſollten. Nein. Ich ſagte zu meines Bru- rs Frau unlängſt: Frau Schweſter, ich möchte nſrer Freundinn in B** gern ein klein Präſent achen, wozu rathen Sie mir? Das will ich hnen bald ſagen, fieng ſie an. Bitten ſie die Madam St***, daß ſie Ihnen ein Tauf- ützchen oder Häubchen, (ich weiß ſelbſt nicht, ie es heißt,) macht, und ſchicken ſie es Loui- en; vielleicht braucht ſie es bald. Ihr Mann ſt viel zu unbedachtſam, als daß er an ſolche Sachen denken ſollte. Dieſes waren ihre Worte. Kurz, was man mir ſagt, das thue ich. Ich ſchicke Ihnen alſo dieſes Zeichen meiner Fürſorge, ohne daß es eben ein Beweis von der Liebe und Hochach- tung ſeyn ſoll, mit welcher ich bin ꝛc.

Vier und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von S**.

Mein lieber kleiner S***

Ich weis Ihnen nichts zu ſchreiben, als daß ich Ihnen nichts zu ſchreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochſchätze, dieſes habe ich Ihnen nun ſchon zehn Jahr nach einander geſchrie- ben. Die Comödien kann ich Ihnen nicht ſchicken, und wenn Sie mir die Wache wollten ſetzen laſſen. Ich denke aber, bald mein Wort zu erfüllen. Leben

Sie

Sie wohl, und kommen Sie recht gesund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch schreibe ich noch. Ja, mein lieber S . . ., wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: so lassen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es ist ein Unglück besser, als das andre. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Fünf und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Sie haben mir einen recht schönen Brief geschickt, für den ich Ihnen nicht besser zu danken weis, als daß ich ihn gleich in der ersten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerst geschrieben habe; denn vielleicht hätte ich diesen Brief nicht. Ich will Ihnen also auch nicht einmal sagen, daß ich im Gebürge gewesen bin, daß ich meine Mutter besucht, und also mehr, als ein Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu schreiben. Das aber muß ich Ihnen sagen, daß ich auf meiner ganzen Reise recht erbärmlich krank gewesen bin; denn Ihr Mitleiden ist mir lieber, als die kluge Regel, das man nicht immer klagen soll.

Sie muntern mich im Namen der Fränkischen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. herauszugeben; aber sagen Sie diesen witzigen Kindern nur getrost, daß so leicht keiner kommen

men wird. Ich will lieber ihren Zorn unschuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgelesen, wenigstens schon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir diese Grausamkeit schuldig. Unfruchtbar seyn, ist immer noch besser, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beschweren. Sie wissen es, daß ich itzt den größten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten schenken muß, als denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern bekannt gemacht haben; und wer gut schreiben will, kann nicht immer, und soll auch nicht, viel schreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey diesen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was Sie selbst schreiben könnten, wenn Sie wollten: so werden diese Frauenzimmer die Fortsetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie sind nicht allein für die Schönen in Darmstadt gemacht; nein, es warten in L... und wenigstens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie; auch viele Freunde, und besonders Ihr lieber ꝛc.

Sechs und sechzigster Brief.

Gnädige Frau,

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich mir sie selbst genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu sagen, wie viel ich Ihnen Dank schuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in Ihrem Hause geduldet, sondern mir zugleich so viele Gnade erwiesen, als ob ich Ihr eigner Gast gewesen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter ist, auch gegen die gefällig zu seyn, die keinen Anspruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar seyn, daß ich die Ehre niemals vergesse, die Sie mir erwiesen haben: so werde ichs zeitlebens seyn. Ich werde es wenigstens so oft seyn müssen, als ich B - - nenne, oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küssen. Dieß Gesetz will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten seyn! Ich könnte Ihnen nunmehr eine sehr klägliche Beschreibung von meiner Rückreise machen; aber es wird genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst Donnerstags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Also habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiset. Der böse Kutscher! mit ihm soll niemand als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böses im Sinne hat. Vergeben Sie mir diesen kleinen Eifer. Ich weis nichts mehr zu sagen,

als daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin ꝛc.

Sieben und sechzigster Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie sich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht besinnen, daß ich ihm eine versprochen hätte; und wenn es auch geschehen wäre: so will ich mich nicht besinnen, weil er damit gepralt hat. Ueberhaupt haben Sie Recht, er ist ein hischen nickisch; so eine ehrliche Miene, als er sich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich schreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben, daß Sie nicht mehr an mich schreiben sollen? Aber der gute boshafte Rathgeber hat sich betrogen, und er soll unsern Briefwechsel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich sage Ihnen also, daß mir Ihre Briefe recht angenehm sind, und ich traue dieser Versicherung so viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr zu machen: so wüßte ich nicht, warum wir nicht zeitlebens an

einan-

einander schreiben wollten. Ja, wir wollen es thun wir wollen uns schreiben, und wenn es den schlaun Freund verdrießt, wollen wir uns gar gut seyn, und er soll unsre Briefe bestellen, und unsre Freundschaft immer wachsen sehen müssen, damit er nicht ohne Ursache böse ist. Ich kann ihn gar nicht mehr leiden, und ich habe große Lust, ihn zu hassen; wenn Sie meynen, daß man sich an ihm eben nicht sehr versündigt. Doris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch so artig und fromm seyn wollen, als Sie als Jüngling sind. Unser boshafter Freund kömmt, ich will ihm den Brief dreist vorlesen, er kann mir doch kein finsterer Gesicht machen, als er schon mitbringt. Da sieht er kaum, daß ich recht sehr Ihre gute Freundinn bin ꝛc.

Acht und sechzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingscur, und eine Reise, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch diese Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu machen, und kommen meiner Bescheidenheit und Furchtsamkeit in diesem Falle zu Hülfe. Indessen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das besondre Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und ich will es

ien Augenblick durch eine freundschaftliche Erinnerung zu verdienen suchen. Ich wünschte nämlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder bessern, auch etliche gar weglassen möchten. Ich finde überhaupt viel schönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Ansehung Ihres Charakters zu frey scheint, zumal wenn ich bedenke, daß diese Schrift einem großen Gottesgelehrten dedicirt ist. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen Ausspruch an, sondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieses schon zu Rathe gezogen: so will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieses sage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringsten aus einem kritischen Stolze. Ich wünsche mir Ihre Freundschaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen Sie mirs also nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte nicht sorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Neun und sechzigster Brief.

Meine liebe Jungfer Mahme,

Ich habe Ihr doppeltes Geschenk erhalten. Es herrscht in Ihrer Art, zu sticken, eben der gute Geschmack, der in Ihren Briefen und Gesprächen

herrſcht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen dieſen Lobſpruch länger verſchweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geſchicklichkeit beſchenkt; und was iſt billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beſchenke? Für zwo Stückereyen von Ihren Händen, ſchicke ich Ihnen zwey Bücher von den meinigen; einen Catechismus und einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt: ſo ſoll Sie der erſte unmittelbar wieder beſſern. Sie lachen? Wollen Sie mir etwan dadurch ſagen, daß ich mir dieſe Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman ſelber ein Catechismus wäre? Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! Es heißend hat mich noch kein Menſch kritiſiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weis, mich zu rächen. Wir ſind nahe Freunde und — — ja; und wer weis, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schweſter hundertmal von mir.

Siebenzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Meine liebe Madam,

Ehe wir noch mit einander reden, ſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht ſehen, und wenn ers auch nach ſeiner Scharfſichtigkeit

tigkeit sähe: so kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr sagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundschaftlichen Seele eben dieses erwarte. Ach wenn doch der May schon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander lesen, mit einander scherzen, und spatzieren gehen, und uns freuen, daß wir leben, und gute Freunde sind; da wollen wir uns ins Grüne setzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo soll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu studiren hat. Er kann aber auch zu Hause bleiben, und unterdessen etwas poetisches oder prosaisches arbeiten, damit er uns bey unserer Zurückkunft etwas vorlesen, und sich unsern Beyfall verdienen kann. Wer gesund ist, der muß arbeiten, und wer so viel Geist hat, wie Ihr Mann, der muß für zwo Personen arbeiten; ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müssen sich für drey Personen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Gesellschaft trinken soll; und wenns der Doctor nicht gewesen ist: so ists mein eignes Herz gewesen, und beiden folge ich gern. Sie können unmaaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern lassen. Gemästete Kälber sollen auch ganz gesund seyn. Noch eins, liebe Madam, wo soll ich schlafen? Nur in keiner

Kammer, wo Mäuse sind. Ich will lieber etlich kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als diese geschwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf Ihrem Landgute nicht etwan um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganz hübschen Vorrath von schlechten Gedichten mit, mit denen ich die Gespenster auf zehn Meilen Wegs fortlesen will. Es haben sich schon verschiedne gute Freunde zu meinen Reisegefährten angeboten; es ist mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht sagen, warum; aber ich fühle es, daß wir sie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unsre Vertraulichkeit mit ansähen.

Nun, das wird recht hübsch seyn! Aber meine liebe Freundinn, es sind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur so viel Tage wären! Nehmen Sie mirs nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn Ihr Mann Umstände machen will. Grüßen Sie ihn, und sagen Sie ihm, daß ich seine Schriften so gern, als Moscheims Werke, lese, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr rechter sehr guter Freund.

Ein

Ein und siebenzigster Brief.

An einen guten Freund.

Sie wissen doch, daß heute schon der fünfte May ist, und daß Sie mir versprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie also an Ihr Versprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie sich selbst schuldig sind. Ich lade Sie vom neuen ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der losen Doris, im Namen der Freundschaft, der Liebe und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entzücken,
Lachst du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verschönerten Natur;
Schmückst Freunden, die dich zu geniessen,
Und dankbar zu gebrauchen wissen,
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie sollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gastfreyen Wirthinn erwarten können. O was machen Sie für eine unschlüssige Miene! Das ist die Miene des Unterthanen, dem der gnädige Herr einen Hoftag ansagen läßt, und nicht die Miene eines Geselligen, den seine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit Ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger studiren, dabey wird die beste Welt nicht viel verlieren. Sie und viele Andre wissen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wissenschaften und für die

Welt, und nicht vielmehr aus einem weisheitsvollen Stolze, studiren sollten. Im Vertrauen geredt, diese ganze Stelle von dem, O was machen Sie .. an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beschwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich seyn soll, und ich wollte gern böse auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da sie mir die Spötterey vorsagte, eine Miene gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit seyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht besser wünschen kann, und die Sie, als ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unserm Christoph schon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L.. fahren, daß er sein bestes Kleid anziehen, daß er die Kutsche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen absehen, und sich ja in Acht nehmen sollte, daß Sie nicht mitten auf dem Wege aus der Kutsche sprängen, und zu Fuße nach L.. zurück kehrten. Christoph fragte, ob denn der Herr so eigensinnig wäre? Ja doch, sagte meine Frau, er ist eben so eigensinnig, als gutwillig, um desto aufmerksamer müßt ihr seyn; kurz, es ist der Herr, in dessen Büchern ihr Sonntags immer lest. Hier verbeugte sich Christoph, und sagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht so lieb wäre, als daß er diesen Herrn fahren sollte. Er wird also auf den Sonnabend zu Mittage in vollem Staate,

nd in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hauſe erſchei-
en, und wir wollen Sie gegen Abend in der klei-
en Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel er-
arten. Herr R.. läßt Sie ganz weichmüthig
rüßen. Es iſt mit dem Frühlinge eine große Ver-
nderung in ſeinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unſern Ohren
Die Liebe tauſendmal verſchworen,
Verſeufzt itzt ſeinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn ſuchen aufzuwecken;
Flieht einſam in die finſtern Hecken.
O May! wo iſt ſein Stolz? Er liebt!

Im Ernſte, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie er-
rathens nicht. Die junge Wittwe. Dieſe hat
durch Hülfe des Lenzes das ganze Syſtem ſeines
hageſtolziſchen Herzens über den Haufen geworfen.
Es iſt ſein Ernſt, daß er ſie heirathen will, und
ich habe nicht viel dawider einzuwenden; ſie
vielleicht auch nicht. Unterdeſſen iſt ſie noch zu
ſehr Wittwe, als daß ſie ihn unter acht Tagen an-
hören ſollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was
zu leſen, ein offnes Geſicht, und ein offnes Herz
mit. Ich bin ꝛc.

Zwey und siebenzigster Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergessen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, schon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingerissen. Ich weis nicht, ob mein Herz zu gut ist, Sie zu vergessen, oder ob Sie zu gut sind, vergessen zu werden. Genug, ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden sind, und es würde mir gar nicht zuwider seyn, wenn ich eine Stunde um Sie seyn, und Ihrem prosaischen und poetischen Gewäsche zuhören sollte. Allein verlassen Sie sich nicht zu sehr auf diese Versicherung. Ich stehe nicht für mein Herz. Woher weis ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdiensten in die Länge behalten wird? Andre Leute haben auch Verdienste, und ein Verdienst kann ja wohl das andre auslöschen. Wenn ich Ihnen also recht ehrlich rathen soll, mein Geliebter, so schreiben Sie mir ja sehr oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen von neuem anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geschicklichkeit in der Musik, im Zeichnen, in der Poesie. Sagen Sie, daß Ihre Verse unter den meinigen sind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch kostbar ist, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieses ist das, was Sie mir schreiben sollen. Die Art, es zu sagen, überlasse ich Ihrem feinen Witze. Nun will

ich Ihnen auch sagen, was Sie mir nicht schreiben sollen. Erstlich überhaupt nichts von meinen Fehlern; denn wenn ich auch welche hätte: so haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, sie wahrzunehmen. Ferner, schreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im bösen, denn sie geht Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne gesagt, daß Sie Briefe mit ihr wechselten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrschaft schreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache so weit treiben würde: so hätte ich wohl schweigen können. Endlich schreiben Sie mir keine solchen Versehen mehr, als in Ihrem letzten Briefe stehen; sondern warten Sie, bis ich Sie um solche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: Mein liebes Christianchen, an, oder, oder wenn Sie dieses Wort ja nicht lassen können: so setzen Sie wenigstens: Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Christianchen! Unter diesen Bedingungen sollen mir Ihre Briefe allezeit lieb seyn.

Drey und siebenzigster Brief.

An den Herrn Baron Gr**.

Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von K**, und es würde mir noch besser gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht so weich schlafen, und weniger vornehm speisen dürfte. Meine Wirthinn ist die gefälligste Frau von der Welt. Ihr Gesicht ist so heiter, wie die Gegend auf ihrem Landgute; und ihre Fräulein Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenschaften entbehren, und darum doch noch die Mißgunst der Schönen, und die größte Hochachtung unsers Geschlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meine Tage hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen versprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beschreiben dürfte. Machen Sie sich also immer zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus große Lust, zu schwatzen.

Ich schlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das Feld geht. Meistens um sechs Uhr des Morgens stehe ich schon an dem Fenster, und überschaue mit einem unersättlichen Auge den Herbst, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon

wir

r in der Stadt nichts wissen, ist mir aus meinem nster ein ganz neues Schauspiel. Hier stehe ich m, und vergesse mich eine halbe Stunde im Sehen d Denken. Nach diesen glücklichen Augenblicken, d ganz berauscht von dem Geiste des Morgens, fne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; ber so glücklich wird mirs nicht. Nein, es kom en ihrer wenigstens drey auf einmal, die sich mir Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und mit ller Gewalt zu meinem Befehle seyn wollen: und enn ich den einen etwas bitte, so nimmt es der ndre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm ha e. Kurz, ich muß mich anziehen lassen, ich mag vollen, oder nicht.

Unter dieser Beschäfftigung besuchen mich fünf bis sechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Gespräch einlasse, weil ich weis, daß sie mir nicht antworten. Indessen erzählt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beschreibt mir das ganze Revier, und kränkt sich, daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verstehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmherzig seyn müßte: so hat er sich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein Pietist wäre.

Nunmehr kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Miene, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich

zu mir gesteckt habe, sind der Terenz, der Horaz und der Gresset. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in diesen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheiten finde, als in der Stadt? Doch warum sollten Sie sich wundern? Hier ist die Natur selbst ihre Auslegerinn, die sie begeisterte, als sie sangen. Und sie erklärt sie, wenn gleich nicht so gelehrt, doch angenehm und deutlicher, als die angesehensten Commentatores. Die Beschreibung einer schönen Aussicht, die Gemälde von der Unschuld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelt, wenn ich sie mit der Natur zusammenhalten kann. Selbst die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Gedränge der Stadt; hier, wo mein Verstand durch die Anmuth des Landlebens offner, und mein Geschmack lebhafter und feiner gemacht wird. Diesen Morgen fiel mir der Eunuchus in die Hand, ich wollte ihn durchlesen; aber ich kam in der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; so oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieser Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an seinen verliebten Herrn aufdringen; es ist gar zu schön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quae illum? quae me? quae non? sine modo:
Mori me malim: sentiet, qui vir siem.

Haec

Haec verba me hercule vna falsa lacrimula,
Quam, oculos terendo misere, vix vi expresserit,
Restinguet: et te vltro accusabis, et ei dabis
Vltro supplicium.

So? höre ich Sie sagen, warum haben Sie denn eben diese Stelle ausgezogen? Ist es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten soll? Eine Bosheit? Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob es etwas wahrers und richtigers seyn kann, als diese Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich sie las, ja doch, eine kleine falsche Thräne! ich sehe das Mädchen, itzt reibt sie sich die Augen, und zwar erbärmlich. Vortrefflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber sie muß. Und itzt löscht diese Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus; alle auf einmal. So dachte und sprach ich mit mir, und schmähte auf mich, daß ich nicht auch so klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir diese Schulepisode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreibe eilen.

Wenn ich mich bald satt gelesen habe: so warte ich der gnädigen Frau und Fräulein Tochter auf. Ich treffe sie gemeiniglich bey einem Buche, oder mit dem Verwalter über einer Rechnung an. Alles lacht mir entgegen, und so gar der Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wachtmeister gewesen ist, zwingt sich, aus seinem fürchterlichen Gesichte mir ein freundliches zu machen. In dieser Stunde, (denn so lange halte ich mich ungefähr in dem Zimmer meiner Gebieterinn auf;)

auf,) verdient ich eigentlich die Erlaubniß mich auf ihrem Landgute zu vergnügen. Ich rede mit ihr, und unser Gespräch betrifft gemeiniglich die Erziehung ihres Sohnes, der Hoffnung ihres Geschlechts. Wenn es bald Mittag ist: so setze ich mich mitten auf den Hof, dessen oberste Hälfte gepflastert, und mit einem Geländer umgeben ist. Ich klingle mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kömmt - - wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fuße und im Fluge, herbey geschossen. Ich füttre also Hühner, Truthühner, Enten, Gänse, Tauben, alles unter einander, und überzähle meine Nationen. Der Tauben ist beynahe ein unzählbares Volk. Darauf besuche ich die Rebhüner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhause, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine noch zukünftige Nachwelt aus, und wird von ihrem Gatten ermuntert, das Nest zu verlassen, ihm Platz zu machen, und sich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erst bittet er sanft und liebreich, dann redet er ernsthafter, und wenn sie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will: so gebittet er mit einem täuberischen Tone, und dreht sich zehnmal in den Kreis herum, als wollte er sie nicht mehr ansehen, und ihr doch auch die Freyheit lassen, sich, unvermerkt von ihm, aus dem Neste zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeställe, und endlich von Stalle zu Stalle, und sehe die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menschen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müssen.

Um

Um zwölf Uhr wird die Gesindeglocke geläutet, und ie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu wer-en, eine große Tafel, voll gesunder und hungriger Mägde und Knechte, speisen sehe. Wenn diese Leute uch sonst nicht so glücklich sind, als ihre Herrschafte; o sind sie doch bey Tische gewiß glücklicher. Alles ßt und redet zugleich an ihnen. An der einen Reihe itzt das Mannsvolk; und an der andern sitzen die Dorfschönen. Ein Brodt, so breit, wie der Tisch, ist vor der halben Stunde verzehret. Sie können leicht denken, daß es unter diesen beiden Geschlechtern auch Zärtliche giebt, und daß sich der Knecht, wenn er in die Schüssel sehen will, zuweilen vergißt, und seiner Geliebten in die schwarzen Augen sieht. Gestern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu besuchen. Alle waren bey Tische in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf seinem Huthe, wie es seine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüsseln Tauben besetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen scherzten mit ihren Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen sollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus ließen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und diese bückten in währendem Spiele sich so vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galane entweder den Sieg vergaßen, oder ihn doch am Ende vergessen konnten;

Denn

Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter dieſen jungen Leuten ſitzt, zu oberſt an der Tafel, ein ſchon grauer Mann, ceu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe iſt, und doch den Tag über die ſauerſte Handarbeit verrichtet. Man ißt nicht eher, bis er ſeinen Platz eingenommen hat, und ſo bald er aufſteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Perſonen nach. Wenn ſie Fleiſch haben, welches die Woche drey oder viermal geſchieht: ſo ißt er nur die Hälfte von ſeiner Portion, und die andre Hälfte trägt er ſeiner neunzigjährigen Mutter nach Hauſe. Und eben um dieſe zu erhalten, iſt er Nachtwächter, denn er bekömmt für jede Nacht einen Groſchen. Ein ſchreckliches Geld! Aber der gute Mann muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für dieſen Groſchen wachen, ſondern auch beſtändig beten und ſingen, damit man weis, daß er wacht. Kurz, der Mann muß für das ganze Dorf und alle umliegende Gegenden beten. Er kann auch wirklich alle Pſalmen und das ganze Geſangbuch auswendig. Und in ſo weit dieſes zu ſeinem Dienſte nöthig iſt: ſo glaube ich, daß man weit eher zehen gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen Nachtwächter für dieſen adlichen Hof finden kann. So wenig er ſchläft, ſo viel er arbeitet: ſo iſt er doch geſund, zufrieden, und die Freundlichkeit ſelbſt. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich ſo lange bey der Beſchreibung dieſes Mannes aufgehalten habe. Denn ſind Sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewigt zu werden verdient, als

mancher

nancher groſſe Mann, der ſich in ſeinem Kupferſtiche bewundert, und deſſen Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

Wenn das Geſinde gegeſſen hat, ſo geht unſre Tafel an, und obgleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat eingehen laſſen, ſo ſitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache, und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, iſt für mich allein. Da leſe ich noch eine Stunde, und ſo geht der Tag vorbey. Was das meiſte iſt, ſo bin ich die ganzen acht Tage geſund geweſen. Das iſt viel Glück!

Mich deucht, Sie wiſſen nunmehr genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wiſſen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch eine luſtige Begebenheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hieſigen Gegend angeht. Dieſe iſt ſehr tyranniſch. Ich gehe am vergangnen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey ſich hatte. Ich ſetzte mich unbekannt neben den erſten den beſten Bauer. Ein Student ſtieg auf die Kanzel, und fieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine ſchreckliche Predigt an. Er war ſo philoſophiſch, daß er dem Bauern erklärte, was ſäen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich: ich ſchlummerte ſanft ein. Aber in dieſer Kirche hat man die Freyheit nicht, über einer ſchlechten Predigt einzuſchlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem

ziemlichen Stoße sehr geschwind auf und rief: Der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus seinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieser gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und also schlief ich wieder ein. Im kurzen erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage, und sah einen kleinen Bauerjungen mit einem ziemlichen langen Stecken vor mir stehen. Er gab mir einen Verweis mit der Miene. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieser Junge hat das Recht, mit seiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich schämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf schlagen lassen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutsche der gnädigen Frau, mit vier Pferden bespannt, durch sein Dorf wird fahren sehen, den er am Sonntage seine Gewalt hat fühlen lassen? Ich bin mit dem Ende dieser Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen: so will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Person ein neues Verdienst bey meiner Wirthinn und der Fräulein erwerben. Ich dächte, Sie kämen!

Leben

der

Schwediſchen Gräfinn

von G**.

Erſter Theil.

Erster Theil.

Vielleicht würde ich bey der Erzählung meines Geschlechts eben so beredt, oder geschwätzig, als Andre seyn, wenn ich anders viel zu sagen wüßte. Meine Aeltern sind mir in den zartesten Jahren gestorben, und ich habe von meinem Vater, einem Liefländischen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daß er ein rechtschaffner Mann gewesen ist, und wenig Mittel besessen hat.

Mein Vetter, der auch ein Landedelmann war, doch in seiner Jugend studirt hatte, nahm mich, nach meines Vaters Tode, zu sich auf sein Landgut, und erzog mich bis in mein sechzehntes Jahr. Ich habe die Worte nicht vergessen können, die er einmal zu seiner Gemahlinn sagte, als sie ihn fragte, wie er es künftig mit meiner Erziehung wollte gehalten wissen. Vormittags, fieng er an, soll das Fräulein als ein Mann, und Nachmittags als eine Frau erzogen werden. Meine Muhme hatte mich sehr lieb, zumal weil sie keine Tochter hatte, und sie sah es gar nicht gern, daß ich, wie ihre jungen Herren, die Sprachen und andere Pedantereyen, wie sie zu reden pflegte, erlernen sollte. Sie hätte mich dieser Mühe gern überhoben; allein ihr Gemahl wollte nicht. Fürchten sie sich nicht, sprach er zu ihr, das Fräulein lernt gewiß nicht zu viel. Sie soll nur klug, und gar nicht gelehrt werden. Reich ist sie nicht,

also wird sie niemand, als ein vernünftiger Mann nehmen. Und wenn sie diesem gefallen, und das Leben leicht machen helfen soll: so muß sie klug, gesittet und geschickt werden. Dieser rechtschaffene Mann hat keine Kosten an mir gesparet; und ich würde gewiß noch etliche Jahre eher vernünftig geworden seyn, wenn seine Frau einige Jahre eher gestorben wäre. Sie hat mich zwar in Wirthschaftsachen gar nicht unwissend gelassen; allein sie setzte mir zu gleicher Zeit eine Liebe zu einer solchen Galanterie in den Kopf, bey der man sehr glücklich eine stolze Närrinn werden kann. Ich war freylich damals noch nicht alt; allein ich war alt genug, eine Eitelkeit an mich zu nehmen, zu der unser Geschlecht recht versehn zu seyn scheint. Aber zu meinem Glücke starb meine Frau Base, ehe ich noch das zehnte Jahr erreicht hatte, und gab meinem Vetter durch ihren Tod die Freyheit, mich desto sorgfältiger zu erziehen, und die übeln Eindrücke wieder auszulöschen, welche ihr Umgang und ihr Beyspiel in mir gemacht hatten. Ich hatte von Natur ein gutes Herz, und er durfte also nicht sowohl wider meine Neigungen streiten, als sie nur ermuntern. Er lieh mir seinen Verstand, mein Herz recht in Ordnung zu bringen, und lenkte meine Begierde zu gefallen nach und nach von solchen Dingen, die das Auge einnehmen, auf diejenigen, welche die Hoheit der Seele ausmachen. Er sah, daß ich wußte, wie schön ich war; um destomehr lehrte er mich den wahren Werth eines Menschen kennen, und an sol-

chen

chen Eigenschaften einen Geschmack finden, die mehr durch einen geheimen Beyfall der Vernunft und des Gewissens; als durch eine allgemeine Bewunderung, belohnt werden. Man glaube ja nicht, daß er eine hohe und tiefsinnige Philosophie mit mir durchgieng. O nein, er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bey, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugend, welche sie uns in jedem Stande, im Glücke und Unglücke, im Tode, und nach diesem Leben, bringt. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht so wohl in das Gedächtniß, als in den Verstand zu prägen. Und diesen Begriffen, die er mir beybrachte, habe ichs bey reifern Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtinn betrachtet habe, die uns die Reise durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beygebracht wird, unsern Verstand eben so vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. Und viele Leute würden mehr Verstand zu den ordentlichen Geschäfften des Berufs und zu einer guten Lebensart haben, wenn er durch den Unterricht der Religion wäre geschärft worden. Ich durfte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir in Dingen, die noch über meinen Verstand waren, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde. Mit Einem Worte, mein Vetter lehrte mich nicht die Weisheit, mit der wir in Gesellschaften pralen, oder wenn es

hoch kömmt, unſere Ehrbegierde einige Zeit ſtillen ſondern die von dem Verſtande in das Herz bringt, und uns geſittet, liebreich, großmüthig, gelaſſen und im Stillen ruhig macht. Ich würde nichts anders thun, als beweiſen, daß mein Vetter ſeine guten Abſichten ſehr ſchlecht bey mir erreicht hätte, wenn ich mir alle dieſe ſchönen Eigenſchaften beylegen, und ſie als meinen Charakter den Leſern aufdringen wollte. Es wird am beſten ſeyn, wenn ich mich weder lobe noch tadle, und es auf die Gerechtigkeit der Leſer ankommen laſſe, was ſie ſich aus meiner Geſchichte für einen Begriff von meiner Gemüthsart machen wollen. Ich fürchte, wenn ich meine Tugenden und Schwachheiten noch ſo aufrichtig beſtimmte, daß ich doch dem Verdachte der Eigenliebe, oder dem Vorwurfe einer ſtolzen Demuth, nicht würde entgehen können.

Ich war ſechzehn Jahre alt, da ich an den Schwediſchen Grafen von G. verheirathet wurde. Mit dieſer Heirath gieng es folgendermaßen zu. Der Graf hatte in dem Liefländiſchen Güter, und zwar lagen ſie nahe an meines Vetters Rittersitze. Das Jahr vor meiner Heirath hatte der Graf nebſt ſeinem Vater eine Reiſe aus Schweden auf dieſe Güter gethan. Er hatte mich etlichemal bey meinem Vetter geſehen und geſprochen. Ich hatte ihm gefallen, ohne mich darum zu beſtreben. Ich war ein armes Fräulein; wie konnte ich alſo auf die Gedanken kommen, einen Grafen zu feſſeln, der ſehr reich, ſehr wohlgebildet, angeſehen bey Hofe, ſchon ein

Obri-

obrister über ein Regiment, und vielleicht bey einer Prinzeßinn willkommen war? Doch daß ich ihm nicht abe gefallen wollen, ist unstreitig mein Glück gewesen. Ich that gelassen und frey gegen ihn, weil ch mir keine Rechnung auf sein Herz machte, anlatt daß ich vielleicht ein gezwungenes und ängstliches Wesen an mich genommen haben würde, wenn ch ihm hätte kostbar vorkommen wollen. In der That gefiel er mir im Herzen sehr wohl; allein so ehr ich mir ihn heimlich wünschen mochte: so hielt chs doch für unmöglich, ihn zu besitzen.

Nach einem Jahre schrieb er an mich, und der ganze Innhalt seines Briefes bestund darinne, ob ich mich entschließen könnte, seine Gemahlinn zu werden, und ihm nach Schweden zu folgen. Sein Herz war mir unbeschreiblich angenehm, und die großmüthige Art, mit der er mirs anboth, machte mirs noch angenehmer. Es giebt eine gewisse Art, einem zu sagen, daß man ihn liebt, welche ganz bezaubernd ist. Der Verstand thut nicht viel dabey, sondern das Herz redet meistens allein. Vielleicht wird man das, was ich sagen will, am besten aus seinem Briefe selber erkennen.

Mein Fräulein,

Ich liebe Sie. Erschrecken Sie nicht über dieses Bekanntniß, oder wenn Sie ja über die Dreistigkeit, mit der ichs Ihnen thue, erschrecken müssen; so bedenken Sie, ob dieser Fehler nicht eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit seyn kann. Lassen Sie

mich auszureden, liebstes Fräulein. Doch was soll ich sagen? Ich liebe Sie; dieß ist es alles. Und ich habe Sie von dem ersten Augenblicke an geliebet, da ich Sie vor einem Jahre gesehen und gesprochen habe. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich mich bemühe habe, Sie zu vergessen, weil es die Umstände in meinem Vaterlande verlangten; aber alle meine Mühe ist vergebens gewesen, und hat zu nichts gedienet, als mich von der Gewißheit meiner Liebe und von ihren Verdiensten vollkommen zu überzeugen. Ist es möglich, werden Sie durch meine Zärtlichkeit beleidiget? Nein, warum sollte Ihnen die Liebe eines Menschen zuwider seyn, dessen Freundschaft Sie sich haben gefallen lassen. Aber werden Sie es auch gelassen anhören, wenn ich Ihnen mein Herz noch deutlicher entdecke? Darf ich wohl fragen ob Sie mir Ihre Liebe schenken, ob Sie mir als meine Gemahlinn nach Schweden folgen wollen? Sie sind zu großmüthig, als daß Sie eine Frage unbeantwortet lassen sollten, von deren Entscheidung meine ganze Zufriedenheit abhängt. Ach, liebste Freundinn, warum kann ich nicht den Augenblick erfahren, ob ich Ihrer Gewogenheit würdig bin, ob ich hoffen darf? Ueberlegen Sie, was Sie, ohne den geringsten Zwang sich anzuthun, einem Liebhaber antworten können, der in der Zärtlichkeit und Hochachtung gegen Sie seine größten Verdienste sucht. Ich will Ihr Herz nicht übereilen. Ich lasse Ihnen zu Ihrem Entschlusse so viel Zeit, als Sie verlangen. Doch sage ich Ihnen zugleich, daß mir jeder Augenblick

lich zu lang werden wird, bis ich mein Schickſal fahre. Wie inſtändig müßte ich Sie nicht um hre Liebe bitten, wenn ich bloß meiner Empfindung nd meinen Wünſchen folgen wollte! Aber nein, es egt mir gar zu viel an Ihrer Liebe, als daß ich ſie nem andern Bewegungsgrunde, als Ihrer freyen inwilligung, zu danken haben wollte. So entſetzlich mir eine unglückliche Nachricht ſeyn wird; ſo enig wird ſie doch meine Hochachtung und Liebe gen Sie verringern. Sollte ich deswegen ein liebenswürdiges Fräulein haſſen können, weil ſie nicht rſachen genug findet, mir ihr Herz auf ewig zu chenken? Nein, ich werde nichts thun, als fortahren, Sie, meine Freundinn, hochzuſchätzen, und mich über mich ſelbſt beklagen. Wie ſauer wird es mir, dieſen Brief zu ſchließen! wie gern ſagte ich Ihnen noch hundertmal, daß ich Sie liebe, daß ich Sie unaufhörlich liebe, daß ich in Gedanken auf Ihre geringſte Miene bey meinem Bekenntniſſe Achtung gebe, aus Begierde etwas vortheilhaftes für mich darinne zu finden! Leben Sie wohl. Ach, liebſtes Fräulein, wenn wollen Sie mir antworten!

Der Vater des Grafen hatte zugleich an meinen Vetter geſchrieben. Kurz, ich war die Braut eines liebenswürdigen Grafen. Ich wollte wünſchen, daß ich ſagen könnte, was von der Zeit an in meinem Herzen vorgieng. Ich hatte noch nie geliebt. Wie unglaublich wird dieſes Bekenntniß vielen von meinen Leſerinnen vorkommen! Sie werden mich deswegen wohl gar für einfältig halten, oder ſich einbilden,

bilden, daß ich weder schön, noch empfindlich ge-
sen bin, weil ich in meinem sechzehenten Jahre nic
wenigstens ein Dutzend Liebeshändel zählen konn
Doch ich kann mir nicht helfen. Es mag nun z
meinem Ruhme oder zu meiner Schande gereich
so kann man sich darauf verlassen, daß ich noch n
geliebt hatte, ob ich gleich mit vielen jungen Mann
personen umgegangen war. Nunmehr aber fing
mein Herz auf einmal an zu empfinden. Mein Ge
war zwar auf etliche vierzig Meilen von mir entfern
allein die Liebe machte mir ihn gegenwärtig. W
ich stand, da war er bey mir. Es war nichts schö
ners, nichts vollkommners, als er. Ich wünsch
te nichts, als ihn. Ich fieng oft mit ihm an zu r
den. Er erwies mir in meinen Gedanken allerhan
Liebkosungen, und ich weigerte mich mit einer ge
schämten Art, sie anzunehmen. Vielen wird dieß
lächerlich vorkommen, und ich habe nicht viel dag
her einzuwenden. Eine unschuldige, eine recht jün
liche Braut ist in der That eine Creatur aus einer
andern Welt, die man nicht ohne Erstaunen betrach
ten kann. Ihr Vornehmen, ihre Sprache, ihr
Mienen, alles wird zu einem Verräther ihres Her
zens, je sorgfältiger sie es verbergen will. Ich a
und trank beynahe viele Wochen nicht, und ich bil
bete doch dabey. Ich sage es im Ernste, daß ich
glaube, die Liebe kann uns einige Zeit erhalten. Ich
ward viel reizender, als ich zuvor gewesen war.

Mein Vetter machte sich nunmehr mit mir auf
die Reise nach Schweden. Es begleiteten mich vo

hierher junge Herren und Fräulein einige Meilen, nd der Abſchied von Ihnen ward mir gar nicht ſauer. nſre Reiſe ging glücklich von ſtatten; und es iſt ir auf einem Wege von etlichen vierzig Meilen nichs as Geringſte begegnet, außer daß mir jeder Augenlick bis zum Anblicke meines Grafen zu lang ward.

Ich kam alſo, wie ich geſagt habe, in Begleitung meines Vetters glücklich auf dem Landgute des Grafen an. Ich fand ihn viel liebenswürdiger, als r mir vor einem Jahre vorgekommen war. Man arf ſich darüber gar nicht verwundern. Damals ußte ich noch nicht, daß er mich liebte; itzt aber ußte ichs. Eine Perſon wird gemeiniglich in unern Augen vollkommner und verehrungswürdiger, enn wir ſehen, daß ſie uns liebt. Und wenn ſie uch keine beſondern Vorzüge hätte; ſo iſt ihre Neiung zu uns die Vollkommenheit, die wir an ihr ochſchätzen. Denn wie oft lieben wir nicht uns zu linderm? Und wo würde die Beſtändigkeit in der iebe herkommen, wenn ſie nicht von unſerm eigner Vergnügen unterhalten würde?

Mein Bräutigam, mein lieber Graf, erwies mir bey meiner Ankunft die erſinnlichſten Liebkoſungen; und ich glaube nicht, daß man glückſeliger ſeyn kann, als ich an ſeiner Seite war. Unſer Beylager wurde ohne Gepränge, mit Einem Worte, ſehr ſtill, aber gewiß ſehr vergnügt vollzogen. Manches Fräulein wird dieſe beyden Stücke nicht zuſammen reimen können. Dem zu Gefallen muß ich eine kleine Beſchreibung von meinem Beylager machen. Ich

war etwan acht Tage in Schweden, und hatte mich völlig von der Reise wieder erholet, als mein Graf mich bat, den Tag zu unserer Vermählung zu bestimmen. Ich versicherte ihn, daß ich die Ehre, seine Gemahlinn zu heißen, nie zu zeitig erlangen könnte; doch würde mir kein Tag angenehmer seyn, als der, den er selber dazu ernennen würde. Wir setzten, ohne uns weiter zu berathschlagen, den folgenden Tag an. Er kam des Morgens zu mir in mein Zimmer, und fragte mich, ob ich noch entschlossen wäre, heute seine Gemahlinn zu werden. Ich antwortete ihm mit halb niedergeschlagnen Augen, und mit einem freudigen und beredten Kusse. Ich hatte nur einen leichten, aber wohl ausgesuchten Anzug an. Sie gefallen mir vortrefflich in diesem Anzuge, fieng der Graf zu mir an. Er ist nach ihrem Körper gemacht, und sie machen ihn schön. Ich dächte, sie legten heute keinen andern Staat an. Wenn ich ihnen gefalle, mein lieber Graf, versetzte ich: so bin ich schön genug angeputzt. Ich war also in meinem Brautstaat, ohne daß ichs selber gewußt hatte. Wir redten den ganzen Morgen auf das zärtlichste mit einander. Ich trat endlich an das Clavecin und spielte eine halbe Stunde, und sang, auf Verlangen meines Grafen und meines eignen Herzens, dazu. Auf diese Art kam der Mittag herbey. Der Vater meines Grafen (denn die Mutter war schon lange gestorben, und die einzige Schwester auch) kam nebst meinem Vetter zu uns. Sie statteten ihren Glückwunsch ab, und sagten, daß der Priester schon

zuge-

gegen wäre. Wir giengen darauf herunter in das Tafelzimmer. Die Trauung ward sehr bald vollzogen, und wir setzten uns zur Tafel, nämlich wir vier und der Priester. Die Tafel war etwan mit sechs oder acht Gerichten besetzt. Dieses waren die Anhalten meiner Vermählung. Sie wird mancher Braut lächerlich und armselig vorkommen. Gleichwohl war ich sehr wohl damit zufrieden. Ich war ruhig, oder besser zu reden, ich könnte recht zärtlich unruhig seyn, weil mich nichts von dem rauschenden Lermen störte, der bey den gewöhnlichen Hochzeitfesten zur Quaal der Vermählten zu seyn pflegt. Nach der Tafel fuhren wir spatzieren, und zwar zu dem Herrn N**, der meinen Gemahl auf seinen Reisen begleitet hatte, und itzt auf einem kleinen Landgute etliche Meilen von uns wohnte. Mein Gemahl liebte diesen Mann ungemein. Hier bringe ich ihnen, fieng er zu ihm an, meine liebe Gemahlinn. Ich habe mich heute mit ihr trauen lassen. Ist es nicht wahr, ich habe vortrefflich gewählt? Sie sollen ein Zeuge von meinem und ihrem Vergnügen seyn; kommen sie, und begleiten sie uns wieder zurück. Wir fuhren also in seiner Gesellschaft wieder auf unser Landgut zurück, ohne uns aufzuhalten. Kurz, der Abend verstrich eben so vergnügt, als der Mittag.

Itzt wundre ich mich, daß ich meinen Gemahl noch nicht beschrieben habe. Er sah bräunlich im Gesichte aus, und hatte ein Paar so feurige und blitzende Augen, daß sie einem eine kleine Furcht einjagten,

sagten, wenn man sie allein betrachtete. Doch seine übrige Gesichtsbildung wußte dieses Feuer so geschickt zu dämpfen, daß nichts als Großmuth und eine lebhafte Zärtlichkeit aus seinen Mienen hervorleuchtete. Er war vortrefflich gewachsen. Ich will ihn nicht weiter abschildern. Man verderbt durch die genauen Beschreibungen oft das Bild, das man seinen Lesern von einer schönen Person machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der schönste Mann.

Nicht lange nach unserer Vermählung mußte mein Gemahl zu seinem Regimente. Sein Vater, der bey einem hohen Alter noch munter und der abgewohnteste Mann war, wollte mir die Abwesenheit meines Gemahls erträglich machen, und reisete mit mir auf seine übrigen Güter. Auf dem einen traf ich eine sehr junge und schöne Frau an, die man für die Wittwe des Oberaufsehers der Güter ausgab. Die Frau hatte so viel reizendes an sich, und so viel gefälliges und leutseliges in ihrem Umgange, daß ich ihr auf den ersten Anblick gewogen, und in kurzer Zeit ihre Freundinn ward. Ich bat, sie sollte mich wieder zurück begleiten, und bey mir leben. Sie sollte nicht meine Bediente, sondern meine gute Freundinn seyn. Und wenn sie nicht länger bey mir bleiben wollte: so wollte ich ihr eine ansehnliche Versorgung schaffen. Sie nahm diesen Antrag mit Thränen an, und schützte bald ihren kleinen Sohn vor, warum sie mir nicht folgen könnte. Sie gieng mir indessen

ichē von der Seite, und bezeigte ſo viel Ehrerbie-
ung und Liebe gegen mich, daß ich ſie hundertmal
at, mir zu ſagen, womit ich ihr dienen könnte.
llein, ſie ſchlug alle Anerbietungen recht großmü-
hig aus, und verlangte nichts, als meine Gewo-
zenheit. Der alte Graf wollte wieder fort, und
ndem mich die junge Wittwe an den Wagen beglei-
tete: ſo ſah ich ein Kind in dem unterſten Gebäude
des Hofes am Fenſter ſtehen. Ich fragte, wem
dieſes Kind wäre? Die gute Frau kam vor Schre-
cken ganz außer ſich. Sie hatte mich bereit, daß
ihr Sohn unlängſt die Blattern gehabt hätte. Und
damit ich mich nicht fürchten ſollte: ſo hatte ſie mir
ihn bey meinem Daſeyn, ungeachtet meines Bittens,
nicht wollen ſehen laſſen. Allein ich ſahe, daß die-
ſem Knaben nichts fehlte, und ich ließ nicht nach,
bis man ihn vor mich brächte. Hilf Himmel! wie
entſetzte ich mich, als ich in ſeinem Geſichte das
Ebenbild meines Gemahls antraf. Ich konnte kein
Wort zu dem Kinde reden. Ich küßte es, um-
armte zugleich ſeine Mutter, und ſetzte mich den
Augenblick in den Wagen. Der alte Graf merkte
meine Beſtürzung, und entdeckte mir mit einer lieb-
reichen Aufrichtigkeit das ganze Geheimniß. Die
Frau, ſprach er, die ſie geſehen haben, iſt die ehe-
malige Geliebte ihres Gemahls. Und wenn ſie
dieſes Geſtändniß beleidiget: ſo zürnen ſie nicht ſo
wohl auf meinen Sohn, als auf mich. Ich bin
an der Sache Schuld. Ich habe ihn von Jugend
auf mit einer beſondern Art erzogen, die ihnen in

manchen Stücken ausschweifend, vorkommen dürfte. Mein Sohn mußte in mir nicht so wohl seinen Vater, als seinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verschwieg. Daher gestund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tausend Thorheiten abzuziehen, ehe er sie begieng, oder doch ehe er sich daran gewöhnete. Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reisen schickte, daß er ein gewisses Frauenzimmer von bürgerlichem Stande liebte, welches meine Schwester als eine Waise sehr jung zu sich genommen, und, weil das Kind viel Lebhaftigkeit besaß, in der Gesellschaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen lassen. Mein Sohn hatte mir aus dieser Liebe nie ein Geheimniß gemacht. Er bat mich, da er seine Reisen antrat, daß ich ihm erlauben möchte, dieses Frauenzimmer, als seine gute Freundinn, mitzunehmen. Kurz, ich war entweder zu schwach, ihm diese Bitte abzuschlagen, oder ich willigte mit Fleiß darein, um ihn von den gefährlichen Ausschweifungen der Jugend durch ihre Gesellschaft abzuhalten. Und dieses ist eben das Frauenzimmer, das sie itzt gesehen, und nach der gemeinen Rede für eine Witwe gehalten haben. Sie besitzt sehr gute Eigenschaften, und ich habe ihr zehntausend Thaler ausgesetzt, damit sie heirathen kann, wenn es ihr beliebt. Für ihren Sohn habe ich auch etwas gewisses zu seiner Erziehung bestimmt. Und wenn ihnen diese Frau gefährlich scheint: so will ich sie

hinaus

innen wenig Tagen nach Liefland auf meine Güter
hicken, und ihr daselbst alle mögliche Versorgung
erschaffen.

Man glaube ja nicht, daß ich die ehemalige Ge-
ebte meines Gemahls zu hassen anfieng. Nein,
h liebte sie, und die Liebe besänftigte die Eifer-
icht. Ich bat, daß er sie mit einer anständigen
eirath versorgen, und sie entfernen möchte. Bey
nserer Zurückkunft traf ich meinen Gemahl schon
n. So sehr ich von der Gewißheit seiner Liebe
ersichert war: so konnte ich doch nicht ruhig wer-
en, bis ich ihn durch allerhand kleine Kaltsinnig-
iten nöthigte, ein Geheimniß aus mir heraus zu
cken, das mein Herz nicht umsonst entdecket ha-
en wollte. Er erschrack, und beklagte sich über
ie Unvorsichtigkeit seines Vaters, daß er mich an
nen Ort geführet hätte, der unsrer Zärtlichkeit so
achtheilig seyn könnte. Er gab den Augenblick
efehl, daß man dieses Frauenzimmer nebst ihrem
ohne entfernen, und alles, was sie verlangte, zu
rem Unterhalte ausmachen sollte. Dieses geschah
uch binnen acht Tagen. Ich konnte keine deut-
chere Probe von seiner Treue verlangen, und es
ar mir unmöglich, ihn wegen dieser Sache auch
ur einen Augenblick zu hassen, ob ich mich gleich
on aller Unruhe nicht frey sprechen will.

Er gestund mir, daß er dieses Frauenzimmer
ewiß zu seiner Gemahlinn erwählet haben würde,
enn er die Einwilligung vom Hofe hätte erhalten
nnen. In der That verdiente sie dieses Glück so-

wohl, als ich. Ich ſah beynahe keinen Vorzug, den ich vor ihr hatte, als daß ich adlich gebohren war. Und wie gering iſt dieſer Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet! Sie hatte ſich gewiß nicht aus Leichtſinn ergeben. Die Ehe war der Preis geweſen, für den ſie ihr Herz und ſich überlaſſen hatte. Der Vater des Grafen hatte die Liebe und die Wahl ſeines Sohnes gebilliget. Er kannte das edelmüthige Herz ihres Geliebten. Er war von der Aufrichtigkeit ſeiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das ſich unter ſolchen Umſtänden in eine vertrauliche Liebe einläßt, verdienet eher Mitleiden, als Vorwürfe. Mein Gemahl erzählte mir einen Umſtand, der Caroline's Werth, ſo will ich ſeine Geliebte künftig nennen, ſehr verſchönert. So bald ſie geſehen, daß er die Einwilligung, ſich mit ihr zu vermählen, nicht würde erhalten können, ohne dabey ſein Glück in Gefahr zu ſetzen, und die Gnade des Hofes zu verlieren: ſo hatte ſie ſich des Rechts auf ſein Herz freywillig begeben. Er zeigte mir folgenden Brief von ihr, der mich wegen ſeines großmüthigen Inhalts ungemein gerühret hat.

Mein lieber Graf,

Ich höre, daß man Ihnen den Entſchluß, mich für Ihre Gemahlinn zu erklären, ſehr ſauer macht. Sie dauern mich, weil ich gewiß weis, daß Sie mich lieben, und daß Sie eben ſo viel Ueberwindung brauchen, mir Ihr Wort nicht zu halten, als

ir mich Mühe koſtet, meine Anſprüche auf das edel-
e und großmüthigſte Herz fahren zu laſſen. Doch
enn ich einmal meinen Graf verlieren ſoll: ſo
ill ich ihn mit Ruhm verlieren. Kurz, mein lieb-
er Graf, ich opfre Ihrem Glücke und Ihrem Stan-
e meine Liebe und meine Zufriedenheit auf, und
ergeſſe das ſchmeichelhafte Glück, Ihre Gemah-
nn zu werden, auf ewig. Sie ſind frey, und kön-
en ſich zu einer Wahl entſchließen, welche Ihnen
ur immer gefällt. Ich bin alles zufrieden, wenn
h nur ſehe, daß Sie glücklich wählen, und die
ufriedenheit an der Seite Ihrer Gemahlinn erhal-
en, die ich Ihnen durch meine Liebe habe verſchaf-
en wollen. Dieſes iſt, wie der Himmel weis, mein
größter Wunſch. Und was gehört mehr zu der Auf-
ichtigkeit eines ſolchen Wunſches, als daß man Sie
iebt? Ich mache Ihnen nicht den geringſten Vor-
wurf. Sie haben in meinen Augen Ihr Wort
vollkommen gehalten; denn ich bin überzeugt, daß
Sie es erfüllen würden, wenn es bey Ihnen ſtün-
de. Ich werde mich auch nie über mich ſelbſt be-
klagen. Ich bin die Ihrige unter der Bedingung
geweſen, daß Sie mich einſt öffentlich dafür erklä-
ren würden. Ich habe Ihnen alſo bey aller mei-
ner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert.
Nein, das Andenken meiner Liebe wird mir allemal
die größte Beruhigung geben; ſo traurig auch mein
künftiges Schickſal der Welt vorkommen wird.
Vermählen Sie ſich, mein lieber Graf, und denken
Sie künftig nur an mich, als an Ihre Freundinn.

Diese Belohnung verdiene ich. Leben Sie wohl und lassen Sie mir auf einem Ihrer Güter einen Platz anweisen, wo ich nebst meinem Sohne in der Stille leben kann. Verlieren Sie weiter kein Wort. Ich bleibe bey meinem Entschlusse, Ihnen zu beweisen, daß ich Ihr Glück meiner Wohlfahrt vorziehe. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.

Carolinens großmüthigem Entschlusse hatte ich also zu danken, daß mir der Graf zu Theil worden war. Sie hatte sich nach diesem Briefe nicht mehr als noch einmal von ihm sprechen lassen, und sich so gleich auf das Landgut begeben, wo ich sie antraf. Er versicherte mich, daß er sie seit anderthalb Jahren nicht gesehen, und ich hätte ihr gern das Vergnügen gegönnt, den Grafen vor ihrer Abreise nach Liefland noch einmal zu sprechen, wenn es der Wohlstand hätte erlauben wollen.

Mein Graf verdoppelte seine Bemühungen, mir zu gefallen; und der Himmel weis, daß er der liebenswürdigste Mann war, den man kaum zärtlicher und edler denken konnte. Er war vernünftig und gesittet gewesen, ehe er ein Soldat geworden war, und daher hatte er nicht das geringste von dem Rohen und Wilden an sich genommen, das dieser Lebensart sonst eigen zu seyn pflegt. Er war die Gutheit und Menschenliebe selbst, und dennoch ward er im ganzen Hause so gefürchtet, daß der kleinste Wink an seine Leute die Wirkung des nachdrücklichsten Befehls that. Er schien mir vollkommen zu gehorchen; es war ihm unmöglich, mir etwas abzuschlagen;

chlagen; er hielt alles für genehm, was ich verangte. Allein mitten in dieser zärtlichen Unterhänigkeit wußte er sich bey mir in einer gewissen Ehrfurcht zu erhalten, daß ich bey aller meiner Herrschaft nicht sowohl meinen Willen, als vielmehr sein Verlangen in Gedanken zu Rathe zog, und in der That nichts unternahm, als was er befohlen haben würde, wenn er hätte befehlen wollen. Er war der ordentlichste Mann in seinen Geschäfften, und band sich doch selten an die Zeit. Er arbeitete, so bald er sich geschickt zur Arbeit fühlete, und arbeitete so lange fort, als er sich in dieser Verfassung merkte. Allein er ließ auch von seinen Verrichtungen nach, so bald als er keine Lust mehr dazu verspürete. Daher war er stets munter, weil er sich niemals zu sehr ermüdete, und hatte stets Zeit zu den Vergnügungen übrig, weil er die Zeit niemals mit vergebnen Bemühungen zu arbeiten verschwendete. Er hatte eine sehr schöne Bibliothek auf seinen Reisen gesammlet. Ich verstund Französisch, und etwas Latein und Italiänisch. Der Büchersaal ward mir in kurzer Zeit an der Seite meines Gemahls der angenehmste Ort. Er las mir aus vielen Büchern, die theils historisch, theils witzig, theils moralisch waren, die schönsten Stellen vor, und brachte mir seinen guten Geschmack unvermerkt bey. Und ob ichs gleich nicht allemal sagen konnte, warum eine Sache schön, oder nicht schön war: so war doch meine Empfindung so getreu, daß sie mich selten betrog. Un-

sere Ehe selbst war nichts, als Liebe, und unser Leben nichts, als Vergnügen. Wir hatten fast niemanden zu unserm Umgange, als uns. Mein Gemahl unterhielt mich, ich ihn, und unser alter Vater uns alle beide. Dieser Mann von siebenzig Jahren vertrat die Stelle von sechs Personen. Seine Erfahrung in der Welt, seine brauchbare Gelehrsamkeit und sein zufriednes und redliches Herz machten ihn stets munter und beliebt in seinen Gesprächen. Ich kann sagen, daß ich diesen Greis in drey Jahren fast keine Stunde unruhig gesehen habe; denn so viele Jahre waren in meiner Ehe verstrichen, als er starb. Gott, wie lehrreich war das Ende dieses Mannes! Er bekam sieben Tage vor seinem Tode Schwulst in den Beinen. Diese trat immer weiter, und er sahe mit jedem Tage sein Ende näher kommen. Er fragte den Arzt, wie lange es noch mit ihm dauren würde. Wahrscheinlicher Weise, antwortete dieser, über drey Tage nicht. Recht gut, versetzte der alte Graf. Gott sey gedankt, daß meine Wallfahrt so glücklich abgelaufen ist! Also habe ich nur noch drey Tage von dem Leben zuzubringen, von dem ich meinem Schöpfer Rechenschaft geben soll? Ich werde sie nicht besser anwenden können, als wenn ich durch meine Freudigkeit den Meinigen ein Beyspiel gebe, wie leicht und glückselig man stirbt, wenn man vernünftig und tugendhaft gelebt hat. Er ließ darauf alle seine Bediente zusammen kommen. Er rühmte ihre Treue, und bat sie, als ein Vater, daß sie

die

ie Tugend ſtets vor Augen haben ſollten. Ich
ieng er an, bin euer Herr und Aufſeher geweſen.
Der Tod hebt dieſen Unterſchied auf, und ich gehe
n eine Welt, wo ihr ſo viel, als ich, ſeyn werdet,
und wo ihr für die Erfüllung eurer Pflichten eben
ſo viel Glück erhalten werdet, als ich für die Er-
füllung der meinigen. Lebt wohl, meine Kinder!
Wer mich lieb hat, und mir vor meinem Tode noch
ein Vergnügen machen will, der verſpreche mir mit
der Hand, daß er meine Lehren und meine Bitten
erfüllen will. Er befahl darauf, einem jedweden
eine gewiſſe Summe Geldes auszutheilen. Er ließ
dieſen und den folgenden Tag die meiſten von ſei-
nen Unterthanen zu ſich kommen, und redete mit ih-
nen eben ſo, wie mit ſeinen Bedienten. Wem er
Geld zu ſeiner Nahrung vorgeſtrecket hatte, dem er-
ließ ers; und alle durften ſich etwas von ihm aus-
bitten. Die Anzahl der Armen war ſehr klein;
denn er hatte ſeine Wohlthaten und ſeine Vorſorge
gegen die Unterthanen nicht bis an ſein Ende ver-
ſparet. Man kann ſich die Wehmuth dieſer Leute
leicht vorſtellen. Ein jeder beweinte in ihm den
Verluſt eines Vaters. Nach dieſer Verrichtung
fragte der ſterbende Graf, ob noch jemand in ſei-
nem Hauſe wäre, der nicht Abſchied von ihm
genommen hätte. Ich ſagte ihm, daß ich nie-
manden wüßte, außer die Soldaten, die mein Ge-
mahl bey ſich hätte. Auch dieſe, ſagte er, ſind
mir liebe Leute. Sie brauchen am meiſten den Tod
kennen zu lernen, weil ſie ihn vor Andern unver-

muthet gewärtig seyn müssen. Laßt sie herein kommen. Hierauf traten vier Leute herein, denen die Wildheit und Unerschrockenheit aus den Augen sah. Der alte Graf redete sie liebreich an, und er hatte kaum angefangen: so weinten diese dem Anscheine nach so beherzte und barbarische Männer, wie die Kinder. Er fragte sie, wie lange sie gedienet hätten. Sie hatten fast alle zwanzig Jahre die Waffen getragen. O, fieng der Graf an, ihr verdient, daß ihr die Ruhe des Lebens schmeckt, weil ihr die Unruhe so lange ausgehalten habt. Mein Sohn mag euch den Abschied ertheilen. Und ihr sollt euch in meinem Dorfe niederlassen, und so lange ihr lebet, noch so viel bekommen, als eure ordentliche Löhnung austrägt. Einer von diesen Leuten hat nachdem meinem Gemahle einen sehr wichtigen Dienst geleistet.

Die Nacht vor seinem letzten Ende brach nunmehr an. Er fragte den Doctor noch einmal um die Zeit seines Todes, und er hörte mit der größten Standhaftigkeit, daß er kaum vier und zwanzig Stunden noch auf der Welt seyn würde. Er forderte darauf zu essen. Er aß, und ließ sich auch ein Glas Wein reichen. Gütiger Gott! fieng er an, es schmeckt mir bey meinem Ende noch so gut, als es mir vor funfzig Jahren geschmeckt hat. Hätte ich nicht mäßig gelebt: so würden meine Gefäße zu dieser Erquickung nicht mehr geschickt seyn. Nun, fuhr er fort, will ich mich zu meinem Aufbruche aus der Welt noch durch einige Stunden Schlaf erholen.

holen. Er schlief drey Stunden. Alsdann rief er mich, und bat, ich sollte ihm aus seinem Schreibetische ein gewisses Manuscript holen. Dieses war ein Verzeichniß seines Lebens seit vierzig Jahren. Und dieses mußte ich ihm bis zu anbrechendem Tage vorlesen. Als wir fertig waren: so that er das brünstigste Gebet zu Gott, und dankte ihm für die Güte und Liebe, welche er ihn in der Welt hatte genießen lassen, auf eine ganz entzückende Weise, und bat, daß er ihn in der künftigen Welt die Wahrheit und Tugend, der er hier unvollkommen nachgestrebt, möchte vollkommen erreichen lassen. Er ließ seinen Sohn rufen, nahm uns beide in die Arme, und fieng an zu weinen. Dieses, sagte er, sind seit vierzig und mehr Jahren die ersten Thränen, die ich vergieße. Sie sind keine Zeichen meiner Wehmuth und Furchtsamkeit, sondern meiner Liebe. Ihr habt mir mein Leben angenehm gemacht; allein das Glück, das ich nach meinem Tode hoffe, macht mir den Abschied von euch sehr erträglich. Liebt getreu, und genießt das Leben, das uns die Vorsehung zum Vergnügen und zur Ausübung der Tugend geschenkt hat. Er gab mir noch allerhand Regeln, wie ich meine Kinder ziehen sollte, wenn unsre Ehe fruchtbar seyn würde. Und in eben der Bemühung, auch seine Nachkommen durch eine weise Vorsorge noch glücklich zu machen, starb er.

Wir lebten darauf noch einige Jahre in der größten Zufriedenheit auf unserm Landgute. Endlich

ich erhielt mein Gemahl Befehl, am Hofe zu erscheinen, und ich folgte ihm dahin.

Ich war kaum bey Hofe angekommen: so ward ich verehrt und bewundert. Es war, wie es schien, niemand schöner, niemand geschickter und vollkommner, als ich. Ich konnte vor der Menge der Aufwartungen und vor dem süßen Klange der Schmeicheleyen kaum zu mir selber kommen. Zu meinem Unglücke bekam mein Gemahl Ordre zum Marsche, und ich mußte zurück bleiben. Es hieß, ich sollte ihm bald nachfolgen; allein es vergiengen drey Monate, ehe ich ihn zu sehen bekam. Ich hatte meine ganze Philosophie nöthig, die ich bey meinem Vetter, meinem Gemahle und seinem Vater gelernet hatte, wenn ich nicht eitel und hochmüthig werden wollte. Die Ehre, die mir allenthalben erwiesen ward, war eine gefährliche Sache für eine junge und schöne Frau, die den Hof zum erstenmale sah.

Ein gewisser Prinz von S***, der bey Hofe alles galt, der schon eine Gemahlinn, und unstreitig nicht die erlaubtesten Absichten gegen mich hatte, suchte sich die Abwesenheit meines Gemahls zu Nutze zu machen. Er bediente mich bey aller Gelegenheit mit einer ungemeinen Ehrerbietung, und mit einem Vorzuge, der recht prächtig in die Augen fiel. Er wagte es zuweilen, mir von einer Neigung zu sagen, die ich verabscheute. Dennoch wußte ich der Ehrerbietung, die er stets mit untermengte, nicht genug zu widerstehen. Ich war so treu, als man seyn kann; allein vielleicht nicht

ſtrenge genug in dem äußerlichen Bezeigen. Hierdurch machte ich den Prinzen nur beherzter. Es kam an einem Nachmittage unangemeldet zu mir. Er machte mir allerhand kleine Liebkoſungen; doch bey der erſten Freyheit, die er ſich heraus nahm, ſagte ich zu ihm: Erlauben ſie mir, daß ich es ihrer Gemahlinn darf melden laſſen, daß ſie bey mir ſind, damit ſie mir das Glück ihrer Gegenwart auch gönnt. Sie iſt ſchon in dem Gedanken bey mir, fieng er an. Und mein Gemahl, antwortete ich, iſt auch bey mir, wenn er gleich im Felde iſt. Darauf machte er mir ein froſtig Compliment, und gieng fort. Wie rachgierig dieſer Herr war, wird die Folge ausweiſen.

Mein Gemahl kam wieder zurück, und nach ſeiner Ankunft ward ihm der Hof verboten. Dieſes war die erſte Rache eines beleidigten Prinzen. Wir giengen darauf auf unſer Landgut. Ich entdeckte meinem Gemahle ohne Bedenken die Urſache der erlittenen Ungnade, und bat ihn tauſendmal um Vergebung. Ich bin ſehr wohl, ſprach er, mit meinem Unglücke zufrieden. Fahren ſie nur fort, mich durch ihre Tugend zu beleidigen; ich will ihnen zeitlebens dafür danken. Ich habe es voraus geſehen, daß ihnen der Hof gefährlich ſeyn würde. Ich konnte mir einbilden, daß man ſie bewundern, und daß ihr Herz der Verſuchung der Lobſprüche und Ehrenbezeugungen nicht gleich den erſten Augenblick widerſtehen würde. Die erlittene Ungnade

iſt

ist nichts, als ein Beweis, daß ich eine liebenswürdige und tugendhafte Frau habe.

Wir lebten auf unserm Landgute so ruhig und zärtlich, als jemals. Und damit wir den Verlust unsers klugen Vaters desto weniger fühlten: so nahm mein Gemahl seinen ehemaligen Reisegefährten, den Herrn R..., zu sich. Er war noch ein junger Mann, der aber in einer großen Gesellschaft zu nichts taugte, als einen leeren Platz einzunehmen. Er war stumm und unbelebt, wenn er viel Leute sah. Doch in dem Umgange von drey oder vier Personen, die er kannte, war er ganz unentbehrlich. Seine Beleſenheit war außerordentlich, und seine Bescheidenheit eben so groß. Er war in der Tugend und Freundschaft strenge bis zum Eigensinne. So traurig seine Miene aussah, so gelassen und zufrieden war er doch. Er schlug kein Vergnügen aus; allein es schien, als ob er sich nicht so wohl an den Ergötzlichkeiten selbst, als vielmehr an dem Vergnügen belustigte, das die Ergötzlichkeiten Andern machten. Sein Verlangen war, alle Menschen vernünftig, und alle Vernünftige glücklich zu sehen. Daher konnte er die großen Gesellschaften nicht leiden, weil er so viel Zwang, so viel unnatürliche Höflichkeiten und so viel Verhinderungen, frey und vernünftig zu handeln, darinnen antraf. Er blieb in allen seinen Handlungen uneigennützig, und gegen die Glücksgüter, und gegen alle Ehrenstellen fast gar zu gleichgültig. Die Schmeichler waren seine ärgsten Feinde. Und er

glaubte,

laubte, daß diese Leute der Wahrheit und den gu-
n Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer
nd Freygeister. Einem geringen Manne diente er
it größern Freuden, als einem vornehmen. Und
enn man ihn um die Ursache fragte, so sagte er:
h fürchte, der Vornehme möchte mich bezahlen, und
urch eine reiche Belohnung mich zu einem Lasterträ-
er seiner Meynungen, und zu einem Beförderer
einer Affecten erkaufen wollen. Er hatte einen ge-
chickten Bedienten, der ihm aber des Tages nicht
mehr, als etliche Stunden, aufwarten durfte. Als
r seinen Herrn in unsrer Gegenwart einmal fragte,
ob er nichts zu thun hätte, so sagte er: Denkt
hr denn, daß ihr bloß meinetwegen, und mei-
ner Kleider und Wäsche wegen, in der Welt seyd?
Wollt ihr denn so unwissend sterben, als ihr gebohr-
en seyd? Wenn ihr nichts zu thun habt, so setzt
euch hin, und überlegt, was ein Mensch ist: so wer-
den euch Beschäfftigungen genug einfallen. Er gab
ihm verschiedene Bücher zu lesen. Und wenn er
ihn auskleidete: so mußte er ihm allemal sagen, wie
er den Tag zugebracht hätte. Wer sich schämt,
sagte er, einen Menschen vernünftig und tugend-
haft zu machen, weil er geringe ist, der verdient
nicht, ein Mensch zu seyn. Mein Gemahl liebte
den Herrn N. ., als seinen Bruder, und wir be-
schlossen niemals etwas Wichtiges, ohne ihn zu
Rathe zu ziehen.

Um diese Zeit bekam mein Gemahl Befehl zum
Marsche, weil Schweden mit der Krone Pohlen in

einen

einen Krieg verwickelt wurde. Nunmehr ging mein Elend an. Mein Gemahl hatte einen engen und gefährlichen Paß vertheidigen sollen. Allein er hatte das Unglück gehabt, ihn und fast alle seine Mannschaft zu verlieren. Man glaubte, der Prinz von S . ., der mit zu Felde war, hätte ihn mit Fleiß zu dieser gefährlichen Unternehmung bestimmt, um ihn zu stürzen. Genug, mein Gemahl ward zur Verantwortung gezogen. Man gab ihm Schuld, er hätte seine Pflicht nicht in Acht genommen, und es ward ihm durch das Kriegsrecht der Kopf abgesprochen. Gott, in welch Entsetzen brachte mich folgender Brief von meinem Gemahle!

Lebt wohl, liebste Gemahlinn, lebt ewig wohl! Es hat der Vorsicht gefallen, meinen Tod zu verhängen. Er kömmt mir nicht unvermuthet; doch würde mich die Art meines Todes erschrecken, wenn ich meinen Ruhm mehr in der Ehre der Welt, als in einem guten Gewissen suchte. Gerechter Gott! Ich soll durch das Schwerdt sterben, weil ich es nicht beherzt genug für das Vaterland geführet habe. Der Himmel weis, daß ich unschuldig bin. Und fünf Wunden, die ich bey meiner Gegenwehr empfangen habe, mögen Zeugen seyn, ob ich meiner Pflicht nachgelebt. Der Prinz von S . ., der ihr durch eure Tugend beleidiget habet, ist ohne Zweifel die Ursache meines gewaltsamen Todes. Vergebt es ihm, daß er euch euren Gemahl entreißt. Es ist weit weniger, als wenn er euch eure Tugend entrissen hätte. Lebt wohl, meine Gemahlinn,

linn, und betet, daß ich bey dem Anblicke meines Todes so beherzt seyn mag, als ich itzt bin. Meine Wunden sind gefährlich. Wollte Gott! daß sie tödlich wären, und mich der Schmach entrissen, als ein Verbrecher vor den Augen der Welt zu sterben. In fünf Tagen soll mein Urtheil vollstreckt werden. Nehmet von dem redlichen N. . . in meinem Namen Abschied. Er wird euch in eurem Unglücke nicht verlassen. Ich habe den König in einem Bittschreiben ersucht, daß er euch meine Güter lassen soll; aber ich glaube nicht, daß es geschehen wird. Seyd unbekümmert, meine Getreue! Flieht, wohin ihr wollt, nur daß ihr den Nachstellungen des Prinzen entgeht. Lebt wohl. Ach wenn doch der fünfte Tag schon da wäre! O warum muß ich denn ein Schlachtopfer meiner Feinde werden! Doch es ist eine Schickung. Ich will meinen Tod mit Standhaftigkeit erwarten. Lebt noch einmal wohl, liebste Gemahlinn. Ich fühle den Augenblick eine außerordentliche Schwachheit in meinem Körper. . . . Mein Feldprediger kömmt. Ich will ihn bitten, daß er euch diesen Brief zustellen läßt. Faßt euch. Ich liebe euch ewig, und ich sehe euch in der künftigen Welt gewiß wieder.

Meinen Schmerz über diese Nachricht kann ich nicht beschreiben. Die Sprachen sind nie ärmer, als wenn man die gewaltsamen Leidenschaften der Liebe und des Schmerzens ausdrücken will. Ich habe alles gesagt, wenn ich gestehe, daß ich etliche Tage ganz betäubt gewesen bin. Alle Trostgründe

der Religion und der Vernunft waren bey meiner Empfindung ungültig, und sie vermehrten nur meine Wehmuth, weil ich sah, daß sie solche nicht besänftigen konnten. Der angesetzte Todestag meines Gemahls brach an. Ich brachte ihn mit Thränen und Gebete zu, und fühlte den Streich mehr, als einmal, der meinem Gemahle das Leben nehmen sollte. Niemand stund mir in meinem Elende redlicher bey, als der Herr A**. Er klagte und weinte mit mir, und erwarb sich durch seine Traurigkeit den Vortheil, daß ich die Trostgründe anhörte, mit denen er mich nunmehr anfieng aufzurichten.

Binnen acht Tagen kam der Reitknecht meines Gemahls, und brachte mir die Post, daß sein Herr drey Tage vor dem Tage des Urtheils an seinen Wunden gestorben wäre. Diese Nachricht vergnügte mich, so betrübt sie war, doch unendlich. So ist er denn, als ein Held, an seinen Wunden gestorben? rief ich aus. So hat er die traurigen Zubereitungen zu einem gewaltsamen Tode, welche ärger, als der Tod selber, sind, nicht mit ansehen dürfen? Nunmehr bin ich ruhig. Ich fragte, ob man ihn ohne Schimpf zur Erden bestattet hätte. Er sagte mir, daß dieses gar nicht hätte geschehen können, weil in der Nacht, da er gestorben wäre, die Feinde das Dorf angefallen, und das Bataillon, bey dem mein Gemahl gefangen gesessen, genöthiget hätten, sich in der größten Eil und mit Verlust zurückzuziehen. In eben dieser Unordnung wäre er mit gewichen, und der Feldprediger von meines Gemahls

Regi-

Regimente hätte ihm Gelegenheit geschafft, mit einem Detaschement zurückzugehen, und mir die Nachricht und etliche Kleinodien von meinem Gemahle zu überbringen.

Der Feldprediger hatte selbst an mich geschrieben, und mir in meines Gemahls Namen gerathen, Schweden so bald zu verlassen, als es möglich wäre, damit ich nicht der Rache des Prinzen oder seiner Wollust weiter ausgesetzt seyn möchte. Der Befehl wegen der Einziehung unserer Güter war, wie ich erfuhr, schon vor meines Gemahls Tode unterzeichnet worden. Ich entschloß mich also zur Flucht, und bat den Herrn R..., Schweden mit mir zu verlassen. Wir gaben in unserm Hause eine Reise auf die andern Güter vor, und nahmen nichts, als die Chatoulle, in welcher etwan tausend Ducaten waren, (denn mein Gemahl hatte sein baares Vermögen der Krone vorgestreckt) nebst dem Geschmeide und den Kleinodien mit uns. Alles Silbergeschirr ließen wir im Stiche, und kamen in Begleitung des vorhin gedachten Reitknechts, und des Bedienten des Herrn R.. glücklich über die Grenzen. Wir erfuhren bald darauf, daß man die Güter eingezogen, und daß man mir etliche Meilen hatte nachsetzen lassen. Wir waren nunmehr in Liefland; allein ich war deswegen noch nicht sicher. Der Prinz wollte mich in seiner Gewalt haben. Mein Vetter, der mich nach Schweden gebracht hatte, war todt, und ich wußte nicht, welches Land ich zu meinem Aufenthalte aussuchen sollte. Mein getreuer Be-

gleiter ſollte mein Rathgeber werden. Er ſchlug mir Holland vor, weil er in Amſterdam Freunde hatte, und er verſicherte mich, daß es mir an dieſem Orte gefallen würde. Hier können ſie ſich, ſagte er, ein Paar Jahre aufhalten, bis ſich die Umſtände in Schweden ändern. Vielleicht glückt es ihnen, daß ſie durch Vorbitte mit der Zeit einen Theil von ihres Gemahls Vermögen zurück bekommen.

Die Furcht, in des rachgierigen Prinzen Hände zu fallen, machte mir alle Länder angenehmer, als mein Vaterland. Ich entſchloß mich alſo, mit ihm nach Amſterdam zu gehen, und ich wünſchte, daß mich die ehemalige Geliebte meines Gemahls dahin begleiten möchte. Wir waren etwan achtzehn Meilen von ihr entfernet, denn wir bildeten uns ein, daß ſie noch auf meines Gemahls Gütern wäre, die er in Liefland hatte. Herr R.. reiſete alſo dahin ab, um ſich nach ihr zu erkundigen. Er war kaum weg, ſo brachte mir der Reitknecht die Nachricht, daß er Carolinen in der Kirche des Dorfes, in welchem ich mich ingeheim aufhielt, geſehen, aber nicht geſprochen hätte. Ich ſchickte ihn fort, und binnen wenig Stunden ſah ich ſie, zu meinem größten Vergnügen, bey mir. Sie hatte binnen den acht Jahren, da ich ſie nicht geſehen, etwas von ihren äußerlichen Reizungen, doch nichts von ihrer Annehmlichkeit im Umgange, verloren. Ich erzählte ihr mein Schickſal, und fragte ſie, ob ſie mit mir nach Amſterdam gehen wollte. Sie vergoß tauſend Thränen über mein Unglück, und über die Liebe, die

ch noch gegen sie hatte. Sie verfahren, sprach sie, ar zu liebreich mit mir. Sie bezeigen mir die stärkste Gewogenheit, und hätten doch vielleicht Ursache, nich zu hassen. Ich halte es für mein größtes Unglück, daß ich ihnen nicht folgen kann; allein ich bin seit einem Jahre, denn so lange ist es, daß ich mich von ihres Gemahls Gütern an diesen Ort begeben habe, sehr krank gewesen, und sie werden mir es leicht ansehen, daß es mir unmöglich ist, eine so weite Reise mit ihnen zu thun. Indessen schwöre ich ihnen zu, daß mich, wofern ich wieder gesund werde, nichts in der Welt abhalten soll, ihnen nachzufolgen. Und damit ich sie von der Gewißheit meines Versprechens desto stärker überführe: so will ich ihnen meinen Sohn mitgeben, wenn er ihnen nicht zur Last wird. Er ist bey mir. Ich habe mir für das Geld, das der Herr Vater ihres Gemahls zu meiner und meines Kindes Erhaltung ausgesetzt hat, ein kleines Landguth hier in diesem Dorfe gekauft, und ich biete es ihnen nicht allein zu ihrem Aufenthalte, sondern mit dem größten Vergnügen zu ihrem Eigenthume an. Wollte Gott! sie blieben unerkannt bey mir, wie ruhig wollten wir nicht leben! Das Verlangen, ihnen zu dienen, sollte mich wieder gesund und munter machen.

Ich wagte es, mich auf ihren kleinen Rittersitz zu begeben. Ich traf keinen Reichthum, keinen Ueberfluß da an; aber Ordnung und Bequemlichkeit, die von dem guten Geschmacke der Besitzerinn zeugten. Ich fand eine Menge schöner Bücher in

ihrer besten Stube. Und sie war so bescheiden, daß sie, sagte, sie gehörten ihrem Sohne, da ich doch leicht merken konnte, daß sie ihr selber zugehörten. Es waren fast alle die Französischen und Schwedischen Bücher, welche mein Gemahl hochzuhalten pflegte, und ich konnte leicht errathen, wem sie diesen guten Geschmack zu danken hatte. Unter ihrem Spiegel hieng das Bildniß meines Gemahls. Sobald sie merkte, daß mirs in die Augen fiel: so überreichte sie mirs zum Geschenke, und gestund mir, daß sie es selber gemalet hätte; denn sie konnte vortrefflich in Miniatur malen. Ich hielt es für eine Grausamkeit, sie um dieses Andenken zu bringen. Darum bat ich sie, das Bild noch einmal zu malen, und dieses so lange zu behalten.

Ihr Sohn war noch nicht völlig dreyzehn Jahre alt. Er war ein sehr artiger und lebhafter Knabe. Sie hatte ihn schon in seinen zartesten Jahren einem geschickten Manne zur Aufsicht anvertraut, und ihn itzt nur auf etliche Wochen zu sich kommen lassen, weil sie wegen der anhaltenden Krankheit ihr Ende vermuthet. Sie gestund mir zu gleicher Zeit, daß sie von meinem verstorbenen Gemahle auch eine Tochter gehabt hätte. Sie wäre mit ihr in Holland darnieder gekommen, und hätte sie bey ihrem Bruder, einem Kaufmanne im Haag, theils auf sein Bitten, theils aus andern Ursachen, zurück gelassen; dieses Kind aber wäre in seinem sechsten Jahre gestorben, wie ihr Bruder geschrieben hätte. Ich wollte wünschen, fuhr sie fort, daß sie ihren Aufenthalt

in Holland bey meinem Bruder nehmen könnten. Doch, so viel ich weis, ist er nicht mehr in den besten Umständen. Ich habe lange keine Nachricht von ihm, und weis nicht, ob er sich von seinem starken Bankerotte wieder erholet hat, oder nicht.

Der Herr R. . . kam unterdessen von seiner vergebenen Reise wieder. Es war Zeit, daß wir uns von einem Orte weg machten, wo wir länger nicht wohl verborgen bleiben konnten. Ehe wir noch fortgiengen: so starb der Bediente des Herrn R. . ., dessen Verlust uns nicht wenig daurete. Dieser redliche Mensch gab seinem Herrn vor seinem Tode vier hundert Stück Ducaten. Dieses Geld, sagte er, habe ich in ihrem Dienste und durch ihre Freygebigkeit gesammlet, und ich bin froh, daß ich es ihnen wieder geben kann. Ihrer Güte, ihrem Unterrichte und ihrem Exempel habe ichs zu danken, daß ich itzt gelassen und freudig sterben kann. Wenn sie nur wieder einen Menschen hätten, auf den sie sich verlassen könnten. So gewiß ists, daß man auch den niedrigsten Menschen edelmüthig machen kann, wenn man ihn nicht bloß als seinen Bedienten und Sklaven, sondern als ein Geschöpf ansieht, das unserer Aufsicht anvertraut, und zu einem allgemeinen Zwecke nebst uns gebohren ist. . . . . .

Wir verließen nunmehr Carolinen, in Begleitung ihres Sohnes. Sie versprach, so bald es möglich wäre, uns zu folgen, und ihr Landgütchen zu verkaufen. Wir kamen glücklich in Amsterdam an. Der Vetter des Herrn R. . ., bey dem wir

uns aufhalten wollten, war zwar gestorben, doch lebte seine Tochter noch. Sie kannte den Herrn A.., so bald sie ihn sah; denn er war, wie ich schon gesagt habe, mit meinem Gemahle ehedem durch Holland gereiset. Sie nahm uns sehr gütig auf, und ihr Ehemann war ebenfalls ein vernünftiger und dienstfertiger Mann. Ich entdeckte mich ihnen, und bat, daß sie meinen Stand nicht allein verschweigen halten, sondern ihn auch vergessen, und mich nicht mehr als eine Gräfinn, sondern als eine unglückliche Freundinn, betrachten möchten. Sie hatten von dem Schicksale meines Gemahls schon durch die Zeitungen gehöret. Und wenn ich auch keine Eigenschaften gehabt hätte, mich bey diesen Leuten in Gewogenheit und Ansehen zu setzen: so war doch mein Unglück schon die beste Empfehlung. Ja ich erfuhr, daß ein großes Unglück in den Gemüthern vieler Menschen fast eben die Wirkung hervorbringt, welche sonst ein großes Glück zu verursachen pflegt. Man schätzt uns hoch, weil wir viel erlitten oder viel verloren haben, und man macht unsern Unfall zu unserm Verdienste, so wie man oft unser Glück, ob wir gleich dazu nichts beygetragen haben, als unsre Vollkommenheit ansieht. Mit Einem Worte, diese Leute erwiesen mir, ehe ich sie noch kannte, mehr Hochachtung und Gefälligkeit, als ich fordern konnte. Sie gaben mir einen ganzen Theil von ihrem Hause zu meiner Wohnung ein; ich nahm aber nicht mehr, als ein Paar Zimmer. Und damit ich diesen gutthätigen Leuten nicht zur Last werden möch-

te:

:: so entdeckte ich dem Herrn R. . ., daß ich wil-
ens wäre, meine Juwelen zu Gelde zu machen, und
as Geld in die Handlung seiner Frau Muhme
u legen. Er sagte, daß er es mit seinen vier hun-
ert Ducaten, die ihm sein Bedienter gegeben, schon
also gemacht hätte. Mein dienstwilliger Wirth ver-
handelte die Juwelen für zwölf tausend Thaler,
und sagte, daß er mir keine Interessen, sondern den
ordentlichen Gewinnst davon abgeben wollte, der
bey der Rechnung in seinem Handel auf dieses Ca-
pital fallen würde. Ich bat ihn, daß er mir keine
Rechnung ablegen, sondern mich und meine beiden
Reisegefährten, anstatt der Interessen, erhalten
sollte. Ich lebte hier so ruhig, daß ich mir keinen
andern Ort wünschte. Herr R. . . hatte den Sohn
von Carolinen bey sich. Weil er kein Amt hatte:
so gab er sich selber eins, und zog diesen jungen
Menschen mit so vieler Sorgfalt auf, als ein Mann
thun kann, der in dem Bewußtseyn edler Absichten
und nützlicher Thaten seine Belohnung sucht. Und
wie sehr würden nicht die Großen viel niedrige und
unberühmte Männer beneiden, wenn sie die Beloh-
nung kennten, welche solchen Leuten das Gedächt-
niß ihrer rühmlichen Absichten und guten Thaten zu
schenken pflegt! Er unterrichtete den jungen Men-
schen in den Sprachen und Künsten, und brachte
ihm die edelsten Meynungen von der Religion und
Tugend bey. Was sein Unterricht nicht that, das
richtete sein Exempel aus. Der Schüler ward sei-
nem Lehrer ähnlich, und belohnte dessen Mühe durch

einen fähigen Verſtand und durch ein gutes Her
Ich brachte meine Zeit meiſtens mit Studiren zu
wenn anders ein Frauenzimmer ohne Eitelkeit dies
von ſich ſagen kann. Ich redte des Tages gemei
lich eine Stunde mit unſerm jungen Schüler, m
ſuchte ihm das Wohlanſtändige beyzubringen, de
junge Mannsperſonen oft am erſten von einem Fra
enzimmer lernen können. Ich ſuchte ſein ſtürmi
und feuriges Weſen der Jugend durch meine Ern
haftigkeit zu mäßigen. Ich that ſtets fremd gegen
ihn, und ſtellte verſchiedne Perſonen vor, damit e
meinen Umgang nicht zu gewohnt werden, und i
meiner Geſellſchaft immer etwas neues finden ſollte
Mit der Tochter meiner Wirthinn, welche ein Mäd
chen von etwan acht Jahren war, vertrieb ich m
manche Stunde. Ich lehrte ſie franzöſiſch, ſpinn
nen, ſticken, und auch ſingen. Kurz, ich führte
eine ſehr ruhige Lebensart. Mein Wirth und ſein
Frau bequemten ſich nach meinem Geſchmacke, und
lernten mir die Vergnügungen ab, mit welchen ſie
mich unterhalten wollten. Sie brachten mich nie
mals in große Geſellſchaften. Sie ſtörten mich nicht
in meiner Einſamkeit, als bis ich geſtört ſeyn wollte.
Ich durfte weder befehlen, noch bitten, wenn ich
ein Vergnügen haben wollte. Ich durfte nur wöh
len. Man hielt mich in unſerm Hauſe für eine An
vorwandtinn der Wirthinn. Und wer ſonſt mit mir
umgieng, wußte es auch nicht beſſer. Mein ver
ſchwiegner Stand nöthigte mich alſo nicht, den glän
zenden und ſehr beſchwerlichen Charakter einer Stan
desperſon

esperſon in Geſellſchaften zu behaupten, und dieſes zu meinem großen Vortheile. Hätte man gewußt, daß ich eine Gräfinn wäre: ſo würde man, anſtatt mich zu bewundern, nur mein Gutes für einen nothwendigen Antheil meines Standes angeſehen haben. Oder wenn es hochgekommen wäre: ſo würde man mich nur verehret haben, da man mich gegentheils itzt zugleich verehrte, und liebte, und meinen Umgang ſuchte.

Vier Jahr hatte ich nunmehr in Amſterdam zugebracht, und zu verſchiedenenmalen an Carolinen geſchrieben, und ſie an ihr Verſprechen, zu mir zu kommen, erinnert; allein ſie blieb aus.

Ihr Sohn ſollte ſich nunmehr eine Lebensart erwählen, welche er wollte. Er bezeigte Luſt zu dem Soldatenſtande, und der Herr R - - war ſo wenig dawider, daß er ſeine Wahl vielmehr billigte. Geſittete und geſchickte Leute, ſagte er, ſind nirgends nöthiger und nützlicher, als wo es viele Ungeſittete giebt. Werden ſie ein Soldat, und zeigen ſie, daß man unerſchrocken, tapfer, ſtrenge, und doch auch weiſe, vorſichtig und liebreich ſeyn kann. So lange ſie die Religion und ein gutes Gewiſſen haben werden: ſo lange werden ſie den Tod zwar nicht gleichgültig anſehen; aber doch ohne Entſetzen erwarten, und nie aus Zagheit vermeiden. Dieſes iſt die wahre Tapferkeit. Wir kauften ihm eine Fähndrichsſtelle; und er gieng zu ſeinem Regiment ab, welches nachmals an die Grenze von Holland zu ſtehen kam.

Nun-

Nunmehr kömmt eine von den wundersamsten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von denen, die den Stand lieben, und die Menschen nicht nach ihren Neigungen und Eigenschaften, sondern stets nach der Geburt und nach dem Range gegen einander vergleichen, schwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen besten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen, oder höchstens zum Theil nur so verloschen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht sehr vermißt. Es fanden sich verschiedene Holländer von Ansehen und großem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umsonst. Wer einen so liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe wohl etwas eigensinnig seyn. Ob nun gleich keiner von meinen Freyern seine Absicht erreichte: so weckten sie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du willst, dachte ich, um dieser Herren los zu werden, dich selbst zu einer Wahl entschließen. Diese Ursache zu einer Ehe ist etwas weit hergeholet. Indessen war es gewiß, daß ich sie bey mir selber vorwand, weil es mein Herz haben wollte. Der Herr N.. kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube, und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum Besten entschlossen hätte. Rathen sie mir denn, sprach ich, daß ich wieder heirathen soll? Nicht ehe, versetzte er, als bis ich sehe, daß es ihnen ihr eigen Herz gerathen hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und sie

wissen,

iſſen, daß ich nichts für ein Glück halte, was man cht verlangt und freywillig wählt. Unter der groſſen nzahl Männer, die ſich um ihr Herz benühen, go- llt mir keiner beſſer, als der Herr von der H - -, icht deswegen, weil er ſehr gelehrt iſt; ſondern eil er, außer ſeinen Wiſſenſchaften und ſeiner wich- gen Bedienung, ſehr viele Vortheile hat, die ihm iebe erwerben, und ihm zur Liebe geſchickt machen. Ich habe gewiß Recht, daß er ein liebenswürdiger Mann iſt; allein dieſem Urtheile dürfen ſie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar nach einerley Begriffen mit ihnen, aber nicht nach einer- ley Empfindungen. Ich liebe ihn, als einen Freund, und als ein Freund kann er ihnen angenehm und liebenswerth vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unſer Herz iſt oft ſo beſchaffen, daß es die Liebe gegen eine angenehme Perſon zurück hält, ſo bald es auf das genauſte mit ihr verbunden werden ſoll. Vielleicht, fuhr er fort, gefällt ihnen einer von den andern Herren beſſer zur Liebe, ob ihnen dieſer gleich zu einem guten Freunde beſſer gefällt.

Ich verſicherte ihn, daß ich mich ſeines Raths bedienen würde, ſo bald ich meine eigne Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr ich fort, hei- rathen ſie denn nicht? O, ſagte er, ich würde es gewiß gethan haben, wenn meine Umſtände und die Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philoſophie ſind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedne Ehe bleibt, nach allen Ausſprü- chen der Vernunft, die gröſte Glückſeligkeit des ge-

ſellſchaft-

sellschaftlichen Lebens. Zeigen sie mir eine Person, die mir anständig ist, und die ihnen die Versicherung giebt, daß sie mich zu besitzen wünscht: so werde ich sie, so bald ich sie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattinn wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben so vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich ist. Und wenn es wahrscheinlich ist, daß es durch die Liebe geschehen kann: so sind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, versetzte ich, sie haben ja, so lange ich sie kenne, gegen unser Geschlecht sehr gleichgültig zu seyn geschienen; wie kömmt es denn, daß sie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bin, sprach er, vermengen sie die Bescheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weis, daß man den Andern mit seiner Liebe oft so beschwerlich fallen kann, als mit seinem Hasse. Und aus diesem Grunde bin ich stets behutsam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weis eine Person, hub ich an, die sie liebt, und ich glaube nicht, daß sie ihnen mißfallen wird. Allein deswegen weis ich auch noch nicht, ob es eben diejenige ist, mit der sie das genauste Band der Liebe schließen wollen. Er ward bestürzt, und fragte mich wohl zehnmal, wer sie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich versprach ich ihm, daß er sie Nachmittage zu sehen bekommen sollte. Nachmittage schickte ich ihm mein Portrait, und schrieb ein Billet ungefähr dieses Innhalts an ihn:

So hat die Person in ihrer Jugend ausgesehn, ie Sie liebt. Erst hat sie nur Freundschaft und rkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und hr Werth hat diese Regungen in Liebe verwandelt. Der liebste Freund meines Gemahls hat das erste Recht auf mein Herz. Sie sind so großmüthig und ugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben uß. Antworten Sie mir schriftlich. Entschuldi- en Sie sich nicht mit Ihrem Stande. Sie haben ie Verdienste; was geht die Vernünftigen die Un- leichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen ürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand on meinem Stande weis.

Er kam den Augenblick zu mir. Und eben der Mann, der sowohl bey meines Gemahls Lebzeiten, ls nach seinem Tode, nie so gethan hatte, als ob er nir eine Liebkosung erweisen wollte, wußte mir itzt eine Zärtlichkeit mit einer so anständigen und ein- nehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu ieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht eliebt hätte. Nunmehr, sagte er, haben sie mir as Recht gegeben, ihnen mein Herz sehen zu lassen. Und nunmehr kann ich ihnen ohne Fehler das geste- en, was mich die Ehrerbietung sonst hat verschwei- en heißen. Ich habe an das Glück, das sie mir tzt anbieten, wie der Himmel weis, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte: so würde mich meine wenige Eigenliebe niemals diesen Gedan- ken haben fortsetzen lassen. Es fehlt zu meiner Zu- friedenheit nichts, als daß sie mich überzeugen, daß

ich

ich ihrer werth bin: so will ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen. Kurz, wir giengen zu unserer Wirthinn, wir sagten ihr unsern Entschluß, und sie war nebst ihrem Manne über diese unverhoffte Nachricht ausnehmend erfreut. Unsere kleinen Capitale hatten sich binnen sechs Jahren in der Handlung fast um noch einmal so viel vermehrt, und wir hätten beide sehr gemächlich davon leben können. Allein, unser freundschaftlicher Wirth wollte uns nicht aus seinem Hause lassen. Er borgte unser Geld, und erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefälligkeiten. Also war Herr N... mein Gemahl, oder wenn ich nicht mehr standesmäßig reden soll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig versichern kann, ganz ausnehmend, und so zärtlich, als meinen ersten Gemahl. An Gemüthsgaben war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewissen Stücken übertraf. Aber an dem Aeußerlichen kam er ihm nicht bey. Er war wohl gewachsen; allein er hatte gar nicht das Einnehmende an sich, das gleich auf das erstemal rührt. Nein, man mußte ihn etlichemal gesehen, man mußte ihn gesprochen haben, wenn man ihm recht gewogen seyn wollte. Ich will deswegen nicht behaupten, daß er sich für alle Frauenzimmer geschickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in seinem Umgange eine neue Ursache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, und er hatte seit der Zeit, daß ich ihn bey meinem Gemahl kennen lernen, sich gar nicht von Person geändert. Seine ordentliche und stille Lebensart erhielten ihn

so

gesund, als ob er erst zu leben anfieng. Wer war glücklicher, als wir! Unser Glück fiel niemanden in die Augen, und desto ruhiger konnten wir es genießen. Wir lebten, ohne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unsern Handlungen Rechenschaft geben, als uns selbst. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und also genug, Andern wohl zu thun. Wir hatten eine Gesellschaft, die sich zu unsern Neigungen schickte. Wir lebten an dem volkreichsten Orte in der größten Stille. Dieses war unser Verlangen. Wir konnten uns beide mit dem edelsten Zeitvertreibe, mit Lesen und Denken, unterhalten. Wir studirten, ohne daß uns deswegen jemand bewundern sollte. Wir studirten zu unserer eigenen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal sage, wir wußten in unsrer Ehe von keinem andern Wechsel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn sie die Liebe verehlichter Personen so zärtlich abgeschildert sehen, als die Liebe zwischen unverehlichten, weil man sieht, daß die meisten Ehen die Liebe eher auslöschen, als vermehren. Doch solche Leute wissen nicht, was Klugheit und Behutsamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch seine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es ist wahr, eine beständige und sich stets gleiche Zärtlichkeit ist in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beiden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden ist: so kann sie bis in

die spätesten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unsere Empfindungen können wohl etwas abnehmen allein diese Abnahme heißt wenig. Der Mensch hat allemal genug Vergnügen, so lange er so viel hat, als das Maaß seiner Empfindungen verlangt. Genug, wir sind nach vielen Jahren noch so verliebt in einander gewesen, als wenn wir uns erst zu lieben angefangen hätten. Man denke ja nicht, weil wir die Wissenschaften liebten, daß wir an uns nur unsere Seelen geliebt hätten. Ich habe bey allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lachen müssen. Der Körper gehört so gut, als die Seele, zu unserer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheiten des Geistes an einer Person liebt, der redet entweder wider sein Gewissen, oder er weis gar nicht, was er redet. Die sinnliche Liebe, die bloß auf den Körper geht, ist eine Beschäfftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinste hochmüthiger Schulweisen, die sich schämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zu der That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen.

Ich komme wieder zu meiner Geschichte. Wir lebten, wie ich gesagt habe, so vergnügt, als man nur leben kann. Wir meldeten Carlsonen, so hieß Carolinens Sohn, der Fähndrich, unsere Heirath und baten ihn, daß er uns besuchen sollte, wenn es

möglich

möglich wäre; denn wir hatten ihn nun wohl in vier Jahren nicht gesehen. Er schrieb uns, daß er Lieutenant geworden wäre, daß es ihm sehr wohl gienge, und daß er sich vor wenig Wochen mit einem Frauenzimmer, die ihm zu gefallen das Kloster heimlich verlassen, verheirathet hätte. Von ihrem Stande könnte er uns nichts sagen, weil sie in dem sechsten Jahre in das Kloster gekommen, und darinnen bloß unter dem Namen Mariane bekannt gewesen wäre. Sie möchte indessen von dem niedrigsten Herkommen seyn: so wäre sie doch so liebenswürdig, daß er sich nur einen hohen Stand wünschen wollte, um seine Geliebte darein setzen zu können. Denn Carlson wußte nichts weiter von seiner Geburt, als daß sein Vater ein Aufseher auf den Gütern meines ersten Gemahls gewesen, und ihm jung gestorben wäre. Er bat uns unbeschreiblich, daß wir nach dem Haag kommen sollten, von welchem Orte er itzt nur etliche Meilen weit in dem Quartiere stünde. Diese Nachricht erschreckte uns fast mehr, als sie uns erfreute. Wir vermutheten bey dieser Ehe zwar genug Liebe, aber nicht genug Ueberlegung. Indessen schickten wir ihm etliche hundert Ducaten, daß er seine Umstände desto bequemer einrichten könnte. Wir versprachen auch, ihn so bald zu besuchen, als es die Jahreszeit und meine Umstände erlauben würden; denn ich war mit einer Tochter darnieder gekommen. Wir reiseten den folgenden Frühling nach dem Haag ab. Wir fanden an unserm Carlsen und seiner Frau ein

Paar Eheleute, die einander werth waren. Mariane war ein ganz außerordentlich schönes Frauenzimmer. Sie war blond, und hatte ein Paar große blaue und schmachtende Augen, die sich zu schämen schienen, daß sie die Verräther von einem sehr zärtlichen Herzen seyn sollten. Und wenn auch die übrigen Theile ihres Gesichts nicht so ausnehmend wohlgestalt und recht abgemessen gewesen wären: so hätte sie doch bloß ihrer Augen wegen den Namen einer Schönheit verdient. Von ihrem Verstande will ich nicht viel sagen. Sie war in dem Kloster erzogen. Ihr unschuldiges und aufrichtiges Herz hätte auch den Mangel des Witzes tausendmal ersetzt, wenn sie gleich weniger Einsicht gehabt hätte, als sie in der That hatte. Es hieng ihr noch etwas Schüchternes aus dem Kloster an; allein selbst diese Schüchternheit schickte sich so wohl zu ihrer Unschuld, daß man sie ungerne würde vermißt haben. Ja, ich sage noch mehr, man liebte sogar an ihr die Schüchternheit; so wie oft ein Fehler unter gewissen Umständen zu einer Schönheit werden kann.

Ich suche die Worte vergebens, mit denen ich ihre Zärtlichkeit gegen ihren Mann beschreiben will. Man stelle sich einen sehr einnehmenden, feurigen und blühenden Mann, (denn dieses war Carlson) und dann ein von Natur zärtliches Frauenzimmer vor, die von Jugend auf eine Nonne gewesen war, und bey der die süßen Empfindungen nur desto mächtiger geworden waren, weil sie an der strengen Lebensart und an den Regeln einer hohen Keusch-

heit

Heit einen beſtändigen Widerſtand gefunden hatten; ſo wird man die innbrünſtige und ſchmachtende Liebe dieſer jungen Frau einigermaßen denken können. Ich war ſo wohl mit unſers Carlſons Wahl zufrieden, als mein Mann, und wir vergnügten uns an der Zufriedenheit dieſes Paars ſo ſehr, daß wir nicht wieder von ihm kommen konnten. Wir ließen Geld aus Amſterdam kommen, und blieben ein ganzes Jahr, und länger, bey dieſen zärtlichen Eheleuten. Nichts fehlte uns, als Carlſons redliche Mutter. Wir hatten Briefe von ihr, daß es ſich mit ihrer Geſundheit gebeſſert hätte, und daß ſie im Stande wäre, bald zu uns zu kommen. Wir ſchickten auch den Reitknecht, der mir ehemals die Poſt von meines Gemahls Tode gebracht hatte, fort, daß er ſie abholen und zu uns bringen ſollte. Er hatte ſie bereits unterweges angetroffen, und ſie war bey uns, ehe wir es vermutheten. Sie zeigte ſich recht vergnügt, und ſie ward durch die Freude über ihres Sohnes Glück und mein Vergnügen alle Tage belebter und munterer. Indeſſen verſicherte uns dieſe rechtſchaffene Frau, daß ihr Vergnügen gar zu groß ſey, als daß es lange Beſtand haben könnte. Mariane ward mit einer Tochter entbunden. Auch dieſes diente uns zu einer neuen Freude. Doch je mehr wir Urſache hatten, mit Marianen zufrieden zu ſeyn, deſto begieriger wurden wir, etwas gewiſſes von ihrer Herkunft zu erfahren. Gleichwohl war alle unſere angewandte Mühe vergebens, uns dieſes Geheimniß zu entdecken. Ma-

rinne hatte ihrem Manne zu Liebe das Kloſter heimlich verlaſſen, und wir mußten bey unſerer Nachforſchung ſehr behutſam gehen, damit wir ſie nicht in Gefahr ſetzten, entdeckt zu werden. Im Kloſter fertigte man diejenigen, die wir insgeheim nachfragen ließen, mit der Antwort ab, daß ihnen Marianens Stand und Geburt unbekannt wäre, daß ſie in ihrem ſechſten Jahre von einem gemeinen Manne in das Kloſter gebracht worden, der ein gewiſſes Geld zu ihrer Erziehung da gelaſſen, und nichts geſagt hätte, als daß ſie die Tochter eines unglücklichen Holländers wäre, der ſie nicht in der Reformirten Religion erziehen laſſen wollte. Vielleicht könnte er der Aebtiſſinn mehr vertraut haben; dieſe aber wäre todt. Kurz, wir erfuhren nichts, und es konnte ſeyn, daß man in dem Kloſter ſelbſt nichts gewiſſes von Marianens Herkunft wußte. Denn wie viele Kinder werden nicht unter einem fremden Namen in die Klöſter gebracht, und durch unbekannte Hände erhalten!

Endlich mußten wir uns doch entſchließen, wieder nach Amſterdam zurück zu gehen. Unſere Umſtände forderten dieſe Trennung. Caroline begleitete uns nach dem Haag. Sie erkundigte ſich hier, ob ſie nicht jemanden antreffen könnte, der ihr von ihrem Bruder, Andreas, Nachricht geben könnte. Allein ſie erfuhr nichts weiter, als was wir ſchon wußten, nämlich, daß er nach ſeiner Frauen Tode unglücklich in ſeiner Handlung geworden, und weil er ſein Vermögen eingebüßet hätte, mit einem Schiffe

nach

nach Oſtindien gegangen wäre, ſein Glück von neuem zu verſuchen. Wir blieben noch etliche Tage in dem Haag, und nahmen unſere Reiſegelder in Empfang. Und eben da wir fort wollten, ließ uns der Kaufmann, der ſie uns ausgezahlt hatte, ſagen, daß in Amſterdam vor etlichen Tagen ein Oſtindienfahrer, und auf dieſem Schiffe zugleich Herr Andreas, der Kaufmann, nach dem wir ehedem gefragt hätten, zurück gekommen, und heute bey ihm geweſen wäre. Dieſe Zeitung war zu wichtig, als daß wir unſere Reiſe hätten fortſetzen ſollen, ohne den Herrn Andreas zu ſprechen. Aber wollte der Himmel, daß wir ihn in unſerm Leben nicht geſehen hätten! Er kam den andern Tag zu uns. Carolinens erſte Frage war, warum er ihr denn vor ſeiner Abreiſe nach Oſtindien nichts ausführliches von dem Tode ihrer Tochter geſchrieben hätte? Iſt denn Mariane todt? rief er. Was willſt du denn mit der Mariane? verſetzte ſeine Schweſter. Meine Tochter hieß ja, wie ich, Caroline. Wo iſt ſie denn? Iſt ſie nicht todt? Ach wenn doch dieſes Gott wollte! Ja doch, ſprach Andreas, ich weiß es wohl, ſie hieß Caroline; aber aus Liebe zu meiner Frau, und weil ich ſie an Kindesſtatt angenommen hatte, nennte ich ſie nach meiner Frau, Mariane. Ich will dir alles erzählen; aber verſprich mir, daß du mir auch alles vergeben willſt. Meine liebe Frau ſtarb mir, wie ich dir vor zehen Jahren gemeldet habe. Mariane war ebenfalls tödtlich krank, und ich hielt ſie ſchon für verloren. Al-

lein es besserte sich mit ihr. Indessen nöthigte mich mein Bankerott, mein Glück anderwärts zu versuchen. Ich gieng nach Ostindien. Du weißt, daß ich der Catholischen Religion zugethan bin. Ich liebte deine Tochter, oder vielmehr meine an Kindesstatt angenommene Mariane, recht väterlich. Um sie nun theils in meiner Religion erziehen zu lassen, theils sie wohl zu versorgen: so nahm ich, was ich noch hatte, und that dieses liebe Kind vor meiner Abreise, und ohne jemanden etwas zu sagen, in ein Kloster, an der Grenze der Oesterreichischen Niederlande. Ich war eben im Begriffe, dahin zu reisen, um zu sehen, ob Mariane noch lebte, als ich hieher gerufen ward. Ich kann nicht länger warten, ich muß wissen, ob sie noch lebt. Komm mit, sprach er zu Carolinen. Wir wollen den Augenblick in das Kloster fahren. In drey Tagen sind wir wieder hier. Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, giengen sie beide fort. Mein Mann und ich hatten kaum das Herz, uns anzusehen, geschweige zu reden. Ein heimlicher Schauer lief mir durch alle Glieder. Gott! was soll das werden! fieng endlich mein Mann an. Mariane, das Kloster.. und nicht weit von der Grenze. Was sind dieses für entsetzliche Nachrichten! Ach der arme, der unglückliche Carlson! Möchte doch diesesmal unsere Muthmaßung falsch seyn! Wäre doch Andreas wieder da, oder wäre er vielmehr nimmermehr wieder nach Europa gekommen! Seine Gegenwart wird uns ganz gewiß das traurigste Geheimniß

heimniß offenbaren, das uns ewig hätte verborgen bleiben sollen. Wird nicht Caroline, um ihre Tochter wieder zu finden, sie als Frau aus den Armen ihres eignen Sohnes reißen müssen? Mit diesen grausamen Vorstellungen quälten wir uns, bis Andreas mit seiner Schwester, der Caroline, wieder zurück kam. Ihr Anblick ließ uns zu unserm Unglücke die Sache auf einmal errathen. Caroline erfloß fast in Thränen. Sie that untröstlich, und ihr Bruder, als ein harter Mann, ließ zwar äußerlich keine Traurigkeit spüren; allein er saß ganz betrübt. Wir konnten aus beiden lange Zeit kein Wort bringen. Sie hatten, mit Einem Worte, in dem Kloster erfahren, daß eine Nonne, mit Namen Mariane, welche um das und das Jahr, (Tag und Jahr traf beides ein,) in das Kloster gebracht wäre, vor anderthalb Jahren dasselbe heimlich verlassen, und, so viel man wüßte, sich mit einem jungen von Adel verheirathet hätte. Was war zu thun? Wir mußten, anstatt nach Amsterdam zu reisen, wieder zurück nach Carlsons Quartiere. Wir sahen alle viere nur mehr, als zu gewiß, daß diese Nonne niemand anders, als Carlsons Frau seyn würde. Doch man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wenn man glaubte, daß wir zu unserm Troste keine Ausflüchte gewußt hätten. Eine Nachricht, von der uns die Gewißheit erschreckt, und das Gegentheil erfreut, mag noch so wahrscheinlich seyn, als sie will, so sind wir doch sinnreich genug, sie zweifelhaft zu machen. Sollte ich

sagte Caroline; denn mein Kind, mein leiblich Kind nicht kennen? Sollte es denn keine Aehnlichkeit mit mir haben? Gleichwohl hatte sie es verlassen, da es kaum einige Monate alt gewesen war. Ein junger von Adel, fieng mein Mann oft unterweges an, ein junger von Adel? Wenn hat sich denn Carlson dafür ausgegeben? Er ist viel zu bescheiden, als daß er sich einen Stand andichten sollte, in dem er nicht erzogen worden ist. Nein, nein, sprach ich, das wolle Gott nicht! Hätte er sich auch für einen Edelmann ausgegeben, warum hätte er nicht gesagt, daß er ein Officier wäre? Vielleicht ist in eben dem Jahre noch ein Kind in das Kloster gekommen, das ebenfalls den Namen Mariane gehabt hat. Andreas, der der Philosophie wegen nicht nach Ostindien gereiset war, meynte, es läge schon in der Natur, daß ein Paar so nahe Blutsfreunde einander nicht als Mann und Frau lieben könnten. Ich glaube, daß wir uns alle Augenblicke auf dieser Reise widersprochen, ohne es zu merken. Voll Zittern und Hoffnung kamen wir also bey unserm Carlson wieder an. Wir hatten uns vorgenommen, recht behutsam zu gehen, und die Ursache unserer Zurückkunft weder ihm noch ihr merken zu lassen. Wir wollten sagen, daß wir aus Vergnügen über die Ankunft des Herrn Andreas wieder mit umgekehrt wären. Wenn auch sprachen wir alle, Mariane, die rechte Mariane seyn sollte: so würden diese zärtlichen Eheleute doch beide in Verzweiflung gerathen, wenn wir ihnen dieses traurige Geheimniß auf einmal entdeckten.

Nein,

ein, fieng ich an, wir bringen Marianen auf eſe Art um das Leben. Iſt ſie die wahre Caroline: will ich ſie bitten, daß ſie mir zu Liebe auf einige eit mit nach Amſterdam reiſen ſoll. Ihr Mann ird ihr dieß Vergnügen nicht abſchlagen. Iſt ſie nmal in Amſterdam: ſo wird es Zeit ſeyn, ihr das eheimniß nicht ſo wohl zu entdecken, als es ſie ach und nach ſelbſt entdecken zu laſſen. Weis es Mariane: ſo ſoll es Carlſon auch erfahren. Er nuß ſie in ſeinem Leben nicht wieder zu ſehen bekommen. Dieſes wird der einzige Troſt ſeyn, mit dem wir ihm in ſeinem mitleidenswürdigen Irrthume beyſtehen können. Er kennt die Religion, und hört die Vernunft. Die Tochter aus dieſer unglücklichen Ehe will ich erziehen laſſen, damit Mariane den traurigen Beweis einer ſo zärtlichen und nunmehr unerlaubten Liebe nicht vor Augen hat. In dieſer Berathſchlagung langten wir bey Carlſon an. Er trat in die Thüre, indem wir ankamen, und lief uns mit Verwunderung entgegen. Wir heiterten unſere Geſichter ſo gut auf, als es möglich war, und ſagten ihm, daß Herr Andreas, Caroliuens Bruder, den wir in dem Haag von ſeiner Wiederkunft aus Indien angetroffen hätten, die Urſache unſerer Zurückkunft wäre. Wer war froher, als er! Wir traten in die Stube zu ſeiner Mariane. Kaum hatte Andreas Marianen erblickt: ſo fiel er ihr um den Hals, und ſchrie mit einem entſetzlichen Tone: Ach, das Gott erbarme, ſie iſt es, ſie iſt es! Ich unglücklicher Mann, ich bin an allem Schuld!

Dieſes

Dieſes war die Erfüllung von dem Vorſatze, bi der Sache behutſam zu gehen. Caroline lief als ze zweifelnd zur Thüre hinaus. Mariane wollte ſi von dem Andreas losmachen; allein er ließ i nicht aus ſeinen Armen. Ich hatte nicht ſo v Gewalt über mich, daß ich hingehen, und ihn v ihr losreißen konnte. Carlſon blieb auf einer St le ſtehen, und fragte hundertmal, was es wä Mein Mann wollte es ihm ſagen, und kehrte do bey jedem Worte wieder ein. Mariane kam en lich auf mich zu. Ich ſollte ihr entdecken, was e wäre. Ich fieng an zu reden, ohne zu wiſſen wa Ich bat ſie um Vergebung. Ich verſicherte ſie m ner ewigen Freundſchaft. Ich umarmte ſie. Di ſes war es alles. Indeſſen kam ihr Mann, un wollte ſie aus meinen Armen nehmen. Nein, nein ſchrie ich, Mariane iſt nicht ihre Frau, Mariane i ihre Schweſter. In dieſem Augenblicke ſank Ma riane nieder, und ich erwachte darüber, wie aus e nem unruhigen Schlafe. Ich und mein Mann wa ren am erſten wieder bey uns ſelbſt. Wir brachte Marianen auf ein Bette, und ſie erholte ſich aus e ner Ohnmacht, um in die andere zu fallen. Wi brachten ſie den ganzen Tag nicht wieder zu ſich ſelbſt.

Mein Mann war indeſſen nach Carolinen ge gangen, die wir, ſeit dem ſie aus der Stube gela ſen war, nicht wieder geſehen hatten. Er hatte ſi in dem Gartenhauſe auf den Knien angetroffen. Ich will gleich auf den andern Tag kommen. Das Ge

)altſame unſers Affects hatte ſich gelegt, und ſich att deſſen das Bange der Traurigkeit eingeſtellt. Thränen und Seufzer, welche die Beſtürzung ge- ern zurück gehalten, hatten nun ihre Freyheit, und)ir ſuchten unſern Troſt in Klagen und im Mitlei- en. Carlſon kam vor das Bette ſeiner Mariane, nd mit ihm Wehmuth, Furcht, Schaam, Reue nd gekränkte Zärtlichkeit. Es war erbärmlich an- uſehen, wie ſich dieſe beiden Leute gegen einander)ezeigten. Die Religion hieß ſie die Liebe der Ehe n Schweſter- und Bruderliebe verwandeln, und ihr)erz verlangte das Gegentheil. Sie hatten einan-)er unbeſchreiblich geliebt. Sie waren noch in dem Frühlinge ihrer Ehe, und ſie ſollten dieſes Band itzt)hne Anſtand zerreißen. Sie hatten einander in ihrem Leben nicht geſehen, und alſo kam ihnen die Vertraulichkeit nicht zu Hülfe, die ſonſt die Liebe unter Blutsverwandten auszulöſchen pflegt. Ihre Natur ſelbſt that den Ausſpruch zu ihrem Beſten. Wie konnten ſie etwas in ſich fühlen, das ihre Liebe verdammte, da ſie den Zug der Blutsfreundſchaft nie gefühlt hatten. Ach, mein Bruder, rief Ma- riane einmal über das andere aus, verlaßt mich, verlaßt mich! Unglückſeliger Gemahl, fangt mich an zu haſſen. Ich bin eure Schweſter. Doch nein! Mein Herz ſagt mir nichts davon. Ich bin euer, ich bin euer. Uns verbindet die Ehe. Gott wird uns nicht trennen. Ihr Gemahl war nicht beſſer geſinnt. Er hörte die Stimme der Leidenſchaften, um den Befehl der Religion nicht zu hören. Er

hütete

hütete sich genau, sie nicht seine Schwester zu nennen. Er hieß sie seine Mariane. Er war beredt und unerschöpft in Klagen, die bis in das Herz drangen, weil sie das Herz hervorbrachte. Er fieng zuweilen mitten in seinen Klagen an zu philosophiren, und wie man leicht glauben kann, sehr eigennützig. Er erwies, daß ihre Ehe von Gott erlaubt wäre, wenn sie auch die Welt verdammte. Und er that doch nichts, als daß er zehnmal nach einander sagte, daß sie öffentlich verbunden wären, und daß nichts, als der Tod, dieses Bündniß trennen sollte. Er wünschte unzähligemal, in der Sprache des Affects, daß Andreas gestorben seyn möchte, ehe er den Athem zur Entdeckung dieses Geheimnisses hätte schöpfen können. Dieser saß da, als ob er sein Todesurtheil anhören sollte. Ich glaube, daß er gern mit etlichen Jahren von seinem Leben das zerstörte Vergnügen dieser Zärtlichkeit wieder erkauft hätte. Caroline trat endlich zu Marianen an das Bette, und hieß Carlsonen weggehen. Meine Tochter, fieng sie an, ich habe dich wieder gefunden, um dich aus den Armen deines Bruders zu reißen. Wollte Gott, daß ich dieser betrübten Pflicht zeitlebens hätte überhoben seyn können! Vielleicht ist es die Strafe, daß ich ... doch Gott hat es verhänget. Ihr seyd beide keines Verbrechens schuldig. Eure Unwissenheit rechtfertiget eure Liebe, und die Gewißheit verbeut sie nunmehr. Ich bin eure Mutter, und liebe euch, als meine Kinder; aber ich verabscheue euch, wenn ihr das Band der Ehe

dem

em Bande des Bluts vorzieht. Die Anrede war hr fromm; allein sie war zu heftig, und zu früh ngebracht. Sie weckte die Verzweiflung in bei- en von neuem auf. Mein Mann erwählte einen elindern Weg, die zärtlichen Gemüther zu besänf- igen. Er bediente sich eines Scheingrundes, der n der Stunde des Affects eben so viel Kraft zu ha- ben pflegt, als die Wahrheit. Er sagte, es wäre eine Gewissenssache, die wir nicht entscheiden kön- ten. Wir wollten den Ausspruch verständigen Got- tesgelehrten überlassen. Er glaubte, daß die Ehe vielleicht noch statt finden könnte. Dieses war eine Arzney, welche die Wehmuth der beiden Leute verminderte, und zugleich ihrer Liebe Widerstand that. Sie entschlossen sich, sich dem Ausspruche der Geistlichen zu unterwerfen; aber gewiß nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Verlangen, desto ruhiger ihre Liebe fortsetzen zu können. Wir mach- ten uns indessen ihre Bereitwilligkeit zu Nutze, und ermunterten Marianen, uns, so bald es ihre Um- stände zuließen, nach Amsterdam zu folgen; viel- leicht wäre es möglich, daß man von Rom Dispen- sation erlangen könnte. Ihr Mann sollte sich Ur- laub auf ein halb Jahr ausbitten, und wenn er ihn erhielte, uns nachkommen. Alles dieses ließen sich die beiden Leute gefallen. Es strichen einige Tage dahin, und Mariane war in den Umständen, die Reise mit anzutreten. Indem wir uns dazu an- schickten: so erhielt Carlson Ordre, sich unverzüg- lich, und bey Verlust seiner Stelle, zu dem Regi-

mente

mente zu verfügen, weil es marschiren sollte. Diese Nachricht that eine ungleiche Wirkung. Carlson war darüber erfreut, und Mariane ward von neuem niedergeschlagen. Kaum sahe sie seine Zufriedenheit über diese Post: so machte sie ihm die grausamsten Vorwürfe. Sie hieß ihn einen Ungetreuen, der ihrer los zu seyn wünschte. Sollte man wohl glauben, daß eine Frau, die da wußte, daß ihr Mann ihr Bruder war, noch auf einen solchen Verdacht fallen könnte? Allein, was ist in der Liebe und in dem Traume wohl unmöglich? Wir sahen also leider nur mehr, als zu deutlich, wie heftig Mariane ihren Mann noch liebte, und wie sie in ihrem Herzen nichts weniger beschlossen hatte, als ihn fahren zu lassen. Carlson versicherte sie mit den größten Betheurungen, daß er sie noch unendlich liebte, und daß er über die Nachricht zum Marsche nur deswegen vergnügt wäre, weil er ihn als eine Gelegenheit ansähe, die der Himmel bestimmt hätte, der Sache den Ausschlag zu geben. Vielleicht, sprach er, verliere ich mein Leben, wenn es zu einem Feldzuge kömmt. Und wer ist alsdann glücklicher, als wir? Soll ich den Tod nicht geringer schätzen, als die Quaal, euch zu sehen, und nicht zu lieben? Und wollt ihr nicht lieber mit Gewalt von mir getrennet seyn, als die Pein ausstehen, mich freywillig zu verlassen, und doch diese Freyheit niemals von eurer Liebe zu erhalten? Seyd getrost liebe Mariane! Komme ich wieder zurück: so ist es ein Zeichen, daß der Himmel unsere Ehe billi-

get,

ret. Verliere ich mein Leben: so ist es ein Beweis, daß ihr einen Mann verloren habt, der nur euer Bruder, und nicht euer Ehemann seyn sollte. Welche glückselige Dienste leistet nicht der Irrthum in gewissen Umständen! und wie gut ist es nicht oft, daß wir das Vergnügen haben, uns selbst zu betrügen! Genug, Carlsons Irrthum war in Ansehung des Erfolgs vortrefflich. Er beruhigte ihn, und endlich auch Marianen. Sie ließen die Sache auf den Himmel ankommen; und sie versprachen sich von diesem Richter nichts, als was sie wünschten. Sie flehten Gott um Beystand an, nicht anders, als ob ihnen die Menschen Unrecht thäten. Kurz, sie waren voll Zuversicht und Vertrauen, die alle Wahrheit nicht würde zuwege gebracht haben. Carlson reisete fort, als ob er in dem Treffen seine Mariane gewinnen sollte, und Mariane that so gesetzt, als ob sie ihn von sich ließe, um ihn auf ewig wieder zu bekommen. So bald er fort war, so folgte sie uns ganz getrost nebst ihrer Tochter und ihrer Mutter nach Amsterdam. Andreas, der sich in Ostindien wieder ein kleines Vermögen erworben hatte, blieb in dem Haag, um von neuem seinen Handel anzufangen, wozu ihm Caroline einen Theil von ihren Geldern gab, die sie aus Deutschland mitgebracht hatte. Wir trafen unsern gütigen Wirth in Amsterdam noch in seinen vorigen Umständen an. Wir gaben Marianen für Carlsons Frau aus, und Caroline war seine Mutter.

In wenig Monaten erhielten wir die Nachricht, daß Carlson zwar nicht gegen den Feind, sondern in einer hitzigen Feldkrankheit geblieben wäre. Caroline, ich und mein Mann bedauerten ihn sehr; aber wenn wir an seine Ehe dachten: so war uns sein Tod eine erwünschte Nachricht. Denn wer konnte die gefährliche Sache besser schlichten, als der Tod! Die Aussprüche der Geistlichen würden ganz gewiß wider diese Ehe gewesen seyn. Und Mariane und ihr Mann hätten entweder einander nicht verlassen, oder ohne einander das unglückseligste Leben geführet. Gleichwohl war uns für Marianen noch sehr bange. Sie hatte sich zwar dem Endurtheile des Himmels ergeben; aber, wie ich schon erinnert, in keiner andern Hoffnung, als daß es vortheilhaft für sie ausfallen würde. Wir sahen, daß Marianens Verzweiflung von neuem wieder aufwachen würde. Dennoch mußte sie es erfahren. Wir ließen sie auf unser Zimmer rufen, und mein Mann nahm es über sich, ihr ihres Mannes Tod zu entdecken. Nicht wahr, Mariane, fieng er an, sie errathen schon, was ich ihnen hinterbringen will? Erschrecken sie nur, denn sie müssen doch erschrecken. Hier ist ein Brief aus dem Lager. Sagen sie mir nichts mehr, versetzte Mariane. Ich kann den Innhalt des Briefs schon wissen. Mein Gemahl ist todt. Ich unglückselige Frau! Doch bin ich zufrieden, daß mir ihn nicht die Welt, sondern der Himmel entzogen hat. Nun sehe ich, daß es Gott nicht hat haben wollen. Wie ist er denn gestorben? Ist er im Treffen geblieben?

Wir erstaunten über diese unvermuthete Gelassenheit, die einer Gleichgültigkeit nicht unähnlich sah. Wir hatten uns auf die besten Trostgründe vergebens gefaßt gemacht. Gleichwohl wußten wir auch nicht, ob wir Marianen trauen durften. Indessen that sie gelassen, und betrauerte ihren Mann mehr durch stille Thränen, als durch eine tobende Wehmuth und Ungeduld. In etlichen Tagen erhielten wir wieder einen Brief, und die Aufschrift war Carlsons Hand. Soll ichs aufrichtig gestehen, so erschrack ich weit mehr, daß er noch lebte, als ich zuerst über seinen Tod erschrocken war. Gott, dachte ich, was wird dieses wieder werden? Carlson wird seiner Krankheit wegen das Lager verlassen, und wohl gar abgedankt haben. Die Liebe wird ihn wieder zu Marianen rufen. Mariane nur war vor Freuden ganz außer sich. Der Brief war an sie, und sie brach ihn nicht etwa gleich auf. O nein, so viel Zeit ließ ihr ihre vergnügte Unruhe nicht. Sie gab ihn uns auch nicht zu erbrechen. Sie behielt ihn in den Händen, als einen unbekannten Schatz, den man nicht eröffnen will, bis man sich zehnmal vorgestellet hat, wie viel darinnen seyn könnte. Da sie ihn endlich erbrach: so war der Brief schon viele Wochen älter, als derjenige, der uns Carlsons Tod berichtet hatte. Kurz, es war ein Abschiedsbrief an Marianen. Ich will die Abschrift hersetzen.

Liebste Mariane,

Dieses sind seit vier Wochen die ersten Stunden, da ich mich besinnen und euch meine Krankheit melden kann. Wie glückselig bin ich, daß ich krank gewesen, und dem Tode so nahe gekommen bin, ohne beides zu wissen! wie viel würde ich eurentwegen binnen der Zeit ausgestanden haben, wenn ich meiner mächtig gewesen wäre! Gott sey für diese Art des Todes gedankt! Ich bin völlig ausgezehrt, völlig entkräftet. Und ich sehe die Stunden, da ich mir wieder bewußt bin, für nichts als Augenblicke an, die mir Gott gönnt, mich noch einmal in der Welt, und in meiner eignen Seele umzusehen, und an das Zukünftige zum letztenmale zu denken. Es lebt denn wohl, Mariane, lebt ewig wohl! Betrübt mich nicht als euern Mann, sondern als euern Bruder. Trauriger Name! Verschweigt unserer Tochter unser Schicksal, wenn sie leben bleibt. Verbergt es, wenn es möglich ist, vor euch selbst. Mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf, daß ich euch geliebt habe; allein es beunruhiget mich, daß ich euch, nach der traurigen Entdeckung, als meine Frau zu lieben nicht habe aufhören wollen. Gott, wie viel anders denken wir auf dem Todbette, als in unserm Leben! Was sieht nicht unsere Vernunft, wie viel sieht sie nicht, wenn unsere Leidenschaften stille und entkräftet sind! Ja, ja, ich sterbe, ich sterbe getrost. Doch Gott! ich soll euch nicht wieder sehen? Ich soll euch verlassen, liebste Mariane?

Ich

Ich ſoll ſterben! Welche entſetzliche Empfindungen fangen itzt in mir an zu entſtehen! Ach ich kann nicht mehr ſchreiben!... So weit war ich vor einer halben Stunde gekommen. Ich bin wieder beruhiget. Die Liebe zum Leben hat ſich zum letztenmals geregt. Lebt wohl, meine Mariane! Grüßt meine Mutter, und meine beiden großmüthigen Freunde. Mein liebſter Freund, Dormund, den ihr ſo vielmal bey mir geſehen habt, iſt itzt bey mir. Er will mich nicht eher verlaſſen, als bis ich todt bin. Könnt ihr euch entſchließen, wieder zu lieben: ſo vergeßt nicht, daß euer ſterbender Mann euch niemanden gegönnet hat, als ihm. Er wird euch meine Uhr mit euerm Portrait überbringen. Die andern Sachen habe ich meinen armen Soldaten geſchenkt. Ich fühle meinen Tod. Lebt wohl!

So bald ſie geſehen hatte, daß es ein Abſchiedsbrief war, und daß ſie ſich in der bey dem Titel gefaßten Hoffnung betrogen: ſo gieng das Wehklagen erſt recht an. Ich will ihre Troſtloſigkeit und etliche ſchlimme Folgen, die für ſie und uns daraus entſtunden, nicht erzählen. Es ſind Umſtände, an denen wir Theil nahmen, weil wir gleichſam darein geflochten waren. Sie waren in Anſehung unſerer Empfindung wichtig. Allein, ich würde übel ſchlieſſen, wenn ich glauben wollte, daß ſie deswegen dem Leſer merkwürdig vorkommen, und ihn rühren würden. Ich will daher vieles übergehen.

Wir lebten wieder ruhig. Es ſchien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte.

Unsere Capitale brachten mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr, als wir brauchten. Und ich dachte nicht einmal daran, meine bey der Krone stehenden Gelder zu fordern. Ich war vielmehr ruhig, wenn ich nicht an dieses Land denken durfte. Ueber dieses war es auch durch den Krieg ganz erschöpft und entblößt. Genug, ich lebte unbekannt und zufrieden. Ich war die Frau eines angenehmen und klugen Mannes. Das Unglück, das uns zeither betroffen, hatte unsere Gemüther gleichsam aufgelöset, die Ruhe nunmehr desto stärker zu schmecken. Man dürfte fast sagen, wer lauter Glück hätte, der hätte gar keines. Es ist wohl wahr, daß das Unglück an und für sich nichts angenehmes ist; allein es ist es doch in der Folge und in dem Zusammenhange. Wenigstens gleichet es den Arzeneyen, die unserm Körper einen Schmerz verursachen, damit er desto gesünder wird.

Mitten in unsrer Zufriedenheit, die nunmehr über ein Jahr gedauert hatte, kam Herr Dormund, Carlsons guter Freund, und überbrachte Marianen die in dem Briefe erwähnte goldne Uhr mit ihrem Portrait. Mariane hatte ihn oft bey ihrem Manne, wir ihn aber noch gar nicht gesehen. Doch was brauchte er zu seiner Empfehlung mehr, als den Namen eines guten Freundes von unserm Carlson? Er war ein Holländer von Geburt, und von Person sehr angenehm. Er gewann unsere Vertraulichkeit sehr bald. Er war ein Stabsofficier, hatte nunmehr abgedankt, und wollte von seinen Renten für sich

leben.

eben. Er war noch jung. Er hatte nicht studiert; allein er hatte doch etlichen Büchern und dem Umgange einen gewissen Witz zu danken, der im Anfange sehr einnahm. Er konnte etliche Sprachen, und auch gut deutsch. Er ließ sich in Amsterdam nieder, und wir konnten seine Absicht leicht merken. Mariane war sein Wunsch, und Mariane verdiente in der That, daß man ihrentwegen Feld und Hof verließ. Sie war noch vollkommen schön. Das Unglück hatte ihr von ihren äußerlichen Reizungen nichts entzogen, und zu der Schönheit ihres Gemüths noch vieles hinzugesetzt. Sie war durch den Umgang nur noch liebenswürdiger geworden. Sie war erst achtzehn oder neunzehn Jahr alt, und noch in ihrem völligen Frühlinge. Dormund wußte sich bald bey ihr gefällig zu machen. Vielleicht liebte sie in dem Freunde ihres verstorbenen Mannes noch ihren Mann. Genug, er gewann ihr Herz. Sie kam einmal zu mir, und fieng mit einer vielbedeutenden Stimme an: Madame, es wäre doch wohl billig gewesen, daß wir Herr Dormunden die Uhr, die er mir von meinem Manne überbracht, zu einem Andenken gelassen hätten. Ich würde es gewiß gethan haben, wenn mein Portrait nicht darinne gewesen wäre; allein so schickt sichs wohl nicht. Ich verstund diese Sprache sehr gut. Mariane, sagte ich, was machen sie sich für ein Bedenken, dem ihr Portrait zu geben, dem sie unstreitig ihr Herz schon überlassen haben. Ich merke, sie wollen Herr Dormunden gern eine Gefälligkeit erweisen, die das An-

sehen einer Erkenntlichkeit haben sollte, ob sie gleich die Liebe zum Grunde hat. Ich will ihnen bald aus der Sache helfen. Geben sie mir die Uhr. Es wird sich schon eine Gelegenheit zeigen, die nicht studirt läßt, bey der ich sie ihm anbieten kann. Auf die Uebergabe der Uhr folgte bald die Uebergabe des Herzens. Mariane ward Dormunden zu Theil, und sie schienen beide einander zum Vergnügen gebohren zu seyn. Und wenn ja Mariane ihren Mann zuweilen beunruhigte: so geschahe es doch aus einem Grunde, den ein Ehemann schwerlich übel nehmen kann. Ihr Fehler war die Eifersucht, der erbliche Fehler unsers Geschlechts. Ich besinne mich, daß Mariane einmal mit Thränen auf meine Stube kam. Sie konnte vor Wehmuth nicht reden, und ich befürchtete das gröste Unglück von ihr zu hören. Allein, was kam endlich heraus? Sie seufzete über die Gleichgültigkeit ihres Ehemannes, und hätte lieber von seiner Untreue gesprochen. Ich fragte nach der Ursache. Da erfuhr ich folgende Kleinigkeiten. Ihr Mann hätte kurz vorher Briefe geschrieben; Sie wäre zu ihm an den Tisch getreten; Sie hätte ihn einigemal recht zärtlich geküsset, er aber hätte ihr weder mit einem Gegenkusse, noch mit einem Blicke geantwortet, sondern immer fortgeschrieben, nicht anders, als wenn er sie nicht sehen wollte. Ach Gott! fuhr sie fort, wer weis, an wen der Untreue schreibt? Konnten sie denn nichts in dem Briefe lesen? fieng ich an. Nein, nichts, nichts, als daß der Anfang hieß: Mein Herr. Wer sollte wohl

glauben,

glauben, daß eine vernünftige Frau keine stärkere Ursache zur Eifersucht nöthig hätte, als so eine? Doch, warum kann ich noch fragen? Wie oft thut nicht die Liebe einen Schritt über die Grenzen der Vernunft! Und wenn dieser Schritt gethan ist: so hilft es nichts, daß wir eine gute Vernunft haben. Ueberhaupt entstehen wohl die meisten Uneinigkeiten, die in der Ehe vorkommen, aus Kleinigkeiten. Sie heißen im Anfange nichts; allein sie nehmen im Fortgange unsere Einbildung und andere Dinge zu Hülfe, und werden alsdann wichtige Ursachen zur Gleichgültigkeit, oder zur Eifersucht.

Marianens Ehe hatte nunmehr etwa drey Vierteljahre gedauret, als ihr Mann gefährlich krank ward. Er stund zween Monate große Schmerzen aus, und man merkte sehr deutlich, daß ihn eine Gemüthsunruhe eben so stark quälte, als die Krankheit. Er bat seine Frau oft mit Thränen, daß sie ihn verlassen sollte. Er konnte auch Carolinen nicht leiden, vielweniger Marianens Kind, das sie mit Carlsonen erzeuget hatte. Ich und mein Mann sollten ohne Aufhören bey ihm bleiben, und ihm Trost zusprechen. Er wollte getröstet seyn, und wir wußten doch nicht, was ihn beunruhigte, viel weniger hatten wir das Herz, ihn zu fragen. Sein Ende schien immer näher herbey zu kommen, und die Aerzte selbst kündigten es ihm an. Es war um Mitternacht, da er uns beide plötzlich zu sich rufen ließ. Er rang halb mit dem Tode. Alles mußte aus der Stube. Darauf fieng er mit gebrochenen und zu-

preßten Worten an, sich und die Liebe auf das abscheulichste zu verfluchen. Gott, wie war uns dabey zu Muthe! Er nannte sich den gröſten Missethäter, den die Welt gesehen hätte. Ich bin, schrie er, Carlsons Mörder. Ich habe ihm mit eigner Hand Gift beygebracht, um Marianen zu bekommen. Ich Unsinniger! Welche Gerechtigkeit, welches Urtheil wartet auf mich! Ich bin verloren. Ich sehe ihn, ich sehe ihn! Bringt mich um, rief er wieder. Mein Man redte ihm zu, er sollte sich besinnen, er würde in einer starken Phantasie gelegen haben. Nein, nein, rief er, es ist mehr als zu gewiß. Mein Gewissen hat mich lange genug gemartert. Ich bin der Mörder meines besten Freundes; ich Barbar! ich Bösewicht! Carlson besserte sich nach dem Abschiedsbriefe an Marianen wieder; und weil ich mir schon Hoffnung auf seinen Tod und auf Marianen gemacht hatte: so brachte ich ihm Gift bey. Mein Mann nahm alle seine Vernunft und Religion zu Hülfe, und suchte diesem Unglückseligen damit beyzustehen. Seine Verzweiflung wollte sich nicht stillen lassen. Er verlangte Marianen noch einmal zu sehen, und ihr seine Bosheit selbst zu entdecken. Wir baten ihn um Gottes willen, daß er Marianen diese That nicht offenbaren sollte; er würde seinem Gewissen dadurch nichts helfen, und durch sein Bekenntniß nur noch einen Mord begehen. Mariane kam, ehe sie gerufen ward. Dormund redete sie an; allein sie hörte und sah vor Wehmuth nicht. Er nahm sie bey der Hand, und wollte das entsetzliche Bekennt-

kenntniß wiederholen. Ich hielt ihm den Mund zu. Wir fiengen an zu beten und zu ſingen. Doch er ſchrie mit deſto mehr. Mariane mußte es erfahren, was er gethan hatte. Er wiederholte ſeinen Mord umſtändlich. Er berief ſich auf den Regimentsfeldſcheerer und auf den Feldmedicum, die Carlſonen, weil er es befohlen, nach ſeinem Tode geöffnet, und das Gift gefunden, und geglaubt hatten, daß er ſich ſelbſt damit vergeben. Mariane gerieth in eine ordentliche Raſerey. Sie ſtieß die grauſamſten Namen wider ihn aus. Wir mußten ſie endlich mit Gewalt bey Seite bringen. Er ſchlief zween Tage und Nächte nach einander, ohne ſich zu ermuntern. Wir glaubten auch gewiß, daß er nicht wieder aufwachen würde; allein er erholte ſich. Wir kamen zu ihm. Wir mußten ihn, als einen Mörder, haſſen; doch die allgemeine Menſchenliebe verband uns auch zum Mitleiden. Er war ruhiger, als zuvor, und bat uns mit tauſend Thränen um Vergebung. Er verſicherte uns, wenn er leben bliebe, daß er uns nicht zum Entſetzen vor den Augen herumgehen, ſondern ſich den entlegenſten Ort zu ſeinem Aufenthalte, und zur Reue über ſeine Schandthat, ausſuchen wollte. Er bat, daß wir ihn Marianen nicht möchten wieder ſehen laſſen. Dieſe war auch ſchon in unſrer Wohnung; denn Dormund hatte ein Haus allein bezogen. Wir hatten nun genug an Marianen zu tröſten, und konnten Dormunden in zween Tagen nicht beſuchen. Doch hörten wir, daß es ſich beſſerte. Mein Mann gieng den dritten Tag zu ihm. Allein

Dormund

Dormund war fort, und hatte folgenden Brief an ihn zurück gelassen:

Ich gehe, so weit als mich die Rache des Himmels kommen läßt. Mariane soll mich nicht wieder sehen. O Gott, wozu kann einen nicht die Liebe verleiten! Der Schatten meines ermordeten Freundes wird mich auf allen Schritten verfolgen. Doch ich will lieber alles ausstehen, als diesen Mord durch einen Selbstmord häufen. Verfluchen Sie mein Gedächtniß in Ihrem Herzen. Ich bin es werth; doch entdecken Sie meine Schande der Welt nicht. Ich bin bestraft genug, daß ich Marianen und ihre großmüthigen Freunde verlassen muß. Ich will wieder in den Krieg gehen. Vielleicht verliere ich bald ein Leben, das mir eine Marter ist. Mein zurückgelassenes Vermögen soll Marianen. Wollte Ihnen doch Gott die Freundschaft vergelten, die Sie mir in meiner Krankheit erwiesen haben! Doch Sie haben sie ja einem Unmenschen erwiesen. Ich bin nicht werth, daß Sie mich bedauren. Ach die unglückselige Mariane!

Dormund war fort, ohne daß wir wußten, wohin. Unsere Mariane war in eine ordentliche Schwermuth gerathen. Sie weinte Tag und Nacht, und wir mußten ihr auf einmal zwo Adern schlagen lassen. Sie schlief in meiner Stube, und versicherte mich, daß ihr viel besser zu Muthe wäre, und daß sie diese Nacht wohl zu schlafen hoffte. Der Morgen wies diese Prophezeihung aus. Ich warf kaum die Augen auf ihr Bette: so sah ich ganze

Ströme

Ströme Blut davon herunter laufen. Was konnte ich anders vermuthen, als daß ihr die Adern im Schlafe aufgegangen seyn würden? Mariane lag in einem fühllosen Schlummer, oder vielmehr in einer Ohnmacht. Ich schrie nach Hülfe, und wir banden ihr die Adern zu. Das Entsetzlichste war, daß die Binden nicht abgefallen, sondern mit Fleiß aufgemacht zu seyn schienen. Mariane kam gegen Abend etwas wieder zu sich. Sie gestund, daß sie die Binden, aus Lust zum Tode, selbst aufgemacht hätte, und wünschte nichts mehr, als daß ihr Ende bald da seyn möchte. Sie küßte mich und sank, ohne ein Wort weiter zu reden, in einen Schlummer, und in etlichen Stunden darauf war sie todt.

Mir gieng es, wie denen Leuten, die in einer Gefahr heftig verwundet werden, und es doch nicht eher fühlen, bis sie aus der Gefahr sind. So bald Mariane todt war: so gieng erst meine Marter an. Ich hätte mir lieber die Schuld von ihrem Tode beygemessen, weil ich dieselbe Nacht nicht genauer auf sie Achtung gegeben hatte. Allein welche menschliche Klugheit kann alles voraus sehen? Ich hatte Marianen in der That zur Heirath mit Dormunden gerathen. Ich sah, daß dieser Mann Schuld an ihrem Selbstmorde war. Ich dachte an Marianens Schicksal in der andern Welt. Und ich würde noch tausendmal mehr ausgestanden haben, wenn mir die Liebe zu Marianen verstattet hätte, sie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaßner, als ich. Ich weis nicht, wem sie ihren

Bey-

Beystand zu danken hatte; vermuthlich der Religion. Sie sah alles für ein Verhängniß an, dessen Ursachen sie nicht ergründen könnte. Sie tröstete sich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers, und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es ist gewiß, daß der Beystand der Religion in Unglücksfällen eine unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hoffnung einer bessern Welt: so sehe ich nicht, womit sie sich aufrichten sollen.

Unser Unglück schien nunmehr besänftiget zu seyn. Wir schmeckten die Ruhe eines stillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehreten zu unsern Pflichten zurück, und die Liebe versüßte uns das Leben, und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangenen ihre Stärke. Mein Mann schrieb um diese Zeit ein Buch: Der standhafte Weise im Unglück. Etwan ein Vierteljahr nach Mariannens Tode starb unser Wirth, und seine Frau hatte auch bereits die Welt verlassen. Dieser Todesfall machte eine große Veränderung in unsern Umständen. Wir mußten unsre Capitale übernehmen, die durch Dormunds Verlassenschaft sehr hoch angewachsen waren. In der That war dieses eine sehr große Last für uns. Weder ich, noch mein Mann, noch Caroline wußten recht mit dem Gelde umzugehen. Und ich glaube, wir hätten eher die Hälfte weggeschenkt, als daß wir es in unserer Verwahrung hätten behalten sollen. Andreas, Carolinens Bruder, hatte wieder eine Handlung in dem Haag angefangen. Wir schenkten ihm einige tausend Thaler, und von dem übrigen Gelde

boten wir ihm die Hälfte in seine Handlung an; mit der andern Hälfte dienten wir guten Freunden. Wenn die Vorsichtigkeit bey dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme ist: so muß ich sagen, daß wir oft nachläßig damit umgiengen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wußten, daß derjenige, der uns darum bat, ein rechtschaffner Mann war, der das Geld nöthiger brauchte, als wir. Ein Wort galt bey meinem Manne so viel, als ein Wechsel. Wir haben in der That auf diese Art viel Geld eingebüßt; aber wir sind niemals darum betrogen worden. Unsre Schuldner hatten ein gutes Herz; aber wenig Glück. Sie wollten gern wieder bezahlen, je mehr sie unsere Dienstfertigkeit sahen. Und sie machten uns durch ihre Aufrichtigkeit freygebig, wenn wir es auch von Natur nicht gewesen wären. Man glaubt es kaum, was es für ein Vergnügen ist, wenn man wackern Leuten dienen kann. Und es gehört, wie mich deucht, weit mehr Ueberwindung dazu, das Vermögen zu dienen zurück zu halten, als es zu befriedigen.

Endlich verließen wir aus verschiedenen Ursachen Amsterdam, und wandten uns mit unserer Tochter, nebst Carolinen und Carlsons Tochter, nach dem Haag zu dem Herrn Andreas. Unser verstorbener Wirth hatte uns bey seinem Tode seine Tochter, als die unsrige, anbefohlen. Diese nahmen wir also mit uns. Ihr Vermögen blieb in Amsterdam in guten Händen. Dieses Frauenzimmer, welches nunmehr etwan funfzehn Jahr alt war, sah eben nicht

schön

schön aus: sie hatte aber sehr gute natürliche Gaben. Sie gefiel, ohne daß sie sich einbildete, zu gefallen zu haben. Die Artigkeit vertrat bey ihr die Stelle der Schönheit. Und wenn man die Wahl hat, ob man ein schönes Frauenzimmer, das nicht artig ist, oder ein artiges, das nicht schön ist, haben soll: so wird man sich leicht für das letzte entschließen. Ich kann ohne Pralerey sagen, daß ich dieses Kind, welches Florentine hieß, meistens erzogen hatte. Und wenn ich gestehe, daß sie außerordentlich viel Geschicklichkeit besaß: so will ich nicht sagen, daß ich sie ihr beygebracht, sondern ihr nur zur Gelegenheit gedienet habe, sich solche zu erwerben. Sie hatte Carolinen und dem Umgange mit meinem Manne sehr vieles zu danken. Sie war mehr unter Mannspersonen, als unter ihrem Geschlechte aufgewachsen. Dieses halte ich allemal für ein Glück bey einem Frauenzimmer. Denn wenn es wahr ist, daß die Mannspersonen in dem Umgange mit uns artig und manierlich werden: so ist es ebenfalls wahr, daß wir in ihrer Gesellschaft klug und gesetzt werden. Ich meyne aber gar nicht solche Mannspersonen, die insgemein für galant ausgeschrieen werden, und die sich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleyen zu vergöttern; die ihm durch jeden Blick, durch jede Bewegung des Mundes und der Hand, von nichts, als einer abgeschmackten Liebe, sagen. Solche Leute müssen freylich nicht die Sittenlehrer der Frauenzimmer werden, wenn man haben will, daß eine

junge

junge Schöne keine Närrinn werden soll. Wie wäre es am wenigsten zu vergeben gewesen, wenn ich Florentinen nicht so wohl erzogen hätte, als es seyn kann, da ich Zeit, Gelegenheit, und ihre gute Fähigkeit vor mir hatte, und seit ihrem siebenten Jahre fast beständig um sie gewesen war. Ihre guten Eigenschaften machten sie nachgehends zur Frau eines Mannes, der in Holland eine der höchsten Ehrenstellen bekleidete, und an dem sein Stand noch das wenigste war, was ihn groß und hochachtungswerth machte. Doch ich will von unserer Florentine ein andermal reden.

Wir waren kaum einige Monate in dem Haag: so lief ein Schiff aus Rußland mit Waaren für unsern Andreas ein. Er bat uns, daß wir mit an Bord gehen, und die Ladung ansehen möchten. Wir ließen uns diesen Vorschlag gefallen, und fuhren dem ankommenden Schiffe etwan eine halbe Stunde auf der See entgegen.

Nunmehr komme ich auf einen Perioden aus meinem Leben, der alles übertrifft, was ich bisher gesagt habe. Ich muß mir Gewalt anthun, indem ich ihn beschreibe; so sehr weigert sich mein Herz die Vorstellung einer Begebenheit in sich zu erneuern, die ihm so viel gekostet hat. Ich weis, daß es eine von den Haupttugenden einer guten Art zu erzählen ist, wenn man so erzählt, daß die Leser nicht die Sache zu lesen, sondern selbst zu sehen glauben, und durch eine abgenöthigte Empfindung sich unvermerkt an die Stelle der Person setzen, wel-

ehe die Sache begegnet ist. Allein ich zweifle, daß ich diese Absicht erhalten werde. Wir fuhren, wie ich gesagt habe, dem ankommenden Schiffe eine halbe Stunde entgegen. Es waren zehn bis zwölf Deutsche Reisende auf demselben, und auch etliche Russen. Diese stiegen in unserm Angesichte ans Land, und gratulirten dem Herrn Andreas zur glücklichen Ankunft seines Schiffes, weil sie hörten, daß er der Herr davon war. Andreas, der die See stets in Gedanken hatte, hörte ihnen begierig zu. Nur mir ward die Zeit zu lang. Ich trat daher mit meinem Manne auf die Seite, und bat ihn, daß er wieder zurück fahren möchte. Da ich noch mit ihm rede, so kömmt einer von den Passagierern auf mich zugesprungen, umarmt mich, und ruft: Ja, ja, sie sind es, ich habe meinen Augen nicht trauen wollen; aber sie sind meine liebe Gemahlinn. Er drückte mich einige Minuten so feste an sich, daß ich nicht sehen konnte, wer mir diese Zärtlichkeit erwies. Das Schrecken kam darzu, und ich glaubte nicht anders, als daß ein unsinnig Verliebter mich angefallen hätte. Aber, ach Himmel, wen sah ich endlich in meinen Armen! Meinen Grafen in Russischer Kleidung, meinen ersten Mann, den ich zehen Jahr für todt gehalten hatte. Ich kann nicht sagen, wie mir ward. So viel weis ich, daß ich kein Wort aufbringen konnte. Mein Graf stund und weinte. Er erblickte endlich seinen ehemaligen Freund, als meinen itzigen Mann. Er umarmte ihn; doch von beiden habe ich kein Wort gehört,

ser vor Bestürzung nichts verstehen können. Un-
r Wagen hielt gleich neben uns. Nach diesem
ef ich zu, ohne meine beiden Männer mit zu neh-
ien; aber beide folgten mir nach. Ich umarmte
en Grafen unzähligemal in dem Wagen; was ich
)m aber gesagt habe, das ist mir unbekannt. Wir
paren nunmehr in unserer Behausung, und ich
leng an, mich wieder selbst zu verstehen. Mein
Graf bezeigte eine unendliche Zufriedenheit, daß er
nich wieder gefunden hatte, und zwar an einem
Orte, wo er mich am wenigsten vermuthet. Er
sagte mir wohl tausendmal, daß ich noch eben so
liebenswürdig wäre, als da er mich verlassen
hätte. Sein Vergnügen war um desto stärker, weil
er mich für todt gehalten hatte, da ich ihm auf
etliche Briefe nicht geantwortet. Er glaubte, ich
hätte es erfahren, daß er noch am Leben wäre.
Kurz, er hatte von mir eben so wenig gewußt, als
ich von seinem Leben. Herr N. . hatte uns ver-
lassen, ohne daß wir es gemerkt. Wir waren also
ganz allein. Mein Graf erzählte mir sein gehab-
tes Schicksal, davon ich bald reden will, und ver-
langte nunmehr zu wissen, wie es mir gegangen
wäre. Er fragte mich hundertmal, und ich konnte
ihm mit nichts, als Thränen und Umarmungen,
antworten. Liebe und Schaam machten mich
sprachlos. Einen Mann hatte ich wieder gefun-
den, den ich ausnehmend liebte, und einen sollte ich
verlassen, den ich nicht weniger liebte. Man muß
es fühlen, wenn man wissen will, was es heißt,

von zween Affecten zugleich bestürmt zu werden, von denen einer so groß, als der andere ist. Mein Gemahl muthmaßte aus meiner Wehmuth etwas widriges für sich. Er hielt noch inständiger an, daß ich ihm mein Herz entdecken, und ihm sein Glück oder Unglück wissen lassen sollte. Aber umsonst. Was konnte ich ihm sagen, wenn ich nicht sagen wollte, daß ich verheirathet wäre? Ich schwieg, ich seufzte; doch dieses war genug gesagt. Sind sie nicht mehr meine Gemahlinn? fieng er an. Das wolle Gott nicht! Lieber meinen Tod, als diese Nachricht. In eben dem Augenblicke trat meine kleine Tochter, ein Kind von fünf Jahren, in das Zimmer, und vermehrte meine Bestürzung, und entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimniß, vor welchem ich zitterte. Sie sah mich weinen; sie trat zu mir. Was fehlt ihnen denn, liebe Mama, sieng sie an, daß sie weinen? Ich komme von dem Papa, der weint auch, und will gar nicht mit mir reden. Ich habe ihnen doch nichts gethan. Mein Gott, sprach der Graf zu mir, sie sind verheirathet! Ich unglückseliger Mann! Habe ich sie darum wieder finden müssen, damit meinem Herzen keine Art von Marter unbekannt bliebe? Wer ist denn ihr Gemahl? Sagen sie mirs nur. Ich will sie durch meine Gegenwart nicht länger quälen. Ich will sie gleich verlassen. Sie sind mir nicht ungetreu worden. Sie haben mich für todt gehalten. Ich mache ihnen keine Vorwürfe. Niemand ist an meinem Unglücke Schuld, als das Verhängniß. Vielleicht

icht iſt dieſes die Strafe für die Liebe mit Carolin. Ueberwinden ſie ſich und reden ſie mit mir, ihr er fort. Ich kann es von niemanden, als von nen anhören, wer ihr Mann iſt. Ich ſprang on dem Stuhle auf, und fiel ihm in die Arme, ber ich ſagte noch kein Wort. Nein, fieng er an, weiſen ſie mir keine Zärtlichkeiten. Ich verdiene e, das weis mein Herz; aber ihr itziger Ehegemahl ann ihre Liebe allein fordern, und ich muß dem Schickſale und der Tugend mit meiner Liebe weihen. Durch dieſes Geſtändniß brachte er mich ur mehr in Bewegung. Er fragte endlich das leine Kind, wo der Papa wäre, und warum er nicht herein käme? Er iſt ja mit ihnen in dem Wazen gekommen, hub ſie an. Er iſt in ſeiner Stube and weint. Alſo, fieng der Graf zu mir an, iſt mein liebſter Freund ihr Gemahl? Dieſes macht mein Unglück noch erträglich. Darauf bat er meine kleine Tochter, daß ſie ihren Papa rufen ſollte. Allein er kam nicht, ſondern ſchickte durch eben dieſes Kind dem Grafen ein franzöſiſches Billet von dieſem Innhalte:

Mein lieber Graf,

Sie dauren mich unendlich. Ich habe Sie durch die unſchuldigſte Liebe ſo ſehr beleidigt, als ob ich Ihr Feind geweſen wäre. Ich habe Ihnen Ihre Gemahlinn entzogen. Können Sie dieſes wohl von mir glauben? Der Irrthum, oder vielmehr die Gewißheit, daß Sie nicht mehr am Leben wären, hat

mir den erlaubten Besitz Ihrer Gemahlinn gegönnt; Ihre Gegenwart aber verdammt nunmehr das sonst so tugendhafte Band. Sie sind zu großmüthig, und wir zu unschuldig, als daß Sie uns mit Ihrem Hasse bestrafen sollten. Unsere Unschuld verringert Ihr Unglück; allein sie hebt es nicht auf. Das einzige Mittel mich zu bestrafen ist, daß ich fliehe. Ich verlasse Sie, liebster Graf, und werde mich zeitlebens vor mir selber schämen. Wollte Gott, daß ich durch meine Abwesenheit und durch die Marter, die ich ausstehe, Ihren Verlust ersetzen könnte! Entfernen Sie das Kind, das Ihnen diesen Brief bringt, damit Sie das traurige Merkmaal Ihres Unglücks nicht vor den Augen haben dürfen. Ist es möglich, so denken Sie bey diesem Briefe zum letztenmale an mich. Sie sollen mich nicht wieder sehen.

Der Graf verließ mich, so bald er diesen Brief gelesen hatte, und suchte meinen Mann. Doch er war fort, und niemand wußte, wohin. Diese Nachricht setzte mich in eine neue Bestürzung. Mein ganzes Herz empörte sich. Ich hatte meinen ersten Mann wieder gefunden Ich wußte, daß ich sie beide nicht besitzen konnte; allein, welcher Trieb hört die Vernunft weniger, als die Liebe? Es war in meinen Augen die grausamste Wahl, wenn ich daran dachte, welchen ich wählen sollte. Ich gehörte dem letzten so wohl, als dem ersten zu. Und nichts war mir entsetzlicher, als einen von beiden zu verlassen, so gewiß ich auch von dieser Noth-

wendigkeit überzeugt war. Der Herr N. . war indessen fort, und der Graf wollte nicht ruhen, bis er seinen Freund wieder sähe. Er schickte so gleich nach dem Hafen, damit er nicht etwan mit einem Schiffe abgehen sollte. Ich hatte ihm indessen erzählt, daß ich den Herrn N. . freywillig zu meinem Manne erwählt, und daß ich seine großmüthige Freundschaft nicht besser zu belohnen gewußt hätte, als durch die Liebe. Ich weis genug, fieng der Graf an, weder sie, noch mein Freund haben mich beleidiget. Es ist ein Schicksal, das wir nicht erforschen können. In wenig Stunden kam Herr N. . zurück. Er war schon im Begriffe gewesen, mit einem Schiffe fortzugehen. Er dankte dem Grafen auf das zärtlichste, daß er ihn wieder hätte zurück rufen lassen. Ich will nichts als Abschied von ihnen nehmen, fieng er an, von ihnen, und ihrer Gemahlinn. Gönnen sie mir diese Zufriedenheit noch, es wird gewiß die letzte in meinem Leben seyn. So gleich nahm er mich bey der Hand, und führte mich zu dem Grafen. Hier, sprach er, übergebe ich ihnen meine Gemahlinn, und verwandle meine Liebe von diesem Augenblicke an in Ehrerbietung. Hierauf wollte er Abschied nehmen; doch der Graf ließ ihn nicht von sich. Nein, sagte er, bleiben sie bey mir. Ich fange auf ihr Verlangen mit meiner Gemahlinn die zärtlichste Ehe wieder an. Sie ist mir noch so kostbar, als ehedem. Ihr Herz ist edel und beständig geblieben. Sie hat nicht gewußt, daß ich noch lebe. Nein,

mein lieber Freund, bleiben ſie bey uns. Wollen ſie mich etwan darum verlaſſen, daß ich nicht eiferſüchtig werden ſoll: ſo beleidigen ſie die Treue meiner Gemahlinn und mein Vertrauen. Bitten ſie ihn doch, Madame, fieng er zu mir an, daß er bleibt. Ich hatte kaum ſo viel Gewalt über mich daß ich zu ihm ſagte: Warum wollen ſie uns verlaſſen? Mein lieber Gemahl bittet ſie ja, daß ſie hier bleiben ſollen. Und ich müßte ſie niemals geliebt haben, wenn mir ihre Entfernung gleichgültig ſeyn ſollte. Bleiben ſie wenigſtens in Amſterdam, wenn ſie nicht in unſerm Hauſe bleiben wollen. Ich werde ſie lieben, ohne es ihnen weiter zu ſagen; und ob ich gleich aufhören werde, die Ihrige zu ſeyn: ſo unterſagt mir doch die Liebe zu meinem Gemahle nicht, ihnen beſtändig Zeichen der Hochachtung und Freundſchaft zu erkennen zu geben. Er blieb auf unſer Bitten auch wirklich in Amſterdam. Er ſpeiſte oft mit uns, und ſeine Aufführung war ſo edel, als man nur denken kann. Wenn ich auch weniger tugendhaft geweſen wäre: ſo hätte mich doch ſein großmüthiges Bezeigen tugendhaft erhalten müſſen. Er that gar nicht, als ob er jemals mein Mann geweſen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Miene durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, ſo gieng er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundſchaft und Hochachtung, und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des ſeinigen. Er wa-

ſt ganze Tage bey mir allein. Ich glaube, daß ich ſo viel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte, und wer weis, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein ſtummes Bekenntniß von meiner Liebe gethan habe; ſo gewiſſenhaft ich auch mit ihm umgieng, und ſo ſehr ich meinen Grafen liebte. Ueber die Gegenwart der Caroline erſtaunte der Graf ſehr. Er hätte es lieber geſehen, wenn ſie unſre Wohnung verlaſſen hätte. Allein ich bat ihn, daß er mir ihre Geſellſchaft nicht entziehen ſollte. Können ſie meiner Tugend trauen, ſagte ich zu ihm: ſo müſſen ſie wiſſen, daß ich der ihrigen gewiß bin. Das Schickſal der beiden Kinder, die er mit Carolinen erzeugt, war eine Sache, die ihn oft ganze Stunden niedergeſchlagen machte. Er führte ſich indeſſen gegen Carolinen ſehr liebreich auf. Er ſcherzte oft mit uns beiden; allein ſein Scherz war ſo behutſam, daß er weder ſie kränken, noch mich beleidigen konnte. Wie es uns ferner gegangen, will ich künftig erzählen. Itzt muß ich nur von meines Gemahls, des Grafen, Abweſenheit, noch kürzlich ſo viel erwähnen. Die Ruſſen hatten von dem Dorfe Beſitz genommen, darinne mein Gemahl auf den Tod gelegen, und von den Schweden als todt war zurück gelaſſen worden. Da er nach und nach wieder geſund worden, hatte man ihn als einen gefangenen Officier mit nach Rußland geſchickt. Er hatte ſeinen Namen aus Furcht, daß man ihn

deſto eher an die Schweden ausliefern möchte, verſchwiegen, und ſich für einen Capitain ausgegeben. Seine erlittene Unglücksfälle, und wie er fünf Jahre in Siberien hat zubringen müſſen, damit will ich die Fortſetzung von meiner Geſchichte anfangen. Der arme Graf hat viel ausſtehen müſſen. Er ſtarb. . . . Doch ich will itzt nicht mehr ſagen.

Ende des erſten Theils.

Leben

der

Schwediſchen Gräfinn

von G**.

Zweyter Theil

Zweyter Theil.

Ich bin gegen das Elend, das der Graf in Rußland ausgestanden, zu empfindlich, als daß ichs nach seiner Länge erzählen und in eine gewisse Ordnung bringen sollte. Allein ich brauche auch diese betrübte Mühe nicht. Ich habe ein halb Jahr nach seiner Zurückkunft noch zween von denen Briefen erhalten, die er in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Den einen hatte er an einen Geistlichen auf seinen Gütern in Liefland addressiret, der aber nichts von meinem Aufenthalte erfahren können. Den andern brachte mir ein Jude, wie man in dem Verfolge dieser Erzählung sehen wird. Diese Briefe enthalten den größten Theil von dem, was ihm in Moskau und Siberien begegnet ist. Ich will sie also unverändert hier einrücken. Es ist immer, als wenn man mehr Antheil an einer Begebenheit nähme, wenn sie der selbst erzählet, dem sie zugestoßen ist. Sie werden über dieses den edlen Charakter des Grafen und seine beständige Liebe gegen mich in ein größer Licht setzen. Wie groß ist sie nicht gewesen! Und eben zu der Zeit, da er mich so brünstig geliebt und alles für mich gefühlt hat, was nur sein Elend hat vergrößern können, habe ich in den Armen eines andern Gemahls der Freuden der Liebe und des Lebens genossen. Wie viel tausend Thränen hat mich dieser Gedanke schon gekostet, und wie oft bin ich vor meiner unschuldigen

und wenn es auch nur etliche Tage wären, mit euch zubringen soll? Stellt euch doch die Zufriedenheit vor, die wir schmecken werden, wenn uns die Zeit einander wieder geben wird. Wie lange werden wir vor Entzückung nicht reden! und wie lange werden wir nach tausend Umarmungen sprechen, ehe wir uns satt reden und unser Herz und unser Schicksal einander ausschütten werden! Bekümmert euch nicht zu sehr um mich. Mir fehlt zur Erleichterung meines Elends nichts, als die Nachricht von euch und meinem lieben Freunde R**. Erlauben es eure Umstände: so überschickt mir einen Wechsel, ob ich vielleicht dadurch meine Zurückkunft bewerkstelligen kann. Ich bin seit meinem Arreste von allem entblößt gewesen. Ich habe alle Beschwerlichkeiten ausgestanden, die einem Gefangenen auf einem Wege von mehr als hundert Meilen begegnen können. Eben der kümmerliche Proviant, der noch etliche hundert gemeine Mitgefangene gesättiget hat, ist die ganze Zeit über gut genug für mich gewesen. Die Erbitterung der Russen gegen die Schwedische Nation hat uns das Elend, gefangen zu seyn, am beschwerlichsten gemacht. Sie nennen ihre Sorglosigkeit gegen uns, ihre Unempfindlichkeit gegen unsere Klagen, eine gerechte Vergeltung für das barbarische Bezeigen, womit unser König, wie sie sagen, den gefangenen Russen begegnen ließ. Das Schrecklichste, was wir, nachdem wir über die Pohlnischen Grenzen waren, erfahren haben, ist der Mangel an frischem Wasser gewesen, weil wir oft,

um die Moräste zu umgehen, einen Umweg durch sandichte Gegenden nehmen mußten.

Mein ganzes Vermögen seit meiner Gefangenschaft hat in zwanzig Thalern bestanden, mit denen mich ein gemeiner Schwedischer Soldat unlängst beschenkt hat. Er starb einen Monat zuvor, ehe wir in der Stadt Moskau ankamen, an einer Wunde, und zwar in einer Nacht, die wir unter freyem Himmel zubringen mußten. Er hatte mir auf dem Marsche viele Dienste erwiesen, und ich belohnte seine Treue dadurch, daß ich die ganze Nacht bey ihm blieb, und auf sein Verlangen mit ihm betete. Er hatte in seinem Brusttuche ein Goldstück von zwanzig Thalern eingenäht, womit ihn seine Braut in Stockholm bey seinem Abschiede beschenkt. Dieses gab er mir, und bat mich, wenn ich wieder nach Stockholm kommen sollte, seiner Braut seinen Tod zu melden, und ihr einige Wohlthaten zu erzeigen. Ich schicke euch den Zeddel, in welchem das Geld eingewickelt war, und in welchem der Braut ihr Name steht. Wenn es möglich ist: so laßt ihr den Tod ihres Bräutigams melden, und schickt ihr für die zwanzig Thaler, die mir und meinem lieben Steley so viele Dienste gethan haben, hundert. Als mein Landsmann, der mich bis auf den letzten Augenblick bey der Hand hielt, todt war: so schlief ich neben ihm ein. Damals träumte mir, ihr kämet mir an einem Flusse entgegen. Wie erschrackt ihr, meine Liebenswürdige, wie schön entsetztet ihr euch,

mich wieder zu finden! Ich erwachte über diesem Traume und lag auf dem todten Landsmanne, und dankte dem Himmel, ehe ich noch aufstund, für diesen glücklichen Traum. Die Freundschaft, die ich dem Sterbenden erwies, brachte mir die Liebe von sechs andern gemeinen Schweden zuwege, die bey seinem Tode zugegen waren. Es gefiel ihnen, daß ich ihren Cameraden so wohl zum Tode bereitet hatte. Sie baten mich, daß ich eben das an ihnen thun möchte, wenn sie etwan auf dem Marsche sterben sollten; sie beeiferten sich recht von diesem Tage an, mir zu dienen, und darbten sich oft das frische Wasser ab, damit sie es mir und Steelcyn im Nothfalle anbieten könnten. Ich ward kurz darauf krank, und konnte nicht mehr gehen, so hinfällig war ich. Allein ehe mich meine sechs Landsleute zurück ließen: so trugen sie mich lieber etliche Tage lang in Stöcken, an Stricken gebunden und mit Binsen durchflochten, fort, und nahmen alle die Mühe aus gutem Herzen über sich, zu der sie außerdem weder Furcht noch Belohnung würde fähig gemacht haben. Ich habe in dieser Krankheit insonderheit den großen Unterschied gesehen, der unter den Diensten ist, die man uns aus Gehorsam und Hoffnung erzeigt, und unter denen, die man dem Andern aus einem geheimen Triebe der Freundschaft und des Mitleidens erweiset. Ihre Begierde zu dienen wuchs mit meiner Gefahr, und Leute, die niemals sinnreich in Anschlägen, noch geübt in Gefälligkeiten gewesen waren, wurden sorgfältig und sinnreich an Mitteln,

mir

mir das Leben zu erhalten, weil sie es gern erhalten wissen wollten. Dieses ist die einzige Krankheit gewesen, die mir auf dem Wege nach Rußland zugestossen. Vor sechs Wochen sind wir hier in der Stadt Moskau angekommen, und die ersten gefangnen Schweden in diesem Kriege gewesen, an denen die wilden Einwohner dieses Orts ihre rachsüchtigen Augen befriedigt haben. Wir mochten unsrer wohl drey bis vier hundert seyn, die man in einem sehr traurigen Aufzuge dem Pöbel einen halben Tag lang öffentlich darstellte. Er würde uns mit Freuden umgebracht haben, wenn wir nicht von einer starken Wache umgeben gewesen wären. Indem wir eine Zeitlang auf einem freyen Platze gestanden und tausend Schimpfreden, die wir aus den Gebehrden unsrer Feinde errathen konnten, angehört hatten: drängte sich eine alte Frau zu einem Russen, der mit uns angekommen war. Sie fragte, wo sein Camerad, ihr Sohn, wäre. Der Russe, der vielleicht nicht wußte, nach wem sie fragte, antwortete ihr, daß ihn die Schweden todt geschlagen hätten. In dem Augenblicke fuhr sie auf mich und schrie: was? hast du meinen Sohn umgebracht? und riß mich, der ich vor Mattigkeit mich kaum selbst mehr aufrecht halten konnte, zur Erde, bis die Soldaten mich von ihrer Wut befreyten. Bedenkt nur, meine liebe Gemahlinn, wie mir damals zu Muthe gewesen seyn muß. In eben der Stadt, in welcher mein Vater in seiner Jugend die Ehre eines Königlichen Abgesandten genossen, war ich ein nichtswürdiger Schwe-

de, und vielleicht auf eben dem Platze, wo er seinen Einzug gehalten, war sein Sohn itzt der Raserey eines Weibes ausgesetzt.

Wodurch habe ich doch das traurige Schicksal verdient, fern von euch, in einer öden Mauer eingeschlossen zu seyn, in einem Behältnisse, in dem ich außer der Gesellschaft meines Steeley, alles entbehre, was das Leben angenehm macht, und von keiner Freude weis, als von der, mich eurer mit ihm zu erinnern, und mit ihm über unser Schicksal zu seufzen? Er hat, wie ich euch schon gesagt, durch ein Geschenke, das er dem Aufseher über die Gefangnen von dem Reste unsrer zwanzig Thaler gemacht, endlich die Freyheit erhalten, mit einigen Kaufleuten aus London zu sprechen. Diese haben ihm hundert Thaler vorgeschossen, und alles für ihn zu thun versprochen. Durch dieses Geld hoffen wir uns von unserm Gebieter zuweilen den Schatten einer Freyheit zu erkaufen; denn durch Geld lassen sie sich, wenn sie anders mitleidig seyn könnten, am ersten mitleidig machen. Er brachte mir bey seiner Zurückkunft eine Flasche Wein und etwas Zwieback mit. Ihr denkt etwan, sprach er, da er die Flasche aus der Tasche zog, daß ich bey meinen Landsleuten schon Wein getrunken habe. Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erste Glas in eurer Gesellschaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekostet. Aber nun kommt, nun kann ich nicht länger warten. Kommt, wir wollen unser Unglück einige Augenblicke vergessen und die

Freuden

reuden des Weins fühlen, und uns alles das als
wiß vorstellen, was wir wünschen. Wir tranken
n Glas. Welche Wollust war das für uns! Wir
rten durch unsere Entzückung den Gott, der dem
Weine die Kraft geschenkt, unsere Herzen zu begei-
ern, und dankten ihm durch ein stilles Nachdenken
ür ein Vergnügen, das wir seit ganzen Jahren nicht
enossen hatten. Wir brachten einen ganzen Nach-
mittag über unsrer Flasche Wein zu. Wir wollten
nicht an unser ausgestandnes Schicksal denken; aber
es war uns unmöglich. Es war, als ob uns eine
große Zufriedenheit fehlte, daß wir nicht mit einem
Blicke die Reihe unsrer betrübten Begebenheiten über-
sehen sollten. Wir wiederholten sie einander, als
ob wir sie einander noch nicht gesagt hätten. Wir
richteten uns bey unsern Klagen mit der Wahrheit
auf, daß ein gütiger und weiser Gott dieses Schick-
sal über uns verhängt hätte, daß wir uns unser
Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir
uns seinen Schickungen geduldig überließen, bis es
ihm gefiele, uns das Unglück, oder das Leben zu
nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf,
alles, was uns begegnen würde, mit einer uns an-
ständigen Gelassenheit zu ertragen. Aber, fieng
Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, dür-
fen wir denn nicht wünschen, diese Hände denen noch
einmal zu reichen, die wir in unserm Vaterlande lie-
ben? Und wenn Gott dieses nicht wollte, werden
wir auch da gelassen bleiben? Wenn Gott dieses
nicht wollte - - sprach ich, und konnte nichts mehr

sprechen. Es ward finster in meinem Verstande. Ich sah keine Gründe zur Gelassenheit mehr, aber Ursachen genug, mich zu beklagen und euern Verlust zu beseufzen. Wir schwiegen eine Zeit lang still, als ob wir uns schämten, den Entschluß zu widerrufen, den wir nach langen Betrachtungen gefaßt hatten. Wie Gott will, fieng endlich mein Freund mit einem Tone an, der doch die größte Unruhe verrieth: wie Gott will! Ich will durch meine Gelassenheit gar nicht einen Anspruch machen, daß er seine Schickungen nach meinem Wunsche einrichten soll. Nein, er soll sie ordnen. Aber ist denn das Verlangen, unser Vaterland wieder zu sehen und aus dieser Barbarey erlöset zu seyn, ein ungerechter Wunsch? Sollen wir denn in diesem kläglichen Zustande unser ganzes Leben zubringen und nur den Tod hoffen? So sah es mit unserer Gelassenheit aus, und so ist es uns oft gegangen. Wenn wir uns bemüht haben, recht ruhig zu seyn, sind wir am unzufriedensten geworden. Man sieht, wenn man den Betrachtungen über die Vorsehung nachhängt, die Unmöglichkeit, sich selbst zu helfen, deutlicher, als wenn man sich seinen Empfindungen überläßt; man sieht die Nothwendigkeit, sich ihren Führungen zu überlassen, und man will doch zugleich nicht von dem Plane seiner eignen Wünsche abgehen. Man will ihn gewiß, man will ihn bald ausgeführet wissen, und man sieht doch, daß die Umstände dazu nicht in unserer Gewalt stehen. Für diese traurige Entdeckung will sich unser Herz gleichsam durch die Unzufriedenheit rächen,

ob es unnebelt den Verstand, damit es vor sei-
nem Lichte nicht noch mehr zu befürchten habe.

Zur Arbeit hat man uns, wie die gemeinen Ge-
fangnen, noch nicht gezwungen, und gleichwohl ver-
stattet man uns nicht die geringste Freyheit auszuge-
hen. Mein erstes Geschäffte in meinem itzigen Ge-
fängnisse ist dieser Brief; und daß wir keine Geschäffte
te haben, über denen wir uns zuweilen vergessen
könnten, dieses macht unser Elend vollkommen.
Wenn auch die Erlaubniß, die sich Steeley erkauft
hatte, seine Landsleute einige Stunden zu sehen, uns
nichts zuwege gebracht hätte, als etliche Bogen
Papier und Dinte und Feder: so würde sie uns
doch schon kostbar genug seyn; denn dieses haben
wir für alles Geld nicht erhalten können. Sidney,
Steeleys Landsmann und Vetter, ist zu unserm Un-
glücke in ein ander Theil der Stadt gelegt worden;
und so elend wir beide daran sind: so muß es ihm
doch noch weit kümmerlicher gehen, da er von allem
Gelde entblößt ist. Steeley grüßt euch tausendmal,
und ist so sehr euer Freund, als der meinige. Wenn
ich ihn nicht hätte: so würde mir die Gefangenschaft
eine Hölle seyn. Er hat bey einem redlichen und
zärtlichen Herzen gewisse Fehler, für die ich ihm
recht verbunden bin, weil sie oft unsere traurige
Stille unterbrechen und uns etwas zu thun geben.
Er liebt die Verdienste seiner Nation auf Unkosten
der übrigen Völker. Diese Partheylichkeit, ein na-
türlicher Ungestüm, und der Fehler des Widerspre-
chens machen mir ihn nothwendig und zugleich schätz-

barer. Seine Widersprüche kommen aus einer Fülle des Geistes und der Lebhaftigkeit, aus einer Liebe zur Freyheit im Denken, aus einem Hasse gegen alles niederträchtige Nachgeben, und aus einem Ueberflusse der Aufrichtigkeit und leicht aufwallenden Empfindungen her. In seinem Charakter und in seinem Munde verliert also das Widersprechen das meiste von seiner beleidigenden Natur, und wird eine Quelle zu vertrauten Gesprächen und kleinen Zänkereyen, deren Mangel uns die lange Zeit und die Gefangenschaft noch weit verdrießlicher machen würde. Kurz, wir sind für einander gemacht. Seine Fehler sind von den meinigen das Gegengewicht, und machen seine gute Eigenschaften nur desto sichtbarer. Er ist sehr vortheilhaft gebildet, und seine Miene ist so lebhaft, als sein Herz. Er ist noch jung. Das Unglück in der Liebe ist Ursache, daß er sein Vaterland verlassen und wider seine Neigung, bloß aus Unzufriedenheit, in Schweden Kriegsdienste angenommen hat. Ich will euch sein Unglück kurz erzählen, und ihm euer Mitleiden dadurch verdienen. Als er nebst seinem Vetter Sidne die Universität zu Oxford verlassen, begiebt er sich auf seines Vaters Landgut, etliche Meilen von London, um desto ruhiger studiren zu können. Hier wird er mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, der Tochter eines benachbarten Landedelmannes bekannt, und fängt an, das erstemal zu lieben. Nach zwey Jahren, nach tausend besiegten Hindernissen, und nach tausend Beweisen ihrer Treue, erhält er endlich von ihren Aeltern

ern das Ja, und von seinem Vater die Einwilligung. Der Tag zur Vermählung mit seiner geliebten Antonia wird angesetzt. Sie soll morgen auf seines Vaters Landgute vor sich gehen, und heute reist er mit ihm zu ihr, um sie nebst den Ihrigen abzuholen. Sie kommen um die Mittagsmahlzeit an, und nach derselben soll die Rückreise erfolgen. Er sitzt mit seiner Antonia in der zärtlichsten Vertraulichkeit unter einer Laube, als man ihnen meldet, daß die Wagen angespannet würden. Verlaßt mich einen Augenblick, fängt sie zitternd zu ihm an, und wenn alles fertig ist: so holet mich ab. Er kömmt wieder und fordert sie zur Abreise auf. Nun bin ich, spricht sie, indem sie ihm die Hand reicht, bereit, euch zu folgen. Es war mir so bange, und ich weis nicht warum. Bin ich denn nicht glücklich genug, da ich in euern Armen der Zufriedenheit der Ehe entgegen eile? Kommt, ich bin die Eurige. Er setzt sich darauf mit ihr in die Kutsche, und die übrigen folgen in zween andern Wagen nach. Die Liebe, die unschuldigste und seligste Liebe, ihr Ursprung, ihr Fortgang, alles, was sie für einander gefühlt haben, ist in dem Wagen ihr Gespräch. Indem sie noch so reden, und etwan noch eine Stunde bis auf seines Vaters Landgut haben, zieht sich ein Gewitter auf. Im kurzen wird der ganze Himmel schwarz und ein Schlag folgt auf den andern. Der Donner erschlägt eins von ihren Pferden. Antonia springt darauf in der größten Angst aus dem Wagen, und reicht Steeleyn die Hand, ihr nachzufolgen und mit

ihr in das nächste Dorf zu eilen. Indem sie ihn bey der Hand nimmt, thut es einen entsetzlichen Schlag, und er sinkt in den Wagen zurück. Als er wieder zu sich selbst kömmt, sieht er seine Braut noch an der Thüre des Wagens, vom Blitze getödtet, lehnen, so wie sie ihm die Hand reichte. Kann wohl ein größer Unglück seyn? Der arme Freund! Ein halb Jahr darauf nöthigte ihn sein Vater, eine Reise vorzunehmen, um seine Schwermuth zu zerstreuen. Er thut ihn in das Gefolge des Englischen Gesandten, der nach Stockholm geht, und giebt ihm seinen Vetter zum Gefährten mit. Und eben in dieser Stadt entschließt er sich aus Schwermuth, und aus Verdruß gegen sein Leben, ohne Wissen des Gesandten, Kriegsdienste anzunehmen, und muntert seinen Vetter zu eben diesem Entschlusse auf. Er hat nunmehr an diesen Gesandten geschrieben, und ihm sein Unglück und seine Gefangenschaft geklagt, und zugleich für mich, unter dem Namen des Capitains Loewenhoek, gebeten. Vielleicht vermag dieser Mann etwas zu unserer Befreyung. Addressirt eure Briefe nach der beygelegten Abschrift an den Sekretair dieses Gesandten; er ist Steeleys guter Freund. Ich würde noch nicht zu schreiben aufhören, wenn wir mehr Papier hätten. Wird euch denn dieser Brief auch antreffen? Ja, ich hoffe es und tröste mich schon mit einer Antwort von euch. . .

* * *

Mein Gemahl hat, wie er mir erzählt, in allen dreymal an mich geschrieben. Zweymal aus Moskau,

und

nd einmal aus Siberien. Der andere Brief aus Roskau ist ganz verloren gegangen. Er ist ohngefähr ein Jahr nach dem vorhergehenden und zu einer Zeit geschrieben gewesen, in der es ihm in seiner Gefangenschaft am erträglichsten gegangen. Steeley hatte nämlich durch seine Landsleute und durch ihr Geld den Aufseher der Gefangenen immer mehr gewonnen. Er hatte es so weit gebracht, daß sein Vetter Sidne ihm und meinem Gemahle beygesellet worden war. Durch den Beytritt dieses Unglückseligen, von dem in dem folgenden Briefe eine traurige Nachricht enthalten ist, war ihr Ungemach einige Zeit sehr gemildert worden. Mein Gemahl hat mir von diesem Sidne nicht gutes genug erzählen können. Er war von Natur liebreich und furchtsam gewesen, und bloß Steeleyn zu Liebe ein Soldat geworden. Er hatte nach seiner natürlichen Beschaffenheit die Beschwerlichkeiten der Gefangenschaft empfindlicher gefühlt, als sie beide; und so traurig er selbst gewesen war: so war er doch, wenn Steeley und mein Gemahl ihren Muth verloren hatten, aus Liebe für sie, gelassen und ihr Beruhiger geworden. Der Brief, den mein Gemahl aus der Stadt Tobolskoy in Siberien an mich geschrieben, ist folgender:

Liebste Gemahlinn,

Ich hoffe, daß ihr noch lebet, weil es mein Herz wünscht, und ich hoffe sogar, daß dieser Brief, den ich in dem entferntesten und schrecklichsten Theile der

Welt

Welt ſchreibe, gewiß in eure Hände kommen ſol. Ein Pohlniſcher Jude, der nach Tobolskoy handelt, und im Begriffe ſteht, wieder nach Pohlen abzureiſen, iſt mein Freund und großer Wohlthäter geworden, und vielleicht wird er gar mein Befreyer aus der Gefangenſchaft. Ich habe ihm vor einem Jahre in einem nah an der Stadt gelegenen Gehölze, wo ich nach dem Willen meines Schickſals noch, wie andere Unglückliche, auf Zobel ausgehen mußte, das Leben erhalten, und ihn aus dem Schnee, in den er mit dem Pferde gefallen und faſt ſchon erfroren war, mit der größten Gefahr errettet. Dieſer Mann iſt auf die edelſte Art dankbar geweſen, und hat mir bewieſen, daß es auch unter dem Volke gute Herzen giebt, das ſie am wenigſten zu haben ſcheint. Er hat nicht eher geruht, bis er mich vor den Gouverneur gebracht, bey dem er ſeines Reichthums wegen in Anſehen ſteht. Herr, ſprach er, dieſer Schwediſche Officier hat mir, wie ihr wißt, das Leben erhalten, und ich habe Dankbarkeit und Geld genug, ihn zu ranzioniren. Der Gouverneur antwortete, daß dieſes nicht bey ihm ſtünde, und daß er ohne Befehl von dem Hofe keinen Menſchen freygeben könnte. Darauf gab ihm der Jude einen Beutel mit Golde und bat, daß er mir die beſchwerlichen Dienſte eines ins Elend Verwieſenen erlaſſen möchte. Der Gouverneur verſprach ihm dieſes, doch unter der Bedingung, daß er täglich etliche Copicken für mich erlegen ſollte. Mein Wohlthäter bezahlte das Geld mit Freuden auf ein ganzes Jahr voraus, und bat ſich

zugleich

gleich aus, daß er mich in dem Gefangenhofe ei-
n Tag um den andern besuchen dürfte. Doch ehe
h euch meine itzigen Umstände weiter beschreibe: so
uß ich euch erst sagen, wie mirs seit drey Jahren
i Siberien gegangen ist, und wie ich in dieses
and gekommen bin.

Wenn ihr meinen letzten Brief aus Moskau er-
alten habt: so werdet ihr wissen, daß Sidne, Stee-
eys Anverwandter, nunmehr mit uns an einem Orte
erwahret wurde. Das Geld, das Steeley von
seinen Landsleuten aufs neue bekommen, langte ei-
nige Monate zu, unsere äußerlichen Umstände zu ver-
bessern. Wir durften nicht bloß von der elenden
Kost leben, die man den Gefangnen reichte. Wir
konnten wenigstens zu Mittage etwas bessers haben.
Wir hatten dem Aufseher lange angelegen, uns ei-
nige Englische oder Französische Bücher zum Lesen zu
verschaffen: allein wir erhielten keine. Er gab uns
etliche Russische Chroniken, und einen Popen, oder
Geistlichen, der uns diese Sprache lehren sollte. Wie
froh waren wir, daß wir etwas zu thun bekamen!
Es waren sehr mittelmäßige Bücher, und dennoch
lasen wir sie wohl zehnmal durch. Wir konnten we-
nigstens, so lange wir sie lasen, nicht an unser Elend
denken, und dieser Vortheil war groß genug für die
Mühe, die wir anwenden mußten, wenn wir die
Geschichte der alten barbarischen Fürsten in Rußland
verstehen wollten. Unser Pope vertrieb uns durch
seinen Unterricht in der Sprache alle Tage etliche
Stunden für ein geringes Geld. Er brachte end-

lich

sich einige kleine Bücher mit, welche von der Griechischen Religion handelten. Er war so unwissend darinne, als man nur seyn kann. Steeley redete sprach ihm nach seiner Gemüthsart sehr oft, und so wenig er noch das Russische sprechen konnte: so konnte er doch genug, um ihn zu widerlegen. Ich und Sidne baten ihn oft, es nicht zu thun, weil wir nach und nach viel Bosheit bey dem Popen merkten. Da endlich unser Geld alle wurde, und der Pope uns die letzt meistens betrunken zu uns kam: so dankten wir diesen Geistlichen ab. Dieses verdroß ihn. Er schalt auf Steeleyn und den armen Sidne, der ihm das letzte Geld für seine Unterweisung auszahlte. Wir suchten ihn bald durch gute Worte, bald durch Stillschweigen zu besänftigen; aber vergebens. Der Brandwein und eine niederträchtige Seele tobten aus ihm, und er lärmte und schrie, bis die Wache hereintrat. Sie fragte, wer es wäre, und der Böswicht beschuldigte uns, daß wir wider den Czaar und die Kirche gesprochen hätten. Die Wache ward über diese Beschuldigung so rasend, daß wir in der Gefahr waren, umgebracht zu werden. Der Oberaufseher kam und versprach dem Popen Genugthuung; wir aber wurden gleich als die größten Missethäter geschlossen. Ach meine Gemahlinn, soll ich euch unsere damalige Angst beschreiben? soll ich euch alles sagen? Wir wurden den andern Tag zum Verhör gebracht. Der Pope, dessen Wort unbetrüglich war, wiederholte seine Beschuldigung zuerst gegen Steeleyn. Mein Freund berief sich auf seine

Unschuld;

unſchuld; aber vor dieſem erſchrecklichen Gerichte galt ſie nicht. Man verfuhr nach ihrer barbariſchen Gewohnheit, die Wahrheit vor Gerichte herauszubringen. Man ließ ihn niederwerfen, und ihm die Bodoggen geben, damit er bekennen ſollte. Er ſtund dieſe Marter vor unſern Augen ſtandhaft aus, und ließ unter den Händen der Barbaren, die ihn mit zween Stäben auf den bloßen Leib ſchlugen, nicht die geringſte Klage hören. Als ſeine Quaal vorüber war, ohne daß man ihm ein Geſtändniß hatte abzwingen können: ſo kam die Reihe an den unglückſeligen Sidne. Der Pope bekannte wider ihn, und Sidne, der mit tauſend Thränen und Bitten dieſer Marter vergebens zu entgehen ſuchte, ward endlich niedergeriſſen. Ich wollte das Geſicht wegwenden, um ſeiner Quaal nicht mit zuzuſehen; allein die Wütriche nöthigten mich, der nächſte Zeuge davon zu ſeyn. Er erduldete ſie, ohne ſie zu überleben. So bald man ihm die geſetzte Zahl von Streichen gegeben hatte: ſo lag er ohne Bewegung da. Man nahm ein Geſchirr mit Waſſer, und goß es ihm über das Geſicht, um ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen; doch es war kein Leben in ihm; und dieſes befremdete unſere Richter um deſto weniger, weil viele von den Angeklagten unter dieſer Marter das Leben einbüßen. Streley war wegen ſeines Unvermögens bey Seite geſchafft! Sidne war todt, und ich erwartete, ohne mir recht bewußt zu ſeyn, mein Schickſal. Der boshafte Pope verlor entweder mit dem Leben des Sidne ſeine Rachbegierde, oder er hielt

ſich von mir am wenigſten beleidiget. Er beſchuldigte mich keiner Läſterungen wider den Staat, er begehrte nur, daß ich geſtehen ſollte, daß meine beiden Cameraden welche ausgeſtoßen hätten. Ich vertheidigte mich, daß ich von nichts wüßte. Man befahl, eben die Marter an mir vorzunehmen. Man legte mich auf die Erde, und fragte noch einmal, ob ich nichts gehöret hätte. Die Furcht vor der Pein und vor dem Tode beſtürmten mich entſetzlich. Dennoch beſchloß ich, eher zu ſterben, als durch ein falſches Bekenntniß mir das Leben zu retten, und es Steeleyn vielleicht zu nehmen. Ich weis nicht, ob mein trauriger Anblick den Popen zum Erbarmen bewegte; genug, er bat für mich um Gnade und ſetzte, daß ich vielleicht die Läſterungen nicht könnte verſtanden haben, weil ich nicht ſo viel Ruſſiſch könnte, als die beiden Andern. Man ließ mich alſo wieder aufſtehen, und brachte mich in unſer Gefängniß zurück, in welchem ich Steeleyn ſinnlos antraf. Ich warf mich zu ihm auf das harte Lager und umarmte ihn mit der einen Hand; denn mit der andern war ich noch geſchloſſen. Er ſprach die ganze Nacht kein Wort, und lag in einem fühlloſen Schlummer. Der Morgen brach an. Ich redte auf meinen Freund, und er ſchlug endlich zu meiner Freude die Augen auf, und reichte mir die Hand. Unſer Aufſeher kam und erkundigte ſich, ob Steeley noch lebte. Er ließ mir die Banden abnehmen und ſchien uns beide zu bedauern. Ich verſicherte ihn bey allem, was heilig iſt, daß mein Freund ſo unſchuldig wäre, als ich.

Das

Das hilft euch nichts, sprach er. Das Zeugniß des Popen, als eines Geistlichen, gilt, und ihr seyd beide verurtheilet, nach Siberien geschickt zu werden. Gott helfe euch! ich kann euch nicht helfen, sonst muß ich alles von dem Popen befürchten. Seyd zufrieden, wenn euch die Zunge nicht aus dem Halse geschnitten wird, ehe ihr nach Siberien verwiesen werdet; denn dieses widerfährt denen, die wider den Staat, oder die Kirche gesprochen haben. Warum seyd ihr so unvorsichtig gewesen, und habt den Popen beleidigt? In ein Paar Tagen wird man euch nebst andern Gefangnen nach Siberien schicken. Ich werde euch wohl nicht wieder sehen. Ich warf mich neben Steelcyn nieder, der immer noch in seiner Betäubung lag, und wenigstens itzt glücklicher war als ich, weil er sich seiner nicht mehr bewußt zu seyn schien. Anstatt, daß der Aufseher mir einen Trost hätte zusprechen sollen: so forderte er für die grausame Nachricht, und für seine Dienste überhaupt, noch eine Belohnung. Ich griff in Steeleys Taschen, um für ihn etwas zu suchen; allein die Wache hatte ihm alles genommen. Da der Aufseher kein Geld mehr sah: so schien der Schatten von seinem Mitleiden zu verschwinden. Er gieng mißvergnügt fort, und ließ mich in einem Zustande liegen, den ich euch nicht beschreiben kann. Ich versank in Schwermuth und Traurigkeit. Von Gott und Menschen in meinen Gedanken verlassen, und feindselig im Herzen wider beide, schlief ich schrecklicher Mensch ein, indem ich mir den Tod

tausendmal wünschte. Es war viele Nächte kein Schlaf in meine Augen gekommen, und meine zerstörten und ermatteten Geister hatten eine lange Ruhe nöthig, wenn sie wieder zu sich selbst kommen sollten. Ich glaube, daß ich länger als vier und zwanzig Stunden in einem Stücke geschlafen habe. Ich erwachte und sah meinen Freund mit aufgeschlagenen Augen neben mir liegen. Er fragte mich wo Sidne wäre; denn er war weggeschafft worden ehe Sidne starb. Ich konnte ihm nicht antworten. Ist er todt? ach wenn doch Gott das wollte! so wäre er glücklicher, als wir. So ist er nicht mehr in den Händen der Henker? Ich sagte ihm, daß er todt wäre. Ich fragte ihn, ob er noch große Schmerzen empfände, und er fragte mich, ob ich sie noch sehr fühlte; denn er glaubte, daß ich seine Marter ebenfalls ausgestanden hätte. Also hat man euch verschonet? fieng er, nach meiner Erzählung, an. Nun bin ich doppelt zufrieden. Sidne ist todt, und ihr habt meine Quaal nicht gefühlt. Für beides müssen wir Gott danken.

Ich konnte ihm die Nachricht von unsrer Verweisung nach Siberien nicht länger verschweigen. Ich sagte ihm, was ich von dem Aufseher gehört hatte. Er schien durch das erlittene Unglück schon so unempfindlich geworden zu seyn, daß ihn Siberien nicht mehr schreckte. Als ich aber davon anfieng, daß man uns vielleicht noch grausamer begegnen würde: so rang er die Hände. Nein, nein, schrie er, lieber den Tod, tausendmal lieber, als so

viel

. Wollt ihr noch leben, wenn man euch so
handelt? Wir überließen uns der Wut und der
rzweiflung vom neuen. Indem trat der Aufse-
in unser Gefängniß, und kündigte uns an, daß
n uns morgen früh nach Siberien abführen
irde. Wird man uns, rief Steeley, noch etwas
ehr thun? Nein, sprach der Russe, nichts mehr,
r seyd beide nur verurtheilt, nach Siberien zur
rbeit verwiesen zu werden. Nun schien uns das
ößte Elend geringe zu seyn, da wir nur hörten,
aß man keine weitere Gewalt an uns ausüben
ollte; und wir fanden in dem Verluste dieser
urcht eine Art des Trostes, den uns alles andre
icht hätte geben können. Steeley wollte dem
ufseher noch eine Belohnung geben, allein sein
eld war ihm genommen. Nachdem er lange ge-
ucht, fand er endlich noch zween Rubel. Er stund
or Freuden zum erstenmale von seinem Lager auf,
nd sagte dem Aufseher, daß er seinen Reichthum
mit ihm theilen wollte. Dieser war auch so mensch-
lich, daß er ihm die Hälfte zurück gab. Steeley
fragte darauf, wo man den todten Körper des
Sidne hingethan hätte, ob er ihn nicht noch ein-
mal sehen könnte. Der Russe antwortete, daß
man ihn schon an dem Orte eingescharret hätte, wo
die Missethäter begraben würden. Er liege, wo
er wolle, fieng er mit einem thränenden Ungestüm
an, er ist doch ein ehrlicher Mann und mein
Freund: es ist ihm unrecht geschehen. Ich rief
ihm zu, daß er schweigen und sich aus Liebe zu sei-

nem todten Freunde nicht noch unglücklicher machen sollte. Er fragte, ob es nicht noch möglich wäre, einen von seinen Landsleuten zu sprechen; aber daran war nicht mehr zu denken. Nunmehr nahm unser Aufseher Abschied. Wir dankten ihm unaussprechlich für seine Menschenliebe, ob wir sie gleich meistens erkauft hatten. Wir umarmten ihn und fragten ihn immer, ob es auch gewiß wäre, daß man uns nichts weiter thun würde. Er versicherte uns dieses mit dem größten Eide, den sie in ihrer Sprache haben. Wir wollten ihm noch etwas Geld geben, daß er uns zu Essen schaffen sollte; denn es war wohl der dritte Tag, daß wir nichts zu uns genommen hatten. Auf einmal ward er großmüthig, und sagte, daß er uns zu Essen und auch ein Glas Brandwein auf unsere traurige Reise, und Steelyn ein Pflaster über den Leib bringen wollte, welches ihm gute Dienste thun würde. Er hielt sein Wort, und brachte uns, was er uns versprochen hatte. Wir aßen den Abend ziemlich ruhig, und ergaben uns in alles, was uns begegnen würde, weil wir sicher waren, daß uns fast nichts schrecklichers begegnen konnte. Der Schmerz, den Steeley noch in dem Leibe fühlte, minderte sich durch das empfangene Pflaster. Der Morgen brach an, ohne daß wir geschlafen hatten, und man forderte uns zur Reise auf. Der Aufseher empfahl uns dem Officier, der uns zu den übrigen acht Gefangnen führte, welche mit uns nach Siberien sollten gebracht werden, und welche, wie ich nachdem erfuhr,

ihr, meistens vornehme Russen und wegen der Rebellion verdächtig waren. Wir wurden alle zehen auf zwey Fahrzeuge vertheilt, und ich hatte gleich das Unglück, daß man Steeleyn von mir trennte, und auf den andern Wagen wies. Mehr hatte zu meinem Elende nicht gefehlt. So wie wir auf einer Station ankamen, mußten wir auch wieder fortgebracht werden; also kam Steeley niemals zu mir, und ich habe auf dem ganzen Wege nichts, als einzelne Worte, mit ihm sprechen können. Drey von meinen Gefährten waren Russen, und ihre Herzen waren so wild, als ihre Gesichter. Ihr Unfall machte ihre Gemüther nur mehr erbittert, und sie schämten sich, daß sie, als Russische Knees, mit einem Schweden und einem Franzosen, denn dieser war mein vierter Gefährte, ein gleiches Unglück theilen sollten. Der Franzose, der Major gewesen war, und sich unglücklicher Weise seinem Obersten mit dem Degen widersetzt hatte, ward bald mein Vertrauter, und wir waren um desto glücklicher, weil die Russen kein Französisch verstunden. Er hatte die edlen Meynungen einer guten Erziehung im Felde nicht verloren; und so unterschieden seine Gemüthsart von der meinigen war: so machte uns doch das Unglück schon halb zu Freunden. Er hatte ein von Natur ehrliches Gemüth, und das Mißtrauen, das ich Anfangs bey ihm merkte, verlor sich völlig, da er mein Herz kennen lernte. Ich bildete ihn auf unserm elenden und beschwerlichen Wege so, wie ich ihn haben wollte, und wie er seyn

mußte, wenn er mir Steeleys Verlust einigermaßen ersetzen sollte. Je näher wir Siberien kamen, desto unfreundlicher wurden wir an denen Orten angenommen, wo man uns weiter fortschaffen mußte. Wir achteten die Niederträchtigkeiten, ich und Remour, so hieß der Franzose, kaum mehr, mit denen man uns begegnete. Wir bleiben doch rechtschaffne Leute, sprach der Major immer zu mir, wenn uns gleich der Pöbel verunehrt. Er, ich, und die vornehmen Russen, wir waren einer so arm, als der andere; und wenn wir auch etwas gehabt hätten: so würde uns doch der Pöbel, oder unsere eigene Bedeckung nichts gelassen haben; so feindselig geht man mit denen um, die das Unglück haben, nach Siberien bestimmt zu seyn. Wir hatten nichts als trocknes Brodt, und auch damit waren wir zufrieden. Die Kälte quälte uns am meisten. Niemand empfand sie mehr, als der arme Steeley an seinem mißhandelten Körper. Nach ungefähr sechs oder sieben Wochen kamen wir in Tobolskoy an, wohin wir verwiesen waren. Wir fanden, daß ichs kurz sage, hier alles, was eine Gegend fürchterlich, und das Elend eines ins Elend Verwiesenen traurig machen kann. Wir wurden dem Gouverneur vorgestellt, und ich hatte das Unglück, von meinem lieben Steeley getrennt zu werden; doch blieb mir Remour. Der Gouverneur legte uns allen nach der eingeführten Gewohnheit einerley Schicksal auf, nämlich die elende Beschäfftigung, Zobel zu fangen, deren Felle an den Russischen Hof

gelie-

geliefert werden. Stellt euch vor, was ein Mann von meinem Stande und von meiner Gemüthsart fühlen muß, der sich zu der niedrigsten Verrichtung verdammt sieht, der mit stumpfen Pfeilen in den Wäldern herumirren und Zobel erlegen, oder sie mit Fallen fangen, und unter den Befehlen solcher Menschen stehen muß, die nicht viel vernünftiger, und oft grausamer, als Thiere sind. Wenn nicht die größte Plage durch die Länge der Zeit etwas von ihrer Last verlöre; wenn nicht die größten Beschwerlichkeiten dem Körper endlich zur Gewohnheit würden, oder, daß ich mehr sage, wenn Gott denen, die ohne ihre Schuld unglücklich sind, nicht selbst ihr Schicksal durch ihre Unschuld und durch die geheimen Vergnügungen eines guten Gewissens in gewissen Stunden erleichterte: so würde mein Zustand in Siberien ein Stand der Verzweiflung gewesen seyn. So elend jeder Tag verstrich; so fand ich doch wenigstens alsdann eine Beruhigung, wenn ich meinen Remour sehen und sprechen, und das, was mir begegnet war, und auch das, was ich ihm schon hundertmal gesagt hatte, in seine Seele ausschütten konnte. Ein Sklave zu seyn, bleibt allemal das größte Unglück; allein einen Freund in diesem Elende zum Gefährten zu haben, ist zugleich die größte Wohlthat. Eine Umarmung, ein Wort, ein Blick von ihm, alles ist ein Trost, der sich nicht ausdrücken läßt, alles ist Mitleiden; und was sucht ein unglückliches Herz, das der Nothwendigkeit, elend zu seyn, unterworfen ist, mehr, als Mitleiden? Ich

würde undankbar gegen mein Schicksal seyn, wenn ich, da ich euch mein Ungemach erzähle, nicht auch der kleinen Annehmlichkeiten gedächte, die der Elendeste noch in seinen Umständen zuweilen empfindet. Die Natur der Dinge scheint sich, dem Unglücklichen zu gefallen, oft zu verändern; und das, was mir im Glücke eine Betrübniß gewesen seyn würde, war mir im Unglücke ein Trost. Ich habe, seit dem ich so glücklich bin, weniger ein Sklave zu seyn, diesen Spuren der Vorsehung oft mit tiefer Ehrfurcht, obgleich mit einem innerlichen Schauer, nachgedacht. Vielmal habe ich, wenn ich der Verzweiflung am nächsten war, und in der Ferne einen andern Verwiesenen erblickte, in diesem Augenblicke einen Trost gefunden. Der Tod selbst, der uns sonst so schrecklich scheint, ist mir tausendmal zur Wollust geworden, und der Gedanke von ihm, der uns sonst niederschlägt, hat mich unter der Last, unter der ich seufzte, recht göttlich aufgerichtet. Ich bin in der Vorstellung, daß ich in dieser oder jener Nacht vielleicht sterben könnte, oft so freudig eingeschlafen, als ob ich alles hätte, was ich wünschte. Und wenn ich um und neben mir kein Vergnügen erblicken konnte: so brachte mir die Religion doch oft die Freuden aus einer andern Welt herüber. Nachdem ich also drey Jahre in einer vollkommnen Knechtschaft zugebracht, und, gleich den andern Gefangnen, mir das Brodt aus den Händen meiner Gebieter durch eine gewisse bestimmte Anzahl der Thiere, die wir fiengen, erkaufen müssen:

m: ſo ereignete ſich dieſe Begebenheit mit dem
ohlniſchen Juden. Dieſer dankbare Mann, wie
ch euch ſchon erzählt habe, hat mich durch ſeine
ürbitte bey dem Gouverneur und durch ſein erleg-
es Geld von der Arbeit befreyet. Er hat es nach
nd nach ſo weit gebracht, daß ich in ein lichter
und geraumer Behältniß gekommen bin. So bald
ich dieſes nur hatte: ſo ſuchte er mir meine Gefan-
genſchaft noch mehr zu erleichtern. Er brachte mir
ein bequemes Kleid, und entriß mich dem groben
und wilden Anzuge, in welchem ich nun ſchon ſo
lange gegangen war. Schreckliches Kleid, das
noch hier vor meinen Augen hängt, und mich an
das vorige Unglück erinnert! Er brachte mir aller-
hand Decken und Pelzwerke zum Schlafen, wie-
wohl mich dieſe Anfangs nur an dem Schlafe hin-
derten. Eine lange Gewohnheit, hart zu liegen,
hatte ſie faſt unnützlich für mich gemacht. Er be-
ſuchte mich oft, und niemals, ohne mir eine Gut-
that zu erweiſen. So ſehr mein Zuſtand von dem
vorigen unterſchieden war; ſo war er mir doch nicht
angenehm genug, weil ich ihn nicht mit Steeleyn,
oder mit Remourn, theilen konnte. Von Steeleyn
hatte mein Wohlthäter auf mein Bitten die Nach-
richt eingezogen, daß er nach Pohem, vierzehn Tage-
reiſen von Tobolskoy, gebracht worden wäre, ob er
aber noch lebte, das konnte ich nicht erfahren. Der
Jude hat mir ein Geſchenk von einem Dutzend
Dukaten gemacht, damit ich in ſeiner Abweſenheit
etwas zu meiner Verſorgung hätte. Ich wagte es

und bat ihn, daß er drey davon Remourn überbringen, oder ihm einige Erquickung dafür schaffen möchte, die übrigen hub ich in Gedanken für Erleyn auf. Er that es, und das war nicht genug: er brachte es noch denselben Tag dahin, daß Remour etliche Stunden zu mir gelassen wurde. Ich theilte mein Herz mit ihm und alles, was ich hatte. Ich hoffte dieses Vergnügen noch mehrmal zu genießen: allein er ward darauf krank und starb; und ich erhielt nicht eher, als etliche Stunden vor seinem Tode, die Erlaubniß, ihn zu besuchen, da er kaum noch etliche Worte stammeln konnte. Der Jude setzte, wie er mir versprochen hatte, seine Besuche fleißig fort. Er gab mir allerhand Anschläge, allerhand Nachrichten von dem Gouverneur, und sagte mir, daß er bey dem Czaar in großen Gnaden stünde, daß er mit ihm in Deutschland gewesen wäre, daß seine Gemahlinn aus Curland gebürtig und eine Vertraute der Catharina gewesen sey. Er erzählte mir ferner, daß der Gouverneur ein großer Liebhaber vom Bauen wäre, und daß ich, wenn ich etwas von der Baukunst verstünde, mir vielleicht gar seine Gnade erwerben würde. Dieß war mir eine sehr angenehme Nachricht. Ich sagte ihm, daß ich zeichnen und Risse zu Gebäuden machen könnte; und wenn er mir die nöthigen Sachen schaffte: so würde ich wenigstens eine Beschäftigung in meiner Einsamkeit mehr haben. Er that es, und ich übte mich einige Wochen. So bald ich einen nicht ungeschickten Riß fertig hatte: so

trug

trug ihn der Jude zum Gouverneur. Den andern Tag wurde ich schon zu ihm geholt. Er verstand zu meinem Glücke etwas von der Baukunst, und würdigte mich, als mein Befehlshaber, etlicher freundlicher Mienen, und unterredete sich mit mir bald auf deutsch, bald im gebrochnen Latein. Er erschrack, daß ich so fertig Latein sprechen konnte, und von diesem Augenblicke an schien er mich zu bedauern. Wenn es bey mir stünde, sprach er: so wollte ich euch die Freyheit schenken; allein ihr seyd auf zeitlebens nach Siberien verbannet, und ich kann nichts thun, als euch eure Gefangenschaft erträglicher machen. So lange ich lebe, soll euch alle Arbeit der Gefangnen erlassen seyn, ohne daß der Jude etwas weiter für euch bezahlt. Seyd ihr damit zufrieden? Ich bedankte mich sehr ehrerbietig, und sah ihn beweglich an. Ihr könnt leicht denken, warum ich ihn nunmehr bat. Ich nahm alle meine Beredtsamkeit zusammen, um ihn zu bewegen, daß er einem Freunde von mir, der zugleich mit mir nach Siberien verwiesen worden, und Steeley hieße, eben die Großmuth erzeigen sollte, die er mir erwiesen hätte. Ihr bittet mehr, fieng er an, als mir zu thun frey steht. Ich will mich entschließen. Itzt könnt ihr gehen und mir den Riß von dem Gebäude machen, von dem ich mit euch gesprochen habe. Indem er dieses noch sagte, trat ein sehr schönes Frauenzimmer mit einer viel versprechenden und großmüthigen Miene in das Zimmer. Wartet, rief er mir zu. Hier, meine Gemahlinn,

linn, fuhr er fort, ist die unglückliche Schwede, von dem ich euch neulich gesagt habe. Wenn es euch gefällt, so könnt ihr selbst mit ihm reden, und ihm etwas zu essen reichen lassen. Ich will ein paar Stunden auf die Jagd reisen. Er gieng fort, und seine Gemahlinn redte auf eine sehr liebreiche Art mit mir, und sagte, daß sie Ursache hätte, an meinem Unglücke Theil zu nehmen, weil ich, wie sie hörte, ein halber Landsmann von ihr wäre. Sie that tausend Fragen an mich, und belohnte meine Erzählungen mit einer mitleidigen Aufmerksamkeit, und mit einer Höflichkeit, die mir alle Furcht benahm, frey und edel mit ihr zu reden. Nichts hörte sie lieber, als die vortheilhaften Beschreibungen, die ich ihr von euch machte, und die Wünsche, euch, meine Gemahlinn, wieder zu sehen. Ich bedaure sie, fieng sie an, nachdem sie wohl zwo Stunden mit mir gesprochen hatte; und ich würde ihren Verdiensten ein besser Schicksal anweisen, wenn ich dem Hofe näher wäre. Vielleicht ist es möglich, daß ich mit der Zeit etwas zur Rückkehr in ihr Vaterland beytragen kann. Die ausnehmende Liebe, die sie wider die Gewohnheit ihres Geschlechts für ihre Gemahlinn haben, und ihr Unglück, sind genug, mich zu ihrer Freundinn zu machen, und ich kann ihnen meine Hochachtung nicht entziehen, wenn gleich ihre Gebieter ihnen als einen Sklaven begegnen. Gefällt ihnen mein Mitleiden: so beruhigen sie sich damit in einem Lande, wo die Barbarey die Stelle der Tugend zu vertreten scheint. Ich würde diesen

Mittag mit ihnen speisen, wenn ich meinem Willen folgen dürfte. Darauf langte sie von der Tafel, die schon gedeckt war, eine Flasche Wein, und trank mir eure Gesundheit zu. Ich ward von ihrer Großmuth bis zu den Thränen gerührt, und es war mir unmöglich, ihr meinen wahren Namen länger zu verschweigen. Ich warf mich zu ihren Füßen. Madame, fieng ich an, sie verdienen, daß ich ihnen auf den Knien für die Freundschaft danke, die sie mir Unglücklichem schenken. Ich muß ihnen alles sagen, wenn auch mein Bekenntniß mit der Gefahr meines Lebens verknüpft seyn sollte. Alles ist wahr, was ich ihnen erzählt habe, allein ich heiße nicht Löwenhoek. Nein, ich bin der Graf von G.. und ich bitte sie bey ihrer edlen Seele und bey meiner Gemahlinn, meinen Namen nicht zu entdecken. Sie hob mich freundlich auf, und ich erzählte ihr mein Unglück bey der Armee. O Gott! rief sie, sind sie der Graf von G..? Mein Gemahl hat ihren Vater als Gesandten in Moskau gekannt. Unglücklicher Graf! Sagen sie ihm ja nichts davon. So viel ich Ursache habe, mit seiner Aufführung gegen mich zufrieden zu seyn: so hat er doch gegen Andere ein hitziges rachgieriges Herz, und wie bald könnte es nicht geschehen, daß sie ihn wider ihren Willen beleidigten! Begegnen sie ihm ja allezeit mit einer tiefen Unterwerfung, und alsdann am allermeisten, wenn er am gnädigsten mit ihnen umgeht, außerdem stehen sie in der Gefahr, noch weit mehr zu erfahren. Er liebt das Geld, und es wird

gut für sie seyn, wenn ihm der Jude von Zeit zu Zeit ein Geschenk macht. Ich habe kein Geld, sagt sie fort, um ihnen zu dienen; allein ich habe Juwelen, von denen mein Gemahl nichts weis, davon will ich ihnen einige holen. Der Jude ist ein ehrlicher Mann, und wird ihnen doch wenigstens die Hälfte so viel dafür geben, als sie werth sind; allein ich wollte es nicht gern, daß sie ihm sagten, von wem sie solche bekommen hätten. Sie brachte mir darauf zwo goldne Einfassungen, die, wie ich muthmaßte, von ein Paar Portraits abgenommen waren. Sie waren mit kostbaren Steinen besetzt. Nehmen sie, sprach sie, dieses Geschenk als einen Beweis an, daß es mir nicht an dem Willen fehlt, ihr Elend zu mindern. Ich zweifle, daß ich jemals wieder die Gelegenheit erhalten werde, sie allein zu sprechen; darum wiederhole ich ihnen mein Mitleiden und meine Hochachtung, und bitte sie, in mir auch alsdann ihre Freundinn zu erkennen, wenn ich genöthigt seyn werde, die Person einer Gebieterinn anzunehmen. Begeben sie sich nunmehr wieder in ihren einsamen Aufenthalt. Ich will sehen, ob ichs bey meinem Gemahle so weit bringen kann, daß ihr Freund, von dem sie mir erzählt haben, zu ihrer Gesellschaft hieher verlegt wird. Gewiß kann ichs ihnen nicht versprechen. Gehen sie und leben sie wohl, armer Graf! Ich kehrte als im Triumphe zurück, und hielt mich nunmehr unter den Händen der Barbaren für geehrt und glücklich; so sehr erfüllte das Mitleiden dieser so großmüthigen Seele

mein Herz mit Hoheit und Hoffnung. Mein Jude besuchte mich den Tag darauf. Und ehe ich ihm erzählte, wie ich von dem Gouverneur aufgenommen worden: so sagte ich ihm, daß ich so glücklich gewesen wäre, in dem alten Kleide meines verstorbenen Freundes, das er, da er bey mir war, zurück ließ, weil ich ihm ein neues gab, und das ich itzt vor mir hingelegt hatte, einige Kostbarkeiten zu finden, wodurch ich ihm vielleicht die Kosten ersetzen könnte, die er als mein Freund für mich zeither aufgewandt hätte. Er betrachtete die beiden Einfassungen mit Erstaunen, und schien mein Vorgeben zu glauben. Das sind fürstliche Kostbarkeiten, fieng er an, und ich kann euch meine Aufrichtigkeit nicht besser beweisen, als daß ich euch sage, daß sie fünf bis sechs tausend Thaler werth sind. Wollt ihr mir sie anvertrauen; so will ich sie euch bey einem Juden, der Steine einkauft, verhandeln. Ein Mann, sprach ich, der mir so viel Gutes erwiesen hat, wie ihr, verdient das größte Vertrauen. Allein, versetzte er, was wollt ihr mit so vielem Gelde anfangen? Man könnte es euch über lang oder kurz nehmen. Wißt ihr, was ich machen will? Ich will das Geld, das ich dafür bekomme, bey einem Juden, der hier wohnhaft ist, niederlegen; er soll euch nicht um einen Groschen betriegen. Ich will ihm, und, wenn ich binnen acht Tagen wieder zurück nach Pohlen reise, auch dem Gouverneur sagen, daß ich euch als dem Erhalter meines Lebens so und so viel zu eurer Versorgung, und, wenn es möglich wäre,

zu eurer baldigen Befreyung zurückgelassen hätte. Kurz, ich war alles zufrieden. Er verkaufte die Juwelen für fünftausend Thaler, und brachte mir tausend baar und das übrige durch eine Anweisung mit. Ich bot ihm für seine treuen Dienste zweyhundert Thaler an; allein er nahm sie unter keiner andern Bedingung, als daß er sie bey seiner Abreise dem Gouverneur schenken wollte, damit er mir gänzlich bliebe. Dieß ist geschehen. Er hat mir durch meinen lieben Juden versprechen lassen, daß ich Steeleyn gewiß zu mir bekommen sollte, zumal wenn er auch etwas von der Baukunst verstünde. Der Jude selbst steht nunmehr im Begriffe fortzureisen. Ich verliere sehr viel an diesem treuherzigen Manne; doch ich will ihn gern verlieren, wenn er das Werkzeug ist, durch den ihr von mir, und ich von euch eine Nachricht erhalte. Er kennt meinen wahren Stand, und er hat mirs auf die heiligste Art versprochen, weder mich zu verrathen, noch zu ruhen, bis er euren Aufenthalt in Liefland ausfündig gemacht. In dieser letzten Absicht hat er hundert Thaler zu Reisekosten von mir angenommen. Er kömmt, der ehrliche Mann, und will Abschied nehmen und seinen Brief haben. Ich umarme euch, wo ihr auch seyd, mit der treuesten Liebe. Möchten doch meine Umstände so bleiben, wie sie itzt sind! so hoffe ich noch, euch wieder zu sehen und all mein ausgestandnes Elend in euren Armen zu vergessen. Bittet den Himmel um diese Glückseligkeit. Ja, meine liebste Gemahlinn, er wird sie uns noch schenken.

P. S.

P. S. Ich habe, weil Steeley noch nicht zurück ist, an seinen Vater nach London, und auch an den Englischen Gesandten nach Stockholm geschrieben, und unter dem Namen Löwenhoek beiden von meines Freundes neuem Unglücke Nachricht gegeben.

* * *

Dieses sind die beiden Briefe, die mein Gemahl in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Er hat, von dem Abgange des letzten Briefes an, ungefähr noch anderthalb Jahr in Siberien zugebracht. Ich will das übrige so erzählen, wie er mirs mündlich erzählet hat.

Einige Wochen nach des Juden Abreise, sprach er, ward ich zum Gouverneur geholt. Ich übergab ihm mit vieler Demuth den Riß, den er mir zu machen befohlen hatte. Er war ziemlich wohl damit zufrieden; allein er war doch der Gouverneur und ich sein Gefangner. Kurz, er schämte sich, mir eine Art der Hochachtung äußerlich sehen zu lassen, die er mir vielleicht im Herzen nicht ganz abschlagen konnte. Er fragte mich, ob mir der Jude so und so viel Geld zurückgelassen hätte, und ich beantwortete es mit Ja. Darauf befahl er, daß der Gefangne hereintreten sollte; dieses war mein lieber Steeley, den ich fast seit vier Jahren nicht gesehen hatte. Ich vergaß vor Freuden, daß ich vor dem Gouverneur stund, und lief auf Steeleyn mit offenen Armen zu. Er soll euer Gesellschafter seyn, fieng der Gouverneur an; allein wie lange, das kann ich euch nicht

sagen. Ich verstund diese Sprache, und bat, ob er sich nicht wollte gefallen lassen, daß ich tausend Thaler zum Unterhalte meines Freundes erlegen dürfte. Er sagte, daß er sie zum Pfande, daß wir seine Gabe nicht mißbrauchen würden, annehmen wolle. Der Jude, von dem ich die Anweisung bey mir hatte, ward gefordert, und bezahlte die tausend Thaler. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, mich anstatt des abgereisten Juden zu besuchen und mich mit den Nothwendigen zu versehen. Nunmehr durfte ich aus der Hand meines Steeleys, der noch wie in einem Traume war, und nichts als etliche abgebrochne Worte zu mir gesprochen hatte, nach meinem Verhältnisse eilen. Unsere erste Beschäfftigung, als wir allein waren, bestund darinne, daß wir einander eine lange Zeit ansahen, ohne ein Wort zu sprechen. Alsdann suchte ich ihm Wäsche und eine Kleidung, womit mich der Jude noch vor der Abreise versorget hatte; allein er war nicht vermögend vor trunkner Freude sich allein anzukleiden, ich mußte ihm helfen. Er sah die Sachen, die ich ihm gab, recht mit Erstaunen an, als ob er ihren Gebrauch vergessen hätte. Da er endlich angekleidet war: so betrachtete er sich mit unersättlichen Augen, und weinte. Ich hatte ihn schon oft gefragt, wie es ihm gegangen wäre; und er hatte mir nichts geantwortet, als: wie es mir gegangen ist, mein lieber Graf, wie es mir gegangen ist? Ja, ich würde ihm, ungeachtet meiner Neugierigkeit, doch nicht haben zuhören können, wenn er mir auch meine Fragen beantwortet

hätte,

ätte, ſo beſtürmt war ich von den Trieben der reundſchaft und der Freude. Ich reichte ihm ein albes Glas Wein, denn mehr hatte ich nicht, und rinnerte ihn, wie er mich einmal in Moskau damit ractirt hätte. Wir wurden nach und nach unſrer nächtig. Wir hatten einander ſo viel zu erzählen, aß wir nicht wußten, wo wir anfangen ſollten. Unter dieſen Unterredungen verſtrichen ganze Tage nd Nächte, und eben ſo viel unter den Wiederhoungen unſerer Begebenheiten. Steeley hatte in ſeinem Elende weit mehr erlitten, als ich. Ohne Mitleiden, ohne Freund war er die ganze Zeit ein Sklave, und was noch mehr iſt, ein Gefährte des boshaften Mitgefangnen, des Knees Eskin, geweſen. Dieſes Ungeheuer hat ihm ſeine Hütte des Abends zur Hölle gemacht, wenn er den Tag über die Laſt der Sklaverey überſtanden. Von tauſend niederträchtigen Streichen, vor welchen die Natur erſchrickt, will ich nur einen erzählen. Steeley war krank worden, und hatte ſich etliche Tage nicht von ſeinem Lager aufrichten können. Er hatte ſich alſo genöthigt geſehen, da Eskin des Abends aus den Wäldern zurück gekommen, ihn zu erſuchen, daß er ihm das Gefäß mit Waſſer reichen möchte, weil ihn ſehr durſtete. Alſo durſtet euch recht ſehr? ſpricht Eskin. Das iſt mir lieb. Es hat mich vielmal auch gedurſtet, und ihr ſeyd gegen einen Fürſten doch nur ein Nichtswürdiger. Darauf nimmt er das Trinkgeſchirr und trinkt, und alsdann wirft ers Steeleyn vor die Füße und lacht: da! ſo viel gehört

Hört euch! Braucht man wohl mehr zur Verzweiflung, als so einen Unmenschen um sich zu haben! Nach einer Zeit von einem Jahre und nach unzähligen Beleidigungen, wird dem Esslin, der sich gegen einen von seinen Aufsehern in der Raserey vergangen, so übel mitgefahren, daß man ihn halb todt in sein Behältniß schleppen muß. Man entzieht ihm zween Tage das Brodt; aber Steeley ist so großmüthig und theilet das seinige mit ihm. Er reicht ihm, so oft er kann, das Trinken. Er wäscht ihm so gar die Wunden aus; und damals hat ihm der Arme die Hand gedrückt, und zu ihm gesagt: vergebt mir, daß ich nicht eben so an euch gehandelt, als ihr an mir thut. Er hat ihm nach diesem weniger Verdruß angethan. Sein ganzes Glück, das ihm in seiner Abwesenheit von mir begegnet ist, besteht in einer kleinen Freundschaft, die ihm ein Cosakisches Mädchen in dem letzten Jahre vor seiner Zurückkunft nach Tobolskoy erwiesen. Sie beweist, daß es auch unter dem wildesten Volke noch edle und empfindliche Herzen giebt. Steeley war eines Tages auf seinem Reviere um Pohlm so glücklich gewesen, die gesetzte Zahl seiner Zobel bald zu fangen. Auf dem Rückwege nach der Stadt hätte er sich, um auszuruhen, bey einer Quelle niedergeworfen. Darauf kömmt ein wohlgebildetes Mädchen zu ihm, und sieht ihn lange starr an. Endlich setzt sie sich nieder und trinkt mit der holen Hand aus der Quelle. Armer Fremdling, fängt sie an, wollt ihr nicht auch trinken? Steeley sagt, daß ers schon gethan hätte. Aber,

richt sie; wollt ihr denn nicht einen Trunk Wasser
us meiner Hand annehmen? Thut es doch, ihr
auert mich, so oft ich euch gehen sehe; und ich bin
icht hieher gekommen, um zu trinken, sondern um
uch dieses zu sagen. Steeley erschrickt, und weiß
elbst nicht, was er sagen soll. Ach, fährt sie fort,
hr wollt mir nicht antworten? Nun dauert mich's,
aß ich eurentwegen hieher gegangen bin. Wartet
nur, ich will nicht wieder kommen. Er sieht sie
darauf traurig an, und sagt, daß er ihr für ihr Mit-
leiden recht sehr verbunden wäre, und reicht ihr zur
Dankbarkeit die Hand. Diese drückt sie bald an den
Mund, bald an die Brust. Sie spielt mit seinen
schwarzen Haarlocken, und wiederholt ihre Liebko-
sung auf zehnerley Art. Er will nunmehr fortgehen.
O, spricht sie, wartet doch, ich kann mich an euch
gar nicht satt sehen. Ich wollte, daß alle Männer
in diesem Lande so aussähen, wie ihr; alsdann würde
es recht hübsch in Siberien seyn. Und wenn ihr
ja gehen müßt, werdet ihr euch nicht bald wieder hie-
her setzen? Ich habe euch so viel zu sagen, und ich
weis nicht, was es ist. Ich wußte es, ehe ich zu
euch kam, und nun habe ichs über euren Haaren ver-
gessen. Indem sieht sie in die klare Quelle, und
sieht ihr Bild darinne. Aber sagt mir nur, spricht
sie, sehe ich denn wirklich so, wie hier im Wasser?
Ich habe ja auch schwarze Augen, wie ihr. Eure
gefallen mir, gefallen euch denn meine auch? Sind
meine Zähne auch so weiß, wie eure? Ja, spricht
er, ihr seyd schön, aber laßt mich gehen, ich bin ein

unglücklicher Mensch. Darauf geht sie mit thränenden Augen fort. Als Steeley den andern Morgen wieder in sein Revier geht: so sitzt sie schon an der Quelle und wartet auf ihn. Sie nöthigt ihn, daß er sich niedersetzen und ein Stück Honig und Brod aus ihrer Hand essen muß. Seht ihr, spricht sie, ich äße gern selbst; aber ich gönne es euch doch noch lieber. Und hier habe ich euch auch etliche Zobel mitgebracht, womit mich meine Liebhaber beschenkt haben. Nun habt ihr den ganzen Tag nichts zu thun. Sie sollen mir nun alle Tage welche schenken müssen, und ich will sie euch bringen. Seht mich doch freundlich an. Ihr hört ja, wie gut ichs mit euch meyne. Sie spielt darauf wieder ganz bescheiden mit seinen Haaren, und bittet um eine Locke, und zeigt ihm eine Scheere, die sie zu dieser Absicht mitgebracht. Steeley, dem die treuherzige und doch ehrbare Liebe dieser wilden Cosakinn nicht mißfällt, erlaubt ihr diese Bitte. Sie belohnt ihn durch etliche freywillige Küsse, und zeigt ihm von fern eine Hütte, welches die Hütte ihres Vaters wäre. Darauf nimmt sie ein Blatt von einem Baume und bläst. Nunmehr wird mein Bruder kommen. Ich hatte ihn bestellt. Wenn du mir die Locke nicht im guten gegeben hättest: so hätten wir dich dazu gezwungen. Fürchte dich nicht, er ist wie ich; er thut dir kein Leid. Siehst du, spricht sie, da der Bruder, ein Mensch mit einem ehrlichen wilden Gesichte, näher kömmt, das ist der Fremdling, dem ich so gut bin. Betrachte ihn nur, und sage es ihm, wie

oft

oft ich von ihm mit dir rede. Zeige ihm doch die Gegenden, wo er mit leichter Mühe die Zahl von Zobeln zusammen bringen kann. Ich will auch alles für dich thun. Suche mir hier in der Nähe eine Höhle, oder einen Baum aus, wo ich dem armen Fremden künftig etwas Honig, und Fisch, und Brodt hinein legen kann. Der Bruder verspricht es ihr, und geht mit Steeleyn fort, und weist ihm verschiedene Vortheile, und auch einen Ort, wie ihn seine Schwester verlangt hatte. Diesen hatte sie zur Vorrathskammer von ihren kleinen Wohlthaten gemacht, oder Steeleyn vielmehr entweder des Morgens, oder des Abends, da erwartet. Sie ist oft ganze halbe Tage bey ihm geblieben, und alsdann hat ihr Bruder ihres Liebhabers Arbeit verrichten müssen. Da Steeley das vortreffliche Herz seiner Schönen wahrgenommen: so hat er sich alle Mühe gegeben, sie zu bilden, und ihre edeln Empfindungen von den rauhen Eindrückungen ihrer Erziehung zu reinigen. Sie hat, durch die Liebe ermuntert, im kurzen seine Meynungen und seine Sitten angenommen, und so viel Verstand bekommen, daß er sich keine Gewalt mehr hat anthun dürfen, ihr gewogen zu seyn. Allein dieses Vergnügen hat für beide nicht lange gedauret, weil Steeley nach drey Monaten, nebst etlichen andern Gefangnen, in eine andre Gegend zwanzig Werste von Pohem verlegt worden. Von da ist er nachdem nach Tobolskoy abgerufen worden, und hat also seine Freundinn nie wieder gesehen.

Wir richteten; da wir nunmehr wieder beyſammen waren, unſre Lebensart ſo gut ein, als es unſre Umſtände zuließen. Der Gouverneur hatte mir ein Reißzeug gegeben, und ich mußte durch meine kleine Kenntniß, die ich in der Mathematik hatte, ſeine Gewogenheit zu behaupten ſuchen. Ich unterwies Steeleyn in dem, was ich von dieſen Dingen wußte, und da er die Rechenkunſt, die ihm ſein eigener Vater beygebracht, noch ſehr gut verſtund: ſo war er in einem halben Jahre in allen dieſen Uebungen ſo geſchickt, als ich. Wir arbeiteten alſo um die Wette, und der Gouverneur würde uns keine größere Strafe haben anthun können, als wenn er uns befohlen hätte, dieſe Beſchäfftigung nicht zu treiben und müßig zu ſeyn. Allein er ließ es uns nicht an Arbeit fehlen. Er gab uns Rechnungen, er gab uns tauſend alte Riſſe, die wir abcopiren mußten; und ich glaube, daß kein verfallnes Schloß in Siberien und ganz Moskau mehr war, das wir nicht abgezeichnet haben. Er ließ uns zwar nicht zu ſich kommen; allein er beſuchte uns faſt alle Wochen ſelbſt einmal. Wir belohnten dieſe Gnade mit der möglichſten Demuth, und er belohnte ſich für ſeine Herablaſſung dadurch, daß er alles beſſer wußte, als wir, und uns unmittelbar nach einem zu freundlichen Worte, das ihm entwiſcht war, einmal gebieteriſch anfuhr. Steeley, ſo ſehr ihn ſonſt der Geiſt des Widerſpruchs und der Stolz ſeiner Nation belebt hatte, war itzt viel gelaßner. Er ſchwieg, ſo bald ihn der Gouverneur tadelte; allein damit war dieſer

nicht allemal zufrieden. Mein, Steeley mußte den und ihm in der unwahrsten Sache Recht geben. Dieses ward ihm sehr sauer, und er that es mit einer so gezwungnen Art, daß ihm oft der Schweiß darüber ausbrach, und daß ich würde haben lauthen müssen, wenn wir an einem andern Orte, als in Siberien gewesen wären. Einsmals traf er uns an, daß wir Schach spielten. Steeley hatte die Steine mit dem Messer geschnitzt, und sie waren freylich nicht gar zu sauber gemacht. Der Gouverneur besahe sie, und hielt ihm eine lange Rede, daß keine Symmetrie und keine Sauberkeit darinne zu finden wäre. Mein Freund gab es gern zu, und entschuldigte sich, daß er keine Instrumente gehabt hätte. Aber das half alles nicht. Wenn sie recht schön seyn sollten, sprach der Gouverneur: so müßten sie seyn, als wenn sie gedrechselt wären, und ihr seht doch wohl, daß sie nicht so sind, daß sie hier zu viel, dort zu wenig, mit Einem Worte, grob und schlecht geschnitten sind. Dergleichen Anmerkungen konnte er ganze Stunden fortsetzen, und Steeley zitterte auf die letzt vor dem Besuche dieses gebietrischen Pedanten. Er setzte sich oft, wenn wir zeichneten, neben uns, und stopfte sich eine Pfeife von unserm Tabacke ein. Wenn er ihn endlich mit vielem Appetit aufgeraucht hatte: so warf er die Pfeife hin, und that einen großen Schwur, daß unser Taback nicht das geringste taugte. Zuweilen pries er uns seine Wohlthat, daß er uns die ordentlichen Arbeiten erlassen hätte, und nöthigte uns dadurch

ihn demüthig zu bitten, daß er uns nicht wieder den andern Sklaven gleich machen möchte. Oft kam er in dem größten Zorne zu uns, und fluchte auf die Gefangnen, ohne zu sagen, was geschehen war, und wir mußten seine unsinnige Hitze mit Ehrerbietung anhören. Ob wir ihm nun gleich unsere verbesserten Umstände zum Theil zu danken hatten: so war er doch bey allen unsern Vortheilen noch unser beständiges Schrecken. Wir kannten seine unmäßige Gemüthsart, und mußten alle Tage fürchten, daß es ihm einfallen könnte, uns von einander zu trennen, und wieder unter die andern Gefangnen zu stecken. Um diesem Unglücke zu entgehen, ließ ich ihm durch den Juden, der mein Geld in den Händen hatte, ein kleines Geschenk nach dem andern machen.

Ein Jahr war verflossen, seit dem Steeley wieder bey mir lebte. Ich hoffte nun von einem Tage zum andern auf Briefe von euch, weil der Jude, dem ich den meinigen mitgegeben, nach Tobolskoy handelte, und mir also leicht eine Antwort übermachen konnte; allein ich hoffte vergebens. Steeley hatte ebenfalls binnen dieser Zeit nach London und an den Englischen Gesandten nach Schweden geschrieben, und keine Antwort erhalten. Die Gemahlinn des Gouverneurs hatte ich seit der Zeit, da sie mir das großmüthige Geschenk gemacht, mit Einem Worte, seit dem erstenmale nicht wieder gesehen. Alles dieses machte uns niedergeschlagen; und je erträglicher unsere Gefangenschaft war, desto mehr meldete sich der Wunsch in uns, ihrer gar los

seyn. Und mit was für Rechte konnten wir dieß offen, da der Krieg mit den Russen und Schweden noch immer fortdauerte? Ich stand eben um die Mittagszeit mit Steeleyn an unserm kleinen Fenster, als ich den Juden mit schnellen Schritten über den Hof durch den tiefsten Schnee laufen sah. Er pflegte um diese Zeit nie zu kommen, und ich schloß aus einer freudigen Miene, daß er mir einen Brief von seinem Correspondenten, dem Pohlnischen Juden, bringen würde. Er brachte mir auch einen Brief, aber von der Gemahlinn des Gouverneurs. Sie schrieb mir folgendes. Der Graf las mir darauf einen Brief, den ich noch besitze. Ich will ihn hier einrücken.

Mein Herr,

Ich melde Ihnen eine Nachricht, die ich Ihnen lieber mündlich ertheilen möchte, damit ich das Vergnügen hätte, Ihre Freude mit anzusehen und zu genießen. Sie sind frey. Der Befehl wegen Ihrer Befreyung ist gestern mit den neu angelangten Gefangnen angekommen, und Sie sollen morgen nebst vier andern Verwiesenen wieder auf die Art zurück nach der Stadt Moskau gebracht werden, wie Sie hieher gebracht worden sind. Alsdann haben Sie die Erlaubniß, Sich hinzuwenden, wo Sie hin wollen. Ich habe Ihnen Ihre Freyheit durch eine von meinen Freundinnen bey Hofe ausgewirkt. Mein Gemahl weis es nicht, daß ich mich Ihres Unglücks angenommen habe, und er soll es auch nicht wissen;

auch

auch nicht die Welt. Ich bin zufrieden, daß Sie es wissen. Und vielleicht wäre mein Dienst noch großmüthiger, wenn ich Ihnen solchen nicht selbst bekannt gemacht hätte. Ich war es willens; allein ich war zu schwach; und ich sehe, daß es leichter ist, eine gute That zu unternehmen, als sie zu verschweigen. Vergessen Sie diese kleine Eitelkeit, durch die ich mich für meine guten Absichten selbst belohnt habe. Ich zweifle, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie vor Ihrer Abreise noch zu sprechen, wenigstens doch nicht allein. Ich wünsche Ihnen also mit der größten Aufrichtigkeit das Glück, Ihre Gemahlinn bald wieder zu finden. Wie wird sie mich lieben, daß ich ihr ihren Grafen wieder geschafft habe! Für Ihren Freund, den Sie hier zurücklassen, will ich sorgen. Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir künftig, ob Sie Ihre Gemahlinn angetroffen haben. Wenn meine Wünsche erfüllet werden: so hoffe ich das betrübte Land, aus dem Sie eilen, noch mit meinem Vaterlande zu verwechseln. Doch nein, ich Unglückliche werde wohl hier mein Leben beschließen müssen. Schreiben Sie mir ja. Ich habe noch eine Stiefschwester in Curland, an die ich Ihnen den beyliegenden Brief mitgebe. Sollten es Ihre Umstände verlangen: so glaube ich, daß Sie sehr gut bey ihr aufgehoben sind. Sie ist eine Wittwe; doch habe ich seit zwey Jahren keine Nachricht von ihr. Leben Sie noch einmal wohl.

Amalia L. . .

Diesen Brief las ich und taumelte vor Freuden Steeleys Arme, und wollte ihm sagen, was darne stünde; allein er wartete meine Entzückungen icht ab. Er riß mir ihn aus der Hand und las n. Ich legte mich mit dem Kopfe auf seine Achsel m die Bewegungen nicht mit anzusehen, die ihm ie Nachricht von meiner Befreyung und seiner fort auernden Gefangenschaft verursachen würde. Ihr eyd frey, fieng er an, und ich verliere euch, und bleibe noch ein Gefangner, und werde noch unglücklicher als zuvor? Das ist schrecklich! Hat euch der Himmel lieber, als mich? Doch ich werde Zeit genug zu meinen Klagen haben, wenn ihr nicht mehr bey mir seyd. Ich weis, daß es euch unmöglich ist, mich zu vergessen. Nein, fiel er mir um den Hals, ihr vergeßt mich nicht. Ich konnte ihm vor Wehmuth lange nicht antworten, und mein Stillschweigen, das doch nichts als Liebe war, machte ihn so hitzig, als ob ich schon die größte Untreue an ihm begangen hätte. Ich ließ seinen Affect ausreden, und nach einem kleinen Verweise, sah ich ihn beschämt und gelassen genug, ihm mein Herz zu entdecken, und ihn zu überführen, wie unvollkommen mir meine Freyheit ohne die seinige wäre. Ich nahm mit dem Juden die Abrede, daß er mir das Drittel von meinem Gelde zur Reise geben und das Uebrige für Steeleyn zurück behalten und uns für seine Mühe, so viel er wollte, abziehen sollte. Der Jude war vorsichtiger, als ich. Er sagte mir, daß ich wenig baar Geld mitnehmen sollte; weil ich in der Gefahr stünde,

auf

auf der Reise nach Moskau zehnmal darum zu kommen. Er gab mir etwas weniges baar, und tausend Thaler und darüber in vier Wechseln an Juden in Moskau, damit ich, wenn ich einen verlöre, doch nicht um alles käme; so ehrlich handelte dieser Mann an mir. Ich ward noch vor dem Abend zu dem Gouverneur gerufen. Er lag an dem Podagra krank und kündigte mir meine Freyheit auf dem Bette, in Beyseyn seiner Gemahlinn an. Er reichte mir die Hand und sagte: ich habe Befehl, euch wieder nach Moskau zu schicken, und es soll morgen zu Mittag geschehen. Ich verliere euch zwar ungern; aber reiset mit Gott und seyd glücklicher, als ihr bisher gewesen. Ich küßte ihm die Hand aus einer wahren Dankbarkeit, und bat um seine fernere Gnade für Steeleyn. Wenn ich lebe, sprach er: so soll es ihm nicht schlechter ergehen, als zeither. Er hieß mich niedersitzen, (eine Ehre, die er mir zum erstenmale erwies) und sagte, daß er noch viel mit mir zu reden hätte; allein seine Schmerzen meldeten sich so heftig, daß er mir winkte, ihn zu verlassen. Ich that es, und wiederholte seiner Gemahlinn im Herausgehen durch eine dankbare Miene die Größe meiner Verbindlichkeit und ihre Wohlthat. Lebt wohl, mein Herr, sprach sie, und wandte sich den Augenblick wieder zu ihrem Gemahle. So bald ich wieder bey Streleyn war: so schrieb ich an meine Erretterinn, weil ich dieser großmüthigen Seele nicht mündlich hatte danken können. Ich gab den Brief dem Juden, der unterdessen die Wechsel besorgt und

mir

mir Pelze und andere Nothwendigkeiten geschafft hatte, um mich vor der großen Kälte zu schützen. Nunmehr war alles verrichtet, und nun überließ ich mich meinem Freunde die ganze Nacht hindurch. Wir redeten, wir weinten, und empfanden alles, was wir nur nach unsern verschiedenen Umständen empfinden konnten. Der Morgen übereilte uns, und eben so der Mittag, und wir hatten bis auf den letzten Augenblick einander noch, ich weis nicht was, zu sagen. Der Jude kam, und sagte, daß die Schlitten, die mich nebst den übrigen Befreyten fortführen sollten, gleich zugegen seyn würden. Wir nahmen Abschied, ohne zu reden, und ich vergaß mich in den Armen meines redlichen Steeleys, bis mich die Aufforderung der Wache von ihm losriß. Er stieß mich fort, und in dem Augenblicke wollte er mir auch nachlaufen; allein man verschloß die Thüre, und mein Jude führte mich bis in den Schlitten, und rief mir noch die freundschaftlichsten Wünsche nach.

Ich ward nebst drey Andern auf einen Schlitten gesetzt, denen Hoffnung und Freude aus den Augen leuchteten. Ich kann nicht sagen, was in den ersten Stunden, ja fast in den ganzen ersten beiden Tagen in meiner Seele vorgieng. Ein Uebermaaß von freudigen Wallungen und betrübten Regungen überströmte mein Herz wechselsweise. Man begegnete uns an den Orten, wo wir frische Rennthiere bekamen, nicht so verächtlich, als damals, da wir auf dem Wege nach Siberien waren. Meine Gesellschafter

schafter waren drey Russen. Sie hatten Geld und versorgten sich an allen Orten mit so vielem Branntweine, daß sie auf der ganzen Reise fast nicht nüchtern wurden. Sie haben mich indessen nie mit Worten beleidiget, und ich würde ihre Freundschaft erhalten haben, wenn ich mit ihnen getrunken hätte. Wir waren zu Ende des Märzes in Moskau. Ich ward in eben das Haus gebracht, in dem ich vor fünf Jahren verwahrt gesessen hatte, und fand den vorigen Gefangenwärter noch. In drey Tagen ward ich völlig losgelassen und bekam einen Paß, und nun konnte ich mich hinwenden, wo ich hin wollte. Ich hatte meine Wechsel noch alle und begab mich nunmehr zu den Englischen Kaufleuten, welche Steeleyn vor dem beygestanden hatten, und übergab dem einen, welcher Tompson hieß, ein Billet von ihm. Er nahm mich sehr liebreich auf, und sagte mir, daß ihm Steeleys Unglück, nach Siberien verwiesen zu werden, durch den Gefangenwärter wäre hinterbracht worden, daß ers alsbald nach London an seine Freunde gemeldet und seit drey Jahren verschiedene Briefe an den Englischen Agenten in Moskau erhalten hätte. Zu diesem giengen wir den andern Tag. Der Agent war der liebreichste Mann von der Welt. Er wies mir die beweglichsten Briefe, die Steeleys Vater an ihn geschrieben hatte. Er wies mir die Memoriale, durch die er bey dem Senate um meines Freundes Befreyung angehalten, und versicherte mich, daß er sie bey der Zurückkunft des Czaars, die bald erfolgen sollte, gewiß ausmirken

rken hoffte. Der Engliſche Geſandte in Schwe-
n hatte ebenfalls an ihn geſchrieben und ihn ge-
ten, alles zu Steeleys Befreyung beyzutragen.
r gab mir die Briefe, die er aus London an ihn
halten hatte, und Tompſon führte mich nunmehr
i dem Juden, um meine Wechſel zu heben. Ich
ekam binnen zehn Tagen mein Geld, zu dem mir
ompſon doch wenig Hoffnung gemacht hatte, und
üßte nicht mehr, als einen Wechſel von hundert
nd funfzig Rubeln ein. Der Jude, der mir ihn
ezahlen ſollte, war in die elendeſten Umſtände ge-
athen, und ſeine Mitbrüder verſicherten mich, daß
ie binnen einem Jahre das Geld für ihn erlegen
wollten, wenn ers nicht thun könnte. Ich zerriß
darauf den Wechſel, und gab dem armen Juden noch
zehen Thaler von dem übrigen Gelde. Ich bat ſie,
daß ſie mir etliche Briefe an ihren Correſpondenten
nach Siberien, von dem ich die Wechſel empfangen,
beſtellen ſollten. Sie ſagten mir, daß drey von
ihnen ihrer Geſchäffte wegen ſelbſt nach Tobolskoy
reiſen würden, und wenn ich mich zween Monate
hier aufhalten könnte: ſo wollten ſie mir durch die
Antwort beweiſen, ob ſie ihr Wort gehalten hätten.
Ich ſchrieb an meinen Freund; doch ehe der Brief
fortgieng, ließ mich der Agent rufen, und ſagte mir,
daß er endlich ſo glücklich geweſen wäre, ſich um
ſeinen Landsmann verdient zu machen; ſeine Be-
freyung wäre in dem Senate unterzeichnet worden,
und er hätte das Verſprechen erhalten, daß Ste-
ley binnen drey oder vier Monaten aus Siberien

zurückgebracht und frey gelassen werden sollte. Ich dankte dem Agenten nicht anders, als ob er mir diese Wohlthat selbst erwiesen hätte, und eilte, meinem Freunde diese freudige Nachricht zu melden. Die Juden reisten ab, und ich war wirklich wegen Steeleys Ankunft zu erwarten. Doch die Liebe siegte über die Freundschaft, und das Verlangen, euch zu suchen, machte mir meinen Aufenthalt in Moskau unerträglich. Ich wollte fort, ohne zu wissen wohin. Der Handel in die Schwedischen Lande war noch verboten. Ich wollte nach Dännemark, weil ich mir einbildete, daß ihr euch vielleicht dahin gewendet haben würdet; allein Tompson beredete mich, daß ich mit einem holländischen Schiffe, dessen Ladung er in Commission hatte, und das in Archangel seegelfertig lag, nach Holland gehen sollte. Er gab mir eine Addresse an den Kaufmann mit dem die Waaren des Schiffs gehörten, und versprach mir, daß er die Briefe von Steeleyn an ihn einschlagen wollte; ich aber sollte bey diesem Manne die Nachricht zurück lassen, wo ich mich von Holland aus hinwenden würde, damit mich Steeley bey seiner Zurückkunft zu finden wüßte. Ich ging also in der sechsten Woche, nach meiner Ankunft in Moskau, mit dem Schiffe fort, das mich so unvermuthet und glücklich zu euch gebracht hat. Ehe ich Moskau noch verließ: so gab ich Tompson funfzig Thaler, um sie nach meiner Abreise unter etliche von meinen gefangenen Landsleuten auszutheilen.

Dieß

Dieß ist das meiste von dem, was mir mein Gemahl, über seine schriftlichen Nachrichten, von einem Aufenthalte in Siberien erzählt hat. Ich habe es hin und wieder zusammen gezogen, und das, was zur Geographie oder zur Historie dieses Lands gehört, mit Fleiß übergangen, weil ich keine Reisebeschreibung machen wollen. Es hat sich auch seit der Zeit in diesem Reiche vieles verändert, besonders seit der Erbauung der Stadt Petersburg und den großen Anstalten Peters des Ersten, die so wohl in die Natur des Landes, als in die Gemüthsart der Einwohner, einen großen Einfluß gehabt haben.

Ich eile nunmehr zu dem letzten Perioden dieser Geschichte, nämlich zu dem, was nach der Rückkunft meines Gemahls erfolgt ist. Wir lebten in unserer zweyten Ehe, wenn ich so reden darf, vollkommen zufrieden, und mein Gemahl schmeckte auf sein erlittenes Ungemach die Freuden der Liebe und der Ruhe gedoppelt. Er blühete in meinen Armen wieder auf, und bekam die erste Lebhaftigkeit wieder, von der ihm das Unglück einen großen Theil entzogen hatte. Die ersten Monate verstrichen und in der Gesellschaft der Caroline und des Herrn R... meistens unter wechselseitigen Erzählungen. Nichts war kläglicher, als da ich ihm einsmals meine Heirath und die Geschichte meiner Ehe mit dem Herrn N.. und zwar in dem Beyseyn desselben umständlich erzählen sollte. Der Graf hatte mich die ganze Zeit über bey der Hand, als wollte er mir

einen Muth einsprechen. Ich fieng die Erzählung mit vieler Dreiſtigkeit an. Ich war von der Liebe meines Grafen völlig überzeugt. Ich wußte, daß ich ihm niemals untreu geworden ſeyn würde, wenn ich nur die geringſte Nachricht von ſeinem Leben gehabt hätte. Allein alles dieſes langte nicht zu mich in meiner Erzählung zu unterſtützen. Ich wollte aufrichtig und doch auch behutſam ſprechen; und je mehr ich redte, deſto mehr fühlte ich, wie viel beleidigendes dieſe Geſchichte für den Grafen in ſich hatte, und wie viel kränkendes für mich und für den Herrn R**. Ich ward verzagt. Der Graf gab mir die theuerſten Verſicherungen, daß er durch nichts beleidiget würde; allein ich kam nicht weiter, als bis auf die Geburt meiner Tochter. Ich ſammelte alle meine Kräfte; ich fieng zehnmal wieder an; doch mein ganzes Herz weigerte ſich, mich fortfahren zu laſſen; ich ſchwieg. Nun, ſprach der Graf mit einer liebreichen Miene, dieſe kleine Marter, die ich euch itzt gemacht habe, das ſoll die Strafe für eure Untreue ſeyn, und umarmte mich. Und ihr, mein lieber R**, fuhr er fort, ſchlagt eure Augen immer wieder auf, und ſeht zu euerer Strafe eure vorige Gemahlinn in meinen Armen. Er küßte ihn, und ich mußte es auch thun. Nein, ſprach er, ſie hat euch geliebt, und ihr habt es verdient; und wenn ich ſterbe, ſo liebt ſie euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, ſondern nur das Unglück vorzuwerfen. Caroline, (ſie ſaß bey mir,) ſeht nur, wie euch meine Gemahlinn betrachtet.

Kam

kann sie sich wohl besser an mir rächen, als durch ihre Gegenwart?

Ich war unermüdet, dem Grafen alle die Augenblicke zu ersetzen, die er ohne mich zugebracht. Ich kam selten von seiner Seite, und sann bey jeder Gefälligkeit, die ich ihm erweisen konnte, schon auf eine neue. Wenn wir unser Herz ausgeredet hatten: so las ich ihm etwas vor, und wenn sich nicht mehr lesen konnte, so that ers. Diese glückliche Beschäfftigung mit dem Geiste der besten Scribenten, die der Graf so lange entbehrt hatte, nahm uns den grösten Theil des Tages weg, und breitete ihr Vergnügen über unsere Gespräche, über unsere Mahlzeiten und über alle unsere Zärtlichkeiten aus. Wir hielten keine Gesellschaften, und fühlten doch nie die Beschwerlichkeit der Langenweile. Wenn wir mitten in unsern Vergnügungen recht empfindlich gerührt seyn wollten: so dachten wir unserm Schicksale nach. Diejenigen, die niemals unter grossen Unglücksfällen geseufzt haben, wissen gar nicht, was für eine Wollust in diesen Betrachtungen zu finden ist. Man entkleidet sich in solchen Augenblicken von allem seinem natürlichen Stolze; man sieht, indem man sein Schicksal durchschaut, sein Unvermögen, sich selber glücklich zu machen, und überläßt sich den Entzückungen der Dankbarkeit, die uns nicht länger wollen nachdenken lassen. Der Graf setzte zuweilen ganze Tage zu dieser Absicht aus, und wandte sie zu Werken der Guthätigkeit an. Er erkundigte sich nach elenden und unglückli-

chen Personen; mit Einem Worte, Arme, Kranke und Gefangne an diesen Tagen zu erquicken und aufzurichten zu lassen, das war seine Zufriedenheit. Er ließ er auch einige von denen, die schon unter das Elende grau geworden waren, zu sich rufen, und zu einem Tische zusammen speisen. Es war ihm freylich lieb, wenn er wußte, daß es Leute waren, welche die Gutthat verdienten; allein er stellte deswegen nicht die strengsten Untersuchungen an. Vielleicht, sprach er, lassen sie sich durch die Wohlthaten bessern, wenn sie boshaft gewesen sind; laßt sie auch der Wohlthat unwerth seyn: sie sind doch Menschen. Wenn er hörte, daß sie mit dem Essen bald fertig waren: so gieng er zu ihnen, und ließ sich ihr Schicksal erzählen. Fand er eine Person darunter, die ein edles Herz hatte: so nahm er sich ihrer insbesondre an. N. . war sein Gehülfe in dieser Tugend, und wem sie beide nicht als Wohlthäter dienen konnten, dem dienten sie doch als vernünftige Rathgeber. Wir fuhren gemeiniglich an diesen Tagen etliche Stunden in die Felder, oder in die Gärten, spatzieren. Einmal hörten wir des Abends, indem wir bey dem Mondenscheine durch die Wiesen giengen, und den Wagen am Wege halten ließen, ein jämmerliches Gewinsel. Wir näherten uns ungeachtet des tiefen Grases dem Orte, wo der Schall herkam, und fanden eine junge Weibsperson, welche die Schmerzen der Geburt kaum überstanden hatte, und in einem hülflosen Zustande da lag. Herr R. ., der bey uns war,

fuhr

her den Augenblick in das nächste Landhaus, um
n Weib und andere Bedürfnisse für die Geburt
rbey zu holen, und ich machte mich indessen um
e Unglückliche so verdient, als es die Nothwen-
gkeit erforderte. Ich konnte aus ihrem Anzuge
hließen, daß sie keine der Vornehmsten und keine
er Geringsten war; und ihre Jugend und ihre gute
ildung war genug, uns einen Theil von ihrem
Schicksale zu erklären, weil sie selbst nichts, als et-
che unvernehmliche Worte, hervorbringen konnte.
Herr N.. kam mit einigen Weibern zurück, und
wir ließen die unbekannte Elende auf unserm Wa-
gen in das nächste Dorf bringen, und kehrten zu
Fuße in die Stadt. Nun, sprach der Graf, indem
wir zurückgiengen, dieser Spaziergang ist viel werth.
Wie schön wird sichs in den Gedanken einschlafen
lassen, daß wir zwoen Personen das Leben auf ein-
mal erhalten haben! Das arme Mädchen ist ver-
muthlich aus Furcht der Schande von ihrem Ge-
burtsorte geflüchtet. Wer weis, welcher Betrüger
sie unter dem Versprechen der Ehe um ihre Unschuld
gebracht hat. Ich fuhr mit anbrechendem Tage
nebst Carolinen auf das Dorf, und wir fanden die
Unglückliche, mit ihrem Kinde auf den Armen, in
Thränen zerfließen. Sie war nicht allein wohl
gebildet, sie war ausnehmend schön, und eine ge-
wisse schamhafte Miene entschuldigte ihren Fehler
zum voraus. Die Liebe, sprach sie, oder vielmehr
ein Liebhaber hat mich unglücklicher gemacht, als
ich zu seyn verdiene. Ich habe mich mit ihm seit

zwey Jahren versprochen; allein ein bejahrter Vormund, unter dem ich stehe und der mir sein eigen Herz aufdringen wollte, hat unsre Verbindung verhindert. Mein Bräutigam, eines Pachters Sohn bey Leiden, hat mich mit meinem Willen entführt, und mir versprochen, sich im Haag mit mir niederzulassen und die Handlung zu treiben. Als wir gestern Morgens in die Gegend kamen, wo ihr uns angetroffen, sah ich mich durch eine Unpäßlichkeit genöthiget, vom Wagen abzusteigen. Mein bis hahin getreuer Liebhaber führte mich in dem Felde herum, um mich durch die Bewegung wieder zu mir selber zu bringen. Ich mußte mich endlich niedersetzen, und sobald er sah, was mir für ein Schicksal bevorstund, verließ mich der Boshafte unter dem Vorwande, mir jemanden zu Hülfe zu rufen. Ich habe also den ganzen Tag auf seine Zurückkunft vergebens gewartet, und bin mehr durch das Entsetzen über seine Untreue, als durch die unglückliche Frucht meiner Liebe, in den sinnlosen Zustand gekommen, in dem ihr euch gestern meiner so großmüthig angenommen. Man kann keine größre Bosheit begehen, als er an mir begangen hat. Er hat mir mein Geschmeide, das mein ganzer Reichthum war, und das wir im Haag zu Gelde machen wollten, mitgenommen. Dennoch hasse ich ihn noch nicht, ja ich würde es ihm mit Freuden vergeben, daß er mich mit der Gefahr meines Lebens verlassen hat, wenn ich nur wüßte, daß es ihn reute. Ich suchte sie zu beruhigen und versprach ihr, wenn

ihr

yr Liebhaber binnen acht Tagen nicht wieder käme, e zu mir zu nehmen und sie und ihr Kind zu verorgen. Er kam nicht, und ich erfüllte mein Wort, ind ließ das Kind auf dem Dorfe erziehen.

Der Graf war nunmehr ein halb Jahr lang bey nir, und hatte nicht das geringste Verlangen, in sein Vaterland zurück zu kehren, wenn ihm auch die Erlaubniß dazu wäre angeboten worden. Ueber dieses wußte er, daß der Prinz, dem er sein Unglück zu danken hatte, noch lebte, und bey dem Könige in dem größten Ansehen stund; und was brauchte er mehr, als dieses zu wissen, um an keine Rückkehr zu denken? Aber daß Steeley nicht kam, und daß er, auf alle seine Briefe an ihn, noch nicht die geringste Antwort erhalten, dieses beunruhigte ihn desto mehr. Von Steeleys Vater hatte er zwar aus London schon vor etlichen Monaten die Nachricht bekommen, daß sein Sohn durch die Bemühungen des Englischen Gesandten, und durch ein Strafgeld von etlichen tausend Thalern, seiner Verweisung nach Siberien erlassen worden wäre, von ihm selbst aber hätten er und seine Landsleute in Moskau keine Briefe. Indessen daß der Graf vergebens auf Steeleyn hoffte, begegnete ihm ein andrer vergnügter Zufall. Er war eine Stunde vor der Mahlzeit, wie er zu thun pflegte, mit dem Herrn R.. auf das Caffehaus gegangen, wo die meisten Fremden einzusprechen pflegten. Kurz darauf ließ er mir sagen, er würde mir einen Gast mitbringen, für den ich ein Zimmer zurechte machen lassen

sollte. Er kam; und der Gast war der ehrliche Jude, der ihm in Siberien so viele Menschenliebe erwiesen, und den seine Geschäffte nach Holland zu gehen genöthigt hatten. Mein Gemahl war ausserordentlich erfreut, daß er diesem wackern Mann einige Gefälligkeiten erzeigen konnte, und er selbst war eben so froh, daß er meinen Gemahl so unvermuthet und so glücklich angetroffen. Er überreichte mir den Brief aus Siberien, den ich schon eingerückt habe, und versicherte mich, daß er sich in Liefland und Dännemark sehr sorgfältig nach mir erkundigt, und doch nicht das geringste von meinem Aufenthalte hätte erfahren können. Sein Herz war wirklich seiner ehrlichen und einfältigen Miene gleich, und seine Sitten gefielen durch sein Herz. Er war schon bey Jahren, und sein grauer Bart und sein langer pohlnischer Pelz gaben ihm ein recht ehrwürdiges Ansehen. Die freundschaftliche Art, mit der wir mit ihm umgiengen, und ihm unsere Erkenntlichkeit zu bezeugen suchten, rührte ihn annehmend. Als wir das erstemal von der Tafel aufstunden: so ward der gute Mann ganz betrübt. Mein Gemahl fragte ihn um die Ursache. Ich sprach der Alte, wenn ich nur so glücklich seyn könte, noch etliche Stunden bey ihnen zu bleiben! Ich habe mein Tage kein solch Vergnügen gehabt, und niemand ist noch so großmüthig mit mir umgegangen, als sie thun. Der Graf nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in das Zimmer, das für ihn zubereitet war. Seht ihr, sprach er, meine Gemahlin

ahlinn giebt euch ihr beſtes Zimmer ein. Glaubt r nun wohl, daß ihr uns angenehm ſeyd? Ihr ärft nicht daran denken, uns unter acht Tagen zu erlaſſen. Nicht wahr, ich wohne hier beſſer, als n Siberien? Dort habt ihr mich bedienet, und ier wollen ich und meine Gemahlinn euch bedienen. Wir thaten es; und wir alle, Caroline ſowohl als R. . ., beſtrebten uns recht, dieſe acht Tage unſerm Gaſte zu Tagen des Vergnügens zu machen. Wenn die Sonne unterging, ſchlich er ſich in ſein Zimmer, und blieb meiſtens eine halbe Stunde aus. Wir fragten ihn, als dieſes etliche mal geſchah, um die Urſache, und er wandte allerhand kleine Verrichtungen vor, bis ihn endlich Herr R. . . einmal überraſchte, und auf den Knien betend fand. Als dieſe acht Tage unter tauſend kleinen Vergnügen verſtrichen waren, ſo bat er uns, unſere Wohlthaten einzuſchränken, und ihn wieder fortreiſen zu laſſen. Er verließ uns einen Tag, um ſeine Geſchäfte zu beſorgen, und kam den andern wieder, um Abſchied von uns zu nehmen. Nun, ſprach er, will ich mit Freuden fortreiſen, Herr Graf, und Gott auf meiner Reiſe danken, daß ich ſie angetroffen habe. Ich bin alt, und ich werde ſie alle in dieſer Welt wohl nicht wiederſehen. Ich habe keine Kinder, und wenn ich nicht bey meinem Weibe ſterben wollte: ſo würde ich mich auf meine alten Tage hier niederlaſſen. Wir nahmen alle als von einem Vater Abſchied von ihm. Ach Herr Graf, fieng er endlich ganz furchtſam an, ſie haben

mich

mich für meine Dienste reichlich belohnet; aber ich bin gegen sie noch nicht dankbar genug gewesen, daß sie mir das Leben mit ihrer eignen Gefahr erhalten haben. Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen. Ich habe hier in der Bank ein Capital von zehntausend Thalern zu heben. Erlauben sie mir die Freude, daß ichs ihrer kleinen Tochter schenken darf, und nehmen sie den Schein von mir an. Wir versicherten ihn, daß unsere Umstände so beschaffen wären, daß wir nicht Ursache hätten, ihm einen Theil von seinem Vermögen zu entziehen; allein er beklagte sich, daß wir seine Gutwilligkeit verachten wollten, und zwang uns, das Geschenk anzunehmen. Er gieng darauf zu unserer Tochter, und knüpfte ihr noch ein sehr kostbares Halsband um den Hals. Er beschenkte auch das unglückliche Mädchen, das ich zu mir genommen hatte, sehr reichlich, und eilte alsdann, was er konnte, um sich seinen Abschied nicht noch saurer zu machen. Der rechtschaffne Mann! Vielleicht würden viele von diesem Volke beßre Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeit noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten, und sie nicht oft durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen. N.. begleitete den Alten etliche Meilen, und konnte gar nicht aufhören, seinen uneigennützigen und großen Charakter zu bewundern. Unter allen Merkmalen der Freundschaft, die wir ihm erwie-

sen,

n, rührte ihn nichts so sehr, als dieses, daß ihn er Graf abmalen und das Bild in seine Stu irstube setzen ließ.

Auf diese Freude folgte in einigen Wochen ine noch größere und eben so unvermuthete. An reas, Carolinens Bruder, war gewohnt, alle Jahre einen Geburtstag zu feyern. Er kam einstens ehr frühe zu uns, und sagte, weil er genöthiget ödre, auf etliche Wochen zu verreisen, und weil ein Geburtstag morgen einfiele: so wollte er ihn heute feyern und uns bitten, uns zugleich mit ihm auf eine Gondel zu setzen, und einmal einen ganzen Tag in seinem Hause zuzubringen. Wir ließen es uns gefallen, und weil wir bey dem Thee gleich mit dem Briefe beschäfftigt gewesen waren, den mir der Graf durch den Juden aus Siberien geschickt: so baten wir den Andreas, uns nur so lange Zeit zu lassen, bis ich diesen Brief vollends laut herge lesen, und der Graf uns das, was wir noch um ständlicher wissen wollten, erzählt hätte; denn Ca roline und N.. saßen bey uns. Ach, schrie er ganz ängstlich, das könnt ihr in meinem Hause auch thun; nehmet den Brief mit, und verderbet mir meine Freude nicht, oder ich reise gleich heute fort, und tractire euch gar nicht. Dieses treuherzige Compliment nöthigte uns, ihm gleich zu folgen. Al les war in seinem Hause wider seine Gewohnheit aufgeputzt, und wir konnten uns in seine großen Anstalten gar nicht finden. Ich weis nicht, sprach Caroline, was ich von meinem Bruder denken soll.

Wenn

Wenn nur nicht etwan aus dieſem Geburtstage ein Hochzeittag wird. Er thut mir zu froh und zu geheimnißvoll. Wir ſcherzten mit ihm darüber, als er uns den Thee auftrug, und er lachte auf eine Art, als ob er es gern ſähe, daß wir ſeine kleine Liſt erriethen. Leſet nur euren Brief vollends durch, fieng er an, ich will indeſſen meine Braut holen, oder wenigſtens meinen Flaſchenkeller zurechte machen. Er gieng in das Nebenzimmer, und wir vertieften uns wieder in den Brief. Ich fragte nach tauſend Kleinigkeiten, welche die Gemahlinn des Gouverneurs angiengen, deren Brief an ihre Stiefſchweſter nach Curland, mein Gemahl wieder zurück bekommen hatte, weil ſie todt war. R.. wollte immer mehr von der wunderlichen Gemüthsart des Gouverneurs wiſſen, und Caroline blieb bey aller Gelegenheit bey Steeleyn ſtehen. Andreas trat aus der Nebenſtube wieder herein, als wollte er uns zuhören. Habe ich ihn euch denn noch nicht genug beſchrieben? ſagte mein Gemahl zu Carolinen. Habt ihr euch denn gar in ihn verliebt? Freylich ſah er vortheilhaft aus, ſonſt würde ihm das Coſakiſche Mädchen nicht ſo gut geweſen ſeyn. Er hatte große ſchwarze Augen, wie ihr, und .. Indem öffnete Andreas, der nah an der Thüre ſtund, das Nebenzimmer und rief, nach ſeinen Gedanken, ganz ſinnreich: ſah er etwan wie dieſer Herr aus? und in dem Augenblicke ſtund Steeley vor uns. Der Graf zitterte, daß er kaum von dem Seſſel aufſtehen konnte, und wir ſahen ihren

r Umarmungen mit einem freudigen Schauer lange
t. . Nun, schrie endlich Steeley, nun sind wir
ir alle unser Elend belohnet, und riß sich von dem
Grafen los, und ich eilte ihm mit offenen Ar-
ten entgegen. Ach Madame, fieng er an, ich . .
h . . ja, ja sie sind es . . und das war sein ganz
s Compliment. Der Graf kam auf uns zu, und
ir umarmten uns alle drey zugleich. O was ist
as Vergnügen der Freundschaft für eine Wollust,
nd wie wallen empfindliche Herzen einander in so
lücklichen Augenblicken entgegen! Man sieht ein-
nder schweigend an, und die Seele ist doch nie be-
edter, als bey einem solchen Stillschweigen. Sie
agt in einem Blicke, in einem Kusse, ganze Reihen
on Empfindungen und Gedanken auf einmal, ohne
e zu verwirren. Caroline und der Herr R . .
heilten ihre Freude mit der unsrigen, und wir tra-
en alle viere um Steeleyn, und waren alle Ein
Freund. Dem Andreas mochte unsere Bewillkom-
mung zu lange dauern; er zog mich und Carolinen
bey Seite. Ihr Leute, sprach er ganz bestrafend,
vergeßt doch nicht, daß ihr Frauenzimmer seyd
und . . Setzt euch alle nieder, sonst muß ich den
ganzen Tag euern Umarmungen zusehen. Thut es,
wenn ich nicht dabey bin. Wir wollen heute lu-
stig und nicht so niedergeschlagen seyn. Und damit
mußten wir uns niedersetzen. Herr Graf, fuhr er
darauf fort, habe ichs nicht listig gemacht? Wir
merkten, daß er für seine Erfindung belohnt seyn
wollte, und er war es werth, daß wir ihm unser

eigen Vergnügen etliche Minuten aufzuopfern. Ihr Gemahl hatte schon zehen Fragen an Steeley gethan; allein Andreas ließ ihn zu keiner Erzählung kommen. · Seyd doch zufrieden, sprach er, daß ihr ihn habt, und daß ich ihn euch geschafft habe. Ihr sollt ihn auf den Abend mit zu euch nehmen, alsdann könnt ihr mit einander reden, bis wieder auf meinen Geburtstag. Itzt will ich das Vergnügen haben, daß ihr bey mir recht aufgeräumt seyn und recht laut werden sollt. Wir wünschten unsrerseits alle, von unserm gebieterischen und uns so unerträglichen Wirthe bald entfernt zu seyn; allein wir mußten uns ihm aus Dankbarkeit Preis geben, und Steeley schien selbst itzt keine Lust zu haben, uns seine Begebenheiten zu erzählen, außer daß er den Tod des Gouverneurs etlichemal erwähnte. Und von seiner Gemahlinn, fuhr er zum Grafen fort, habe ich einen Brief an euch. Die großmüthige Seele! Ich will euch den Brief aus meinem Coffer langen. Er gieng und Andreas mit ihm. Wir waren alle zufrieden, daß uns Steeley einige Augenblicke verließ, nur damit wir das Verlangen befriedigen könnten, einander unsre Lobsprüche von ihm mitzutheilen. Ist er meiner Liebe werth, sprach der Graf zu mir, und gefällt er euch? Caroline ließ mich nicht zum Worte kommen. Herr Graf, rief sie, ihre Gemahlinn kann nicht urtheilen, sie ist nur von ihm eingenommen. Fragen sie doch mich, ich wills ihnen aufrichtig sagen, ich und das Mädchen in Sibirien, wir · · Hier trat Steeley, mit einem Frauenzimmer

immer an der Hand, herein, aus deren Gesichte Anmuth und Freude lachten. Sie gieng in Anzug-kleidern, und jeder Zug in ihrer Bildung war ein Abdruck der Gefälligkeit und der Liebe. Ach Gott! rief der Graf, wen sehe ich? Ist es möglich, Madame? oder betrügen mich meine Augen? das ist zu viel Glück auf Einen Tag! Madame, redete mich Steeley an, indem ich noch vor Erstaunen immer auf einer Stelle stund: Hier bringe ich ihnen meine liebe Reisegefährtinn, und bitte für sie um ihre Freundschaft. Ich wußte noch nicht, wen ich umarmte, oder wollte es doch nicht so bald wissen, um mein Vergnügen zu verlängern. Sie selbst schien mich aus eben der Ursache in der Ungewißheit zu lassen. Glaubt es doch, rief mir endlich mein Gemahl zu, sie ist es, der ich meine Befreyung zu danken habe; sie hat mich euch wieder gegeben. Ja, Madame, fieng sie an, für diesen Dienst suche ich itzt die Belohnung bey ihnen, und ich bitte nicht um ihre Freundschaft, sondern ich fordre sie von ihnen. Ist es ihnen denn recht lieb, daß sie mich sehen? Ja, ich sehe es, sie fühlen eben so viel, als ich, daß ich sie nunmehr kenne. Ach, Herr Graf, also sind wir nicht mehr in Siberien? Wie viel habe ich ihnen zu erzählen! Ihr Freund, den sie mir hinterlassen haben, hat mir viel zuwider gethan, (hier sah sie Steeleyn mit dem zärtlichsten Blicke an,) und . . er mag es ihnen selber sagen. Aber, fieng sie ganz sachte zu meinem Gemahle an, wer ist das Frauenzimmer und der Herr? (sie meynte Carolinen;

und R . . .) Der Graf erſchrack und wußte nicht, was er in der Eil ſagen ſollte. Sie ſind . . ſie ſind unſre Freunde und auch die ihrigen. Ich nahm darauf Carolinen bey der Hand, und führete ſie zu ihr, und der Graf that mit R . . eben das. Sie glaubten, daß Andreas das Geheimniß vor unſrer Zuſammenkunft ſchon verrathen hätte: denn die Verſchwiegenheit war ſeine Sache nicht. Allein er hatte, entweder um uns zu ſchonen, oder weil er nicht daran gedacht hatte, geſchwiegen. Er hatte nicht die Geduld gehabt, unſere Bewillkommung ganz anzuhören. Itzt kam er wieder herein, und half uns zum Theil aus unſrer Verwirrung. Das iſt, fieng er zu der Fremden an, das iſt meine liebe Schweſter. In dem Augenblicke gieng R . . mit niedergeſchlagenen Augen aus der Stube, weil er glaubte, daß Andreas auch von ihm anfangen würde. Geht nicht, rief ihm dieſer nach, ich will nichts ſagen. Der Herr Graf wird es ſchon ſelbſt erzählen. Ach, mein lieber Graf, ſprach Steeley, was iſt das für ein Geheimniß? Darf ichs und die Madame nicht wiſſen? Wer iſt der Herr R . .? Er iſt einer von meinen älteſten Freunden, und wenn ich ihnen alles ſagen ſoll . . hier ſahe er mich an und ſchwieg. Er war mein Gemahl, ſprach ich zu meiner neuen Freundinn, ehe ich wußte, daß mein Graf noch lebte. Sie haſſen mich doch deswegen nicht? Nein, Madame, ich verdiene ihr Mitleiden, und mein Graf . . dieſer liebt euch, fuhr er fort, eben ſo zärtlich, als jemals. Sie ſah mich beſchämt und

llte, mir durch eine mitleidige Umarmung dieſe traus
igen Augenblicke zu verkürzen. Steeley ſchien
irklich bey dieſer Nachricht etwas von ſeiner Hoch-
chtung gegen mich zu verlieren. Er ſah bald mich,
ald den Grafen, an. Iſt ſie denn nicht mehr eure
Gemahlinn? ſprach er ganz heftig. Sie iſt meine
Gemahlinn, antwortete ihm der Graf; beunruhigt
uch nicht. Ich weis, daß ihr mich liebt, und mir
at zu meinem Glücke nichts als der heutige Tag
efehlt. Hierauf gieng unſre Freude, wie vom
euen, an.

Unſer ſtürmiſcher Wirth nöthigte uns alsbald
ur Mahlzeit. Ein jedes Wort von uns war eine
iebkoſung, und anſtatt zu eſſen, ſahen wir einan-
er an. Madame, fieng endlich Steeley zu mir an,
hre Augen fragen mich alle Augenblicke etwas. Be-
neiden ſie mich etwan wegen meiner liebenswürdi-
gen Reiſegefährtinn? Oder wollen ſie wiſſen, warum
ie nach Holland gegangen iſt? Sie will die Juwe-
en wieder holen, die ſie dem Herrn Grafen in Si-
erien gegeben hat. Wir erfuhren in Moskau, daß
vir ihn hier finden würden, und ſie wird ſo lange
ey ihnen bleiben, bis ſie erſetzt ſind. Ja, ſprach
ch, wir ſind dazu verbunden; aber warum nehmen
ie ſich der Madame ſo eifrig an? Erfordert dieſes die
pflicht der Reiſegeſellſchaft? Sie hören wohl, ver-
etzte ſie, daß er das Geheimniß meiner Reiſe gern
ntdeckt wiſſen will, ich ſoll ihnen ſagen, daß ich ihn
iebe, und daß ich ihn aus Liebe hieher begleitet ha-
e. Er verdient und beſitzt mein Herz, und ihm

meine Hand zu geben, habe ich bloß auf ihre Gegenwart verspäret. Steeley stund auf und umarmte sie. Also sind sie meine Braut? rief er. Ja sagte sie, und um es zu werden, würde ich noch eine See durchreisen. Und ihnen, mein lieber Herr Graf, ihnen bin ich mein Glück schuldig, denn ohne sie würde ich meinen Geliebten nie haben kennen lernen. Sie haben mir ihn in ihrem ersten Gespräche mit mir so edel beschrieben, daß ich ihm gewogen war, ehe ich ihn sah. Die Vorsehung hat mir mein Unglück durch ihn belohnt, und ich will das seinige durch meine Liebe belohnen. Ich bleibe bey ihnen; und sie, Madame, sollen das Recht haben, unsere Verbindung zu vollziehen, und einen Tag zu unserer Vermählung anzusetzen, welchen sie wollen. Ich will meinen künftigen Gemahl von ihren Händen empfangen: und ich, sprach der Graf, meine Gemahlinn von den ihrigen. Ich will mir sie, da ich die zweyte Ehe mit ihr angefangen habe, auch noch einmal vermählen lassen, und dieses soll an dem Tage geschehen, da sie ihre Verbindung vollziehen. Amalia, so hieß Steeleys Braut, ließ darauf einen Pokal und einen Flaschenkeller Wein aus ihrem Zimmer langen. Kennen sie das Glas, Herr Graf? Daraus habe ich ihnen in Siberien die Gesundheit ihrer Gemahlinn zugetrunken. Und aus diesem Glase und von dem Weine, der nicht weit von diesem Lande gewachsen ist, wollen wir sie zum andern male in Holland trinken. O wie gut wird mirs schmecken! Sie trank und reichte mirs. Ich

ich das Glas und den Wein an, und sah meinen Gemahl zugleich in Siberien und in den unglücklichsten Umständen von einer großmüthigen Seele bedauert und geschützt; ich sah sie an und trank, und Thränen fielen in den Wein. Kein Wein hat mir in meinem Leben so gut geschmeckt, als dieser. Wir schwiegen vor Vergnügen alle still, bis Andreas endlich unser Stillschweigen unterbrach. Aber, Madame, fieng er lachend an, wie sah denn der Herr Graf damals aus, da er als ein Gefangner vor ihnen stund? Sah er vornehm oder nicht? Sah er traurig? Seine Miene, sprach sie, richtete sich nach der Art, mit der ich mit ihm redte. Wenn ich ihn recht freundschaftlich bedauerte: so sah er mich zur Dankbarkeit sehr demüthig an; und wenn ich einen Augenblick unempfindlich gegen sein Elend schien: so warf er mir mein kaltes Herz mit einer stolzen Miene vor, die mich leicht errathen ließ, daß er aus Unschuld unglücklich und im Elende auch noch groß gesinnt war. Aber wie war er gekleidet? Schlechter, als ich wünschte. Ein deutsches Unterkleid, sehr abgenutzt, und ein schwarzer russischer Pelz und ein paar Halbstiefeln waren sein Staat. Sein kurzes aufgelaufnes Haar gab indessen seinem Gesichte, bis auf etliche Spuren von Kummer, die aus seinen Augen nicht vertrieben werden konnten, ein unerschrocknes Ansehen. Nie war er beredter und in meinen Augen größer, als da er von seiner Gemahlinn sprach; und ich that von diesem Augenblicke an heimlich ein Gelübde, ihm die Freyheit

auszuwirken. Aber ihr verstorbener Gemahl und der Herr Graf, sprach Andreas, waren wohl nicht allezeit die besten Freunde? Was dieser gethan hat, das bitte ich dem Grafen itzt ab. Ich vergeben ihm die Fehler seiner Gemüthsart und seines Volks, die ich, ungeachtet seiner Neigung gegen mich, mehr als sie, empfunden habe. Unsre Ehe war ein Bündniß, daß der Hof schloß, und das ich aus Gehorsam nicht ausschlagen durfte. Indessen ehre ich sein Andenken; so wie ich mein Schicksal an seiner Seite geduldig ertragen und mir, wenn ichs sagen darf, vielleicht durch meine Geduld ein bessers verdient habe.

Andreas ward zu unserm Glücke durch seine Geschäffte von uns gerufen, und seine Abwesenheit ließ uns vertraulicher werden. Steeley wollte den Grafen erzählen, was seit seiner Abreise aus Tobolskoy vorgegangen; allein er stund alle Augenblicke vor gar zu großer Empfindung still, und wir waren zufrieden, daß wir diesesmal das Wichtigste von dem erfuhren, was uns Amalie nachdem umständlicher auf folgende Art erzählt hat.

Wenig Tage nach des Herrn Grafen seiner Abreise, fieng sie auf unser Bitten an, starb mein Gemahl an dem zurückgetretenen Podagra. Ich berichtete seinen Tod nach Hofe, und bat zugleich um die Erlaubniß, nach Moskau zurückzukehren. Die Gewalt, die ich bis zur Ernennung eines neuen Gouverneurs in den Händen hatte, gab mir Gelegenheit, verschiedene harte Verordnungen aufzuhe-

n, die mein Gemahl in Anſehung der Gefange
n ergehen laſſen. Ihrem zurückgelaſſenen Freun
e, Herr Graf, konnte ich mehr Bequemlichkeit ver
haffen. Ich befahl dem Juden, ihn mit allem zu
erſorgen, was er nöthig hätte, und ließ ihn muth
aßen, als ob er ein Anverwandter von mir wäre.
amals waren meine Wohlthaten wohl bloße Wir
ungen des Mitleidens. Ich hatte ihn nicht mehr,
ls einmal, und noch dazu in den traurigſten Um
ſänden geſehen, als er auf ihre Fürbitte durch mei
en Gemahl nach Tobolskoy zurückberufen ward.
Ich hörte es gern, wenn mir der Jude ſeine Dank
ſagung für meine Fürſorge überbrachte; und was
ich nicht wohl durch Befehle ausrichten konnte, das
mußte der Jude durch das Geld, das ich ihm gab,
bey den Unteraufſehern zu bewerkſtelligen ſuchen.
Er war in ein beſſer Behältniß gebracht, und ich
hatte ſchon allerhand Mittel ausgeſonnen, wie ich
ihm bey meiner Rückreiſe nach Moskau dieſe erträg
lichen Umſtände dauerhaft machen wollte. Unge
fähr nach vier Wochen kam ein Befehl an meinen
verſtorbenen Gemahl, daß Steeleyn frey ſeyn, und
bey der erſten Gelegenheit, die man ihm verſchaffen
könnte, mit einem Paſſe verſehen, und für ſein
Geld fortgebracht werden ſollte. Ich ließ den Mor
gen darauf den Juden zu mir kommen, und ſagte
ihm, daß er Steeleyn eiligſt zu mir bringen ſollte,
und daß ich unter der Zeit, da er ihm dieſes mel
dete, die Wache nachſchicken wollte, ihn abzuholen.
Er kam, und ich ließ ihn nebſt dem Juden zu mir

ins Zimmer treten. Er ſtattete mir die Danksagung für meine bisherige Fürſorge auf eine ſehr ehrerbietige und gefällige Weiſe ab, und blieb an der Thüre des Zimmers ſtehen. Ich fragte ihn, ob er keine Nachricht von dem Grafen hätte? ob er mit ſeinen Umſtänden zufrieden wäre? Er beantwortete das erſte mit einem traurigen Nein, und das andere mit einem gelaſſenen Ja. Ich bat ihn, mir eine kurze Erzählung von ſeinem Schickſale zu machen. Er that es, und je mehr er redte, deſto mehr nöthigte er mir, durch ſeine Worte und durch ſeine Mienen, Aufmerkſamkeit und Hochachtung ab. Er ſah weit beſſer aus, als vor zwey Jahren, und ich weis nicht, ob ich mirs beredte, oder ob es wahr war, daß ihm der Siberiſche Pelz recht ſchön ließ. Ich hörte aus ſeiner Art zu reden nunmehr ſehr wohl, daß er ein edelmüthiges Herz hatte; und wenn ich ja noch einige Augenblicke daran gezweifelt hatte: ſo war es vielleicht deswegen geſchehen, weil ich bey meinem Zweifel gern widerlegt ſeyn wollte. Der Graf, dachte ich, hat Recht, daß er ihn ſo ſehr liebt, und ſo ſehr für ihn gebeten hat. Er verdient Hochachtung und Mitleiden; und es iſt deine Pflicht, einem ſo rechtſchaffenen und unglücklichen Manne zu dienen. Ich merkte, je mehr er redte, daß etwas in meinem Herzen vorgieng; allein ich hatte keine Luſt, es zu unterſuchen, und ich hütete mich zugleich, mein Herz nicht zu ſtören. Ich nannte meine Regungen bey mir ſelbſt Wirkungen ſeiner Unglücksfälle, und ſetzte mich in Gedanken nieder, und ließ ihn lange

fort-

ortreden, ohne ein Wort zu ſagen. Als er mir die Grauſamkeit erzählte, die man in der Stadt Moskau an ihm und dem Sidne begangen: ſo fühlte ich weit mehr, als da ſie mir der Graf erzählt hatte. Es war mir unmöglich, die Thränen zurück zu halten, und ich wollte doch auch nicht, daß er meine Wehmuth ſehen ſollte. Ich fragte ihn in der Angſt, wie alt ſein Vater wäre, und wie lange er ihn nunmehr nicht geſehen hätte, nur damit ich das Wort: der arme Mann! das mir mein Herz für ihn abnöthigte, nebſt einigen Thränen bey ſeinem Vater anbringen konnte. Ich führte ihn durch ziemlich neugierige Fragen in die Umſtände ſeiner Familie und ſeiner Jugend zurück. Er fieng endlich an, von der traurigen Begebenheit mit ſeiner Braut in Engelland zu erzählen, und ich ward ſo gerührt, daß ich recht gewaltſam von meinem Stul aufſprang, und ganz nahe zu ihm trat; vielleicht hatte ich das letzte ſchon gewünſcht. Er ward bey dieſer Erzählung ſehr weichmüthig, und endigte ſie mit einem Ach Gott! das mir durch die Seele gieng. Er ſchlug die Augen nieder, und es war mir nicht anders, als ob ich ſie ihm wieder öffnen ſollte. Er ſah mich endlich auf einmal mit einer klagenden Miene an, und ich erſchrack, als ob er mir ein Verbrechen vorrückte. Mein Herr, fieng ich an, ich will gleich weiter mit ihnen reden. Ich gieng in das Nebenzimmer, um den Befehl wegen ſeiner Befreyung zu holen. Ich ſuchte ihn lange vergebens, ob er gleich vor mir lag. Ich ſchämte mich vor mei-

ner Unruhe, und glaubte zu meinem Troſte, daß sie von den traurigen Erzählungen herſtammte, und die sie durch die Freude, die Steeley über seine Erlösung haben würde, ſich bald verlieren ſollte. Ich ſah in den Spiegel, ehe ich wieder in das andre Zimmer trat, und ich ſah jeden Blick die Unruhe meines Herzens verrathen. Ich hatte indeſſen bey aller meiner Unruhe noch die Geduld, etwas an meinem Kopfputze zu verbeſſern; und mitten in den Verlangen, Steeleyn ſeine Befreyung anzukündigen, überlegte ich noch, wie ſeine unglückliche Braut ausgeſehen hatte, und hielt ihr Bild im Spiegel gleichſam gegen das meinige. Ich bereitete mich auf eine kleine Anrede, und öffnete das Zimmer, und gieng auf Steeleyn zu. Ich fühlte, da ich anfangen wollte zu reden, daß mir der Athem fehlte, und daß ich die Worte nicht wieder finden konnte, die ich in meinem Gedächtniſſe geſammelt hatte. Ich that alſo an den Juden etliche gleichgültige Fragen, bis ich mich wieder erholte. Ich will nicht länger ungerecht ſeyn, fieng ich endlich an, und ihnen eine Nachricht vorenthalten, die ſie vielleicht ſchon lange zu hören gewünſcht haben. Verſtehen ſie Ruſſiſch? Er antwortete mir ängſtlich, ja, ja, und zitterte, und machte, daß ich einen kleinen Schauer fühlte. Ich ſetzte mich nieder, und bat ihn, daß ers auch thun ſollte. Er weigerte ſich, und ich hielt mich für verbunden, ihm ſelbſt einen Seſſel zu reichen, und mich dadurch an dem mir ſchon beſchwerlichen Ceremoniel zu rächen. Ich las ihm

ren Befehl vor, und sagte endlich zu ihm: von dieser Stunde an haben sie ihre Freyheit, und ich bin sehr vergnügt, daß ich die Person habe seyn sollen, die sie ihnen ertheilen muß. Sehen sie mich nicht als ihre Gebieterinn, sondern als ihre gute Freundinn, an. Er sprang vom Stule auf, und küßte mir mit einer unaussprechlichen Freude die Hand; ich ließ ihn diese Dankbarkeit sehr oft wiederholen, als fürchtete ich, ihn zu beleidigen, wenn ich die Hand zurücke zöge. Er stammelte etliche Worte vor Freuden hervor, und auch diese Sprache gefiel mir. Ich ließ dem Aufseher der Gefangenen Steeleys Befreyung gleich anzeigen, und die Wache, die ihn begleitet hatte, zurück gehen. Ich wollte ihnen, fuhr ich fort, gern mein Haus zum Aufenthalte anbieten, bis sie mit einer sichern Gelegenheit nach Moskau zurückkehren können; allein meine Umstände scheinen es zu verbieten. Der Jude wird ihnen schon eine Wohnung ausmachen. Sie dürfen um nichts bekümmert seyn, so lange ich noch hier bin. Er nahm Abschied, und ich sah in seinen Augen, daß er mir weit mehr zu sagen hatte, als er sagte, und kränkte mich, daß der Jude zugegen war. Diesem befahl ich, daß er nach der Tafel wieder zu mir kommen sollte. Also war dieser erste Besuch geendiget. Ich trat an das Fenster, und wollte ihm nachsehen, und ich fragte mich in diesem Augenblicke, warum ich dieses thäte; aber ich that es doch. Ich setzte mich zur Tafel und es reuete mich, daß ich ihn nicht bey mir behalten hatte. Der Jude blieb mir schon zu

lange,

lange, und ich hätte es ſicher genug wiſſen können, daß ich Steeleyn mehr als bedauerte; allein ich fand es für gut, mich zu hintergehen. Ich ſtellte mir vor, daß Steeley vielleicht mit einer Caravane handelnder Kaufleute, durch Hülfe des Juden, in wenig Tagen von hier abgehen könnte, und ich verwehrte es ihm in meinen Gedanken ſchon, und wünſchte, daß er in meiner Geſellſchaft möchte zurück reiſen können. Der Jude kam und verſicherte mich, daß er ſeinen Gaſt ſehr wohl aufgehoben, und ihn in das Haus gebracht hätte, das er meinem verſtorbenen Gemahle vor zwey Jahren abgekauft. Ich erſchrack über dieſe Nachricht, als ob ſie von einer Vorbedeutung wäre, und ich war zugleich mit ſeiner Anſtalt zufrieden. Ich rief den alten deutſchen Bedienten, der mir von Curland aus nach Moskau, und von Moskau nach Siberien gefolgt war, und den ich itzt noch bey mir habe, und befahl ihm, daß er mit dem Juden gehen, und ſehen ſollte, was der Herr, der heute aus dem Arreſte gekommen, in ſeiner Wohnung brauchte, weil er nach dem Befehle des Hofs bis zu ſeiner Abreiſe als eine Standesperſon verſorgt werden ſollte. Er kam wieder und ſagte mir, daß er bis auf das weiße Geräthe und eine Madratze zum Schlafen, mit den nöthigſten Möbeln verſehen wäre. Ich reichte ihm alles ſelbſt, was er forderte, und zwar von jeder Art das Koſtbarſte, und war unwillig, daß der Bediente nicht mehr verlangte. Ich ſagte ihm, daß er die Stücke genau zählen ſollte, damit keines verloren gienge,

und mein Herz wußte doch nicht das Geringste von dieser wirthschaftlichen Sorgfalt. Ich hieß ihn noch ein Flaschenfutter Wein mitnehmen. Und wenn ihr von ihm geht, fuhr ich fort: so könnt ihr in eurem Namen fragen, ob er noch etwas zu befehlen hätte. Er kam nicht eher, als mit dem Abend wieder. Ich fragte ihn, wo er so lange geblieben wäre. Ach, hub er in seiner treuherzigen Sprache an, man kann von dem Herrn gar nicht wieder los kommen. Es ist ein rechter lieber Herr; alles, was er sagt, nimmt einem das Herz. O wenn sies nur hätten hören sollen, wie er dem Himmel dankt, daß er ihn aus der Gefangenschaft errettet hat! Er mag recht fromm seyn, und ich weis nicht, wie ihn der liebe Gott nach Siberien hat führen können. Ich wollte ihn, als ich gieng, auskleiden helfen. Ach, sprach er, mein lieber Christian, gebt euch keine Mühe, ich habe mich in Siberien selber bedienen lernen. Es gieng mir recht nahe. Er hat auch ein recht gutes Ansehen. Wer weis, wie vornehm er von Geburt ist, und hat doch in diesem verwünschten Lande so viel ausstehen müssen! Wenn sie mirs erlauben, so will ich ihn alle Tage etliche Stunden bedienen, damit es ihm wieder wohlgehe. Bey ihnen läßt er sich für alle Gnade, die sie ihm erzeigen, ganz unterthänigst bedanken, und um nichts, als ein Buch, bitten. Es wird auf diesem Zeddel stehen. Dieser Zeddel war ein französisch Billet von diesem Innhalte:

Mein Glück scheint mir nur ein Traum zu seyn, und Sie überhäufen mich mit so vieler Gnade, daß ich gar nicht weis, wie ich dankbar genug seyn soll. Ich erzähle es dem Grafen und allen meinen Freunden, und allen meinen Landsleuten, schon in Gedanken, daß ich das großmüthigste Herz in Siberien angetroffen habe. Ach, Madame, wodurch verdiene ich Ihre Sorgfalt? und wodurch kann ich sie in dem Reste meines unglücklichen Lebens verdienen? durch nichts, als durch Ehrerbietung . . .

Dieser kurze Brief gefiel mir sehr wohl. Ich brachte einen großen Theil der Nacht mit einer geheimen Auslegung dieses Briefs zu. „Wodurch „soll ich ihre Sorgfalt in dem Reste meines unglück„lichen Lebens verdienen? durch Ehrerbietung.“ Ich gab diesem Worte eine Bedeutung, wie sie mein Herz verlangte. Ich freute mich, da ich erwachte, daß der Tag schon da war. Ich eilte, und beschloß, Steeleyn des Mittags mit mir speisen zu lassen. Ich konnte den Bedienten nicht finden. Ich vermuthete, daß er bey seinem neuen Herrn seyn würde, und ich hatte Recht. In kurzem kam er. Ich warf ihm vor, daß er mich bald über seinem neuen Herrn vergessen würde, und schickte ihn mit zwey französischen Büchern wieder an Steeleyn, und ließ ihn bitten, zu Mittage mit mir zu speisen. Ich ließ etliche wenige Gerichte nach deutscher Art zurichten, und ihn zu Mittage in einem Schlitten abholen. Ich hatte mich nicht vornehm gekleidet, um ihm desto ähnlicher zu seyn, doch war ich sorgfältig

genug

zeug gewesen, eine gute Wahl in meinem Anzuge zu treffen. Bey dieser Mahlzeit wollte ich, so zu reden, hinter mein eigen Herz kommen, und erfahren, ob meine Empfindungen mehr als Freundschaft wären. Mein Gast kam, und seine Miene war heitrer, als die gestrige, und, wie mich dünkte, weit gefälliger. Er war besser, ob gleich noch Russisch, gekleidet, als gestern. Dankbarkeit und Ehrerbietung redete aus ihm. Ich that, als ob meine Fürsorge für ihn eine Verordnung des Hofs wäre, und setzte mich ganz allein mit ihm zu Tische. Wir brachten über unsrer kleinen Mahlzeit wohl drey Stunden zu, und es schien mir, daß sie ihm eben so kurz ward, als mir. Er konnte sich noch nicht recht in das Ceremoniel, mit einer Dame, und vornehm zu speisen, finden, und ich hatte das Vergnügen, ihn alle Augenblicke durch eine kleine Höflichkeit zu erschrecken; ja, ich erfreute mich, daß ich ihn in der Wohlanständigkeit übertraf, weil ich merkte, daß er mir am Geiste überlegen war. Er mußte mir seine Begebenheiten noch einmal erzählen, und sie rührten mich, als ob ich sie noch nicht gehört hätte. Wir sprachen von dem Grafen, und er bezeigte ein so großes Verlangen, ihn wieder zu sehen, daß ich lieber eifersüchtig geworden wäre. Mit Einem Worte, mein Gast gefiel mir nach wenig Stunden so sehr, daß ich mir alle Gewalt anthun mußte, mich zu verstellen. Ich wünschte in denen Augenblicken, da uns unser Bedienter verließ, daß er mir etwas Verbindliches sagen möchte, nur um zu wis-

sen,

ſen, ob ich ihm gefiele. Allein er blieb bey der Sprache der Ehrerbietung, und ſeine Augen redten eben die Sprache. Er nahm aus einer unglücklichen Höflichkeit, als wir vom Tiſche aufſtunden, Abſchied, und ich hatte das Herz nicht, ihn zu bitten, daß er länger bleiben ſollte, weil ich mich zu vergehen glaubte. Ich ließ ihn alſo wieder in ſein Quartier bringen. Und nun wußte ichs, ob ich ihm gewogen war. Ich war beleidigt, daß er mich ſchon verlaſſen hatte. Ich ward unruhiger als zuvor, und ich ward es nur mehr, je weniger ichs ſeyn wollte. Ich ſtellte mir vor, daß ich ihm nicht gefiele, und kränkte mich, daß ich nicht reizend genug war, mehr als Hochachtung von ihm zu verdienen. Ich ward über dieſe Vorſtellung kleinmüthig, und rächte mich durch Geringſchätzung an mir ſelber. Gleichwohl wollte ich nicht alle Hoffnung fahren laſſen, und meine Liebe zu ihm mir auch nicht verbieten. Ich beſchloß, ihn in drey Tagen wieder zu mir zu bitten. O was waren daß für lange Tage für mich! Der Bediente erzählte mir binnen dieſer Zeit, daß ſein Herr in ſeiner Einſamkeit ganz tiefſinnig würde. Wie lieb war mir dieſe Nachricht! Ich war ſchwach genug, ihn zu fragen, ob er nichts von mir geſprochen hätte? Er lobt ſie über die maßen, ſprach er, und fragt mich, ſo oft ich komme, wie ſie ſich befinden, und fragt nach allen Kleinigkeiten.

Nach drey Tagen war er wieder auf die vorige Art mein Gaſt. Er kam, und die Unruhe hatte ſich in alle ſeine Blicke vertheilet. Er hatte ſich durch

den

ren Juden ein Kleid nach deutscher Art machen lassen, und sah noch einmal so jung aus. Ja, ja, dachte ich, er ist schön, er ist liebenswerth, aber nicht für dich. Ich glaubte, ich hätte alles Bange aus meinem Gesichte vertrieben, als er mich bey der Tafel um die Ursache fragte, warum er mich nicht so zufrieden sähe, als das letztemal. Ich erschrack über mein verrätherisches Gesicht, und über die Aufmerksamkeit, mit der er mich betrachtete, und schob die Schuld darauf, daß ich die Erlaubniß noch nicht vom Hofe bekommen hätte, nach Moskau zurück zu kehren. Aber, fuhr ich fort, was fehlet ihnen? Die Freude über ihre Befreyung herrscht nicht mehr in ihrem Gesichte. Ist es das Verlangen nach ihrem Vaterlande, das sie beunruhiget? Ja, Madame, sprach er mit niedergeschlagnen Augen. O! wie war mir dieses Ja angenehm, das der Ton, mit dem er's aussprach, zu einem Nein machte. Haben sie vielleicht, fuhr ich fort, noch eine Braut in ihrem Vaterlande, die sie erwartet? Warum entziehen sie sich und mir das Vergnügen, von ihr zu sprechen? Ich gebe ihnen mein Wort, daß ich ihnen mit der Hälfte meines Vermögens dienen will, um ihre Reise zu beschleunigen, und sie von meiner Freundschaft zu überzeugen. Er antwortete mir mit einem verschämten Blicke, und sagte weiter kein Wort. Ich wollte nunmehr mein Glück oder Unglück mit Einem male wissen. Sie schweigen? Also haben sie eine Braut in London? Nein, rief er, Madame, der Himmel weis es, daß ich seit dem Tode meiner Braut ohne

Liebe gewesen bin. Wie könnte ich ihnen etwas verschweigen? Ach wie könnte ich dieses? Ich bin sie, vermindern sie ihre Gütigkeit gegen mich! Ich bin unruhig, daß ich sie nicht verdiene. Dies ist die wahre Ursache. Nunmehr war ich zufrieden, und er hätte aus meiner plötzlichen Veränderung leicht mein Herz errathen können; allein meine Freude that bey ihm eine entgegengesetzte Wirkung. Er ward nur traurig er, je mehr ich ruhiger war. Ich redte fast allein, und ich studirte seine Augen und sein Herz aus. Er liebt dich, sieng ich zu mir selbst an, und nichts als die Gesetze der Dankbarkeit und Ehrerbietung legen seiner Liebe ein Stillschweigen auf. Er ist verschämt, das wünschest du; und er wünschet, daß du ihn zu dem Fehler nöthigen sollst, dir seine Liebe zu gestehen; und dieses verdient er. Ich verdoppelte meine Gefälligkeit, ohne sie über die Schranken der Freundschaft zu treiben. Mein Gemahl hatte ein kostbares Haus gebauet. Ich ließ alle Zimmer auf der Gallerie einheizen, und führte ihn nach der Tafel in alle, nur damit ich eine Gelegenheit hätte, ihn länger bey mir zu behalten. Als wir in das größte kamen, in welchem die Risse und Abzeichnungen von Festungen und Landschaften hingen: so fragte ich ihn, ob er nicht auch einen Theil von seiner Arbeit hier fände. Ich sah, daß er nicht auf die Abzeichnungen, sondern auf mich Acht gab, und belohnte ihn gleich dafür. Ich will ihnen ihre Stücke zeigen, sprach ich. Mein Gemahl hat mir gesagt, daß die, unter welchen ein S. stünde, von

ihnen wären. Er mag sie mit diesen Arbeiten wohl recht gequält haben. Ach, sprach er, Madame, sie könnten mich für alle meine Mühe auf Einmal belohnen. Aber nein .... Ich wußte in der That nicht, was er verlangte, und ich bat ihn recht inständig, daß er mirs sagen sollte. Wollen sie mirs vergeben, rief er, wenn ichs ihnen gestehe? denn es ist eine Verwegenheit. Ja, sagte ich. Er öffnete darauf die Thüre von dem vorhergehenden Zimmer, und wies auf mein Portrait. Madame, dieses Geschenk wollte ich mir wünschen, wenn ich Siberien verlasse. Diese Bitte war mir das angenehmste, was ich von ihm gehöret hätte. Ich gab ihm durch die Art, mit der ich sie anhörte, das Recht, sie zu wiederholen, und er hatte schon das Herz, mich bey der Hand zu fassen, und meiner Hand durch die seine, ich weis nicht was für verbindliche Dinge, zu sagen. Ich begab mich geschwind mit ihm in das Tafelzimmer zurück, um gleichsam der Gewalt zu entfliehen, die er meinem Herzen anthat. Er merkte seinen Sieg nicht, und glaubte vielmehr, mich beleidiget zu haben. Er war von der Zeit an fast ganzer acht Tage hindurch nichts als ein Freund, der mir durch eine strenge Ehrerbietung gefallen, oder ein Gast, der durch eine dankbare Schamhaftigkeit meine Höflichkeiten, die ich ihm alle Mittage erwies, bezahlen wollte. Ich konnte mich in das Geheimniß unsrer Herzen nicht finden. Wir hatten die Erlaubniß, alle Tage mit einander umzugehen. Wir durften uns vor Niemanden scheuen, als vor uns

selbst. Wer stand unter meinen Befehlen, und ich war denen, die um mich lebten, zu groß, als daß ich von ihnen bemerkt zu werden, hätte fürchten dürfen. Dem ungeachtet schienen wir beide bey aller unsrer Freyheit und bey unserm täglichen Umgange, anstatt daß wir vertrauter hätten werden sollen, einander nur desto fremder zu werden. Er hütete sich, mir die geringste Liebkosung zu machen, und ich nahm mich viel mehr, als im Anfange, in Acht, ihm Gelegenheit dazu zu geben. Wir sahen beide nicht, daß die Behutsamkeit, die wir in unsern Reden und in unsern Handlungen beobachteten, nichts als die stärkste Liebe war; oder besser, wir fühlten die Liebe so sehr, daß wir genöthiget wurden, uns strenge Gesetze vorzuschreiben. Ich ahmte ihm nach, und er ahmte an Bescheidenheit mir nach; und was war dieser Zwang anders als die Sorge, einander zu gefallen, und die Ungewißheit, wie wir dieses einander ohne Fehler zu erkennen geben wollten? Alle Augenblicke erwartete ich ein vertrauliches Bekenntniß von ihm, und hinderte ihn doch durch mein Bezeigen daran, und befriedigte meinen Verdruß mit neuer Hoffnung. Wir hatten uns durch einen Umgang von zehen oder zwölf Tagen so ausgeredet, daß wir fast nichts mehr wußten, und wir wurden desto ärmer an Gesprächen, je weniger wir unser Herz wollten reden lassen. Wir spielten gemeiniglich nach der Tafel Schach, ein Spiel, das für Verliebte eher eine Strafe als ein Vergnügen ist, und das uns sehr beschwerlich gewesen seyn würde, wenn es uns nicht

das Recht ertheilt hätte, einander genauer, als außerdem, zu beobachten. Ich ließ meine Hand mit Fleiß immer lange auf dem Steine liegen, als wenn ich noch ungewiß wäre, ob ich ihn fortrücken wollte; und ich ließ sie doch nur für seine Augen da. Unsere Spiele wurden alle bald aus. Ich verstund es wirklich besser als er; allein ein Blick in seine redlichen und zärtlichen Augen, und eine kleine Röthe, oder ein verschämter Seufzer, den ich ihm abnöthigte, war genug, mich zu dem einfältigsten Zuge zu bewegen. Wir wiederholten diesen Zeitvertreib ganze Stunden, ohne zehn Worte zu reden, und wir befanden uns so gut dabey, daß wir recht von der Tafel eilten, um zum Schache zu kommen. Unser Umgang hatte nunmehr ungefähr vier Wochen gedauert, und binnen dieser Zeit hatten wir einander nicht länger, als fünf Tage, nicht gesehen, und dennoch waren wir, so sehr wir einander gefielen, nicht vertrauter, als im Anfange; und wir würden unstreitig diesen Charakter noch länger behauptet haben, wenn unsre Herzen nicht durch einen Zufall übereilet worden wären. Der Jude besuchte uns nämlich unvermuthet bey Tische, und kündigte Steeleyn an, daß morgen eine Lieferung für den Hof nach Moskau abgehen würde, und daß er für so und so viel Geld sicher und ziemlich bequem mit fortkommen könnte. Ich erschrack über diese Nachricht, daß ich nicht ein Wort sagen konnte, und Steeley eben so sehr. Wenn, rief er, wenn soll ich fort? Geht nur in mein Quartier, ich will gleich nachkommen. Der Jude verließ

aus. Und nun gieng eine traurige Scene an. Ach Madame, fieng Steeley an, und schon liefen ihm die Thränen über die Wangen; ach, Madame, ich soll schon fort? Morgen schon? ... Und was macht ihnen denn die Abreise so sauer? Er entsetzte sich über diese Frage und gerieth in eine kleine Hitze. Sie fragen mich noch, was mir meinen Abschied saur macht? Sie! Sie! und auf einmal ward er still und suchte seine Wehmuth zu verbergen. Mit welcher Entzückung sah ich mich von ihm geliebt! Ich schwieg still, oder konnte vielmehr nicht reden. Er wollte fortgehen, und ich nahm ihn in der Angst bey der Hand. Wo wollen sie hin? Ich will mich, sprach er, für meine Verwegenheit bestrafen, die ich itzt begangen habe, und Abschied von ihnen nehmen und .... Aber wenn ich sie nun ersuchte, noch nicht fortzureisen, wollten sie nicht bey mir bleiben? Wollten sie nicht ihr Vaterland, ihre Freunde, einige Zeit später sehen? Ach Madame, rief er, ich will alles, ich will mein Vaterland ewig verlassen, für sie vergessen. Sagen sie mir nur, ob sie mich ... ob sie mich hassen? Ich liebe sie, fieng ich an, es ist nicht mehr Zeit, mich zu verbergen; und wenn sie mich lieben: so bleiben sie hier, und reisen sie in meiner Gesellschaft. Nunmehr wagte er die erste Umarmung, und o Himmel! was war dieses nach einem so langen Zwange für ein unaussprechliches Vergnügen! Wie viel tausendmal sagte er mir, daß er mich liebte, und wie vielmal sagte ichs; und durch wie viele Küsse, durch wie viele Seufzer, wiederholten wir unser Bekennt-

kenntniß! Nun redte unser Herz allein. Er fragte mich, ob ich seine Liebe nicht gemerkt hätte, und ich fragte ihn eben das. Wir erzählten einander die Geschichte unsrer Empfindungen, und unser Umgang war von dieser Stunde an Liebe und Freude. Die Lieferung gieng fort, und mein Liebhaber blieb mit tausend Freuden zurück. Ich schickte noch ein Memorial an den Hof mit ab, um die Erlaubniß zu meiner Abreise zu beschleunigen.

Waren wir vorher nur halbe Tage beysammen gewesen: so wurden uns nunmehr ganze noch zu unserer Liebe zu kurz. Er suchte meine Liebe, die er schon gewiß besaß, durch die bescheidne Art, mit der er sie genoß, erst zu verdienen; und ich, die ich acht Jahr vermählt gewesen, ohne die Liebe zu kennen, lernte ihren Werth unter den unschuldigsten Liebkosungen erst schätzen. Ich versprach ihm, wenn er mir nicht nach Curland folgen wollte, mit ihm in sein Vaterland zu gehen, und wenn ich in Moskau die Erlaubniß, dahin zurück zu kehren, nicht erhalten könnte, mich mit ihm insgeheim wegzubegeben. Bis auf diese Zeit, sprach ich, bin ich ihre Braut, und so bald wir uns an einem Orte niederlassen, ihre Gemahlinn.

Wir unterhielten uns mit den Vorstellungen von unserm künftigen Glücke noch vierzehn Tage, als ich endlich die Erlaubniß und die Passeporte vom Hofe erhielt, mich nach Moskau zurück zu begeben. Mein Liebhaber war gleich bey mir. Und wie eilten wir, aus diesem traurigen Lande zu kommen! Der Com-

mendant von einem nah gelegenen Schlosse war zum Nachfolger meines Gemahls ernannt. Ich übergab ihm binnen acht Tagen die Rechnungen meines Gemahls; allein er sah sie nicht an. Ihr Gemahl, sprach er, war mein guter Freund und auch ein Freund des Hofs. Er wird schon gut haushalten haben, und ich bin alt genug, ihm bald im Tode nachzufolgen. Ich bat ihn, daß er Befehl zu meiner Abreise geben, und die Möbeln und das Haus meines Gemahls von mir zum Abschiede annehmen sollte. Ich nehme es an, sprach er; sie aber haben die Freyheit, was ihnen gefällt, mit sich zu nehmen; die ihrem Stande gemäße Bedeckung ist alle Stunden zu ihren Diensten.

Ich reiste also mit zween Wagen unter einer starken Bedeckung in der Mitte des Junius fort. Mein Gemahl hatte mir über hundert tausend Rubeln meistens an Golde und Juwelen hinterlassen. Die eine Hälfte nahmen wir auf unsern Wagen, und die andre auf den, wo unser Christian nebst einigen befreyten Gefangnen saß. Steeley ließ, ehe wir abreisten, alle Gefangne, in und um Tobolskoy herum, kleiden, sie drey Tage speisen, und jedem etliche Rubeln geben. Es mochten ihrer etliche funfzig seyn.

Wir kamen nach einer beschwerlichen Reise von fünf Wochen, die wir Tag und Nacht fortsetzten, (weil die Nacht in den warmen Monaten fast so hell wie der Tag bleibt,) glücklich in Moskau an. Ich wollte nicht öffentlich bey Hofe erscheinen, und ich suchte nichts, als der Geliebten des Czaars, deren

Fräulein

Fräulein ich geweſen war, insgeheim aufzuwarten. Die großmüthige Catharina empfieng mich auf dem Luſtſchloſſe Taninska ſehr liebreich. Ich mußte acht Tage bey ihr bleiben; allein alle die Gnade, die ſie mir unter dieſer Zeit erwies, war mir ohne meinen Geliebten eine unerträgliche Laſt. Sie hörte, daß ich nichts wünſchte, als das Glück, nach Curland zurück zu kehren, und ſie verſchaffte mirs, weil ſie nur befehlen durfte. Ich eilte nach der Stadt zurück, und ließ meinen lieben Reiſegefährten, der bey dem engliſchen Kaufmann abgetreten war, aufſuchen. Mein Chriſtian brachte mir die betrübte Nachricht, daß er krank und nicht im Stande wäre, zu mir zu kommen. Ich ließ mich den Augenblick zu ihm fahren. Seine Krankheit war nichts, als der Kummer um mich. Ach, rief er mir entgegen, habe ich ſie nicht verloren? Sind ſie noch meine beſtändige Freundinn? Ich bewies es ihm, und blieb den ganzen Tag bey ihm. Er zeigte mir Briefe aus London, und inſonderheit die, welche der Herr Graf an ihn zurückgelaſſen hatte. Es war wirklich mein Vorſatz, nach Curland zu gehen, und nichts, als die Schwachheit meines Geliebten, hinderte die Abreiſe. Endlich erhielt er Briefe von dem Herrn Grafen. Ach, ſprach er zu mir, er hat ſeine Gemahlinn wieder gefunden, er lebt mit ihr in Holland. Wollen wir nicht zu ihm reiſen? wie glücklich würden wir bey ihm ſeyn! Mehr brauchte er nicht, um mich meinem Vaterlande zu entziehen.

Nun war es beſchloſſen, wir giengen nach England. Ich ſetzte mich mit ihm zu Ende des Auguſts zu Schiffe, und auch die See ward mir durch die Liebe angenehm. Wir haben nichts als eine kleine Seekrankheit und etliche Stürme ausgeſtanden, die uns nichts gethan, als daß ſie uns ein paar Wochen länger auf der See aufgehalten haben. Wir ſind ſchon vor vier Tagen ans Land geſtiegen und geſtern früh zu Lande hier angekommen.

Dieß war die Geſchichte von Amaliens und Steeleys Liebe.

Die beiden erſten Tage verſtrichen uns unter lauter Erzählungen, und der dritte war der Vermählungstag. Ich und Carolina kleideten unſere Braut an, und verliebten uns recht in ſie, ſo reizend war ſie; allein der, für den ſie ſo reizend war, hatte nicht weniger männliche Schönheiten. Wir führten ſie in ſein Zimmer. Itzt, ſprach ſie, iſt es noch Zeit, wenn ſie Luſt haben, eine Andere zu wählen, und umarmte ihn. R** kam bald darauf mit ſeinem guten Freunde, einem Prediger bey der franzöſiſchen Gemeine, der ſie vermählen ſollte. Er hatte ihm die Umſtände von beiden geſagt. Wir ſetzten uns nieder, und wir wußten nicht, daß unſer Geiſtlicher eine Rede halten würde. Er that es mit ſo vieler Beredſamkeit und mit ſo vielem Geiſte, daß wir alle außer uns kamen, und uns keine gröſſere Wolluſt auf dieſen Tag hätten erdenken können. Er redte von den wunderbaren Wegen der Vorſehung bey dem Schickſale der Menſchen. Man ſtelle ſich den Grä-

ſen

sen und Steeleyn mit allen ihren Unglücksfällen, seine Braut, mich, kurz, uns alle vor, wenn man wissen will, was diese vernünftige Rede für einen Eindruck in unsere Herzen machte. Unsere Seele erweiterte sich durch die hohen Vorstellungen, um den Umfang der göttlichen Rathschlüsse in Ansehung unsers Schicksals zu übersehen, und die Empfindungen der Verwunderung und der Dankbarkeit wuchsen mit unsern erhabnen Vorstellungen. Leuten, die niemals im Unglücke gewesen, Leuten, die zu frostig sind, Andrer Unglück zu fühlen, wird das Vergnügen, das wir aus dieser Rede schöpften, als ein scheinheiliges Räthsel vorkommen. Sie werden sich nicht einbilden können, wie sich solche ernsthafte Betrachtungen zu einem Tage der Freude und der Liebe schicken; allein sie werden mir auch nicht zumuthen, daß ich ihnen eine Sache beweisen soll, die auf die Empfindung ankömmt.

So vergieng der Vormittag, und Steeley und Amalie waren verbunden, und unser Bündniß war auch wieder erneuert. Unser Geistlicher, der uns ein recht lieber Gast gewesen seyn würde, wollte nicht bey uns bleiben, so sehr wir ihn auch baten. Er sagte, daß er den Nachmittag bey einem jungen Menschen zubringen würde, der sich aus Schwermuth das Leben hätte nehmen wollen, aber noch an dem Selbstmorde gehindert worden wäre. Er bat uns, ob wir nicht zur Verbesserung seiner elenden Umstände etwas beytragen und ihn mit einigen Arzneyen versehen lassen wollten, damit nicht die Krankheit des Gemüths durch ein

verdorb-

verdorbnes Blut noch mehr unterhalten würde. Da es schien, daß er die besondern Umstände dieses Menschen mit Fleiß verschwieg: so wollten wir nicht zu Unzeit neugierig seyn. Wir fragten also nichts, als wo er anzutreffen wäre. Er nannte uns eine alte Schifferinn, die ihn, wie er gehört, nur vor etlichen Tagen in ihre Hütte aus Mitleiden eingenommen, in der er sich gestern durch ein Messer, doch ohne Lebensgefahr, verwundet hätte. Wir sagten ihm, daß er nicht bitten, sondern uns vorschreiben sollte, wie ers mit dem Kranken gehalten wissen wollte; weil wir gar keine Ueberwindung nöthig hätten, einem Elenden mit einem Theile von unserm Vermögen zu dienen. Wir schickten ihm, sobald der Geistliche weg war, Betten und andere Sachen. Unser Doctor mußte kommen; und das unglückliche Mädchen, von der ich oben geredt habe, und die itzt Aufseherinn in meinem Hause war, mußte ihn zu dem Kranken begleiten, um zu hören, was er für Anstalten wegen der Speisen und des Getränks machen würde, damit sie alles nach seiner Vorschrift einrichten könnte.

Wir setzten uns zur Tafel, und wir wären eines solchen Tages nicht werth gewesen, wenn wir ihn nicht zu genießen gewußt hätten. Eins war zu dem Vergnügen des Andern sinnreich; und Kleinigkeiten, die Andre aus Mangel der Vertraulichkeit, oder auch des Geschmacks, vorüber gehen, dienten uns in unsrer Gesellschaft zu neuen Unterhaltungen, und erhielten durch die Art, mit der wir uns ihrer bedienten, den Werth, den die prächtigsten Mittel der Freude am

wenigſten haben. Kleine Zänkereyen, die Amalie mit Steeleyn wegen des Coſackiſchen Mädchens anfieng, kleine Vorwürfe, womit wir einander erſchreckten, beſeelte unſere Vertraulichkeit, und jeder unſchuldige Scherz gab uns eine neue Scene des Vergnügens. Die Aufſeherinn, die wir zu dem Kranken geſchickt hatten, kam mit offnen Armen zurück, und erzählte uns, daß ſie ihren ungetreuen Liebhaber wieder gefunden, und daß es der Elende ſelbſt wäre, für den wir geſorgt hätten. Er, rief ſie, hat mir alles mit tauſend Thränen abgebeten; und ich habe ihm alles vergeben, und ich bitte für ihn. Sein Gewiſſen hat ihn mehr als zu ſehr beſtraft. Er ſagte mir, daß er ſich, da er mich ſo boshaft verlaſſen, nach Harlem gewendet, und ſich allen Ausſchweifungen überlaſſen hätte, um nicht an das zu gedenken, was er gethan. Einige Monate ſey es ihm gelungen, nachdem aber hätte er ſich der entſetzlichen Vorſtellungen, daß er mich und die Frucht unſrer Liebe durch ſeine Untreue vielleicht ums Leben gebracht, nicht länger erwehren können. Sie hätten ihn genöthiget, an den Ort zurück zu kehren, wo er mich verlaſſen, und da er weder das Herz gehabt, ſich genau nach mir zu erkundigen, noch auch gewußt hätte, wo er es thun ſollte: ſo hätte ihn endlich eine alte Schifferinn auf eben der Wieſe, wo er von mir gewichen, und auf der er ſchon zween Tage zugebracht, in der größten Verzweiflung angetroffen, und ihn mit ſich in ihre Hütte genommen. Hier hätte er, da er ohnedieß nichts mehr zu leben gehabt, ſein Elend durch den Selbſtmord en-

digen

digen und sich zugleich für seine Bosheit bestrafen wollen. Es steht bey ihnen, fuhr sie fort, ob sie ihm durch ihre Wohlthaten das Leben und mich wiedergeben wollen. Ich liebe ihn, als ob er mich nie beleidiget hätte; allein (hier sah sie mich an) sie zu verlassen, das kann ich nicht ... Sie verdiente unsern Gewogenheit und unser Vergnügen über ihr Glück. Wir ließen ihren Liebhaber in das Haus neben uns bringen und besuchten ihn den Abend noch. Seine Wunde war nicht gefährlich, und die Freude, seine Geliebte wieder gefunden zu haben, hatte ihm so viel Lebhaftigkeit ertheilt, daß er mit uns sprechen und uns seinen Fehler abbitten konnte. Er wollte uns alles erzählen; allein wir waren mit seiner Reue zufrieden, und erließen ihm die Scham, sein eigner Ankläger zu werden. Wir sahen in seinem zerstreuten und ausgezehrten Gesichte noch Spuren genug von einer angenehmen Bildung und einem zärtlichen Herzen. Er war noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, und wegen seiner Jugend der Vergebung und des Mitleids desto würdiger.

Den Rest des Abends brachten wir mit einer Musik zu, die wir uns selber machten. Ich spielte den Flügel, und bald sang ich selbst, bald Amalie, oder Caroline, dazu. Meine kleine Tochter, die in das sechste Jahr gieng, war so verwegen, Stockleyn zu einem Tanze aufzufordern, und sie hätte uns bald alle zu dieser Lust verführt. Wir führten endlich unsre beiden Vermählten in ihr Schlafzimmer, und überließen sie den Wünschen der Liebe.

Als ich mich den Morgen darauf noch mit dem Grafen berathschlagte, was wir unserm Paare heute für ein Vergnügen machen wollten, trat der Bediente herein und sagte, daß ein Engelländer meinen Gemahl sprechen wollte. So bald er die Thüre öffnete, so sagte uns sein Gesicht, daß es Steeleys Vater wäre. Er hatte ein eisgraues Haupt; aber seine munteren Augen, sein rothes Gesicht, und trotziger Gang, widerlegten seine Haare. Ich suche, fieng er auf französisch an, meinen Sohn bey ihnen; oder da ich in meinem Leben wohl nicht so glücklich seyn werde, ihn wieder zu sehen: so will ich wenigstens hören, ob sie nicht wissen, wo er ist. Meine Nachricht aus Moskau geht nicht weiter, als daß ich gewiß weis, daß er aus seinem Elende in Siberien hat sollen befreyt werden. Und aus Verlangen einen so theuern Freund von meinem Sohne zu sprechen, bin ich in meinem neun und siebenzigsten Jahre noch einmal zur See gegangen. Ihre Reise, fieng mein Gemahl an, soll sie nicht gereuen. Ich habe Briefe von ihrem Sohne aus Moskau, und kann ihnen die erfreuliche Nachricht von seiner baldigen Ankunft zum voraus melden. Wie lange können sie sich hier aufhalten? Das ganze Jahr hindurch, sprach der Alte, und noch länger, wenn ich meinen Sohn erwarten kann. Mein Gemahl befriedigte seine väterliche Neubegierde mit einigen besondern Nachrichten, und ich eilte zu unserm zärtlichen Paare, um zu sehen, ob sie angekleidet wären. Sie giengen beide noch in ihren Schlafkleidern, und ich ließ dem Grafen heim-

lich

lich sagen, daß sie aufgestanden wären. Mein Sohn, sprach ich, nach einigen kleinen Fragen, wir sind gleich kommen, und sie zu einer Spatierfahrt einladen. Indem öffnete er schon die Thüre, und trat mit dem Alten herein. In dem Augenblick riß sich Stanley von seiner Gemahlinn, die ihn in den Armen hatte, los, und lief auf seinen Vater zu. Der Alte sah ihn nach der ersten Umarmung lange an, ohne ein Wort zu sagen. Ja, rief er endlich, du bist mein Sohn, du bist mein lieber Sohn; Gottlob! nun will ich gern sterben. Mein Sohn, gieb mir einen Stul, meine Füße wollen mich nicht mehr halten. Amalie langte ihm einen, und wir traten alle vor ihn. Seine erste Frage war, wer Amalie wäre. Seit gestern, sprach sie, bin ich die Gemahlinn ihres Sohnes. Sind sie mit seiner Wahl zufrieden? Er nahm sie recht liebreich bey der Hand. Ist es gewiß, daß sie meine Tochter sind: so küssen sie mich, und sagen sie mir, aus welchem Lande sie sind. Er machte ihr darauf die größten Liebkosungen und that allerhand Fragen, die seinem ehrlichen Charakter gemäß und uns deswegen angenehm waren, wenn sie gleich nicht die wichtigsten waren. Es mißfiel ihm, da er hörte, daß wir nicht getanzt hätten. Nicht getanzt? fieng er an, wie traurig muß diese Hochzeit gewesen seyn! Nein, was unsere Vorfahren für gut befunden haben, das muß man nicht abkommen lassen. An seinem Hochzeittage muß man froh seyn. Wenn wir nach London kommen: so will ich alles so anordnen, wie es an meiner Hochzeit war.

Es

Es sind, Gottlob! schon funfzig Jahre verflossen, und ich weis alles noch so genau, als ob es erst gestern geschehen wäre. Es ist wahr, sprach er zu Amalien, sie sehen viel schöner aus, als meine seelige Frau an ihrem Brauttage sah; aber sie war viel besser angezogen. Er beschrieb ihr mit der Freude eines Alten, dem das gefällt, was in seiner Jugend Mode gewesen, den ganzen Anzug seiner Frau, und sie versprach ihm, wenigstens um den Kopf und den Hals einen Theil von diesem Staate nachzuahmen. Sie that es auch; und in einem engen Leibchen und grossen weiten Ermeln, drey oder viermal mit Bänder gebunden, und in Locken, die bis auf die Schultern hiengen, gefiel sie ihm erst recht wohl. Sein Sohn mußte ihm sein Schicksal erzählen. Er weinte die bittersten Thränen, wenn Steeley auf eine betrübte Begebenheit kam; und mitten unter den Thränen machte er hier und da noch allerhand Anmerkungen. Er fuhr ihn z. E. bey dem Anfange seiner Geschichte recht väterlich an, daß er den Gesandten verlassen hätte und ein Soldat geworden wäre. Bald darauf umarmte er ihn, daß er so rechtschaffen an dem Grafen gehandelt hätte, als er auf dem Wege krank geworden. Da erkenne ich meinen Sohn, rief er. Gott weis es, ich hätte es eben so gemacht; das heißt seinen Freunden in der Noth dienen! Bey der Begebenheit mit dem Popen in Rußland machte er ihm keine Vorwürfe. Deine Liebe zur Wahrheit, sprach er, ist dir freylich übel bekommen, und ich wünschte, es wäre nicht geschehen; aber es ist doch

allemal besser, seine Meynung frey heraus zu sagen als mit einer niederträchtigen Furchtsamkeit zu reden. Ich sehe dich, weil die Sache von der Religion herkommen ist, als einen Märtyrer an, und ich danke Gott für den Muth, den er dir gegeben hat. Bey den grossen Diensten, die der Graf Sterley in Sibirien erwiesen, nahm er eine recht majestätische Miene an. Nun, sprach er, das ist Grossmuth! mehr kann kein Freund an dem andern thun. Ach Herr Graf sie haben noch ein redlicher Herz, als ich und mein Sohn. Ihnen habe ich meinen Sohn zu danken. Ja, in meinem ganzen Leben, noch in jenem Leben will ich sie rühmen. Die Geschichte der Liebe mit Amalien trug Sterley auf der Seite vor, wo er wußte, daß sie seinen Vater am meisten rühren würde. Er ließ alles Freundschaft in ihrem Umgange seyn, und die Liebe nicht eher, als kurz vor der Abreise aus Moskau, entstehen. Alles gefiel ihm, alles war schön an Amalien, und je mehr er aus der ganzen Erzählung schloß, daß Amalie vor ihrer Vermählung seinem Sohne keine vertrauliche Liebe erlaubt, desto freudiger ward er, und desto mehr Hochachtung bezeigte er ihr. Da die Erzählung geendigt war, umarmte er Amalien noch einmal. Ach, sprach er, mein Sohn ist ihrer nicht werth. Er verdienet eine liebe Frau; aber wodurch hat er sie verdienet? Kommen sie mit nach London, ich habe ein großes Haus, und es ist in der ganzen Welt nicht besser, als in London. Was, fing sie an, als in London? und hier bey ihnen, fuhr er lächelnd fort, und fragte mich, ob ich ihn denn auch

solche Tage bey mir behalten, und mir seine Art zu leben, die nicht nach der Welt wäre, gefallen lassen wollte. Er war wirklich bey allen seinen kleinen Fehlern ein recht liebenswürdiger Mann, und die Aufrichtigkeit, mit der er sie begieng, machte sie angenehm. Er war dreist, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, und seine Vorurtheile waren entweder unschuldig, oder doch dem Umgange nicht beschwerlich. Wir begiengen diesen und den folgenden Tag das Hochzeitfest nach seinem Plane. Er war auf die anständigste Art munter, und weckte uns alle durch sein Beyspiel auf. Sein Leibspruch war: man kann fromm und auch vergnügt seyn. Mein Sohn, sprach er, hat mir viel bekümmerte Stunden gemacht, nun soll er mir freudige Tage machen. Er tanzte denselben Abend bis um eilf Uhr, und war gegen M... und den Grafen, und gegen seinen Sohn selbst, ein Jüngling. Das heißt, fieng er an, recht ausgeschweift. Es ist spät hin, ich seit vierzig Jahren nicht zu Bette gegangen. Aber ist doch das Tanzen keine Sünde: Wenn ich nun auch diese Nacht stürbe: so würde mir meine Freude doch nichts schaden. M... fragte ihn bey dieser Gelegenheit, wie er sich denn bis in sein hohes Alter so munter erhalten, und wodurch er die Furcht vor dem Tode besiegt hätte, da er ihm nach seinen Jahren so nahe wäre. Daß ich noch so munter bin, sprach er, das ist eine Gabe von Gott und eine Wirkung eines ordentlichen Lebens, zu dem ich von den ersten Jahren an gewöhnet worden bin. Und warum sollte ich mich vor dem Tode fürchten?

Ich bin ein Kaufmann; ich habe meine Pflicht in Acht genommen, und Gott weis, daß ich Niemand mit Willen um einen Pfennig betrogen habe. Ich bin gegen die Nothleidenden gütig gewesen, und Gott wird es auch gegen mich seyn. Die Welt hier ist schön; aber jene wird noch besser seyn ... Mußte man einen solchen Mann nicht lieben, der von Jugend auf mit dem Gewinnst umgegangen war, und doch ein so edelmüthiges Herz hatte? Er bezeigte über das große Vermögen, das Amalie besaß, keine besondere Freude. Mein Sohn, sprach er, du hast ein Glück mehr, als andere Leute; aber du hast auch eine Last mehr, wenn du dein Glück recht brauchen willst. . . . . .

Nachdem er das Vergnügen eingesammelt hatte, das sich ein Vater in seinen Umständen wünschen konnte; so waren alle unsre Bitten nicht vermögend, ihn von der Rückkehr in sein Vaterland abzuhalten. Ich will in London sterben, sprach er, und bey meiner Frau begraben werden; lassen sie mich reisen, ehe die See stürmisch wird. Ich will ihnen meinen Sohn zurück lassen und zufrieden seyn, wenn er künftiges Jahr zu mir kömmt. Der junge Streley wollte seinen Vater nicht allein reisen lassen, und sich doch auch nicht von uns trennen. Mit Einem Worte, wir entschlossen uns alle, Carolinen ausgenommen, ihn nach London zu begleiten, und den Winter über da zu bleiben. Dieses hatte der Alte gewünscht; aber nicht das Herz gehabt, es uns anzumuthen. Ehe wir fortgiengen, stifteten wir noch ein gutes

Werk.

Werk. Wid, ſo hieß der junge Menſch, der ſeine Geliebte ehemals verlaſſen hatte, war völlig von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt. Er wünſchte nichts, als ſeine Braut zu beſitzen, und mit ſeinem Vater wieder ausgeſöhnt zu werden. Wir hatten an ihn geſchrieben; aber er wollte nichts von ſeinem Sohne mehr wiſſen, und verſicherte uns, daß er ihn, ſo geringe ſein Vermögen wäre, doch ſchon enterbt hätte. Der junge Wid dauerte uns, und wir ſahen, daß er die Thorheit ſeiner Jugend in ſeinen männlichen Jahren wieder gut machen würde. Er hatte in Leiden bis in ſein ſiebenzehntes Jahr ſtudirt, und nachdem auf ſeines Vaters Willen in ein Contoir gehen müſſen. Andreas war auf das erſte Wort willig, ihn in ſeine Handlung zu nehmen. Wir machten ihm eine kleine Hochzeit. Amalie ſtattete die Braut ſehr reichlich aus, und der alte Steeley und der Graf gaben ihm auch tauſend Thaler. Wir ſtreckten ihm überdieß noch ein Capital in die Handlung vor, und meldeten alles dieſes ſeinem Vater, um ihn deſto ehr zu gewinnen. Wir überließen alſo Carolinen unſre Tochter und unſer Haus zur Aufſicht, und giengen zwölf Tage nach des alten Steeleys Ankunft zur See. Der Wind war uns ſo günſtig, daß wir in wenig Tagen nur noch etliche Meilen von London waren. Wir trafen ein Paquetboot an, und um eher am Lande zu ſeyn, ſetzten wir uns in dieſes; allein zu unſerm Unglücke. Wir waren alle in dem Boote, bis auf den alten Chriſtian der Amalie. Dieſer wollte ſeinem Herrn die Chatoulle, in welcher der größte

Theil von Amaliens Vermögen an Kleinodien und Golde war, von dem Schiffe zulangen. Steeley und ein Bedienter des Grafen griffen auch wirklich darnach; allein vergebens. Christian, es mag nun seine Unvorsichtigkeit oder das Schwanken des Schiffs Schuld gewesen seyn, ließ vor unsern Augen die Chatoulle in die See fallen, und schoß in dem Augenblicke, entweder aus Schrecken, oder weil er sich zu sehr über Bord gehoben hatte, selbst nach. Wir hatten alle Mühe, ihm das Leben zu retten, und ein Schatz von mehr als funfzig tausend Thalern war in einem Augenblicke verloren. Bin ich ihnen, fieng endlich Amalie zu ihrem Manne an, noch so lieb, als zuvor? Steeley betheuerte es ihr mit einem heiligen Schwure, und nun war sie zufrieden. Der alte Steeley, so wenig er das Geld liebte, konnte doch den Zufall nicht vergessen. Er hielt dem alten Christian eine lange Strafpredigt. Endlich nahm er Amalien bey der Hand. Seyn sie getrost, sprach er, ich habe, Gottlob! so viel, daß sie beide nach meinem Tode ohne Kummer mit einander werden leben können. Den armen Christian kostete diese Begebenheit dennoch das Leben. Er kam krank nach London, und starb bald nach unsrer Ankunft. Amalie und Steeley hatten eine außerordentliche Liebe für diesen Menschen, und sie ließen ihn den verursachten Verlust so wenig entgelten, daß sie ihn vielmehr für seine Treue auf die großmüthigste Art nach auf seinem Sterbebette belohneten. So bald sie vom Doctor höreten, daß wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen übrig

wäre:

wäre: so ließen sie ihn in ein Zimmer neben dem ihrigen legen, um ihn recht sichtbar zu überführen, daß sie nicht auf ihn zürnten; denn dieses war sein Kummer. Kurz vor seinem Tode besuchte ich ihn noch mit Amalien. Der alte Steeley kam auch und setzte sich vor das Bette des Kranken, um ihn sterben zu sehen. Er hat ein sanftes Ende, fieng er zu uns an, und wenn es seyn müßte, ich wollte gleich mit ihm sterben. Der Sterbende schien sich noch einmal aufrichten zu wollen, und indem schoß ihm ein Strom vom Blute aus dem Munde, und Christian war todt. Bin ich nicht erschrocken! rief der Alte zitternd. Wir wollten ihn in das andere Zimmer führen; allein er konnte sich nicht aufrecht erhalten, und wir mußten ihn hinein tragen lassen. Laßt mir meinen Großvaterstuhl bringen, fieng er an, in diesem will ich sterben, ich fühle mein Ende. Man brachte ihm den Stul, und er ließ ihn vor das Fenster, das nach dem Garten gieng, setzen, damit er den Himmel ansehen könnte. Er hub seine Hände auf und bat uns, (wir waren alle zugegen,) daß wir ihn nicht stören sollten. Nachdem er sein Gebet verrichtet, rief er seinem Sohn. Ich fühle es, sprach er, daß ich bald sterben werde. Der gute Christian hat mich recht erschreckt: aber wer kann dafür! Hier hast du den Schlüssel zu meinem Schreibtische. Gott segne dich und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlasse; es ist kein Heller von unrechtmäßigem Gute dabey. Der Doctor, nach dem wir geschickt hatten, kam, und öffnete ihm eine Ader, wozu der Alte An-

fangs gar nicht geneigt war. Doch da gieng kein Blut. Er schlug ihm eine an dem Fuße, und auch da kam keines. Sieht er, sprach der Alte, daß seine Kunst nichts hilft, wenn Gott nicht will? Was hat er nunmehr für Hoffnung? Keine, sprach der Medicus. So gefällt es mir, war seine Antwort, wenn er aufrichtig redt. Bedienen sie sich, fuhr der Doctor fort, der guten Augenblicke, wenn sie noch einige Anstalten zu treffen haben. Der Alte lächelte: als wenn ich in achtzig Jahren nicht Zeit genug gehabt hätte, die Anstalten zu meinem Tode zu treffen. Gott, fuhr er fort, kann mich rufen, wenn er will, ich bin fertig, bis auf das Abschiednehmen. Wo sind meine Kinder, und meine lieben Gäste? Wir traten alle mit thränenden Augen vor ihn, und er nahm von einem jeden insbesondere Abschied. Ach, fieng er darauf an, wie schön wirds in jener Welt seyn! Ich freue mich recht darauf; und wen werde ich von ihnen am ersten da umarmen? .. Es wird mir ganz dunkel vor den Augen; aber sonst ist mir recht wohl, recht .. Bey diesen Worten überfiel ihn eine Ohnmacht, und bald darauf starb er.

Der Anfang unsers Aufenthalts in London war also traurig, und das Geräusche der Stadt und der Besuch war uns so beschwerlich, daß wir uns gleich nach der Beerdigung entschlossen, den Rest des Herbsts, und den Winter selbst, auf Steeleys Landgut, das etliche Meilen von London war, zuzubringen.

Wir lebten daselbst sechs Monate recht zufrieden und meistens einsam, außer daß mir zuweilen

die

die Schweſter von der ehemaligen Braut unſers Steeleys beſuchten, und wieder von ihr beſuchet wurden. Sie war von ihrer ganzen Familie noch allein am Leben, und entſchloſſen, niemals zu heirathen. Niemand, als ſie, wußte, wer mein Gemahl war; denn die andern Nachbarn kannten ihn nicht anders, als unter dem Namen des Herrn von Loewenhoeck. Dieſes Frauenzimmer, die nichts weniger, als ſchön war, beſaß doch die liebenswürdigſten Eigenſchaften. Amalie, ſie, und ich, brachten manche Stunde bey der Gruft ihrer Schweſter zu, und ehrten ihr Andenken mit unſern Thränen.

Es war Frühling, und viele Familien aus London beſuchten nunmehr das Land. Das nächſte Gut an dem unſrigen gehörte dem Staatsſecretair Robert. Dieſer hatte mit Steeleyn ehemals in Oxford ſtudirt, und Steeley war ſehr begierig, ihn nach ſo vielen Jahren einmal wieder zu ſehen. Er ſchrieb an ihn, ſo bald er hörte, daß er auf dem Landgute angekommen war, und bat um die Erlaubniß, daß er ihn nebſt ſeiner Frau und noch ein paar guten Freunden beſuchen dürfte. Robert, der noch gar nicht gewußt hatte, daß Steeley wieder aus Moskau zurück gekommen war, ſchickte ihm den andern Tag eine Antwort voller Sehnſucht und Freundſchaft, und zugleich ſeinen eigenen Wagen. N - - war unpaß, und wir fuhren alſo ohne ihn zu Roberten, und kamen kurz vor der Mittagsmahlzeit an. Er empfieng uns mit vieler Höflichkeit, und Steeley präſentirte ihm meinen Gemahl unter ſeinem angenommenen Namen, als einen Freund, den er mit aus Siberien gebracht.

Unser Wirth, der ganz allein war, nöthigte uns ohne Verzug zur Tafel, damit er ungestört mit uns reden könnte. Wir hatten uns kaum niedergesetzt, und außer den Complimenten noch nichts gesprochen, als der Bediente des Staatssecretairs herein trat, und jemanden anmeldete, aber so sachte, daß wir nichts, als das Wort, Abgesandter, verstehen konnten. Müssen wir denn gestört werden? fieng Robert ganz zornig an, und eilte den Augenblick nebst dem Bedienten aus dem Zimmer. Wir blieben sitzen, und erwarteten mit großem Verdruß den neuen Gast; aber ö Himmel, was für ein Augenblick war das für mich und den Grafen, als Robert den Prinzen von S - - herein geführt brachte! Wir sprangen beide von der Tafel auf, und wußten nicht, ob wir in dem Zimmer bleiben sollten. Der Prinz trat auf mich zu, als ob er seinen Augen nicht trauen wollte; indem sah er den Grafen, und erschrack, daß er blaß wurde. Robert merkte nichts von diesem Geheimnisse, und nöthigte den Prinzen und uns, die er seine Freunde nannte, an die Tafel. Der Prinz bedankte sich, und sagte, daß er schon gefrühstücket hätte, und nur gekommen wäre, sich einige Stunden mit der Jagd zu vergnügen. Robert antwortete, daß er ihm Gesellschaft leisten wollte; allein er nahm es nicht an. Geben sie mir ihren Jäger mit, sprach er ganz zerstreut; auf den Abend will ich gewiß ihr Gast seyn. Indem machte er uns allen ein Compliment, und Robert begleitete ihn. Ach, fieng mein Gemahl zu Steeleyn an, wo haben sie uns hingeführt? Wie wird mirs und meiner Gemahlinn ergehn? Das war der Prinz von S - - Er wird in

den

den Verrichtungen seines Königs hier seyn, und ich, ich — Robert kam mit einer unruhigen Miene wieder. Ich weis nicht, sprach er, warum der Prinz so bestürzt war. Er muß jemanden von ihnen kennen, oder zu kennen sich einbilden. Er fragte insonderheit nach ihnen; (er meynte den Grafen) allein ich sagte ihm, daß ich mit meinen Gästen selbst noch nicht bekannt wäre. Er ist in den Angelegenheiten des Königs von Schweden seit kurzer Zeit hier, und wird vermuthlich bald wieder von hier zur Armee abgehen. Unser Wirth schloß aus unsrer Bestürzung auf ein Geheimniß, und bat, daß wir ihm die Sache entdecken sollten, wenn sie nicht von Wichtigkeit wäre. Ich will ihnen alles sagen, fieng der Graf an, und zum voraus um ihren Schutz bitten, wenn ich ihn verdiene. Ich bin der Graf von G — . Mein Name wird ihnen durch mein Unglück vielleicht schon bekannt seyn. Ich bin vor zehen Jahren als ein schwedischer Obrister so unglücklich gewesen, daß mir das Leben durch das Kriegsrecht abgesprochen worden ist. Darauf erzählte er ihm das Uebrige, und wie er zu seiner Sicherheit, als ein Gefangner der Russen, den Namen Loewenhoeck angenommen. Der Prinz, fuhr er fort, ist mein Feind, und meine Verurtheilung ist vielleicht eine Wirkung seiner Rache gewesen. Ich will ihnen die Ursache nicht sagen, wodurch er bewogen worden, meinen Untergang zu suchen. Sie ist ihm vielleicht nachtheiliger, als seine Rache selbst. Ich schließe aus seiner Bestürzung, daß er mich für todt muß gehalten haben, und wer weis, ob nicht die Zeit seinen Haß gegen mich vertrieben hat. Bin ich, schloß er endlich,

nicht so unschuldig, als ich ihnen gesagt habe: so laß mich Gott noch durch die Verfolgung dieses Prinzen sterben. Unser Wirth, dem das Blut vor edler Empfindung in das Gesicht trat, reichte dem Grafen die Hand. Bleiben sie bey mir, sprach er. Ich will alle mein Ansehen bey Hofe zu ihrer Sicherheit anwenden, und wenn das nicht hilft, mein Leben. Verlassen sie sich auf mein Wort, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich will dem Prinzen in etlichen Stunden entgegen fahren, und ihn zurück holen, und bey meiner Zurückkunft will ich ihnen sagen, was sie thun sollen. Erzählen sie mir indessen alles, was zu ihrem Schicksale gehöret; denn ich sehe doch, daß wir itzt nicht essen können. Wir thaten es. Ich bin ihr Freund, fieng Robert endlich an, mehr kann ich ihnen nicht sagen; ich will es ihnen aber beweisen. Er fuhr nunmehr dem Prinzen entgegen, und bat, daß wir uns bis zu seiner Zurückkunft in dem Garten aufhalten sollten. Wir erwarteten ihn daselbst zwischen Furcht und Hoffnung, und waren beynahe entschlossen, ohne seine Erlaubniß wieder zurück zu kehren. Endlich sahen wir ihn nebst dem Prinzen in den Garten kommen, und mein ganzes Herz empörte sich über diesen Anblick. Der Prinz gieng gerade auf den Grafen zu, der die Augen niederschlug, und umarmte ihn, nachdem er mir und Amalien ein Compliment gemacht. Ich bin ihr Freund, sprach er, wenn ichs auch nicht immer gewesen bin, und ich wünschte, daß sie der meinige werden möchten. Wir haben sie alle für todt gehalten. Ich weis, daß ihnen bey der Armee zu viel geschehen ist, und es kömmt auf sie an, was sie für eine Genug-

thuung

thuung fordern wollen. Keine, antwortete der Graf, als diejenige, die so mir schon ertheilt haben, nämlich daß ich unschuldig und der Gnade des Königs nicht unwerth bin. Sie sind ihrer so werth, versetzte der Prinz, daß ich ihnen in seinem Namen zweyerley zum voraus verspreche. Wollen sie mit nach Schweden und zur Armee zurück kehren: so biete ich ihnen die Stelle eines Generals an. Dieß wird die beste Ehrenerklärung für das seyn, was ihnen als Obristen Schuld gegeben worden ist. Wollen sie dieß nicht: so bleiben sie hier. Ich will es bey dem Könige so weit bringen, daß sie als Schwedischer Envoye bey meiner Abreise zurück bleiben sollen. Sagen sie Ja, Herr Graf, damit ich das Vergnügen habe, sie zu überzeugen, daß ich sie hoch schätze und das Vergangene wieder gut machen will. Der Graf schlug beides aus. Ich bin zufrieden, sprach er, daß sie mein Freund sind, und mich in die Gnade des Königs von neuem setzen wollen; mehr verlange ich nicht. Sollte ich mich noch einmal in die große Welt wagen, und glücklich seyn, um vielleicht wieder unglücklich zu werden? Ich will mein Leben ohne öffentliche Geschäfte beschließen. Robert mengte sich endlich in das Gespräch, und unsre Furcht vor dem Prinzen verminderte sich. Es sey nun, daß seine Rache gesättigt war, oder daß ihn sein Gewissen gequält hatte; so bezeigte er den ganzen Abend eine außerordentliche Freude, daß der Graf noch lebte, den er so viele Jahre hindurch für todt gehalten hatte. Mein Gemahl that so großmüthig gegen ihn, als ob er nie von ihm wäre beleidiget worden. Der Prinz nahm

noch

doch denſelben Abend von uns Abſchied, weil er ſehr früh wieder zurück nach London wollte. Wenn ſie mein Freund ſind, ſprach er zum Grafen: ſo beſuchen ſie mich noch dieſe Woche, oder ich komme zu ihnen. Der Graf verſprach es ihm, allein er konnte ſein Wort nicht halten; die Zeit war da, daß ich ihn zum andernmale verlieren ſollte. Denn in eben dieſer Nacht bekam er einen Anfall von einem Fieber. Wir alten den andern Tag von unſerm großmüthigen Wirthe auf unſer Landgut zurück, und das Fieber ließ den armen Grafen kaum mehr aufdauern. Er ward in wenig Tagen ſo entkräftet, daß er die Hoffnung zum Leben aufgab. Ich kam bis in den neunten Tag weder Tag noch Nacht von ſeiner Seite, und ſuchte mir ihn recht wider den Willen des Schickſals zu erhalten; ſo vollkommen liebte ich ihn noch. Drey Tage vor ſeinem Ende wünſchte er, daß ihn der Prinz beſuchen möchte. Wir ließens ihm eiligſt melden, und er war den Tag darauf ſchon zugegen. Sehen ſie, ſprach der Graf, daß ich keine Gnade des Königs mehr nöthig habe? Ich will nur Abſchied von ihnen nehmen, und ſie und mich überzeugen, daß ich als ihr Freund ſterbe. Der Prinz war ſo gerührt, und zugleich ſo beſchämt, daß er ihm wenig antworten konnte. Er blieb wohl eine halbe Stunde vor dem Bette ſitzen, und drückte ihm die Hand, und fragte, ob er ihm denn mit nichts mehr dienen könnte, als mit ſeinem Mitleiden. Der Graf ward ſo ſchwach, daß er kaum mehr reden konnte, und bat den Prinzen ihn zu verlaſſen. Der Prinz gieng mit größter Wehmuth fort, und wagte es nicht, von

mir

mir Abschied zu nehmen. Den andern Tag kam der Graf aus einem tiefen Schlafe eine Stunde lang wieder zu sich selber. Amalie, Steeley und R..., der doch selbst noch krank war, traten alle zu ihm. Bald, sprach er zu mir, hätte ich euch nicht wieder gesehen. Ach, meine Gemahlinn, der Tod ist nicht schwer; aber euch und meine Freunde zu verlassen, das ist bitter. Ich sterbe; und ihnen, mein lieber R..., überlasse ich meine Gemahlinn. Er starb auch an eben dem Tage. Ich will meinen Schmerz über seinen Tod nicht beschreiben. Er war ein Beweis der zärtlichsten Liebe, und bis zur Ausschweifung groß. Ich fand eine Wollust in meinen Thränen, die mich viele Wochen an keine Beruhigung denken ließ; und Amalie klagte mit mir, anstatt, daß sie mich trösten sollte. R... mußte die Zeit über das Bette hüten, und auch dieses vermehrte meinen Schmerz. Steeley allein sann auf meine Ruhe, und nöthigte mich, da die beste Zeit des Jahres verstrichen war, mit ihm nach London zurück zu kehren.

Das erste, was mir da wieder begegnete, war ein Vorfall mit dem Prinzen. Er war im Begriffe von London wegzugehen, und wagte es in Roberts Gesellschaft bey unsrer Ankunft mir die Condolenz abzustatten. Er wiederholte seinen Besuch hinnen zwey Tagen etliche mal, und begehrte, daß ich ihm eine Bittschrift an den König mitgeben und um die Ersetzung der eingezogenen Güter meines Gemahls anhalten sollte. Ich gab ihm eine, bloß um ihn nicht zu beleidigen. Noch an eben dem Tage erhielt ich einen Besuch von dem Staatssecretair. Ich will ihnen, fieng

er

er nach etlichen Complimenten an, die Urſache meines Beſuchs kurz entdecken. Ich bin ein Abgeordneter des Prinzen, und ich weis nicht, ob ſie mich ohne Unwillen anhören werden. Wiſſen ſie, daß ihm ſeine Gemahlinn vor etlichen Jahren geſtorben iſt? Er wünſcht, ſie als Gemahlinn mit nach Schweden nehmen zu können, und es iſt nichts gewiſſers, als daß er ſie auf das äuſſerſte liebt. Mit Einem Worte, er will durch mich erfahren, ob er hoffen darf, oder nicht. Nunmehr habe ich ihnen alles geſagt, und ſie dürfen ſich bey ihrer Antwort nicht den geringſten Zwang anthun. Sie ſah und Amalie und R.. waren zugegen, als er mit dem Antrag that; und R.. erſchrack, als ob er mich ſchon verloren hätte. Ich entſetzte mich ſelbſt über die Verwegenheit des Prinzen, und antwortete dem Herrn Robert nichts als dieſes: Hier iſt mein Gemahl, und wies auf den Herrn R.. In der That war er mir noch ſo ſchätzbar, daß ich ihn allen Andern vorgezogen haben würde, wenn ich mich hätte entſchlieſſen können, mich wieder zu vermählen. Und vielleicht wär ich, ſoll ich ſagen zärtlich, oder ſchwach genug dazu geweſen, wenn er länger gelebt hätte. Er ſtarb bald darauf an ſeiner noch fortdaurenden Krankheit, und die Betrübniß über ſeinen Verluſt überführte mich, wie ſehr ihn mein Herz noch geliebt hatte.

JAN 14 1932